
Generated on 2019-11-17 12:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064480948
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google




VET TES TAMEN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



DIE KULTUR

VIERTELJAHRSCHRIFT F. WISSENSCHAFT · LITERATUR UND KUNST.

HERAUSGEGEBEN VON DER

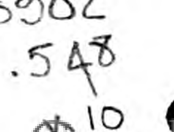


VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
IX. SCHWARZSPANIERSTRASSE 6.



Inhalt des zehnten Jahrganges.

Aufsätze.



Belletristisches.

Gedichte.

Umschau.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Zur Wiedergeburt des liturgischen Sinnes bei den Gebildeten.

Von Msgr. Dr. Baron **de Mathies.**

Die Schwierigkeiten, welche die Gebildeten heutzutage dem kirchlichen Leben gegenüber empfinden, sind nicht bloß intellektueller Natur. Es gibt auch ästhetische Schwierigkeiten. Ich will mich in diesen Blättern nun weder auf die apologetischen, noch auf irgendwelche asketische Erörterungen über Schwierigkeiten der erstgenannten Art einlassen, denn in zahlreichen theologischen, philosophischen und erbaulichen Schriften wird die Verteidigung des Glaubens glücklicherweise ex professo mit großem Ernste geführt. Ich möchte vielmehr einige ästhetische Schwierigkeiten erörtern, von welchen es heißt, sie entfremdeten hier und dort die Gebildeten der kirchlichen Praxis. Unter ‚Gebildeten' will ich zunächst die akademischen Kreise sowie die Vertreter der sogenannten höheren Berufs- und Gesellschaftswelt verstehen, daneben auch solche Personen beiderlei Geschlechts, welche vielleicht nach Geburt und Beschäftigung eher zum Mittelstande zählen würden, sich jedoch durch ihr persönliches Interesse für soziale, politische, moralische und intellektuelle Fragen selber auf ein höheres Niveau zu erheben wissen. Von diesen Gebildeten darf man wohl ohne große Übertreibung behaupten: sie stehen — soweit sie Katholiken sind — dem offiziellen Kultus ihrer Kirche nicht mit dem genügenden Verständnisse gegenüber. Dieser offizielle Kultus der katholischen Kirche kommt in der Liturgie zum Ausdruck. Wie wird sich aber die Mehrzahl unserer gebildeten Katholiken dieser Tatsache bewußt? Kennen die Gebildeten das Meßbuch, das Brevier, die altehrwürdigen Ritualien, nach denen die Spendung der hl. Sakramente erfolgt? — Leider nicht, oder nur sehr oberflächlich. Ich weiß es, ein beliebter Einwand lautet: „Es ist ja alles lateinisch." Ja; wegen der Konformität des universalen, katholischen, internationalen Glaubens der Weltkirche und aus anderen Gründen, deren Erörterung nicht hieher gehört, ist die Kultsprache nicht die Sprache der Gasse, der Börse, der Bühne, des Salons oder gar der Witzblätter. Aber gibt es nicht unter den Gebildeten viele tausend Männer und sogar Frauen, welche Lateinisch verstehen? Kann man denn nicht, wie man eine andere Sprache lernt, auch ein wenig Latein bemeistern? Sind nicht zudem eine Reihe von vorzüglichen Gebetbüchern vorhanden, in welchen neben dem lateinischen Texte die landessprachliche Verdolmetschung aller Teile des offiziellen Gottesdienstes zu finden ist? Wurden nicht Meßbuch und Brevier sogar von A bis Z ins Deutsche, Englische, Französische übersetzt? Existieren etwa keine wissenschaftlichen und populären Erklärungen der Liturgie?*) Hat man vielleicht noch nie über liturgische Themata Kanzelvorträge gehalten?

*) Es genügt für meinen Zweck, auf die reichhaltigen bibliographischen Angaben bei Dom Cabrol, Introduction aux Études Liturgiques (Paris, 1907), zu verweisen



„Das ist alles ganz schön und gut," antwortet man mir, „aber: wenn ich recht von Herzen beten will, so bete ich, wie eben das Herz es mir eingibt. Da brauche ich keine Formeln." Zugestanden. Wer vor Gott sein Herz ausschütten will, wer um Licht, Kraft und Erlösung fleht, wen seelische oder körperliche Schmerzen quälen, wer um hundert dringende Anliegen zu sorgen hat, wer aus dem tiefsten Grunde der Seele Gott danken und ihn preisen möchte, der bedarf keiner Gebetsformulare, weder im stillen Kämmerlein, noch vor den Altären des Herrn und seiner Heiligen. Der bedarf aber erst recht nicht jener von Privaten verfaßten Gebete, die sich in Hunderten von vielverbreiteten Andachtsbüchern finden und gar vielversprechende Überschriften tragen, wie z. B.: „Fürbitte für die Eltern", „Für kranke Geschwister", „Für abgestorbene Wohltäter" u. dgl.! Es gibt nun aber neben dem privaten Gottesdienste auch einen gemeinschaftlichen, öffentlichen, offiziellen Kultus. Dieser sollte stets einen objektiven, feierlich-gemessenen, ästhetisch-vornehmen Charakter tragen, einen Charakter, der einerseits zwar alles Persönliche, Subjektive, Individuelle abgestreift hat und anderseits doch wieder zuläßt, daß jeglicher Christ, wes Standes oder welcher Stimmung er immer sei, in ihm den Ausdruck seiner persönlichen Frömmigkeit finde. Diesen Doppelcharakter hat aber der liturgische Gottesdienst, wenn — man ihn verstethen lernt und wenn er würdig verrichtet wird. Ich habe an anderer Selle (Religion in Salon und Welt, 2. Aufl., Regensburg, 1908) das Thema „Zeremonien" ausführlich behandelt und darauf hingewiesen, daß unsere katholische Liturgie nach Form und Inhalt einen mustergültigen Kultus darstellt, welcher allerdings, um zu gefallen, zuerst verstanden und dann im Geiste der Kirche vollzogen werden muß. Die Grundlage dieses Kultus bildet die heilige Schrift beider Testamente. Wer sich jemals die Mühe genommen hat, in das Verständnis der Psalmenpoesie einzudringen, wer mit den Evangelien und den Apostelbriefen nur einigermaßen vertraut geworden ist, für wen die Hymnen, Antiphonen und Orationen der Kirche keine rätselhafte Geheimsprache reden, wer vollends die dramatische Anordnung sowohl der einzelnen Tagesliturgien als sämtlicher Messen und Offizien im Festkreis des Jahres bewundern gelernt hat, der muß in all dem eine Fülle von Poesie, reichste Belehrung und so tiefe Gedanken entdecken, daß er mit Freuden auf die ganze übrige leichte und seichte Gebetbuchliteratur Verzicht leistet. Vom ästhetischen Standpunkte ist die katholische Liturgie ein Meisterwerk, an welchem zweitausend Jahre, nein, auch die gottsuchenden Seelen der vorchristlichen Zeit gearbeitet haben. Außerdem kommt der offizielle, dogmatische Katholizismus in den liturgischen Büchern der Kirche viel reiner zum Ausdruck als in einem großen Teile der

---

und für den Gebrauch gebildeter Laien die liturgischen Arbeiten bezw. Übersetzungen von Gihr, Bole, Schott, Wolter, Moufang, Propst, Pachtler, Guéranger, Bäumer, Battifol, Duchesne, Dom Cagin, Bickell, Thalhofer, Janner, Lord Bute zu empfehlen. Dom Cabrols „Die Liturgie der Kirche" ist auch deutsch bei Kösel erschienen. Man fragt sich angesichts der Menge so vorzüglicher Führer durch die fruchtbaren Regionen der Liturgie manchmal verwundert, wie es denn kommt, daß sich so wenig kirchlich gesinnte Laien ihnen anvertrauen. Vielleicht liegt die Erklärung in dem Umstande, daß derartige Arbeiten fast nur in theologischen Fachschriften besprochen und empfohlen werden. Ich empfinde daher eine besondere Genugtuung darüber, daß ich diese Dinge einmal in der „Kultur", d. h. vor einem größeren Publikum, zur Sprache bringen darf.

sogenannten Erbauungsliteratur. Ferner ist die Liturgie in ihrem Aufbau und in ihrer Entstehung von kirchengeschichtlichem Interesse. Endlich hat sie jederzeit der religiösen Kunst die wundervollste Anregung geboten. Die Gebildeten müssen wieder liturgischer werden. Dies würde zur Folge haben, daß sie den Geist der Kirche wahrer und reiner auffaßten. Und damit könnten sie ein regeres Interesse am öffentlichen Gottesdienste gewinnen, — am gesamten liturgischen Gottesdienste, welchem sogar der Klerus allerlei „Andachten" vorzuziehen begann, seitdem der eigentliche Kultus so wenig Verständnis bei weiteren Schichten findet. Gelänge es aber, unsre Gebildeten wieder für die Gebete und Zeremonien der Kirche, für deren geistvollen Inhalt, ihre tiefe Symbolik und ihre unvergleichlich schöne Sprache zu erwärmen, dann würde auch der Klerus in die Lage gesetzt werden, die äußere Feier des Gottesdienstes reicher, würdiger und für alle Stände anregender zu gestalten. Alles was die Kirche in ihren Riten und Gebeten offiziell anordnet, ist auch einer besonderen künstlerisch-ästhetischen Ausbildung und Ausschmückung fähig. Ein genaues Verständnis der liturgischen Grundsätze, Regeln und Gebräuche bewahrt uns einerseits vor übertriebenem, sinnlosem Pomp und Plunder im Gotteshause, anderseits vor Verbauerung und allzugroßer Nüchternheit. Die verschiedenen „Volksandachten" wären deshalb gewiß nicht abzuschaffen, da die Kirche selber sie duldet und teilweise sogar warm empfiehlt, wie wir das z. B. vom Kreuzweg, vom Rosenkranze und von der Herz-Jesu-Andacht wissen. Aber der offizielle Gottesdienst ist von altersher der liturgische. Das Verhältnis der Gebildeten zu ihm muß wieder inniger werden. Viele Benediktinerkongregationen, z. B. die Beuroner, räumen dem liturgischen Kultus nicht nur theoretisch, sondern auch tatsächlich die allererste Stelle im Gottesdienste ein und haben gerade hiedurch von jeher nicht bloß das „Volk", nein auch ganz besonders die gebildeten Stände angezogen. Predigt und Unterricht in der Religion sind notwendig für uns alle, für hoch und niedrig, Gelehrte und Ungelehrte. Aber die sogenannten „Andachten" braucht jeder nur, insofern und soweit sie ihm zusagen. Sie machen nicht den offiziellen Kultus der Kirche aus, sondern sind farbenprächtige Blüten ihres Gebetslebens und Beweise für ihre fruchtbare Vielseitigkeit. Die heilige Messe des ganzen Jahres sollte dagegen von allen Gebildeten studiert und gekannt werden. Daß außerdem neben Vesper und Komplet noch andere „kanonische Tagzeiten" wieder auf Verständnis oder gar auf Einführung in den Kirchen rechnen könnten, bleibt vorläufig wohl eine Illusion. Aber wer weiß, was nach dieser Richtung geschehen würde, wenn der Klerus sich für die Sache ins Zeug legte und die gebildete Laienwelt für eine liturgische Renaissance gewönne! Der Verfasser dieser Zeilen hat vor, in der „Kultur" (oder wo sonst sich ihm Raum und Gelegenheit bietet), das hier mehr im allgemeinen behandelte Thema noch eingehender zu besprechen. Das könnte durch spezielle Abhandlungen über einzelne Teile der Liturgie geschehen, nicht in wissenschaftlich-theologischer Form, sondern eher vom ästhetischen Standpunkte aus, um auch andere Kreise als Liturgiker von Fach für jene Gedankenwelt zu gewinnen. Der Schreiber dieser Zeilen hat vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als er noch Lutheraner war, das anglikanische ‚Book of Common Prayer' in die Hand bekommen und es fleißig benutzt, bis er mit dem katholischen Glauben auch die katholische

1*

Liturgie, welche sich im ‚Prayer-book‘ ja nur sehr verstümmelt wiederfindet, durch Unterricht und Studium mehr und mehr lieben lernte. Als Katholik hat er dann, lange bevor er sich entschloß, Priester zu werden, ausschließlich Missale und Brevier als Gebetbücher benutzt. Er weiß auch, daß eine ganze Reihe von geborenen Katholiken wie auch viele Konvertiten genau die nämliche Freude am liturgischen Leben der Kirche haben. Eingehende Kenntnis der kirchlichen Liturgie hat zu früheren Zeiten wiederholt die gebildete Laienwelt ausgezeichnet. Ein schöneres Morgengebet als die Prim und eine gedankenreichere Abendandacht als die Komplet wird der gebildete Laie in keinem Manuale der Welt finden. Und was den Psalter angeht, sollte ein Gebildeter nicht mit Leichtigkeit imstande sein, wenigstens die Bußpsalmen und die Laudes mit ihren häufig nach dem Festgeheimnis wechselnden Leitmotiven — den Antiphonen — zu verstehen? Es ist, allgemein gesprochen, natürlich nur ein Vorurteil akatholischer Kreise, wenn es heißt, der Katholik verstehe nicht, was am Altare vorgehe. Das Wesentliche versteht offenbar jedes nur einigermaßen gut unterrichtete Kind. Dennoch ist es Tatsache, daß wir zu wenig in der Liturgie Bescheid wissen. Vielleicht wird es auch aus d i e s e m Grunde manchem gebildeten Laien schwer, den öffentlichen Gottesdienst mit regelmäßiger Treue zu besuchen. Man sollte sich indes sagen, daß dort, wo die Predigt vielleicht weniger Anregung bietet und die Kirchenmusik mangelhaft ausgeführt wird, doch immer die so unendlich vielseitige, altehrwürdige und trotzdem ewig jugendfrische Liturgie den öffentlichen Gottesdienst ausmacht. Gehört es denn nicht auch zur christlichen Kultur, daß man die Sprache und die Dramaturgie seiner Kirche kenne? Wie manches schiefe und absurde Urteil über katholische Andacht müßte verstummen, wenn man wieder allgemein lernte, die Feste mit der Mutterkirche zu feiern! Ein gebildeter Laie, welcher imstande ist, sich in die Nationalliteratur fremder Nationen, ja fremder Rassen hineinzulesen, darf schwerlich behaupten, die Liturgie seiner Kirche müsse ihm ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Zumal fast alles Liturgische auch in die modernen Kultursprachen übersetzt ist, kann es Niemandem schwer fallen, sich das Latein der Kirche anzueignen. Dazu ist kein ciceronianisches Sprachgefühl, ja nicht einmal Übung in der gestrengen Syntaxlehre erforderlich. Und wer als gebildeter Mensch den Sinn der kirchlichen Gebete und Riten erfaßt hat, der wird nie versucht werden, die Zeremonien der Kirche als sinnlos oder als langweilig oder als überwundene Äußerlichkeiten zu verschreien. Noch mehr. In unserr Zeit, wo so viele „Richtungen“ und „Schulen“ einander befehden, wäre die allgemeine Kenntnis der Liturgie geradezu ein Vinculum caritatis für alle Katholiken. Der vornehme, ruhige, objektive Charakter der Liturgie verträgt sich mit allen Nüancen individueller Andacht. In den kirchlichen Gebeten findet der sogenannte furor theologicus gewiß keine Heimstätte. Ebenso ist da kein Platz für exaltierte Schwärmerei, und der flache Rationalismus kann sich dort nirgends unangenehm machen. Die Liturgie ist in gewissem Sinne unser poetisches Credo. Man könnte sie gleicherweise als das Hohelied der Kirchengeschichte bezeichnen. Nur muß man Ohren haben zum Hören und Augen zum Sehen. Vielerorts mag sich der Gedanke, wir sollten wieder liturgischer werden, wie ein ganz neuer Vorschlag anhören. Im Grunde ist die liturgische Gebetsweise jedoch die uralte Andachtsform unsrer christlichen Altvorderen.

Sie reicht hinüber in das graue Altertum des mosaischen Tempelkultus, hat die dunklen Katakomben ebenso wie die glänzenden Basiliken der befreiten Kirche und die hochragenden Kathedralen des Mittelalters geheiligt. Sie verklärt den Glanz einer Pontifikalmesse des Statthalters Christi unter der Kuppel von Sankt Peter und begleitet den armen Missionär hinaus in die unwirtliche Fremde. Sie hat einst die alten Germanen gezähmt, wie sie noch heute den Chinesen mit dem Inder und dem Neger an den Stufen des Opferaltars versammelt. Sie kommt in den kunstgeweihten Heiligtümern stattlicher Abteien zur Entfaltung und erscheint vom Aufgange bis zum Niedergang der Sonne in der ärmlichen Dorfkirche. Uns allen hat sie etwas zu sagen, was wir tagtäglich brauchen können; uns allen erzählt sie von den Leiden und Triumphen Christi seit der Stunde, wo die ewige Weisheit das Wort gesprochen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Aber sie antwortet auch in tausend Formen und im Namen von tausend Völkern: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Sie ist eben die Sprache des heiligen Geistes, diese unsere katholische Liturgie. Es verlohnt sich darum wohl, sie auch als Ausdruck des höchsten Kulturlebens, nämlich des christlichen Kultus, zu begreifen. Kein gebildeter Christ kann ihr sein Ohr verschließen, ohne damit auf bedeutsame Kunde und Kenntnis zu verzichten. Der feinempfindende englische Schriftsteller William Pater sagt: „Der Glanz der Heiligkeit! . . . Der ästhetische Zauber der katholischen Kirche, ihre weckende Gewalt über alles, was im besseren Geiste des Menschen beredt und ausdrucksvoll ist, ihre äußere Schönheit, ihre würdigen Anschauungen von der menschlichen Natur: — all das können wir, wie es Jahrhunderte später von Dante und Giotto, von den großen Kirchenbaumeistern des Mittelalters, von den großen Ritualisten wie dem heiligen Gregor und den Meistern der heiligen Musik im Mittelalter blühend entwickelt wurde, schon in dunklen Andeutungen . . . . gegen Ende des zweiten Jahrhunderts entdecken . . . . . . Lex orandi lex credendi. Unsere Glaubenssätze sind nur der kurze Abriß unserer Gebete und Gesänge.“ — „Mit weitherzigem Eklektizismus, aber doch innerhalb der Grenzen ihrer Freiheit und wie mit einer Kraft, die zugleich Vorsehung ist, sammelt die Kirche und nimmt zu ihrem Dienste, wie bei anderen Dingen so auch im Ritual, das eine hierher, das andere dorther, aus den verschiedensten Quellen — gnostischen, jüdischen, heidnischen —, um den größten Akt der Anbetung, den die Welt je gesehen, zu schmücken und zu verschönern.“ *) Wenn sich in diesen Worten auch einzelne Unrichtigkeiten finden — wie z. B. daß unser Rituale auch ‚gnostische‘ Elemente in sich aufgenommen habe —, so ist es doch sehr lehrreich zu hören, was ein nichtkatholischer Ästhetiker an unserer Liturgie zu rühmen weiß. Unsere Klassiker haben den katholischen Kultus gleicherweise ästhetisch zu würdigen gewußt, — man denke nur an Schillers Beschreibung der Papstmesse in Sankt Peter (Maria Stuart). Die Engländer gelten im allgemeinen für ein nüchternes, praktisches Volk. Dennoch sind es nicht die flachsten und ungelehrtesten Geister unter ihnen, die sich seit Keble, Pusey und Newman jenem Ritualismus zugewendet haben, den man wohl

*) William Pater, Marius der Epikureer (2. Bd. S. 120 ff.). Deutsch von Felix Paul Greve (Insel-Verlag, 1908). Die Übertragung ist zwar sinngemäß, aber stellenweise etwas steif und gibt den fast klassischen Charakter des Originals nicht wieder.



als Very High Church bezeichnet. Auf liturgisch-rituelle Symbolik und Allegorik verzichtet übrigens keine Religion, welche gemeinsame Gebets- und Opferakte vornimmt. Die Buddhisten besitzen ein reich entwickeltes Tempelzeremoniell und selbst der Mohammedaner kennt rituelle Formeln und Handlungen. Die Kulte der alten Ägypter, Azteken, Tolteken, Peruaner sind ebenso liturgisch wie jene der Parsen, Griechen und Römer. Die Briten, Gallier, Germanen beteten nicht minder rituell als die Fetischpriester der Südseeinsulaner oder der ‚Wilden' im Innern Afrikas es tun. Sogar die Freimaurer haben Liturgen und Liturgien, — sie unterscheiden sich ja nach ihren ‚Riten' und ‚arbeiten' nach bestimmten Ritualien. Vom anthropologischen wie vom ästhetischen Standpunkte aus muß daher wohl das liturgische Element zum Wesen des Kultus gehören. Und wenn es irgend einem Monistenbunde je gelingen sollte, der Kirche Gottes eine Gegenkirche gegenüberzustellen, so würde auch solche ganz diesseitig-naturalistisch gestimmte Gemeinde in kurzer Zeit eine Liturgie ausbilden. Aus derartigen Betrachtungen muß wohl der Gebildete die Überzeugung gewinnen, daß eine Wiedergeburt des liturgischen Sinnes unter uns Katholiken keine Veräußerlichung, sondern vielmehr eine Vertiefung unseres Gebetslebens bedeuten würde. Unsere Liturgie ist auf der einen Seite eine echt-kirchliche Schöpfung, auf der andern Seite aber tausendmal wissenschaftlicher und im guten Sinne des Wortes kritischer als ein gewisser Andachtsformalismus und -Sentimentalismus, der schon manchem gebildeten Manne ‚Schwierigkeiten' bereitet hat. Wir wissen, daß der Heilige Stuhl nach wie vor darauf bedacht ist, die Liturgie nicht nur zu kontrollieren, sondern auch zu verbessern, zum Beispiel durch die Emendation beziehungsweise Unterdrückung einiger Brevierlektionen, die aus geschichtlichen, textkritischen oder sonstigen Gründen nicht mehr zu halten sind. Ebenso wissen wir, daß unsre römische Liturgie kein so starres Gebilde bleibt, wie es die meisten orientalischen Liturgien sind. Wir haben also alle Ursache, uns des liturgischen Besitzstandes unsrer Kirche zu freuen, zumal im offiziellen kirchlichen Gebete eine durchaus orthodoxe und gesunde Christologie und Mariologie zum Ausdruck kommt. Wollen wir aber die liturgischen Schätze der Kirche heben und ausbeuten, dann dürfen unsre gebildeten Laien nicht die ganze Arbeit dem Klerus überlassen. Und wenn auch nur wenige Laien Zeit und Lust hätten, aus den patristischen nnd liturgischen Quellen direkt zu schöpfen, so wäre es doch höchst arrogant, von der gebildeten Laienwelt annehmen zu wollen, sie sei überhaupt nicht imstande, in den Geist und Sinn unsres liturgischen Gottesdienstes tiefer, als sie es bisher versucht, einzudringen: solches Verständnis sei nur dem theologisch geschulten Priester möglich. Ich meine, es müsse die Liturgie allerdings vielerorten erst wieder von den Laien ‚entdeckt' werden. Könnte man dies aber veranlassen, so wäre eine Renaissance des liturgischen Geschmackes nur eine Frage der Zeit.

Wie sich viele durch ihren bürgerlichen Beruf sehr in Anspruch genommene Männer und Frauen doch noch allerlei Liebhabereien, Sports und Sammlungen gestatten, so könnte der eine oder andere ganz wohl Zeit finden, ein wenig Liturgik zu treiben. Oder wäre eine solche Liebhaberei verächtlicher, als es beispielsweise die Anlegung einer Siegelsammlung oder gar keramische Spezialstudien sind? An der Liturgie kann man außer dem asketischen sehr wohl noch ein archäologisches, historisches, philologisches, ästhetisches, biblio-



graphisches Interesse gewinnen. Selbst bloße ‚Sammler' würden ihre helle Freude an der Sache haben können und nicht einmal wissenschaftliche Entdeckungsreisen wären auf diesem Gebiete ausgeschlossen. Und noch etwas anderes könnte zur Weckung des liturgischen Sinnes geschehen: werden nicht unzählige Söhne und Töchter gebildeter katholischer Familien in den verschiedenen Erziehungsinternaten und -Externaten tagtäglich zum Gottesdienste geführt? Kann man diesen heranwachsenden Kindern nicht außer dem Rosenkranze und den diversen „Himmelsleitern", „Palmgärtlein" und „Manna"-Sammlungen das Meßbuch oder andere auf liturgischer Basis aufgebaute Manualien in die Hand geben? In England, Spanien und in einzelnen Gegenden Deutschlands würde man sich leicht davon überzeugen, daß die Laienwelt, die gebildete sowohl wie das Volk, dem liturgischen Kultus großes Verständnis entgegenbringt; an anderen Orten scheint man dagegen alles Liturgische beinahe ostentativ zu vernachlässigen. Rom, die Hauptstadt der Christenheit, ist trotz allem, was der Fremde von den „überschwänglichen Volksandachten" der Italiener zu berichten und manchmal zu fabeln weiß, doch eine echt liturgische Metropole geblieben, obwohl es auch dort einige geistliche Erziehungsanstalten gibt, in welchem die außerliturgischen Andachten sich besonderer Hochschätzung erfreuen. Ich möchte hier übrigens an der letztgenannten Richtung keine abfällige Kritik üben, um so weniger, als es nicht mir, sondern den betreffenden kirchlichen Oberen und Anstaltsvorständen zusteht, über die in ihren Instituten angebrachte Gottesdienstordnung zu befinden. Jedenfalls wird es mir trotzdem erlaubt sein, in aller Bescheidenheit darauf hinzuweisen, daß, wenn irgendwo, so doch gewiß in den Schulen — zumal in solchen, wo Latein gelehrt wird, — die beste Gelegenheit geboten würde, bei der Jugend auf das liturgische Verständnis unsres Kultus hinzuwirken. Daß ein akademisch gebildeter Katholik in der Jugend oder im späteren Leben dem eigentlichen Kultus seiner Kirche manchmal so fremd gegenübersteht, als ob ihm Mantras oder Sutras oder sonstige Abschnitte aus dem Veda der Brahmanen vorgetragen würden, ist, um keinen pikanteren Ausdruck zu gebrauchen, mindestens ein katholisches Kulturrätsel. Für keinen einzigen von seiner indogermanischen Kultur nur einigermaßen beleckten Arier katholischer Konfession ist das Kirchenlatein chinesisch. Und die in der kirchlichen Liturgie niedergelegte religiöse Ideenwelt enthält nichts unserer Kultur Heterogenes, sondern die gesamte christliche Völkerfamilie hat in dieser Liturgie vielmehr das Beste und Schönste zum gehobenen sprachlichen Ausdrucke gebracht, was ihre edelsten, gemütvollsten Kinder von sich selber und von ihrem menschenliebenden Gotte zu sagen wußten. So ist die Liturgie geradezu das literarische Denkmal aller gottsuchenden Geistesmenschen des alten und des neuen Bundes geworden. Und das Denkmal steht nicht vergessen an einer zerfallenen Friedhofsmauer, sondern ragt mitten in der Agora des öffentlichen Lebens auf, um uns zugleich Wegweiser zu sein. Endlich trägt dies Monument auch nicht die Inschrift Ἀγνώστῳ θεῷ, sondern die andere: Opus spiritus sancti. Wenn der eine oder andere Fremde näher hinzutreten möchte, um die Inschrift zu entziffern, ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.



Ist die sexuelle Aufklärung der Jugend heute eine Notwendigkeit?

Von Prof. Dr. **Franz Walter.**

In der ganzen Literatur der Sexualpädagogik steht heute — freilich nicht ganz im Einklang zu ihrer tatsächlichen Bedeutung — obenan die Frage nach der sexuellen Aufklärung der Jugend. Nicht als ob ich ihre Wichtigkeit anzweifelte, aber nach meiner Ansicht gibt es viel erfolgreichere Methoden, das sexuelle Leben der heranwachsenden Jugend in wirksamer Weise zu beeinflußen.

Man kann es verstehen, warum diese Frage heute so stark und tief die Gemüter nicht blos der Fachpädagogen, sondern insbesondere der Eltern bewegt. Wir stehen inmitten einer moralischen Krise, ja einer moralischen Dekadenz, und ohne die Sittlichkeit vergangener Jahrhunderte zu überschätzen, drängen sich uns doch die starken sexuellen Gebrechen unserer Zeit greifbar vor Augen. Der ausgezeichnete Pädagoge Foerster leitet seinen Artikel über „Sexualethik und Sexualpädagogik" („Hochland" 1907, August) mit folgender Anklage ein: „Die steigende sexuelle Verwilderung und Fahrlässigkeit unseres Zeitalters ist ein Symptom, durch das wir in erschreckendem Maße darauf aufmerksam gemacht werden, wohin die menschliche Gesellschaft kommt, wenn sie zugunsten einer bloßen Wissenskultur die Kultur des Willens und des Gewissens vernachlässigt hat. Diese Vernachlässigung des Charakters erscheint umso verhängnisvoller, als ja die moderne Zivilisation mit immer stärkeren Reizen und Versuchungen an die materielle Seite unseres Wesens herantritt, — ja die Grundtendenz und treibende Kraft dieser modernen Zivilisation ist gar nichts anderes als die raffinierteste Pflege und Bedienung der materiellen Seite des Menschen. Und dieser ganze Kultus des materiellen Bedürfens ist die eigentliche Ursache dessen, was man die sexuelle Hypertrophie unserer Zeit genannt hat." Freilich fehlt es gegenüber dem steigenden Hang unserer Generation nach Verweichlichung und „Auspolsterung" des Lebens nicht an Mahnungen, zur naturgemäßen Einfachheit, zur Abhärtung gegenüber den verweichlichenden Einflüssen zurückzukehren. Neben Alkoholbekämpfung und Vegetarismus, der größtmögliche Reizlosigkeit der Ernährung verlangt, will insbesondere die Propaganda für Sport und körperliche Übung die Stählung des Körpers und die Unabhängigkeit desselben von kultureller Verweichlichung erreichen. Aber vorläufig sind die Mahner zur Mäßigkeit und Abhärtung größtenteils Rufer in der Wüste und die tatsächlich erreichten Erfolge nicht allzu groß.

Daß wir auf sexuellem Gebiet vom Wege des Gesundnormalen stark abgewichen sind, wer wollte es leugnen? — Ein Hauptmittel gegen dieses Übel will man in der Gegenwart vor allem in der sexuellen Belehrung der Jugend erblicken. Hierin sei die wirksamste Prophylaxe gegen die Jugend-



verirrungen gegeben. Von allen Seiten ertönt der Ruf nach sexueller Aufklärung, sie wird zum Mittelpunkt aller Sexualpädagogik gemacht, von ihrer Durchführung allein sei das Heil zu erwarten. Bis in die Kreise christlicher Mütter dringt der Ruf, nicht ohne starke Beunruhigung und Besorgnis zu wecken. Ich möchte darum im Nachfolgenden vor allem die Frage nach der Notwendigkeit der sexuellen Aufklärung behandeln.

I.

Ich glaube, nach Lage der heute gegebenen Verhältnisse eine solche Notwendigkeit bejahen zu müssen. Es wird Pflicht der berufenen Erzieher, in erster Linie der Eltern sein, das heranwachsende Kind allmählich, in Anpassung an seine körperliche und geistige Entwicklung und vor allem unter beständiger Berücksichtigung religiöser Motive mit gewissen Dingen des sexuellen Lebens bekannt zu machen, um es so gegen Gefahren zu schützen, die aus einer von unberufener Seite, Kameraden, Dienstboten, durch Lektüre usw. ausgehenden heimlichen Belehrung erwachsen. Daß aus der bisher geübten Verheimlichung bisweilen schwere Gefährdungen für die Jugend hervorgehen, läßt sich nicht leugnen. Insbesondere spielt die völlige Unwissenheit junger Mädchen auf sexuellem Gebiet, die in die Ehe treten, oft eine verhängnisvolle Rolle.

Allerdings halte ich es für eine starke Übertreibung in der sich zahlreiche Aufklärungsschwärmer gefallen, als ob mit der Unterlassung der Aufklärung das Geschlechtsleben des Kindes und die pflichtmäßige Fürsorge für die Bewahrung seiner körperlichen und geistigen Reinheit seitens der Eltern ganz und gar vernachlässigt würde. Die Aufklärung ist keineswegs das Panazee gegen sexuelle Verirrungen, sie ist nur ein Mittel und zwar nicht einmal eines der wirksamsten, und es gibt außerdem noch Hilfen und Wege genug, um auf das erwachende Geschlechtsleben des Kindes Einfluß zu gewinnen: Behütung vor schlechtem Umgang, sorgsame Überwachung seiner Lektüre, religiöse Erziehung und eine von religiösem Geist getragene Charakterpflege, nicht zu vergessen auch eine vernünftige körperliche Abhärtung. Gegenüber der oben erwähnten Einseitigkeit, die in der Aufklärung das A und O aller sexuellen Erziehung erblicken will, kann gar nicht energisch genug betont werden, daß bloße intellektuelle Belehrung, bloße Bereicherung des Kindes mit einem an sich sehr gefährlichen Wissen, ohne starke moralische Gegenwehr den beabsichten Erfolg nicht haben wird und kann. Es war insbesondere Professor Fr. Foerster in Zürich, der in seinen neuesten wertvollen Publikationen über dieses Gebiet vor dem gefährlichen Intellektualismus warnte, der in einer einseitigen Überschätzung der Aufklärung sich ausspreche. Wo nicht starke ethische Motive und Inspirationen zur Aktivität gelangen, sei solche Belehrung im besten Fall machtlos, im andern verderblich. Weit wichtiger sei die Stärkung des Willens, die Charakterpflege, die Herausarbeitung der geistigen Persönlichkeit, der zur Vorherrschaft über das sinnliche Individuum mit seinen wechselnden Launen und seiner völligen Preisgabe an die von außen anstürmenden Eindrücke verholfen werden müsse. Nur im Rahmen einer solchen Gesamterziehung, der es in erster Linie um Willensstärkung zu tun sei, habe eine Sexualpädagogik ihren Platz, nicht aber könne, wo solche moralische Wirkung nicht beabsichtigt sei, eine sexuelle Aufklärung als gänzlich isolierte erzieherische Maßnahme auf einen

wertvollen Erfolg rechnen. Wo darum die Gesamterziehung fehlschlägt, wird auch die sexuelle Erziehung mißglücken, trotz aller noch so eindringlichen Belehrung.

Aber trotz dieser starken Einschränkungen halte ich eine gewisse Unterweisung des Kindes in sexuellen Dingen heute für geboten. Einmal aus dem allgemein pädagogischen Gesichtspunkt, um jede unwahre Aussage in den Antworten zu vermeiden, welche dem Kinde auf sein Befragen über den Ursprung des Menschen gegeben werden. Denn, wenn die Lüge sich irgendwo rächt und als schädlich erweist, so doch gewiß auf dem Felde der Erziehung. Es ist einfach unverantwortlich und unnatürlich, wenn das heranwachsende Menschenkind, dessen Vernunft sich allmählich der Wahrheit erschließt, wie die Blume dem Sonnenlicht, mit dem Gift der Lüge statt mit der gesunden Kost der Wahrheit genährt wird. Weigern sich aber die berufenen Erzieher, das freilich schwierige und verantwortungsvolle Amt zu übernehmen, dem Kinde gerade nach dieser Seite die notwendige Kenntnis zu vermitteln, so steht für die Befriedigung der kindlichen Neugierde nur der Weg des sittlichen Verderbnisses offen. Dann treten Belehrungen durch Kameraden an die Stelle der autoritativen Aufklärung, jene gefährlichen geheimen Unterhaltungen der Kinder über erotische und sexuelle Dinge. Und nicht bloß ist die gesunde sexuelle Entwicklung des Kindes gefährdet, sondern der Schaden ist um so größer und das ganze Erziehungswerk ist um so mehr in Frage gestellt, als das Band des Vertrauens zwischen Eltern und Kind zerrissen ist und als letzteres es instinktiv fühlt, daß es sein auf schmutzigem Wege erlangtes Wissen sorgfältig vor den Eltern verbergen muß. Die Mutter, die sonst mit dem Kinde die innigste Gemeinschaft führt, vergegenwärtige sich einmal den Eindruck, den die plötzliche Enthüllung des sexuellen Wissens seitens bereits verdorbener Kameraden auf ihr bisher noch unverdorbenes Kind machen muß. Jenes freche Wegreißen aller verhüllenden Schleier bedeutet eine entsetzliche Wandlung im Innern des Kindes, den ersten übermächtigen Angriff auf sein Schamgefühl, dem es allein, ungewappnet und wehrlos gegenübersteht. Es ist, als ob eine unheimliche Hand störend und trennend in das Verhältnis von Eltern und Kind eingriffe. Solch sexuelles Wissen wird naturgemäß zum Gift im Herzen der Jugend, das zerstörend um sich greift, wie der Funke, der unter der Asche unbemerkt glimmt. Eine förmliche Drachensaat! Es nistet sich schon frühzeitig in den jugendlichen Herzen jene niedrige Vorstellung vom Weibe ein, die die ganze Auffassung des Heidentums in seiner Verfallszeit im Gegensatz zur christlichen charakterisiert. Man stelle sich einmal die Frage, ob nicht bei aller äußerlichen Zuvorkommenheit und Galanterie gegen das weibliche Geschlecht diese Auffassung vom Weibe auch in der Gegenwart einen breiten Boden gewonnen und ob nicht auch die berechtigten Emanzipationsbestrebungen der modernen Frauenbewegung darunter zu leiden haben. Man kann den Schaden gar nicht hoch genug anschlagen, der durch eine solche von frühester Jugend im Geist des Jünglings sich festsetzende Anschauung vom Weibe sowohl dem einzelnen männlichen Individuum an seiner Seele wie dem ganzen Frauengeschlecht in seiner sozialen Stellung und Wertschätzung erwächst. Wie sehr hätte die Schule Veranlassung, bei Gelegenheit des Dichterwortes „Ehret die Frauen!" die verdorbenen Ansichten mancher Kinder gründlichst zu korrigieren.

Aber gerade hier bewährt es sich, daß eine Aufklärung, die nicht durch die ganze Erziehung vorbereitet ist, sozusagen in ein förmliches System erzieherischer Prophylaxe eingebettet ist, vielmehr ganz isoliert plötzlich an das Kind herangebracht wird, eine Aussicht auf den gewünschten Erfolg nicht geben kann. Ehe noch dem Verstand das Wissen von sexuellen Dingen gegeben wird, müssen schon durch Gewöhnung und ethische Beeinflussung im Kinde Schutzwehren errichtet, müssen Wille und Gefühle vorbereitet, gestärkt und geleitet sein, müssen edle, reine Instinkte, muß vor allem das Schamgefühl geweckt uud geleitet werden, damit die Mitteilung in rechter Weise vom Kinde aufgenommen werden kann. Insofern ist die ganze sexuelle Aufklärung nichts anderes als der Schlußstein im Gebäude der Gesamterziehung, als ein Glied in der Kette von erzieherischen Maßnahmen, welche die Herausarbeitung der sittlichen Persönlichkeit im Kinde bezwecken. In diesem Sinne sagt Foerster (Sexualpädagogik S. 527 ff.): „Darum ist diejenige Sexualpädagogik die beste, die am wenigsten direkt über sexuelle Dinge redet, die dagegen alle diejenigen Charakterkräfte und Gewohnheiten zu wecken versteht, welche den jungen Menschen von selbst in die richtige geistige Haltung gegenüber den erwachenden Trieben setzen." Machen wir uns die Folgen der verstohlenen Selbstaufklärung der Kinder klar. Durch eine dem Kinde wie aus schmutzigen Kloaken zufließende Kenntnis des sexuellen Lebens, das dann lediglich von seiner tierischen Seite ins Auge gefaßt wird, wird das Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Kind vergiftet und das ganze Erziehungswerk selbst in Frage gestellt. Welch ein Unterschied, wenn die Mitteilung aus dem Munde der Mutter, gleichsam aus reinem Gefäß zuströmt! Dort sind es ganz niederdrückende Empfindungen, die sich als erste Wirkung einstellen. Bei der meist rohen, ja zynischen Art, in der die verstohlene Aufklärung geschieht, erhebt sich Ekel und Abscheu gegen den Ursprung des menschlichen Lebens, der wohl auch ein Gefühl der Verachtung gegen die Eltern entstehen läßt und die ganze Phantasie des Kindes in eine unreine Atmosphäre einhüllt. Von frühester Jugend an ist das Kind, das um keinen Preis entdeckt sein will, zu einem Versteckenspiel allergefährlichster Art gezwungen. Diese Heimlichkeit ist der beste Nährboden für die Unsittlichkeit. Der Weg für die so berüchtigten und von den Erziehern so gefürchteten Jugendsünden ist damit frei gemacht. Wie ganz anders dagegen, wenn das Kind von Vater oder Mutter in ernster und doch liebevoll besorgter Weise, entsprechend der Zunahme seiner körperlichen und geistigen Reife, Aufklärung über die sein ganzes — sinnliches wie geistiges — Wesen so sehr beunruhigende Sache erhält. Viele Mütter, die sich trotz der herrschenden Vorurteile der delikaten Aufgabe unterzogen, fühlen sich durch den Erfolg für die aufgewandte Mühe reichlich belohnt. Insbesondere verfehle der Hinweis niemals seine tiefe Wirkung auf das Kind, daß es im Schoß der Mutter sein erstes Leben begonnen habe, daß es ursprünglich ein Teil von ihr gewesen sei, von ihr ernährt, gehegt, ersehnt und geliebt worden sei, ehe sie es noch mit Augen gesehen, und endlich unter Schmerzen, ja unter Gefahr des eigenen Lebens zur Welt gebracht worden sei. In der weichen, stark empfänglichen Kindesseele werden sich solche Eindrücke unauslöslich einprägen. Die zartesten Saiten werden im Gemüt des Kleinen angeschlagen. Die mütterliche Opferliebe steht in ihrer

ganzen Größe vor seinem Auge, er ist voll empfänglich für den Gedanken, daß möglicherweise sein eigenes Dasein um dem Preis des mütterlichen Lebens hätte erkauft werden müssen. Solche Gedanken und Vorstellungen lassen eine unreine Reflexion gar nicht aufkommen. Gerade in diesem Appell an das Gefühl liegen die besten Schutzwehren gegen alles Störende bereit. Das Kind ahnt, daß es sich hier um ein großes, verehrungswürdiges Geheimnis, nicht bloß in physischer, sondern auch in seelischer, ethischer Beziehung, um eine tiefe, geheimnisvolle Liebesverbindung zwischen Mutter und Kind handelt. In dieser Stimmung ist letzteres auch sehr wohl empfänglich für die Mahnung, gerade dem Geheimnisvollen der ganzen Angelegenheit Rechnung zu tragen und mit Kameraden oder Dienstboten nicht davon zu reden.

Es ist von ungeheurer Wichtigkeit, daß die hohe und heilige Tatsache der menschlichen Mutterschaft in die kindliche Vorstellungswelt in voller Reinheit eingeführt werde. Abgesehen von dem veredelnden, erhebenden Eindruck dieser Mitteilung auf das Kind bietet sich hier sozusagen ein Kristallisationskern, an den sich ungezwungen weitere entsprechende Mitteilungen später anschließen lassen. Gerade in der reinen Auffassung der Mutterschaft bedarf unsere Zeit einer starken Reform. Wir billigen keineswegs die Ausartungen des sogenannten „Mutterschutzes", die, ausgehend von dem „Rechte jedes Weibes auf ein Kind", jede Liebesverbindung von Mann und Weib als gleichberechtigt angesehen und jede Mutterschaft, die außereheliche so gut wie die eheliche, gleichmäßig anerkennen. Aber trotzdem darf gerade solche Übertreibung als eine begreifliche Reaktion gegen eine vielverbreitete, geradezu unwürdige Auffassung der Mutterschaft angesehen werden. Die Belehrung über den Ursprung des kindlichen Lebens im Mutterschoße, durch die das Gefühl der gegenseitigen Liebe und Zusammengehörigkeit im Kinde geweckt wird, richtet ein Schutzgefühl gegen rohe Auffassung des Empfängnis- und Geburtsvorganges auf. Gleicherweise könnte auch die spätere Belehrung über die Vaterschaft mit der Erweckung von entsprechenden Schutzgefühlen verbunden werden.*)

Gerade weil es so wichtig ist, dem Kinde eine Reihe von Schutzgefühlen zu vermitteln, will man auch dem Märchen seine Bedeutung in der Vorstellungswelt des Kindes belassen. Hier ist Wahrheit in poetischer Einkleidung, Erkenntnis und zugleich Verhüllung, und aus dem grellen Lichte eines eindringenden Verständnisses wird die Mitteilung hier in die Dämmerung des Ahnungsvollen gerückt. Jahrhundertelang ist dem Kinde auf dem Wege des Märchens die erste Vorstellung von dem Ursprung des menschlichen Lebens zugeflossen. Das Märchen vom Storch hat sich, scheint es, ein Bürgerrecht in der Kinderstube erworben. Und bis in die neueste Zeit wird auch von pädagogischer Seite seine Vortrefflichkeit betont.

Wie die Fabel und Parabel hat das Märchen nicht — wie die Lüge — die Absicht, im Nebenmenschen einen falschen Erkenntnisakt hervorzubringen, sondern es will ihn durch die poetische Einkleidung, das heißt durch eine scheinbare Unwahrheit zum Nachdenken über die darin verborgene Wahrheit veranlassen. Jedes Symbol oder Sinnbild nimmt an dem Charakter der

*) Thalhofer, S. 93.

objektiven Unwahrheit, das heißt der Nichtkongruenz von Vorstellung und Wort teil; trotzdem ist das Symbol nicht dazu angetan, einen Irrtum hervorzurufen, sondern auf die Wahrheit hinzuweisen. Nur daß hier die Erkenntnis gewonnen werden soll durch die Mittätigkeit des Hörenden, der sie nicht sofort als fertigen Besitz ergreift, sondern sie nach und nach gewinnen soll. So ist das Märchen nichts anderes als die Einkleidung einer Wahrheit in ein poetisches Gewand, durch das die Phantasie des Kindes geweckt und gebildet werden soll. Es tritt gar nicht mit dem Anspruch auf, für wahr genommen zu werden; das Kind beschäftigt sich mit der Frage der Realität des Erzählten gar nicht (ähnlich wie auch die Erwachsenen nicht nach der Wirklichkeit eines Romans oder Dramas fragen), sondern seine Phantasie nimmt begierig eine Reihe bunter Bilder auf, an denen sie sich ergötzt. Das Märchen ist eben nur eine Form, um eine Reihe lieblicher Züge in reizvoller Verbindung dem kindlichen Gemüt nahezubringen. Anders würde sich die Sache beurteilen, wenn das Kind in ein reiferes Stadium seiner geistigen Entwicklung eintritt und die Frage stellen würde, ob die Erzählung auf Wahrheit beruht.

Gewiß, man muß dem Märchen im Seelenleben des Kindes sein Recht belassen. Es hat seine tiefe pädagogische Berechtigung. So dürfen die Eltern die Weihnachtsgaben als Geschenk des Christkinds bezeichnen, — ein ganz zutreffendes Bild, das dem Seelenleben des Kindes entspricht und das vom Kinde niemals als Irreführung, als Lüge empfunden wird. „Denn das Kind", sagt Kralik*), „ist ein geborner Poet und versteht jene Bilder- und Gleichnissprache der Poesie oft viel besser als die allzu nüchtern gewordenen Erwachsenen. Es geht auf jede Dichtung ein und dichtet ganz im Geiste des wahrheitsgemäßen Symbols weiter mit. Nimmt es doch auch ganz humorvoll das märchenhafte Gleichnis vom Storch an." Gewiß, an und für sich ist das Märchen vom Storch so wenig Lüge, wie die Erzählung vom Christkind, das die Weihnachtsgaben schenkt. Aber es hängt sich in der konkreten Darstellung doch ohne Zweifel viel Unwahres an den an sich ganz berechtigten Kern. Die Linie des Wahren wird hier wie dort leicht verletzt. Wenn das Kind die Eltern fragt, ob sie das Christkind gesehen usw., dürfen sie dann ohne weiteres die Frage bejahen? Und so mag es viele Umstände geben, die mit der Wahrheit sich nicht mehr vertragen.

Geradeso auch beim Märchen vom Storch. Lüge ist nicht das Storchmärchen an sich, sondern die ganze Verheimlichung auf dem Gebiet der sexuellen Erziehung, die im Widerspruch steht mit den Interessen des Kindes, für das es von Bedeutung ist, zur rechten Zeit die Wahrheit zu erfahren. Aber bei der gläubigen Hinnahme des Märchens vom Storch hat es nicht lange sein Bewenden. Je mehr das Innenleben des Kindes erwacht, grübelt dieses nach und weiß mit seinen spitzfindigen Kreuz- und Querfragen die Eltern so in die Enge zu treiben, daß diese in ihrer Not bisweilen zu Ausflüchten greifen müssen. Das sind dann die unwahren Beigaben, die sich in concreto an einen an und für sich ganz berechtigten Kern ansetzen.

Dann aber beruht unstreitig der pädagogische Wert des Märchens darauf, daß ein edler Kern, eine ernste Wahrheit u. s. w. der poetischen

*) Über die pädagogische Bedeutung der Sage. „Hochland", 1907, S. 443.



Einkleidung zugrunde liege. Das ist ja in der Erzählung vom Christkind in denkbar höchster Weise der Fall. Aber auch beim Storchenmärchen? Ist das wirklich eine würdige Einkleidung für einen edlen Kern, den Ursprung des menschlichen Lebens? Wäre es nicht eine weit edlere Form, die auch wieder edle und reine Vorstellungen erwecken wird, wenn man dem Kinde erzählt, der Schutzengel habe das Kind vom lieben Gott den Eltern gebracht? Hier hätten wir ja auch eine treffliche Analogie zum Weihnachtsmärchen. Und zudem, hier besitzen wir einen Anknüpfungspunkt, von dem aus leicht weiter gebaut werden kann, ohne daß das Kind einen Zwiespalt zwischen früherer und späterer Mitteilung empfinden muß.

Freilich können wachsame Elternaugen viele Gefahren, die dem Kinde aus seiner persönlichen Kameradschaft erwachsen, verhüten, und es ist darum möglich, daß manche Kinder lange in unschuldvoller Unwissenheit erhalten bleiben. Daher läßt sich nicht allgemein behaupten, das Leben bringe an jedes Kind so viel sexuelles Halb- und Falschwissen heran, daß aus diesem Grunde eine systematische Belehrung von autoritativer Seite gegeben werden müsse. Doch wird man bei klarem Blick für das praktische Leben nicht verkennen, daß trotz aller Wachsamkeit das Hereinsickern sexueller Vorstellungen aus der Umwelt in die Kindesseele nicht ganz verhindert werden kann. Und angenommen sogar, es werde verhindert, wie lange soll denn die Unwissenheit auf diesem Gebiete dauern? soll die einmal doch notwendig werdende Kenntnis dem eigenen Nachdenken des jungen Menschen ganz überlassen bleiben? ja hat die vollständige Unwissenheit bis zur Mannbarkeit nicht Gefahren besonders für Mädchen? Man kommt also der Frage, ob belehren oder schweigen, doch nicht aus; sie bestimmt sich nur näher dahin, ob früher oder später mit der Belehrung einzugreifen sei.*)

Die Bestimmung des Zeitpunktes der Belehrung ist auch abgesehen von individuellen Verschiedenheiten und besonderen Umständen mit Schwierigkeiten verbunden. Soll die Belehrung möglichst früh vor dem Erwachen des Geschlechtstriebes einsetzen? Es fehlt nicht an solchen, die dies befürworten, und insbesondere haben sich die meisten Philantropen im Anschluß an die Weisung Rousseaus, dem Zögling die Belehrung über die Verschiedenheit der Geschlechter schon vor dem zehnten Jahr zu geben, wenn man nicht versichert sei, sie ihm bis zum sechzehnten Jahr verborgen halten zu können, für eine frühzeitige Aufklärung ausgesprochen. Man wollte dem Erwachen des Trieb- und Phantasielebens zuvorkommen. Entscheidend ist wohl der Eintritt der Pubertät. Rousseau setzte für seinen Emil als Übergangsperiode zur Pubertät das sechzehnte Jahr fest. Dies ändert sich jedoch nach Land, Stadt, Großstadt, Klima und anderen Bedingungen.**) Lange wird das Kind den Unterschied des Geschlechtes als eine gegebene Tatsache hinnehmen, ohne darüber zu reflektieren. Jedoch haben auch die Philantropen sich den Bedenken einer verfrühten Belehrung, durch die der Trieb geweckt werden könnte, nicht ganz verschlossen.

Die wichtige Frage, ob die Mehrzahl der Eltern zu solcher Aufklärung befähigt sei, möchte ich dahin beantworten: bei der Stellung, welche die

*) Thalhofer, S. 57 f.
**) Vgl. Graßl, Blut und Brot (München, 1903).



sexuelle Belehrung im Werk der Gesamterziehung einnimmt, glaube ich nicht, daß besondere Schwierigkeiten mit derselben verbunden sind. Sie ist nicht schwieriger als die Erziehung des Kindes zu einem tüchtigen, festen Charakter. Man kann ja die Scheu der Eltern, über derartige Dinge mit den Kindern zu sprechen, begreifen, solange die dagegen bestehenden Vorurteile nicht überwunden und die Schwierigkeiten des ersten Versuches, die auch hier gegeben erscheinen, nicht beseitigt sind. Im allgemeinen läßt sich jedoch behaupten, daß verständige Eltern imstande sein werden, die notwendigen Belehrungen — eigene, etwa anatomische und physiologische Studien sind völlig überflüssig — in rechter Weise zu erteilen. Daß es hiebei viel auf die Individualität der Eltern ankommen wird, daß ihr Takt und Zartgefühl von größter Wichtigkeit für die Lösung dieser Aufgabe sind, das ist ja außer Zweifel, und ebenso, daß Eltern und Erzieher, denen es selbst an sittlichem Ernst und an einer hohen, edlen Auffassung der Ehe und der Erziehung fehlt, dieser Aufgabe nicht gewachsen sind. Aber das beweist nicht das mindeste gegen die Notwendigkeit einer derartigen Aufklärung und der Möglichkeit ihrer Durchführung. Denn letzten Endes ist doch eben die ganze Erziehung und ihr Erfolg auf die sittliche Persönlichkeit des Erziehers gestellt und darum kommt auch der hier besprochenen Aufgabe keinerlei Ausnahmsstellung zu. Gelingt die Erziehung, so ist eben auch für das richtige ethische Verhalten des Zöglings dem sexuellen Leben gegenüber das Wünschenswerte erreicht; die sexuelle Erziehung ist so eng mit der gesamten sittlichen Leitung des Kindes verknüpft, daß die eine mit der anderen steht und fällt. Wie die Sache anzufassen sei, dafür müssen freilich auch Klugheit und Takt den Erziehern den rechten Weg weisen. Aber der väterliche Ernst und die mütterliche Innigkeit werden auf das noch unverdorbene Kind ihren tiefen, bleibenden Eindruck nicht verfehlen. Vor allem hat die Mutter eine feine Empfindung, die nötige Delikatesse und den dem Weibe eigentümlichen praktischen Sinn, um hier das Richtige zu treffen.

Aber gerade weil die individuellen Qualitäten der Erzieher, die persönlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kind in dieser Angelegenheit so stark in die Wagschale fallen, hüte man sich, auf das lebendige Wort, auf die persönliche Aussprache und auf jene ganze Welt edler und vergeistigender Empfindungen zu verzichten, welche im Herzen beider Teile wachgerufen werden, wenn die Aussprache Auge in Auge stattfindet. Hier, wo die Liebe das Wort führt, müssen die sexuellen Verhältnisse notwendig vergeistigt und geadelt und all die Regungen niederer Art zum Schweigen gebracht werden, welche aus einer verstohlenen Aufklärung notwendig wie die Miasmen über dem Sumpf sich erheben. Man verschmähe hochherzig jenen Ausweg, den lediglich die Bequemlichkeit und die falsche Scham erfunden haben, und glaube nicht, seiner Elternpflicht dadurch Genüge geleistet zu haben, daß man dem Kinde ein „aufklärendes“ Buch in die Hand drückt, aus welchem es sich selbst nach eigener Wahl seine Information erholen soll. Man darf nicht vergessen, daß das Kind, wenn es so sich selbst überlassen wird, seinem Vorwitz folgend, nur das lesen wird, was seinen Sinnen schmeichelt, ihm Sexuelles enthüllt, dagegen alles das eiligst überblättern wird, was sich an seine sittliche Persönlichkeit wendet und ihm zumutet, sein Triebleben in strenge Zucht zu nehmen.*)

*) Für weitere Einzelheiten der Belehrung, über die Arbeitsteilung zwischen



Nach dem Gesagten wird die Mutter selten zu finden sein, die sich dieser erzieherischen Aufgabe nicht gewachsen zeigte. Wenn sie ihrem mütterlichen Scharfblick, der sie den rechten Moment der Belehrung erkennen läßt, und dem feinen Zartgefühl der weiblichen Natur folgt, so ist sie mit allen notwendigen Qualitäten ausgerüstet. Sie braucht ja nicht gleich bei der ersten Frage, die das Kind in seinem Unverstand über die Herkunft der jungen Menschenwesen an sie richtet, Rede und Antwort zu stehen. Die Mutter, die mit ihrem Kinde lebt, weiß oder fühlt wenigstens, wann das Kind auf seiner Frage ernsthaft besteht und Antwort heischt. Bis dahin kann sie es auf später vertrösten; aber das Kind muß auch bei solchen Proben seiner Geduld wissen, daß es mit der Mutter über diese Sache sich aussprechen darf und daß es auch zu rechter Stunde die erforderliche Auskunft erhalten wird.

II.

Bisher gingen wir von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß die Aufklärung, soweit sie notwendig erscheint, von den Eltern erteilt werden solle. Es ist äußerst bezeichnend für den herrschenden modernen Intellektualismus wie insbesondere für die intellektualistische Auffassung der sexuellen Aufklärung in weiten pädagogischen Kreisen, daß man sie nicht, oder wenigstens nicht ausschließlich, dem elterlichen Hause überlassen, sondern sie vor allem der Schule überlassen will, mit anderen Worten: sie aus der Erziehung, wie sie vor allem in der Familie erteilt wird, ausschalten, um sie mehr dem Unterricht, den die heutige Schule doch als ihre Hauptaufgabe betrachtet, angliedern. Und darin liegt in der Tat etwas sehr Bestechendes. Denn es ist richtig, daß — wie eine Hauptvorkämpferin der Erteilung der Aufklärung durch die Schule, Maria Lischnewska, sagt*) — das Kind gerade die entscheidendsten Jahre, in denen sich die Triebe entwickeln, in der Schule verbringt. Und zwar will man die sexuelle Aufklärung im Anschlusse an den naturgeschichtlichen Unterricht erteilen. Im Gebiet der Botanik und Zoologie kommen ja analoge Vorgänge und Entwicklungen zur Sprache. Hier scheint die passendste Gelegenheit zu sein, leicht und ungezwungen die entsprechende sexuelle Belehrung über die Entstehung des Menschenwesens anzuknüpfen.

Der Gedanke, die Schule in den Dienst der sexuellen Aufklärung zu stellen, ist noch nicht alt. Allerdings wurde die Frage, ob diese Aufgabe von der Schule zu übernehmen sei, bereits von den Philanthropen untersucht. Aber es ist sehr bemerkenswert, daß diese trotz mancher abstruser Anschauungen und Vorschläge im wesentlichen zu einem ablehnenden Ergebnis gekommen sind.

Heute wird eine starke Propaganda dafür entfaltet, Kongresse suchen Stimmung dafür zu machen, Staatsregierungen bringen, wie man hört, der Sache Interesse entgegen, förmliche Lehrpläne werden von Anhängern der Schulaufklärung ausgearbeitet, in welchen diese systematisch in den naturgeschichtlichen Unterricht eingegliedert wird.

Gegen derartige Zukunftspläne kann nicht entschieden genug Verwahrung eingelegt werden. Und ich glaube, daß nicht bloß zahlreiche Eltern gegen einen

Vater und Mutter, über die Methode und Stufenfolge der Belehrung verweise ich auf mein Buch „Die sexuelle Aufklärung der Jugend" (2. Aufl., Donauwörth, 1908), wo auch die nötigen Literaturangaben zu finden sind.

*) Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. Frankfurt a. M., 1906. (2. Aufl.) S. 6.



solchen Eingriff in ihre Erziehungsrechte, sondern auch zahlreiche Lehrer und insbesondere zahlreiche Lehrerinnen gegen eine solche Zumutung Einsprache erheben würden. Die ganze intellektualistische Auffassung der Aufklärungsfrage spiegelt sich hier wieder. Durch ein möglichst genaues Unterrichten glaubt man gefährliche elementare Triebe bändigen zu können, Triebe, die den ganzen Einsatz an Charakter und Willensenergie erheischen und das Aufgebot der stärksten religiösen Motive!

Eine gemeinsame „Kumulativ-Aufklärung" im naturgeschichtlichen Unterricht stellt eine pädagogische Ungeheuerlichkeit dar. Schon die von Lischnewska befürwortete Verbindung mit der Naturgeschichte halte ich für eine unglückliche Ausgeburt des Hangs zur „Methodik". Ich bestreite ja keineswegs, daß gelegentliche Hinweise auf analoge Erscheinungen im Pflanzen- und Tierleben von Wert sind, weil sie leicht und ungesucht Anknüpfungspunkte für die sexuelle Belehrung ergeben und die Sache erleichtern. Kein Verständiger wird sich gegen die behutsame, feingewählte Verwendung derartiger Analogien ereifern. Sie sind am Platz, weil sie leicht den Übergang zum sexuell-menschlichen Gebiet finden lassen, eine angemessene Vorbereitung und Stufenfolge ermöglichen und in vernünftiger Auswahl auch die methodische Weiterführung der Aufklärung unterstützen. Zudem wird durch solche Ausblicke in dem weiten Bereich der Natur das Kind von der Vorstellung befreit, als ob es sich beim menschlichen Geschlechtsleben um etwas ganz Außerordentliches handle, eine Vorstellung, die mir nicht ganz ohne Gefahr zu sein scheint. Ich glaube durch solche Hinweise auf die unvernünftige Natur wird dieser Reiz in etwas gemildert und auf das Kind eine beruhigende Wirkung hervorgebracht. Freilich darf und soll dadurch keineswegs die starke Betonung des gewaltigen Unterschieds zwischen tierischem Sexualtrieb und menschlich-ethischer Beherrschung desselben abgeschwächt werden. Darum dürfen die Analogien aus dem Pflanzen- und Tierleben nicht allzu reichlich zur Verwendung kommen und das Eigenartige des menschlichen Geschlechtslebens verkümmern. Das Kind würde dadurch zu stark zum Nachdenken und zur Beobachtung gerade dieser Seite des Naturgeschehens angeregt, während doch das Hauptziel der Sexualpädagogik ist, die Gedanken von diesem Gebiet nach Möglichkeit abzulenken. Darum ist diejenige Sexualpädagogik die beste, die am wenigsten direkt über sexuelle Dinge redet, die dagegen alle diejenigen Charakterkräfte und Gewohnheiten zu wecken versteht, welche den jungen Menschen von selbst in die richtige geistige Haltung gegenüber den erwachenden Trieben setzen. Analogien aus dem Gebiet der Naturgeschichte dürfen aber vor allem in keiner Weise den wesentlichen Unterschied zwischen Tier und Mensch auch in sexueller Beziehung verdunkeln. Die Ehe als Quell der Fortflanzung und als sozial und religiös wichtige Institution darf nicht in das Gebiet des Triebhaften und der tierischen Paarung herabgezogen werden, — eine Mahnung, die leider heute auch so viele Schriftsteller nicht beherzigen, die über Ehe und Ehereformen schreiben, — wenn nicht der ganze sittlich bewahrende Zweck der sexuellen Belehrung in Frage gestellt werden soll. Es muß dem Kinde gerade das zum lebhaften Bewußtsein gebracht und alle Kraft auf das eine Ziel hinbezogen werden, daß der Adel der Menschenwürde darin liegt, die natürlichen Triebe, insbesondere den dämonischen Geschlechts-



trieb, zu meistern. Nun besteht aber ohnehin die starke Neigung, wo nicht wissenschaftliche Strenge und Gewissenhaftigkeit zurückhält, bei der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung nur allzu leicht die Grenzlinie zwischen Mensch und Tier zu verwischen. Diese Gefahr läßt sich bei der Zähigkeit, mit der der moderne Determinismus an seiner Leugnung der menschlichen Willensfreiheit festhält, und bei der weit verbreiteten populär-darwinistischen Art der Naturauffassung wohl nicht ganz von der Hand weisen.

Der schwerwiegendste Grund aber, der gegen die Übernahme der sexuellen Aufklärung in der Schule spricht, liegt wohl darin, daß hier die unentbehrliche Rücksicht auf das kindliche Schamgefühl in Wegfall kommen muß. Schon Ernst hat in ihrem ausgezeichneten Buche „Elternpflicht" (S. 10) darauf hingewiesen. Auch Foerster macht diesen Gedanken zum Angelpunkt seiner Ausführungen gegen die Aufklärung in der Schule. „Für die Arbeit der Schule auf diesem Gebiete", sagt er*), „scheint mir die oben begründete sexuelle Propädeutik, wie vorbeugende Trainierung des Willenslebens, weit geeigneter als eine direkte sexuelle Aufklärung. Gegen eine vorbereitende Behandlung der Fortpflanzungsfrage im botanischen und zoologischen Unterricht ist gewiß nichts einzuwenden, es liegen in dieser Beziehung bereits so viele wertvolle Anregungen vor, daß ich mich dabei nicht aufzuhalten brauche. Wohl aber möchte ich mich ganz entschieden gegen eine direkte Aufklärung über die Einzelheiten der menschlichen Fortpflanzung vor einer ganzen Klasse aussprechen. Wer dafür eintritt, übersieht, daß das Schamgefühl doch die größte bewahrende Macht auf sexuellem Gebiet ist." Wenn gerade ein wesentlicher Vorzug der von den Eltern gegebenen Belehrung darin zu suchen ist, daß neben der Berücksichtigung des individuellen Bedürfnisses des Kindes, seiner körperlichen und geistigen Entwicklung, zugleich die zarteste Rücksicht auf sein Schamgefühl möglich ist, so muß bei der durch die Schule erteilten Aufklärung solch zarte Rücksicht beinahe gänzlich vermißt werden. Nicht als ob hier ganz allgemein den Lehrern oder gar den Lehrerinnen die Fähigkeit abgesprochen werden sollte, den Gegenstand delikat zu behandeln. Sicherlich sind sie dazu vielfach weit besser befähigt als manche Eltern, die es selbst zu einer reinen Auffassung der Ehe nicht gebracht haben. Wenn trotzdem die Schulaufklärung dem Schamgefühl nicht weit genug Rechnung tragen kann, so liegt die Schuld nicht an der Person des Lehrers, sondern dieser selbst wird ein Opfer der Verhältnisse, sie liegt an dem Mangel der Schutzwehren, mit denen die Aufklärung durch die Eltern umgeben werden kann.

Gewiß hat die Schule allen Ernstes das ihrige zur sexuellen Erziehung beizutragen; freilich wird der Hauptpunkt in der indirekten Beeinflussung zu suchen sein. Aber auch auf direktem Wege kann sie eingreifen. Besprechungen unter vier Augen oder im allerengsten Kreise zwischen Lehrer und Schülern empfiehlt auch Foerster für den Fall, daß es dem Lehrer zu Ohren kommt, daß in der Klasse einige ältere Knaben sind, welche einen frivolen Ton in sexuellen Dingen in die Schülergespräche bringen. Hier sei es manchmal von durchschlagender Wirkung, die Betreffenden zu einer Privatbesprechung einzuladen und ihnen die Reinheit der Klasse anzuvertrauen. Es wird hier sozu-

*) „Hochland", 1907, S. 531.

sagen die **Selbsthilfe** der Schüler zum Kampf gegen das Eindringen der Unsittlichkeit in der Klasse aufgerufen. Es muß darum den hiezu Beauftragten Vertrauen entgegengebracht und ihr Ehrgefühl mobil gemacht werden. „Wie notwendig solche Mitwirkung der Schüler selbst ist, das weiß jeder, der eine Ahnung hat von den Dingen, die heute bereits in die jüngsten Schülerkreise dringen. Die Kolportage z. B. von unsittlichen Photographien und Schriften in den höheren Schulen mancher Großstädte ist wahrhaft erschreckend. Hier ist nicht durch Schulpolizei, sondern nur durch Vorbeugung, Seelsorge und Weckung der pädagogischen Mitarbeit der Schüler selbst eine Besserung und Sicherung zu erreichen. Die pädagogische Abwehr auf diesem Gebiete ist noch wahrhaft in den Kinderschuhen, während die Gefahr bereits zu einer wahren Pest geworden ist.“*)

III.

Trotz der stets hier betonten, von den heutigen sozialen Verhälnissen bedingten Notwendigkeit einer mäßigen Aufklärung der Jugend dürfen die **Grenzen** dieser sexualpädagogischen Maßregel nicht verkannt werden. Und gerade nach dieser Seite hin wird heute in pädagogischen Kreisen stark gesündigt. Vor allem macht sich der so beklagenswerte Intellektualismus, an dem die moderne Erziehung krankt, gerade in dieser Frage mit besonderer Schärfe geltend. Man glaubt — eine Neuauflage des Satzes, daß die Tugend gelehrt werden könne, — in einem vertieften sexuellen Wissen das Heilmittel für die beängstigende Zunahme der Unsittlichkeit gefunden zu haben. Eine starke Überschätzung des Wissens macht sich somit geltend, und man vergißt dabei, daß es sich hier doch um ein Wissen von ganz besonderer Art handelt, welches, falsch verwertet, einem doppelschneidigen Schwerte gleicht und wenn es nicht von einem ganzen Erziehungssystem sorgsamster Charakterpflege getragen wird, leicht schadet, schwerlich etwas nützt. Hier gilt, was Foerster sagt,**) daß viele der modernen Reformer des sexuellen Lebens gar nicht begreifen, wie sehr der Geist gestärkt werden muß gegen den Tiefdruck der Sinnlichkeit.***) „Es ist ganz charakteristisch, daß in unserem intellektualistischen Zeitalter die ganze sexualpädagogische Bewegung begonnen hat mit der sogenannten sexuellen Aufklärung, also einer rein intellektuellen Beeinflussung.“ Von ihr wird alles Heil in der Besserung der geschlechtlichen Sittlichkeit erhofft. Durch sie glaubt man vielfach Wunder wirken zu können. Durch sie wird die Jugend gegen alles sittliche Verderben sozusagen immunisiert. Dabei will man ausdrücklich von aller Entsagung „im kirchlich-mönchischen Sinne“ und von der Flucht vor jeder „frohen Sinnlichkeit“ abgesehen wissen.

Es muß offen gesagt werden: von der sexuellen Belehrung allein, ohne jede energische Charakterbeeinflussung und Pflege des religiösen Lebens, ohne jeden Gedanken an „Askese“ eine moralische Wiedergeburt des Großteils unserer Jugend erwarten zu wollen, wäre Torheit und Träumerei. Wissen ohne Gewissen wäre der Seele Ruin. Die moderne, fast ganz im Naturalismus steckende Aufklärungsbewegung, die schon infolge schlechter prinzipieller Orientierung auf manche abenteuerliche Vorschläge verfallen ist, verkennt vor allem

*) **Foerster**, Schule rc. S. 173.
**) „Hochland“, 1907, S. 524.
***) Vgl. mein Buch, S. 117 ff.



den tiefergreifenden, ganz einzigartigen Einfluß, den die christliche Religion gerade auf die Zügelung des sexuellen Trieblebens auszuüben imstande ist. Im Vergleich mit ihr und ohne sie ist die Aufklärung gerade etwas Unbedeutendes und Kraftloses, mit ihr und von ihr gestärkt kann sie wohltätig wirken. Auf dem Mannheimer Kongresse der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (1907) hat darum Professor Foerster in einem mannhaften und ausgezeichneten Vortrage gerade die Bedeutung der Religion für das Problem der Sexualerziehung hervorgehoben und die christliche Grundanschauung vom Geschlechtsleben als „die allein universelle und realistische Orientierung des Pädagogen" verteidigt.*) Selbst da, wo man nicht der Einseitigkeit der Modernen verfällt, von der sexuellen Aufklärung allein eine gründliche Besserung der heutigen sittlichen Verwilderung zu erhoffen, wo man vielmehr auf eine gründliche Charakterpflege dringt, die der geistigen Persönlichkeit im Menschen zum Siege über das sinnliche Individuum verhilft, verschließt man sich der Einsicht nicht, daß alle darauf bezüglichen Maßnahmen nur dann von nachhaltiger Wirkung sind, wenn sie von der Religion inspiriert und befruchtet werden. Darum sei es hier nochmals ausdrücklich als meine feste Überzeugung betont: die sexuelle Aufklärung kann da, wo die Erziehung zur Charakterfestigkeit und Religiosität versagt oder gar nicht beabsichtigt ist, für sich allein das Heil nicht bringen. Sie kann nur ein Glied sein in der Kette (d. h. in dem System von Schutzmaßregeln), durch welche die seuchenartig um sich greifende Unsittlichkeit zurückgedämmt werden kann. Und wenn sie hiebei nur in etwas mithilft, unsere Jugend zu beschützen, darf sie in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden. Aber eine unfehlbare und allgemeine Wirkung erwarten wir von ihr nicht. Das bloße Wissen, ohne eine energische Inanspruchnahme der Willensenergie und der edlen Gefühle im Menschen, ist vollständig außerstande, jener brutalen und elementaren Selbstsucht die Zügel anzulegen, wie sie im Geschlechtstrieb sich geltend macht. Hier muß die viel gelästerte Askese, die ja keineswegs nur im Sinne der blutigen Geißelung und des Nachtwachens aufgefaßt werden darf, ans Werk gehen.

Wo darum die ganze Erziehung nichts taugt und nicht auf beständige Selbstüberwindung und Willensstärkung dringt, wo sie nicht eine ununterbrochene Vorbereitung auf die sexuelle Belehrung und zugleich die Weiterentfaltung derselben zur vollendeten Sexualpädagogik bildet, wird die Aufklärung für sich allein wenig oder gar nichts fruchten. Alles, was darum die Selbstsucht beschneidet und im Kinde die Gottes- und Menschenliebe nährt, steht auch schon im Dienste der sexuellen Erziehung, und darum ist und bleibt ihre wichtigste Seite die sittlich-religiöse Erziehungsarbeit. In der sittlichen Beherrschung des sexuellen Trieblebens, die oft die schmerzlichste Entsagung fordert, gipfelt darum die Gesamterziehung. Aber das zu leisten ist gerade die Religion berufen. Mit ihrem Hinweis auf den göttlichen Ursprung und die Gottebenbildlichkeit der menschlichen Seele, auf ihre Bestimmung im Jenseits, auf ihre innige Gnadengemeinschaft mit dem Sohne Gottes wird sie es dem kind-

*) Foerster, Sexualethik und Sexualpädagogik. Eine Auseinandersetzung mit den Modernen. Kempten, 1907 (Vorwort). Vgl. die Angriffe, die Julius Marcuse dagegen erhob: Sexuelle Fragen und Christentum (Leipzig, 1908).

lichen Gemüt am einfachsten und sichersten klarmachen, welch' eine Kluft in sexueller Beziehung zwischen Mensch und Tier besteht.

Aber in der Gegenwart sucht man die sexuelle Bewahrung der Jugend vielfach durch ganz andere Mittel zu erreichen als durch religiöse Motive und Kräfte. Die sogenannte Nacktkultur sucht auch Einfluß auf die Erziehung zu gewinnen, ja sie glaubt ganz mit Recht ihre Ziele am besten dann zu erreichen, wann bereits der Jugend die Nacktheit möglichst nahe gebracht wird. Aus hygienischen, ästhetischen, moralischen und insbesondere sexualethischen Gründen plädiert man für möglichste Entfernung der den Körper verhüllenden Kleidung. Die Propaganda für die Nacktschwärmerei wird geradezu mit Hochdruck betrieben.

Zunächst wird die Forderung des Nacktgehens im Interesse der körperlichen Gesundheit, der Kräftigung der Nerven und der körperlichen Abhärtung empfohlen. Die Gesundheitspflege erfordere in erster Linie die Nacktkultur. „Mag noch so viel Kultur, Ästhetik, Pädagogik, Sport, Ethik und sonstiges ideales Streben mit im Spiele seien, die Bewegung zugunsten des Nacktlebens wird stets ausgehen von der Hygiene. Ist es doch bei der anderen großen idealen Bewegung, dem Vegetarismus, ganz ähnlich. Es hilft nichts, den Kopf in den Sand zu stecken, solange die Tatsache besteht, daß der glatte Egoismus, der Wunsch, seine Schmerzen, seine Krankheiten zu verlieren, bei der Mehrzahl der Menschen einzig und allein ausschlaggebend ist, wenn sie sich entschließen, hier Diätkur, dort Nacktkultur zu treiben. Und so sehen wir auch hier, wie aus ganz alltäglichen niedrigen Trieben ganz ungewollt das hohe, durchgeistigte Ideal entstehen muß. Denn Nackthygiene führt ungewollt zur Nacktkultur, zum Nacktsport, zur Nacktpädagogik, zur Nacktästhetik, zur Nacktethik."*) Es ist klar, daß durch die körperliche Abhärtung und die Stählung der Nerven auch für das Sexualleben und für die Sexualpädagogik etwas Wertvolles gewonnen wäre. Denn daß es ein ungesundes Extrem nach der anderen Seite, eine übertriebene Verhüllung gibt, ist außer allem Zweifel.

Gerade im Hinblick auf die Gewöhnung des Kindes an den Anblick des Nackten sagt Thalhofer:**) „Es darf bei der sexuellen Erziehung nicht vergessen werden, daß es auch eine ungesunde, allzu große geschlechtliche Reizbarkeit gibt. Diese beruht zunächst auf körperlicher, oft nervöser Grundlage, sie kann aber auch durch allzu ängstliche Pflege der Schamhaftigkeit, durch allzu viel Verhüllung künstlich herbeigeführt oder vermehrt werden. Neben der Bewahrung und Behütung hat sicher auch die Abhärtung auf sexuellem Gebiet große Bedeutung. Es ist notwendig, daß der junge Mensch, der dem Nackten zuerst eine unbewußte Unbefangenheit entgegenbrachte, über den Zustand der Erregung hinaus langsam zu bewußter Unbefangenheit erzogen werde. Er muß lernen, das Nackte in Natur und Kunst auch unter einem andern Gesichtspunkt als dem des Geschlechtlichen anzusehen. Der Erzieher hat ihm dazu das Auge einzustellen."

Ich bin nicht so optimistisch zu glauben, daß damit der sexuelle Einfluß des Nackten vollständig paralysiert werde. Immer bleibt wohl im Menschen eine Saite, welche bei der Berührung mit dem Nackten erzittert und mitschwingt, aber es kann doch wenigstens durch die Gewöhnung, den ästhetischen Wert

*) Pudor, Nacktkultur, 3 Bücher (Berlin-Strelitz, 1907), S. 22.
**) Die sexuelle Pädagogik, S. 85.



eines Bildes in der schönen Linie des Körpers herauszusehen, eine Entlastung des sinnlich sexuellen Eindruckes herbeigeführt und ein Gegendruck gegenüber letzterem hergestellt werden. Wo der ästhetisch Ungebildete lediglich das erotische Moment mit lüsternem Blick erschaut, wird der zum ästhetischen Genuß Erzogene auch noch etwas anderes sehen, was ihn reizt und befriedigt, und möglicherweise des andern Eindrucks mehr oder weniger vergessen. Man darf nicht außeracht lassen, daß wir von Natur Auge und Gemüt erhalten haben, die uns für die Welt des Schönen empfänglich machen. Damit soll keineswegs eine rein ästhetische Erziehung befürwortet und die Gefahr, welche sich an eine solche knüpft, unterschätzt werden. Ich weiß wohl, daß ästhetischer Feingenuß nur eine andere Art von sinnlichem Raffinement sein kann und oft genug solches ist, daß damit eine andere, anscheinend weniger trübe und schlammige, aber darum nicht weniger vergiftete Quelle sinnlicher Befriedigung geöffnet wurde.

Es mag in der Gewöhnung des Körpers an den Zustand der Nacktheit ein wertvolles hygienisches Mittel zur Nervenstärkung und Abhärtung liegen, es mag in der vorsichtigen Darbietung des Anblickes des nackten Körpers in Meisterwerken der Kunst vielleicht auch noch eine moralische Abhärtung erblickt werden, aber es muß doch auch betont werden, daß sich starke Bedenken gegen die unbedingte Befürwortung der Nacktheit, die gar nicht mehr auf die Kinderwelt beschränkt sein, sondern auch auf die Erwachsenen ausgedehnt werden soll, erheben.

Bei einer derartigen Erziehungsmethode müßte das Schamgefühl, statt in gesunder Weise gepflegt und entwickelt zu werden, notwendig abgestumpft werden. Gewiß, der Mensch kommt nicht mit Kleidern auf die Welt, aber es ist doch auch noch lange nicht der vollkommenste Zustand, in dem er sich bei seinem Eintritt ins Dasein befindet. Manche der Modernen betrachten und behandeln das Schamgefühl als etwas Unnatürliches, als etwas, was eigentlich keine Berechtigung hat, sondern auf bloßer Gewöhnung und Konvention beruht. Foerster*) sagt mit Recht: „Wir modernen Intellektmenschen, die wir in alle Gründe des Lebens mit der Reflexion der wissenschaftlichen Betrachtung hineinleuchten, wir vergessen nur zu leicht, daß das Schamgefühl aus jenem tiefsten Gesundheitsinstinkt des Lebens stammt, das seine entscheidendsten Funktionen mit dem Schleier des Unbewußten zudecken will, eben weil für alles, was aus der dunklen schöpferischen Tiefe des Lebens kommt, die Reflexion etwas Störendes und Verwirrendes hat."

IV.

Aber, fragt es sich, woher denn gerade heute dieses unausgesetzte Rufen nach sexueller Aufklärung? Gern wird dagegen der Einwand erhoben, daß sie eine umstürzende Neuerung bedeute, gegen welche die ganze Vergangenheit spreche, und daß sie gegen das allgemeine Gefühl ankämpfe, welches bisher der Menschheit zu verbieten schien, der Jugend einen Unterricht über die Fortpflanzung des menschlichen Lebens zu geben. Man hört des öfteren den leisen Vorwurf: Warum wird gerade heute so viel über solch heikle Dinge gesprochen? Früher geschah es nicht und es ging auch so. Daß in der so intensiven Beschäftigung mit sexuellen Problemen, in der sich ein guter Teil der heutigen Literatur gefällt, etwas Pathologisches liegt — der literarische Reflex eben der Patho-

*) „Hochland", 1907, S. 532.

logie des sexuellen Lebens —, das habe ich schon oben bereitwillig zugestanden. Aber man darf nicht eine Zeit nach der anderen beurteilen, sondern soll sie aus ihren eigenen Gebrechen beurteilen und zu verstehen suchen. „Zwischen früher und heute klaffen abgrundtiefe Lücken. Und jede Zeit hat ihre eigenen Leiden und ihre eigenen Heilmittel, ihre eigenen Möglichkeiten und Notwendigkeiten, ihr eigenes Wollen und Vollbringen." *)

Die Gegner dieser sexualpädagogischen Maßregel machen geltend, daß damit etwas Unerhörtes und absolut Neues in die Erziehung hineingetragen werde, daß damit den Eltern und Erziehern etwas zugemutet werde, was lediglich auf das Konto unserer alles Alte umstürzenden Zeit zu setzen sei. Damit soll natürlich zugleich der Nachweis der Schädlichkeit solcher Belehrung oder wenigstens der Bedenklichkeit derselben erbracht sein. Zum mindesten glaubt man ihre Entbehrlichkeit erwiesen zu haben. Sind bisher die früheren Generationen ohne solche „Neuerung" zurechtgekommen, ja hat die geschlechtliche Sittlichkeit in vergangenen Zeiten vielleicht einen festeren Boden besessen als heutzutage, so ist nicht einzusehen, warum gerade wir an diesem Experiment uns die Finger verbrennen sollten.

Nun, der Mangel der sexuellen Belehrung, was frühere Zeiten anbelangt, ist keineswegs so ganz sicher ausgemacht. Und die Geschichte der Pädagogik unterrichtet uns über einen Versuch großen Stils, die Aufklärung in der Erziehung zur Durchführung zu bringen. Die im Aufklärungszeitalter (18. Jahrhundert) entstandene pädagogische Richtung der Philanthropen, die sich enge an Rousseau anschloß, beschäftigte sich einige Dezennien hindurch gerade mit diesem Problem. Die Ursachen hievon waren ähnlich wie heute die Angst vor der zunehmenden Entsittlichung der Jugend und insbesondere die Erkenntnis der weiten Verbreitung der geheimen Jugendsünden.

Warum ist nun dieser Versuch gescheitert? Im allgemeinen trifft das Richtige Wilhelm **) mit folgender Charakteristik: „Ein Versuch von Pädagogen, den sogenannten Philanthropen, Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Kinder über sexuelle Dinge aufzuklären, verirrte sich derart ins Extreme und fiel so derb aus, daß man fast hundert Jahre brauchte, um sich von diesem Mißgriff zu erholen." Diese Behauptung ist, wenn man auch das Vorhandensein mancher trefflichen Ansätze bei den Philanthropen zugeben muß, im ganzen sicherlich gerechtfertigt. Man ging so weit, für die Aufklärung eigene Tafeln herstellen zu lassen, durch die den Kindern der Geburtsakt usw. möglichst sinnfällig vor Augen geführt werden sollte. Man verlangte, daß die Kinder Augenzeugen bei der Entbindung sein sollten, damit sie durch den Schmerz und das Blut der Mutter zur ernsten Auffassung veranlaßt würden. Solche Dinge finden aber merkwürdigerweise den ungeteilten Beifall und die Bewunderung moderner Pädagogen (so bei Marie Lischnewska, „Die geschlechtliche Belehrung der Kinder", S. 8 ff.).

Insbesondere gebrach es den Philanthropen an jeder unbefangenen Würdigung der Stellung des Christentums und seiner Wertschätzung des Leibes.

*) Die christliche Frau. 1905, S. 24.

**) Das sexuelle Leben, S. 18.

Freilich ist gerade das ein Mangel, der auch in der modernen Literatur über das sexuelle Leben besonders stark hervortritt. Es ist richtig, wie Foerster sagt: wenn man die sexuelle Aufklärungsliteratur der letzten Jahre durchlese, so finde man in der Eingangsbetrachtung meistens einen lebhaften Angriff auf die Naturverachtung und Leibverachtung der christlichen Ethik, und dann komme ein Hymnus auf die Zeugungskräfte, daß man manchmal meine, wir lebten noch in der Zeit der Astart- und Priapkultur. Bis zum Überdruß wird die Behauptung von der Feindseligkeit des Christentums gegen den Leib und von der unnatürlichen Unterdrückung seiner Bedürfnisse wiederholt. Es ist darum kein Wunder, wenn auch Maria Lischnewska das Haupthindernis einer vernünftigen sachgemäßen Belehrung der Jugend über Sexuelles in der Askese des Christentums erblicken will. Gegenüber der unbefangenen Nacktheit und Natürlichkeit der antiken Welt sei mit dem Christentum die Verachtung der Leiblichkeit, die von ihm unlösbar sei, in die Gedankenwelt der Völker eingetreten. Nach der grundlegenden Lehre des Mittelalters (?) sei der Leib schändlich, sündhaft; dem Geschlechtstriebe gelte darum der Kampf. „Er war nicht mehr die gottgewollte, naturnotwendige Einrichtung zum Fortbestand der Menschheit, sondern die Sünde an sich. Wer diesen Trieb erstickte und überwand, war der Gottgeweihte, war der Seligkeit gewiß."*) Für die unerläßliche Beherrschung des Trieblebens durch ununterbrochenen Kampf und für die heroische Selbstüberwindung im freiwilligen Verzicht auch auf den erlaubten Genuß des Geschlechtslebens gebricht es hier an jeglichem Verständnis. Dem gegenüber gilt es, sagt Foerster,**) „wieder mit hohen und starken Forderungen der Enthaltsamkeit in das Leben einzudringen und die wahre Lehre nicht durch die Schwäche der Menschen verfälschen zu lassen." Nach Foerster sind gerade Luthers zynische Äußerungen über Zölibat und Geschlechtstrieb die Ursache der großen Unsicherheit und Halbheit der protestantischen Ethik.

Über die Gründe, die uns das Scheitern der philanthropischen Aufklärungsbewegung begreiflich machen, hat uns neuestens Thalhofer in einer ausgezeichneten historisch-kritischen Abhandlung, „Die sexuelle Pädagogik bei den Philanthropen" (Kösel, 1907), die gewünschte Aufklärung gebracht. Bei dem Interesse, das der Gegenstand findet, sei hier eine knappe Charakteristik dieser Arbeit geboten.

Zunächst gibt sie das verhältnismäßig reiche Material, das bei den Philanthropen über sexuelle Pädagogik aufgespeichert war, in historischer Darstellung. Was Rousseau, Tissot, Basedow, Salzmann — die Autoritäten, mit welchen insbesondere die Verfechterin der Aufklärung in der Schule, Maria Lischnewska, operiert — sowie eine Reihe von Ärzten und Moralisten, gedrängt durch die Not der Zeit, über sexuelle Pädagogik gedacht haben, wird hier dargestellt. Ausgangspunkt sind die Vorschläge, die Rousseau in seinem „Emil" über die sexuelle Erziehung seines Zöglings gibt. Dabei bringen die Philanthropen auch viel des Selbständigen, neben Gutem und Gesundem auch manches Verwunderliche und Abzulehnende. Und es ist sehr bemerkenswert, wie ihnen zum Teil schon die Erkenntnis aufging, daß die Erteilung der sexuellen Aufklärung seitens der Schule die schwersten Bedenken gegen sich habe. Manche

*) „Hochland", 1907, S. 6 f.

**) Sexualethik und Sexualpädagogik, S. 53.

der Philanthropen hielten die sexuelle Belehrung der Jugend in den höheren, luxuriöser lebenden Schichten für notwendiger als für die einfacheren und darum gesünderen Verhältnisse der niedrigeren Stände. Ob eine solche Unterscheidung im Hinblick auf die proletarische Jugend unserer Großstadt noch berechtigt wäre, darf wohl mit Recht bezweifelt werden.

Mehrfach hat der Verfasser die Gelegenheit wahrgenommen, auf die große, bewahrende Bedeutung des Bußsakraments in sexueller Beziehung hinzuweisen. „Ich will nicht behaupten," sagt Thalhofer,*) „daß die Tätigkeit des Priesters im Bußsakrament ein vollständig ausreichendes Mittel sexueller Pädagogik ist; sie kommt vielfach zu spät. Aber sie ist doch ein wertvolles Mittel, schon rein natürlich betrachtet, durch die dargebotene Gelegenheit zu warnen, zu belehren und den Willen zu festigen."

Am wertvollsten ist natürlich die kritische Würdigung der von den Philanthropen gemachten Vorschläge, die den Gegenstand des zweiten Teiles der Schrift bildet. Die Mehrzahl der Philanthropen spricht sich für eine sehr frühzeitige Belehrung des Kindes aus mit Rücksicht auf das Erwachen des Trieblebens, dem dadurch zuvorgekommen werden soll.

Gerade Thalhofers Darstellung der Art und Weise der von den Philanthropen vorgeschlagenen Aufklärung läßt die vielen Extravaganzen und Schiefheiten derselben deutlich erkennen. Sie haben in dem an sich vollberechtigten Streben, alles, was in sexueller Beziehung dem Phantasie- und Triebleben Nahrung zuführen könnte, sorgsam fernzuhalten, sich vielfach vergriffen und Vorschläge gemacht, die ein normales moralisches Empfinden durchaus abstoßen mußten, z. B. mit der von einigen vertretenen Forderung, daß der Geburtsakt im Beisein von Kindern stattfinde, daß diese möglichst an den Anblick des Nackten gewöhnt würden usw. Der schwächste Punkt aber in den Anschauungen der Philanthropen hinsichtlich der sexuellen Pädagogik ist die Stellung, die sie der Religion anweisen. Die religiösen Motive haben sie zwar nicht ganz verkannt, aber in ihrer Bedeutung und in der ihnen gebührenden Stellung bei weitem nicht richtig erkannt. Demgegenüber betonen wir mit Thalhofer, wie unumgänglich notwendig die religiöse Grundlegung aller Erziehung zur Schamhaftigkeit sei.

Viele interessante Gesichtspunkte gerade angesichts der heute mit allen Mitteln der Propaganda betriebenen „Nacktkultur" enthalten die Gedanken Thalhofers über das Verhältnis des Kindes zum Nackten. Hier kommt insbesondere die heute vielerörterte Frage zur Sprache, ob das Kind von früh auf an den Anblick des nackten Menschenkörpers bei Kindern und Erwachsenen gewöhnt werden soll.

Von größter Bedeutung in der ganzen Belehrung ist der Appell an das edle Gefühl im Kinde. Dafür haben die Philanthropen mit ihrer nüchtern-doktrinären Art nicht das rechte Verständnis gehabt; es fehlt ihnen vor allem die Einsicht in die Notwendigkeit, gleichzeitig mit der sexuellen Erkenntnis sogenannte Schutzgefühle im Kinde zu erwecken, die das Ausschweifen der Phantasie verhindern sollen. Ein Mangel ihrer Belehrungs- und Abschreckungsmethode liegt darin, daß sie durch die bloße Einsicht in

*) A. a. O., S. 36.

die schlimmen natürlichen Folgen von der Sünde abzuschrecken hoffen. Zeigten auch einige Pädagogen dieser Richtung eine erfreuliche Einsicht in die Wirksamkeit der religiösen Beeinflussung, des Gebets usw., so werden doch die religiösen Gedanken nicht fruchtbar gemacht und es wird nicht gezeigt, wie das Denken in Übung umzusetzen ist. Dem gegenüber entwickelt Thalhofer bestimmte Vorschläge.

Die bedeutenden Mängel dieser fast ausschließlich in den Bahnen der Belehrung — Intellektualismus! — verlaufenden sexuellen Erziehungsarbeit der Philanthropen lassen sich nicht übersehen. Darüber dürfen freilich verschiedene wertvolle Elemente nicht verkannt werden. Allerdings sind die Bemühungen der Philanthropen für eine von berufener Seite zu erteilende sexuelle Aufklärung der Jugend als gescheitert anzusehen.

Wir sind an der Hand Thalhofers den Gründen nachgegangen, welche uns das Scheitern der philanthropischen Aufklärungsbewegung erklärlich machen. Es wäre ganz und gar unrichtig, daraus einen Schluß ziehen zu wollen auf jedes Bestreben, innerhalb maßvoller Schranken der Unsittlichkeit durch sexuelle Aufklärung zu begegnen. Wir wissen ja heute, daß eine im Banne des Intellektualismus steckende Belehrung nichts fruchtet, daß vor allem eine christlichreligiöse Charakterpflege und Willensbildung not tut, soll die Jugend dem Gebot des Dekalogs wieder mehr Verständnis entgegenbringen: Du sollst nicht Unkeuschheit treiben. Es gilt vor allem der modenen Charakterschwäche zu Hilfe zu kommen. „In tausenden von Familien“ sagt Foerster*), „ist seit Jahrzehnten das erhabene ‚Du sollst‘ der Religion und ihr ergreifender Appell an den geistigen Freiheitstrieb des Menschen verstummt — etwas Neues aber hat niemand an die Stelle gesetzt.“ Wir müssen die Derbheiten, Einseitigkeiten und Übertreibungen der philanthropischen sexuellen Aufklärung gewissenhaft vermeiden und besonders die Kraftquellen und Energieströme ausnützen, die in der Religion bereit liegen. Vielleicht gelingt es dann, die zahlreichen Mißverständnisse und Vorurteile, die heute noch gegen jegliche autoritative sexuelle Aufklärung bestehen, zu zerstreuen und günstige Resultate mit ihr zu erzielen.

Wenn man, um die Ablehnung der sexuellen Belehrung zu begründen, geltend macht, daß man schon vor mehr als hundert Jahren Versuche zur Einführung derselben machte, die gescheitert seien, und daß man darum nicht Zeit und Mühe an eine verlorene Sache verschwenden solle, so vergißt man, daß heute das Bedürfnis nach einer solchen Belehrung in breiten Schichten der Bevölkerung ein weit brennenderes geworden ist als ehedem und wohl auch als solches weit stärker empfunden wird. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, daß die von den Philanthropen beliebte Einschränkung der sexuellen Belehrung auf die Kinder der begüterten und gebildeten Familien unstatthaft geworden ist, daß uns vielmehr aus den Kreisen der proletarischen Jugend eine ungeheure sexuelle Verwilderung entgegenstarrt, ohne daß die sexuelle Bewahrung für die reichere Jugend weniger dringlich geworden wäre. Ich habe in meinem Buche „Die sexuelle Aufklärung der Jugend“ (S. 78 ff.) gerade auf die aus den veränderten sozialen und wirtschaftlichen

*) „Hochland“, 1907, S. 527.



Verhältnissen erwachsenden ungünstigen sittlichen Folgen für das moderne Geschlechtsleben hingewiesen und kann darum den Leser, der sich dafür interessiert, auf die einschlägigen Stellen verweisen.

Ich möchte hier zum Schlusse nur noch eines betonen. Man glaube nicht, daß die sexuelle Belehrung nur etwa angebracht sei für die etwas weniger empfindsamen Ohren und die derbere Natur der männlichen Jugend und daß das reine jungfräuliche Empfinden der jungen Mädchen davon ganz verschont bleiben müsse. Ich weiß, daß man solche Anschauungen vielfach hegt und daß selbst Mütter, die hinlänglich Erfahrung besitzen sollten, den jungfräulichen Sinn ihrer heiratsfähigen Töchter nur dadurch erhalten zu können glauben, daß diese möglichst unwissend bis zum Eintritt in die Ehe bleiben. Viel Zartgefühl, aber auch viel Blindheit! Auch die weibliche Reinheit ist von vielen Gefahren umdrängt, und wenngleich das Wissen nicht das einzige Präservativmittel ist, so muß doch eine gute Erziehung den Wert des Wissens um die Gefahren und die Warnungen davor nicht ganz verkennen. Insbesondere heute, wo ein großer Teil der weiblichen Jugend frühzeitig zur wirtschaftlichen Selbständigkeit gelangt und unbarmherzig in den Kampf des Lebens hinausgestoßen wird, darf das sexuelle Leben nicht einfach mit Stillschweigen übergangen werden. Freilich, wo diese Gefahren nicht in gleicher Stärke bestehen, wird auch die Dringlichkeit einer solchen Belehrung nicht in dem Maße vorhanden sein. Die Töchter, die lange in den geschützten Verhältnissen eines gesunden Familienlebens verbleiben, an die der rauhe Wind des Lebens nicht herankommt, haben eine frühzeitige Detailaufklärung keineswegs nötig. Aber auch sie brauchen einmal ein aufklärendes Wort. Und das Glück manch einer neubegründeten Ehe ist dadurch in Frage gestellt, daß der weibliche Teil ohne Vorbereitung, das heißt ohne Kenntnis der erwachsenden Pflichten und Aufgaben den entscheidenden Schritt getan hat.





Eigentum und Erbrecht.*

Von **Eugen Schwiedland.**

Ergreifung der Außenwelt ist eine Voraussetzung der Existenz. Die Pflanze selbst eignet sich einen Standort und ihre Nahrung an und Tiere verteidigen gegen andere ihr Jagdgebiet, benützen ein natürliches Obdach oder bauen Wohnungen; in diesen stapeln manche Vorräte auf. Bei den Ameisen und Bienen vollzieht sich dieses Bauen und Einheimsen gemeinsam; Ameisen halten sogar Nutztiere und haben Sklaven; Ameisen wie Bienen vollführen auch einzeln oder herdenweise Raub.

Die Menschen beweisen, sobald sie die rohesten Anfänge überwunden haben, ähnliches Streben, schaffen sich einen gemeinsamen oder dem Einzelnen zugehörigen Besitz. Diese Bildung von Besitz vollzieht sich ursprünglich durch gewalttätige oder durch friedliche Ergreifung, später durch Bearbeitung, endlich auch durch willkürliche, absichtsvolle Schaffung neuer Gegenstände.

Durch die Verbindung des Gefühles der Billigkeit, der Rechtmäßigkeit mit einem Besitze wird er zum Eigentum, d. i. zum rechtmäßigen, sozial gebilligten Besitze. Doch kann die Gesamtheit, welche die Verfügung über eine Sache zuerkennt und gegen Eingriffe schützt, auch Beschränkungen der Verwendungswillkür festsetzen. Ihre Wohlfahrt geht vor und beschränkt den Eigentümer, wo sie es für angemessen findet und die Macht dazu hat. Paulsen sagt mit Recht, dem selbstherrlichen Eigentumsrechte hänge gleichsam stillschweigend die Klausel an: „sofern nicht die Wohlfahrt der Gesamtheit eine anderweitige Verfügung notwendig macht".**)

Besitz und Eigentum setzen also ein Verhältnis zu anderen Subjekten voraus. Kommt nun die durch sie gewährte Verfügung einem Einzelnen oder einem Hause (einer Familie) zu, so spricht man von Sonderbesitz oder Privateigen, kommt sie mehreren Wirtschaften zu, von gemeinsamem Besitz oder Gemeineigen.

Anfangs stehen das Jagdgebiet, dann die Weide, alle Werkzeuge, Gebrauchsgegenstände und Hütten allen Stammes- bzw. Dorfgenossen zu. Als mit der Seßhaftigkeit an Stelle des Jagdgebietes und der Weide der Acker zur Grundlage der Existenz wird, werden die Ansprüche auf ihn durch die Dorfgenossenschaft geregelt: die Genossen, welche die Felder gemeinsam gerodet, haben wohl die Nutznießung daran, doch ist die Art der Benutzung durch die Gesamtheit vorgeschrieben. Gemeinsam erjagte Tiere werden oft in einer fest bestimmten Weise geteilt.

---

*) Aus der demnächst erscheinenden „Einführung in die Volkswirtschaftslehre" des Verfassers. Wien, Manz. (Vgl. auch „Die Kultur" IX., 4. Heft, S. 394 ff.)

**) Ethik, II. S. 345. Vgl. Hübner, Grundzüge des deutschen Privatrechts 1908), S. 224.

Aus dem gemeinsamen Besitz scheidet langsam ein Besitz des Einzelnen aus, so an Waffen, Schmuck und Geräten, und in dem Maße, als innerhalb der Sippe Familien sich absondern, ein Sonderrecht dieser an ihrer Behausung und an ihren Nutztieren.

Bei den Germanen wird nach den Schilderungen von Cäsar und Tacitus der Boden den einzelnen Familien — in der Ausdehnung nach ihrem Ansehen bemessen — auf Zeit zugeteilt, bis eine Verlegung der Ackerfluren erfolgt. Sind da Haus und Hof bereits Sondereigen der Familie, so sind die Ackerflächen ihr zur bloßen Sondernutzung überwiesen; die Früchte sind wieder ihr Sondereigen; Wiese und Wald bleiben dagegen dauernd in gemeinschaftlicher Nutzung.

Im deutschen Dorf liegen die Gehöfte zu Hauf nebeneinander, rundumher die Felder, in sorgsam erwogener Lage, je nach der Bodenart und sonst wichtigen Verhältnissen, um z. B. der zu starken Steigung des Bodens oder einer Überschwemmungsgefahr zu entgehen. Die also gerodeten Plane, Gewannen *) — rechteckige und trapezförmige Vierecke — sind in parallel laufende Streifen geteilt, deren Zahl ursprünglich mit der Zahl der Hofstellen im Dorfe übereinstimmte: jedem Dorfgenossen war in jedem Felde ein Streifen Landes zugewiesen. Auf allen Gewannen zerstreut besaß er soviele Stücke, als nach den Erfahrungen zur Nahrung und Notdurft des Hofes genügten, und nahm so an den Vorzügen wie Nachteilen jeder Lage teil. Die Gesamtheit der Streifen seines Hofes war die „Hufe", — huoba oder hoba, Hufe im Sinne von „Behuf": was Einem zukommt.**) Jeder hat eben ein Recht auf die Grundlage seines Bestandes, die Hufe, und jeder Besitz war so bemessen, daß er eine Familie und eine Anzahl Zugtiere ernähren und beschäftigen konnte; es waren spannfähige Hufen.

Die zu einer Hufe gehörigen Stücke lagen also in den Fluren des Dorfes zerstreut: in „Gemenglage". Reichte das angebrochene Land nicht aus, wurde neues angebrochen; daher immer wachsendes Zerstreutliegen der Parzellen, die zu einem Besitze gehören. Infolge dieser Gemenglage mußten alle Arbeiten innerhalb der Gewannen in gleicher Weise und zur gleichen Zeit vorgenommen werden; darin besteht der sogenannte „Flurzwang".

Diese zeitweilig zugeteilten Lose wurden später fix, blieben dauernd dem Hause; sie wurden auch vererbt und später frei veräußerlich. In den letzten Jahrhunderten erfolgte dann mehr und mehr ein Zusammenlegen der zersprengten Parzellen, d. i. die Flurstücke wurden den Einzelnen abgenommen gegen Zuweisung entsprechender zusammenhängender Flächen; das ist die sogenannte „Flurbereinigung".

---

*) Von giwinnan: streiten, erstreiten, gewinnen (Vergangenheitsform: gewann) — das „Gewonnene". Hanssen sagt: Die Gewanne, plur. Gewannen, wird richtiger sein als das Gewann, plur. die Gewanne. (Agrarhistorische Abhandlungen; 1884, II., S. 188.)

**) In Verbindung mit „haben". Vgl. Heyne, Deutsches Wörterbuch, 2. Aufl., II. und Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen usw. (1895), I., S. 74. Andre Ableitung bei R. Hildebrand, Recht und Sitte auf den primitiveren wirtschaftlichen Kulturstufen; 2. Aufl. 1907, S. 182.



Außerhalb der Felder liegen Wald und Weide, in gemeinsamer Nutzung und gemeinsamem Besitz: die Almende*), die in manchen Gegenden bis heut ein Gesamteigen der Dorfgenossen bildet und allen zur Benutzung dient. Ihre Aufteilung und Zuweisung an Einzelberechtigte als Sonderland erfolgte im vergangenen Jahrhundert häufig (Gemeinheitsteilung).

Als aller Boden schon in festem Besitze war, bildete sich allmählich die Übung, daß beim Ableben oder Rücktritt des Bauern von der Wirtschaft ein Sohn den Besitz übernahm und so das Familieneigen und die Wirtschaftseinheit ungeschmälert weitererhielt: er ist der „Anerbe"; die übrigen Geschwister bleiben auf dem Hof als Knechte und Mägde oder weichen vom Hofe, d. h. werden auswärts Häusler, Pächter kleiner Stellen, Taglöhner usw.

Ähnliche Dorfgemeinschaften finden sich zu Beginn der kulturellen Entwicklung allenthalben.**) Bei allen Völkern war den Sippen ein Anspruch auf gemeinsame Benutzung bestimmter Einrichtungen und auf gegenseitige Aushilfe in bestimmten Fällen gegeben. Daneben wurde willkürlicher Entziehung zur alleinigen Beherrschung gewehrt: Raub und Diebstahl sind innerhalb des Stammes ebenso verpönt wie Totschlag. Die Beraubung Fremder dagegen wird nicht beanständet, ebenso wenig wie Seeraub an fremden Küsten als unehrliche Übung gilt.

In dem Maße, als die Gemeinsamkeit der Dorfgenossen sich lockert, spaltet sich auch das Familieneigentum im Erbgange und eine größere „Mobilität" im Grundbesitz tritt ein: er wird frei vererblich und frei veräußerlich. So bildet sich allmählich ein freier kleiner Landbesitz.

Der private g r o ß e Besitz dagegen beginnt mit der Ergreifung ausgedehnter Ländereien durch einzelne mächtige Persönlichkeiten. Sie bewirtschaften diesen Besitz durch Sklaven, Hörige, Reisige oder Pächter. Im deutschen Mittelalter bildet sich ein Großgrundbesitz aus Lehen der Könige. Sie werden erst lebenslänglich, dann erblich verliehen; als der Reiterdienst sich ausbildet, werden besonders große, sogenannte Reiterlehen geschaffen, im Ausmaße von vier bis acht Bauernhufen, deren Teile in Gemenglage mit den Bauernstücken liegen.

Mit dem größeren Grundbesitz hängen, entsprechend dem größeren Wohlstande, höhere Lebenshaltung, politischer Einfluß, Erziehung, Gesittung zusammen.

So setzen die großen Ungleichheiten im Vermögen ein. Die Entwicklung des Handels und der gewerblichen Betriebe trägt später zur Entwicklung weiterer Abstände im Reichtum bei.

Die freien Bauern geraten nun allmählich in Abhängigkeit von den großen Grundherren: sie werden unfrei, dienst- und abgabenpflichtig. Die großen und kleinen Herren beanspruchen auch das Eigentum von Wald, Weide und Fischwasser, belassen aber den Hufnern ein Nutzungsrecht daran. In manchen Gegenden erhält sich unter dem monarchischen Schutze das kleine Grundeigentum, in andern überwiegt dagegen der große Grundbesitz, wird dort zum Träger der Selbstverwaltung und beeinflußt die große Politik.

---

*) almeinde, aus allgemeinde hervorgegangen. (Heyne, I., S. 65.)

**) Vgl. L e t o u r n e a u, L'évolution de la propriété (1889).



Nach dem 16. Jahrhundert greift nun das **Bauernlegen** um sich: das Niederlegen der Grenzen der bäuerlichen Hufen und ihre gewaltsame Einziehung durch den Grundherrn. Zugleich werden die Bauern schollenpflichtig, zu ungemessenen Diensten verhalten, wirtschaftlich ausgebeutet, persönlich geknechtet. Erst in 17. und 18. Jahrhundert setzt gegenüber dieser Ausbeutung und Versklavung ein staatlicher Bauernschutz ein; dann wird der Bauer aus der Gewalt des Grundherrn gelöst und im 19. Jahrhundert in das unbeschränkte Eigentum von Feldern gesetzt. Die liberale Gesetzgebung gewährt ihm nun zugleich die Möglichkeit der freien Verschuldung, Teilung und Veräußerung dieses Besitzes. Auch die alten Almenden werden vielfach aufgeteilt, alte Nutzungsrechte am Wald (Servituten) abgelöst. Diese Unbeschränktheit führt nun zu Zersplitterung, Zwergpacht, Überschuldung des bäuerlichen Besitzes und in der Folge zum Aufkauf des Bodens seitens geldkräftiger Grundbesitzer oder Kapitalisten.

Dies ist im großen Umriß die Entwicklung des ländlichen Grundeigentums in Mitteleuropa: aus der ursprünglichen Nutzungsbefugnis von Dorfgenossen bildet sich das kleine Sondereigen heraus; dieses wird zum Teil auf gewalttätige Art aufgesaugt und schließlich wieder in größerem Umfange hergestellt, um neuerdings vielfach durch Kauf für den Bauernstand verloren zu gehen. Heute ist der Grundbesitz in erheblichem Maße dem gemeinen Rechte unterstellt, so daß seine Zerteilung und Veräußerung und sein Umsatz gegen Geldkapital ununterbrochen platzgreift („Mobilisierung" des Bodens).

Aus polizeilichen Gesichtspunkten bestehen aber noch Beschränkungen in der Nutzung des Waldes und beim Schürfen nach Mineralien und Kohlen. Auch kann aus Gründen des allgemeinen Nutzens sogar eine Enteignung oder zwangsweise Ablösung des Eigentums erfolgen. Hiezu können wirtschaftliche wie nationale Gründe führen. Paulsen meint, die festländische Gesetzgebung würde schwerlich die Geduld der englischen aufbringen, wenn ein reicher Mann kleine Besitze aufkaufen und die Gründe zu einem großen Jagdpark zusammenlegen würde. Das Gleiche gelte gegenüber Gruben-, Hütten-, Industrie- und Verkehrsunternehmungen: einer unsinnigen und die Zukunft bedrohenden Verwüstung von Kohle und Eisen unter dem Titel des Eigentumsgebrauches könnte ein industrielles Volk ebensowenig mit Geduld zusehen, wie ein ackerbauendes der Zerstörung seines Bodens.

In den **Städten** wird der Boden mehr und mehr zu einem kostbaren, reiche Erträge und infolgedessen auch große Werterhöhungen zeitigenden Kapital. Auf das rasche Steigen der Grundpreise gründen sich große Spekulationen von Leuten, welche die Grundstücke in jener Lage aufkaufen, nach der die Stadt sich voraussichtlich ausdehnen dürfte. Die Zunahme der Bevölkerung vermehrt die Mieter ungeheuer und bewirkt eine starke Ausnutzung des Bodens; die Häuser wachsen in die Höhe und Bauunternehmer stellen Wohngebäude in Verkaufsabsicht her. Langsam beginnt erst eine gewisse Sorge, der wucherischen Ausbeutung der ärmeren Klassen zu wehren und ihre steigende Wohnungsnot zu beheben. Aus diesem Titel und aus Verkehrsrücksichten streben jetzt auch städtische Verwaltungen die Einräumung eines Enteignungsrechtes an und wenden sich allmählich den Aufgaben einer sozialen, die Interessen der Gesamtheit wahrenden Bodenpolitik zu.

Neben diesem unbeweglichen Eigentum gewinnt das bewegliche Vermögen, in unserem Kulturkreise sowohl im römischen Altertum als seit dem Mittelalter, wachsende Ausdehnung und eine eigene erwerbende Kraft: es wird zu einem „Kapital", einem Vermögen, womit man, etwa als Händler, Erträge erzielen kann. Die aus Handelsgewinnen entstammenden Kapitalien vereinigen sich dann zu bankmäßigen Betrieben, zu Industrieunternehmungen und zu Spekulationsgeschäften. Die Geldkapitalien suchen auf allen Gebieten Gewinn: die „kapitalistische" Epoche hebt an, da geldkräftige, auf Gewinn ausgehende Unternehmer alsbald das Antlitz der Erde und die soziale Struktur der Gesellschaft verändern und damit auch die politischen Schichtungen im Staate verschieben. Zu solchen Unternehmungen vereinigen sich auch kleinere Kapitalisten frei und willkürlich, um (in Aktiengesellschaften und sonstigen Vereinigungen) ihren Vorteil durch wirtschaftliche Führer auf gemeinsame Rechnung verfolgen zu lassen.

Die aus Unternehmergewinnen erwachsenen Riesenvermögen vermitteln ihren Trägern eine Macht, die oft unwillig betrachtet wird. „Die Geldmacher sind gewiß meist große Geschäftstalente," sagt Schmoller, „aber ihre Millionen und Milliarden stehen zu oft doch in keinem entsprechenden Verhälnis zu diesem Talent." Und Darwin, der die Vorzüge des Kampfes ums Dasein und des Überlebens der kräftigen und lebensfähigen Elemente in der Natur geschildert, sagt, im Kampfe ums Geld seien die Sieger keineswegs immer die Besten und Klügsten.*) Die Übermächtigen mißbrauchen daher ihren Einfluß zu weiterer wirtschaftlicher, sozialer und politischer Machtausdehnung oder ihre übersatten Erben verkommen in Genuß, Übermut und seelischer Leere.

Jede Einschränkung der Möglichkeit unreellen Erwerbes wird nun als sittlicher und sozialer Fortschritt empfunden; das Gefühl, daß die Art, wie Reichtümer erworben werden, die Gesamtheit angeht, von sozialer Bedeutung ist, hat aber noch keine entsprechende praktische Bedeutung erlangt, hat noch nicht zu einer praktisch wirksamen Kontrolle seitens der Gesellschaft geführt, trotzdem sie alles Interesse hat, zu verhindern, daß nicht berufene Elemente auf der alleinigen Grundlage ihres Reichtums zu sozialer Geltung gelangen, sich als die maßgebenden Stützen der Gesellschaft geberden oder Gemeinde und Staat beherrschen.

Daran schließt sich die wichtige Frage einer Kräftigung der Mittelklassen und einer Hebung ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit. Mit großer Wärme hebt Herkner**) ihre Bedeutung hervor. Die geschichtliche Erfahrung scheine darzutun, daß diejenigen Perioden die erfreulichsten Züge aufweisen, in denen ein breiter Mittelstand vorhanden war. „Es sind die sogenannten organischen, positiven, aufbauenden Epochen in der Geschichte der Menschheit. Da zeigt sich eine glückliche Vereinigung von Arbeit und Genuß, von Rechten und Pflichten, ein offener Blick für gesunden Fortschritt; da finden wir eine lebhafte und allgemeine Teilnahme an öffentlichen Dingen, da sind wenige so

*) Ebenso Letourneau, a. a. O., S. 484: „La sélection par et pour l'argent . . se fit rarement au profit du plus élevé intellectuellement; en général, elle donna l'avantage, dans la mêlée sociale, au plus avide, au plus rapace et non seulement à lui, mais à ses descendants, puisque la fortune acquise, peu importait comment, se transmettait héréditairement aux consanguins."

**) Die Arbeiterfrage, 5. Aufl., S. 426 f.

arm, um durch den Umsturz nur gewinnen zu können, wenige so reich, um als gesellschaftliche Macht der Autorität des Staates zu trotzen, kein Bürger so reich, daß er die andern kaufen könnte, und keiner so arm, daß er sich selbst verkaufen müßte. Das ist der Boden für wahre politische Freiheit, für eine tatkräftige Selbstverwaltung. Proletarischen Ausschreitungen kann durch die Verbindung der Mittelklasse mit den oberen Schichten, plutokratischen Anmaßungen durch die Allianz mit der Masse begegnet werden. Da ist eine breite Brücke zwischen arm und reich geschlagen. Die oberen Klassen ergänzen sich leicht aus den unteren, und die zahlreichen Zwischenglieder sorgen dafür, daß die Kulturerrungenschaften der Spitzen der Gesellschaft sich auch allmählich auf die breiten Volksmassen erstrecken . . Auf einem breiten Mittelstande beruht die Machtstellung Frankreichs, ein breiter Mittelstand verleiht den meisten schweizerischen Kantonen sowie dem Süden und Westen Deutschlands die gesunde soziale und politische Physiognomie." Ebenso betont Paulsen*) die Notwendigkeit, die zerstreuten Kräfte, die in ihrer Vereinzelung den Kampf ums Dasein nicht mehr bestehen können, zu leistungsfähigen Verbänden zusammenzufassen und vornehmlich der Verwüstung des Bauernstandes vorzubauen, der dem Mittelstande unverbrauchte Kräfte zuführen kann und die Volkskraft, als Born leiblicher und geistiger Frische, erneut. Die Blüte eines Volkes beruht eben darauf, daß der geistig führenden Gruppe, dem städtischen Mittelstande, reichlich frisches Blut aus dem Bauernstande, dieser Wurzel alles Volkslebens, zuströmt, und es führt zum Sinken des Volkes, wenn der Kapitalismus — durch seine Handelspolitik, durch ein unangemessenes Erbrecht, durch Verschuldung oder Auskauf — den Bauernstand verwüstet.**) Mit dem Bauernstande erhält sich daher die Nation lebenskräftig, und ihn zu pflegen, ist somit eine wichtige Aufgabe jeder Gesellschaftspolitik.

* * *

Die Tragfähigkeit des Eigentumsrechtes wird noch wesentlich erhöht durch ein besonderes Rechtsinstitut, das sein äußerster Ausfluß ist: durch das Erbrecht, die Befugnis, über sein Eigentum auch über den Tod hinaus zu bestimmen. Auch dieses Recht unterliegt einer Entwicklung.

Unfreie haben ursprünglich kein Erbrecht. Was sie besessen, fällt nicht an Erben, sondern an den Herrn. Um das Interesse der Hörigen an der Wirtschaft zu heben, wird im Mittelalter auch ihren Nachkommen ein gewisser Anteil an ihrer Hinterlassenschaft gewährt, — zuerst am beweglichen Vermögen; am Boden entsteht ein Erbrecht des Hörigen erst später. Die Bauernbefreiung im 19. Jahrhundert bringt ihm schließlich nach einer Zeit harten Druckes mit dem unbeschränkten Eigen auch das freie Erbrecht.

Die Vasallen hatten es früh verstanden, ihre Lehen erblich zu machen.***)

Das Erbrecht kann nun in jedem einzelnen Falle durch das Gesetz oder durch den Willen des Erblassers gegeben sein. Das Gesetz kann hiebei die Willkür des Erblassers einschränken und für den Fall, als er keine eigene

*) A. a. O., II., 529 f.

**) G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen (1889). — Ruhland, System der politischen Ökonomie, III. (1908).

***) Vgl. Hübner, a. a. O., S. 329 f. und 739.



Äußerung hinterließ, an seiner Statt alle Bestimmungen treffen. Nach römischem Rechte ist nun der Erblasser in seiner letztwilligen Verfügung dadurch eingeschränkt, daß jedes der Kinder auf eine bestimmte minimale Quote Anspruch hat (Noterbrecht). Und liegt kein Testament vor, so wird alles Eigentum in so viele gleiche Teile geteilt, als Kinder da sind. Will also ein Grundbesitzer seinen Boden bloß einem seiner Kinder überlassen, so muß er Sorge tragen, daß die übrigen dennoch mindestens ihren „Pflichtteil" bekommen. Dieses System der prinzipiellen Gleichheit der Verwandten des nämlichen Grades und der tatsächlichen Aufteilung der Erbmasse in natura unter den Erben herrscht vor in Frankreich, ferner in jenen Gegenden Deutschlands, die einmal französisch waren, d. h. wo der Code civil galt.*) Da aber die Bauern in manchen deutschen Gebieten ihren Grund nur einem übergeben wollten, trotzdem sie anderes Vermögen zur Entschädigung weiterer Kinder nicht besaßen, so bewirkten sie, daß überhaupt keine Jüngeren da seien: es entstand das Zweikindersystem.

Diesem romanischen (römisch-französischen) Erbrechte, mit prinzipiell gleichen Ansprüchen der Kinder sowohl auf das bewegliche wie auf das unbewegliche Eigentum und seiner auf die zwangsweise Teilung der Erbmasse gerichteten Tendenz, steht das germanische (englisch-deutsche) gegenüber, das dem Erblasser größere Freiheit läßt.

In England, in dessen Kolonien und in den Vereinigten Staaten herrscht zunächst volle Testierfreiheit des Erblassers, d. h. keinerlei Pflichtteilsrecht der Kinder, und stirbt der Vater ohne Testament, so findet dort keine gleichmäßige Teilung statt, sondern aller Grund geht auf den ältesten Sohn über und nur das bewegliche Eigen wird zu gleichen Teilen unter die sämtlichen Kinder verteilt. Nun ist es aber allgemein die Regel, das Grundeigentum letztwillig, wenn nicht dem ältesten, so doch einem Sohne zu hinterlassen. Dadurch ist dieser bevorzugt, weil er auch an der übrigen Verlassenschaft noch einen Anteil hat und in seiner Person die Familienautorität fortsetzt; Macht und Größe der grundbesitzenden Familien erhält sich in ihm weiter; für die Witwe wird im Ehevertrage und für die übrigen Kinder dadurch gesorgt, daß zu ihren Gunsten Versicherungen für den Fall des Ablebens des Familienhauptes abgeschlossen werden.**) Die Unbeschränktheit des Erblassers hat also zur Ausbildung einer konservativen liegenschaftlichen Erbfolge geführt.***)

In Deutschland sind die Verhältnisse gemischt: im nördlichen Deutschland und in den süddeutschen Gebieten herrscht eine dem englischen Rechte analoge Erberfolge; einer erbt den Boden samt dem Hof, die übrigen werden aber entschädigt, so daß ein Pflichtteilanspruch immerhin besteht. In den südlicheren Ebenen von Süd- und Mitteldeutschland herrscht, wenn kein Testament

---

*) Ist etwa nur ein Stuhl hinterblieben, — sagt ein französischer Autor, — so werden französische Bauern als Erben die Tendenz haben, ihn zu zersplittern, damit jeder Erbe einen Fuß erhalte, mag auch darüber der Stuhl in Trümmer gehen.

**) Le Play, La réforme sociale en France, I. § 28, II. § 54.

***) Über die Einführung einer zwangsweisen Naturalteilung zur Schwächung des Einflusses von Großgrundbesitzerfamilien vgl. Le Play, I. § 20. (Ausgabe von 1864, S. 119 f. und 122 f.)



vorliegt, die römische gleiche Teilung. Das eine System ist jenes der „Anerben“, das andre der „Natural-“ oder Zwangsteilung.

Auch in Österreich bestand in den deutschen und slawischen Gebieten die Übung, den Grundbesitz ungeteilt zu vererben, während in den südlichen Ländern die gleiche Aufteilung galt und eine Bodenzersplitterung ergab. Die Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts hat eine zeitlang die gleiche Teilung begünstigt, strebt aber neuerdings darnach, die alten Anerben-(oder „Höferechts-“) übungen zu stärken.

* * *

Eine alles menschliche Dasein so tief beeinflussende Einrichtung wie das Eigentums- und das sich anschließende Erbrecht mußte seitens der von ihren Vorteilen Ausgeschlossenen, mithin seitens der Anwälte der Besitzlosen, Anfechtungen erfahren.

Das alte Testament versieht die periodische Wiederverteilung des Landes, die sich zu Anfang der Entwicklung bei jedem Volke findet, mit einer tieferen, religiösen Begründung; Gott habe diese Verteilung und die Neuverteilung der Güter in jedem Jubeljahr angeordnet. Er ist der wahre Eigentümer von allem und der Mensch nur ein Benutzer, Nutznießer, dem er das Eigentum zu vorübergehender Verwaltung übergab. Nach den Evangelien ist das Erdengut zur Befriedigung der leiblichen, irdischen Bedürfnisse der Menschen bestimmt. Dessen alleiniger Herr ist Gott; ihm gegenüber sind die Verwalter dieses seines Gutes Knechte, die in seinem Auftrage zu handeln haben. Sie haben demgemäß für das ihnen anvertraute Gesinde treu und verständig zu sorgen. So ergänzt sich das Privateigentum mit dem allgemeinen Zweck der Güter: ihr ungerechter Erwerb, Aufhäufung zur bloßen Mehrung des Besitzes, Ausbeutung in Arbeitsabhängigkeit stehender Menschen, einseitige Bereicherung durch Preiswucher und üppige selbstsüchtige Verschwendung verbieten sich, Almosen an Arme, Werke der Liebe und Abgaben im allgemeinen öffentlichen Interesse sind dagegen geboten.*) Der heilige Hieronymus schrieb im 4. Jahrhundert: „Dives autem iniquus, aut iniqui haeres“, — der Reiche ist ungerecht oder eines Ungerechten Erbe, und alles Zinsnehmen wird als Wucher verboten.

Die Reichtümer haben daher dem Menschen als Instrument zu dienen, sie dürfen ihn aber nicht beherrschen.**) Die Erde wurde allen überwiesen, jeder hat das Recht, zu leben. Dient jedoch das Eigentum dem Eigner dadurch, daß es ihn vor der Not des Lebens sicherstellt, so erlegt es ihm auch die Möglichkeit und Pflicht auf, den darbenden Mitmenschen zu unterstützen. Im 13. Jahrhundert findet der heilige Thomas von Aquin die Erwerbung äußerer Dinge aus Gründen der Zweckmäßigkeit für begründet: es sind psychologische, technische und moralische Gründe, denn jeder ist viel angelegentlicher besorgt um das, was ihm allein gehört, die Verwaltung geht geordneter vor sich, wenn der Einzelne für einen bestimmten Bereich sorgt, und Friede und Ruhe wird gewahrt, wenn jeder seinen Besitz fest zugeteilt hat

*) Winterstein, Die christliche Lehre vom Erdengut (1898), S. 9, 15 f., 31—44.

**) Seipel, Die wirtschaftsethischen Lehren der Kirchenväter (1907), S. 190 f.

und damit zufrieden ist.*) Die Ungleichheit des Güterbesitzes verursacht dabei immerhin Bedenken.**)

Auch das (vom kirchlichen Geiste durchdrungene) deutsche Recht ging von der Anschauung aus, daß das Eigentum ein von Gott verliehenes Lehen sei, für dessen Verwaltung man eine Verantwortung trage. Daher sei es einem sittlichen Zwecke gemäß zu gebrauchen; sein Gebrauch unterliege der Rücksicht auf andre, insbesondre auf die Familie, auf Nachbarn und Bedürftige. Diese sittlichen Verpflichtungen werden zu deutschen Rechtspflichten: es gab Schenkungspflichten; Gastfreundschaft war rechtliche Verpflichtung; und allgemein galt der Grundsatz, daß der Hungernde oder Bedürftige von den Früchten des Feldes und des Waldes zu seinem augenblicklichen Bedarf ein Bestimmtes zu nehmen befugt sei. In allem beherrschte sittliche Billigkeit die Ausübung der Eigentumsbefugnisse.***)

Allein als im 15. Jahrhundert in den Rheingegenden, in England, Belgien, den Niederlanden, Italien der bewegliche Besitz den unbeweglichen an Bedeutung erreicht und der Eigentümer damit zunehmende Freiheit sucht und im Anschluß an den wirtschaftlichen Aufschwung und an die Möglichkeit, in regeren Verkehrsbeziehungen Gewinne zu machen, das römische Recht wieder zur Geltung gelangt, — das ein Recht des beweglichen Besitzes ist, während das germanische Recht ein agrarisches Recht war, — da schwindet die deutschrechtliche und die altchristliche Auffassung und man erkennt an, daß der Kapitalist Ersatz fordern dürfe für den Schaden, der ihm erwächst, falls eine zur Rückzahlung bedungene Frist nicht eingehalten wird. Man bedang sich nun bei der Einräumung eines Darlehens einen nahen Termin der Rückzahlung und für den Fall seiner Nichteinhaltung Verzugszinsen; für die kurze Zeit bis zum Rückzahlungstermin durfte man keine Zinsen fordern, von da ab aber beliebig hohe, wenn nur die Unterscheidung säuberlich durchgeführt war.

In reformierten Ländern entstehen kommunistische Sekten, nach deren Überzeugung das Eigentum des Einzelnen der Christlichkeit widerspricht, so die Wiedertäufer an der Grenze von Holland, in England die Levellers (die alles „nivellieren", gleichmachen wollen). Man schlägt diese Bewegung mit Waffen nieder. Aber man sucht nach einer Rechtfertigung des Eigentums. Daher tritt eine Fülle von Theorien auf, um das Eigentum zu „begründen".

Die Rechtsphilosophen bemühen sich gewissenhaft um seine Berechtigung und seit den wuchtigen Angriffen der Sozialisten gegen das Eigentums- und Erbrecht und der Vertiefung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen trachten die Volkswirte diese Fragen realistischer zu erfassen.

Die einzelnen „Eigentumstheorien" suchen eine ausreichende Antwort auf die Frage, worin der Anspruch einer Person, eine Sache allseitig zu beherrschen — sowohl inbezug auf ihre Benutzung als auf die Verfügung über sie —, ursprünglich begründet sei, welcher Grund die Gesamtheit bestimme, diesen Anspruch zu gewährleisten und ihn unter ihren Schutz zu stellen.

*) Schaub, Die Eigentumslehre nach Thomas von Aquin und dem modernen Sozialismus (1898).

**) Vgl. Brentano, Ethik und Volkswirtschaft in der Geschichte (1901).

***) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, I., S. 432 f.



Die eine Theorie erklärt nun das Privateigentumsrecht als die natürliche Folge der menschlichen Persönlichkeit. „Höchstes Glück der Erdenkinder Ist nur die Persönlichkeit." Und diese strebt, sich durchzusetzen und auszuleben. Zu ihrer Betätigung bedarf sie aber einer Herrschaft über Sachgüter. Das Vermögen gewähre durch die äußeren Gegenstände Befriedigung und Herrschaft zur freien Gestaltung des Lebens, zur Betätigung der Persönlichkeit; Eigentum sei der Stoff, die Offenbarung der Individualität. Ist es aber (nach Fichte, Stahl, Bluntschli) aus solchem Grund gerechtfertigt, so widerspricht das nicht den Anschauungen der Sozialisten, die ebenfalls ihre Persönlichkeit auf diese Weise entfalten, sich ausleben lassen möchten. Das ergäbe eine Forderung nach Eigentum für alle. Diese Theorie ergibt auch keine innere Begründung für die schroffen Vermögensungleichheiten, die bei der heutigen Eigentumsordnung entstehen, und Wagner betont ihr gegenüber, daß sie die Berechtigung eines Privateigentums nur an dem zum notwendigen Bedarf dienenden Gebrauchsvermögen zu begründen vermag, nicht aber an allem darüber hinausgehenden Gebrauchsvermögen und an den Produktionsmitteln, Kapital wie Boden. Auch sei aus ihr über Inhalt und Umfang des Privateigentumsrechts, den eigentlichen praktischen und strittigen Punkt, nichts Wesentliches abzuleiten.*)

Andre erklären das Bestehen von Privateigen aus dem Willen der Staatsgewalt, die eben diese Form der Herrschaft über die Sachen als zweckmäßig erachtet (sogenannte Legaltheorie, von Hobbes, Montesquieu u. a.). Diese Theorie ergibt zugunsten der Gegner der besprochenen Rechtseinrichtung die Zulässigkeit, daß der Staat seinen Willen abändere und das Privateigentum wieder aufhebe. Es kommt daher hier auf die Prüfung der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung an.

Die Zweckmäßigkeit irgendeines positiven Eigentumsbegriffes läßt sich nun kaum an sich, absolut, beurteilen; es kommt wesentlich auf seinen Inhalt — die Schroffheit und Ausschließlichkeit der Befugnisse — und auf ihre wirtschaftliche Wirkung in einer bestimmten Gesellschaft an. Und da wird wohl ausschließlich die Beurteilung vom Standpunkte der Gesamtheit entscheidend sein.

Nun wird die größere wirtschaftliche Wirksamkeit des Privateigentums hervorgehoben: es gibt Anreiz und Interesse zur höchsten wirtschaftlichen Ausnutzung der Dinge wie der Menschen und erzielt dadurch eine größere Fruchtbarkeit. Wie der Mensch in der Freiheit intensiver tätig wird, so wird er es auch, wenn er über die Erfolge seiner Arbeit selbst verfügen darf und ein Mißerfolg an ihm sich rächt. Allein die Menschen sind nicht bloß wirtschaftlicher Ergebnisse und Erfolge halber da, sie wollen auch leben. Und bei einer unberechtigten, einseitigen Verteilung des Vermögens kommt schließlich diese Möglichkeit zu kurz. Im Verlaufe der Entwicklung kommen freilich die Errungenschaften und Fortschritte der Begünstigteren allmählich auch den Unteren zugute, wie die Fortschritte in der Bequemlichkeit des Lebens oder in der öffentlichen Gesundheitspflege; der Reichtum sickert heutigentags auch in die Tiefen der Gesellschaft; mithin ist die Einrichtung

*) Grundlegung der politischen Ökonomie, § 119. Vgl. §§ 103—111.

des Privateigentums im ganzen keine soziale Verirrung der Menschheit; aber ihre Mehrheit empfindet gegebenenfalls diesen Fortschritt auf ihrer Seite als zu langsam und als zu gering im Maß. Die verhängnisvolle Tatsache, sagt Wagner mit Recht, daß das bestehende Privateigentum so wenig dem doch einmal als Ideal vorschwebenden „Verdiensteigentum“ entspricht, ist der ganzen Institution gefährlich. *)

Nun hat eine weitere Theorie das Sondereigen dadurch rechtfertigen wollen, daß sie es auf die Arbeit, also auf ein sittliches Anrecht des Eigners zurückführt. Allein diese Arbeitstheorie läßt sich nur in den primitivsten Verhältnissen als richtig vorstellen und auch da ist sie bedenklich darauf angewiesen, auch die bloße Okkupation als sozialen Rechtsgrund des Eigens gelten zu lassen. Zum okkupierten und ererbten oder erbeuteten oder geschenkweise erlangten Eigentum kann allerdings Arbeit hinzutreten, um es zu vermehren; die Ergiebigkeit dieser Veranstaltung wird aber von anderen Umständen ebenso beeinflußt wie von der angewandten Arbeitsmenge oder Arbeitsart. Ein günstiger Gedanke macht sich besser bezahlt als noch so viele subalterne Arbeitsleistung. Nicht die Arbeit begründet daher in Wirklichkeit das Privateigentum, sondern sie betätigt sich an bereits vorhandenem Eigen. Die Theorie ist also wohl der Ausdruck eines Wunsches, wie die Dinge sein *sollten* und einzurichten *wären*, aber sie ergibt weder eine realistische Erklärung noch eine Rechtfertigung der heutigen Zustände.

Ihr realistischer Urgrund ist vielmehr, daß die ganze wirtschaftliche Tätigkeit auf Eigentum, Erwerb und Vermehrung von Eigentum beruht und sie die Grundlage unserer ganzen bisherigen kulturellen und sozialen Entwicklung ist. Psychologen halten das Streben nach Besitz für eine dem Menschen angeborene wesentliche Eigenschaft, für einen Instinkt, und weisen auf dessen Äußerungen im Tierreich und auf seine Steigerungen bei den Menschen zu Habgier, Geiz und Kleptomanie hin. Die Geschichtsforscher finden nirgends entwickeltere gesellschaftliche Beziehungen ohne einen durch Sitte oder Recht sanktionierten Besitz, d. i. Eigentum, sei es einer Gemeinsamkeit oder Einzelner. Einer Mehrheit steht gemeinsam zu das „Gemein-“ oder „Kollektiv“-Eigentum, Einzelnen das „Sonder“- oder „Privat“-Eigen, das in der Neuzeit sich frei und willkürlich zu neuen Formen gemeinsamen Eigens verbindet; so in den Gestaltungen der verschiedenen Genossenschaften und Erwerbsgesellschaften des Handelsrechts.

Der Inhalt des Eigentumsrechts ist freilich bald weiter, bald enger. Als ausschließliches Verfügungsrecht in starrer Form bildet es sich im römischen Rechte aus, während das deutsche Recht Billigkeitsgesichtspunkte kennt, die es regeln, den Grundbesitz mit öffentlichen Diensten: Ämtern, Kriegsdiensten und der Gerichtsbarkeit in Verbindung setzt, das bewegliche Eigen Preis- wie Zinstaxen und Qualitätsordnungen unterwirft. In der Gegenwart nimmt diese öffentlich-rechtliche Beschränkung der freien Verfügungen des Eigners neuerdings wieder mehr und mehr zu, trotzdem Schmoller das Eigentumsrecht wohl als den Kernpunkt alles Rechtes bezeichnen kann: ein Teil des Familien- und Erbrechts sind nur Anhängsel des Eigentumsrechts, ein erheblicher Teil

*) A. a. O., § 121.

des Obligationen- und Strafrechts nur Mittel zur Durchführung der Zwecke des Eigentumsrechts.

So steht die ganze wirtschaftliche Organisation aller Völker, wie seit den Uranfängen der Kultur, noch heute im Zeichen des Eigentums. Es beruht auf der natürlichen Notwendigkeit, Gegenstände der Natur zu beherrschen, um bestehen zu können. Und Streben nach Eigentum und seiner Vermehrung ist wirtschaftlich sorgenden Menschen eigen. Zudem hat die Entwicklung und Differenzierung des Reichtums die größte politische Bedeutung für die Verhältnisse der Staaten und innerhalb dieser für das Verhältnis der einzelnen gesellschaftlichen Klassen zu einander sowie für die Entfaltung der geistigen und kulturellen Kräfte jeder Epoche.

An Stelle des Privateigens könnte nun bloß die Hinüberführung in das Eigentum irgendeiner Gemeinsamkeit und die Verfügung dieser über die in Eigen stehenden Objekte und Rechtsansprüche treten oder es könnten die der Gesamtheit unzuträglichen und dem Billigkeitsgefühle widerstrebenden Vermögensungleichheiten mehr oder weniger ausgeglichen werden. Eine völlige Gleichstellung der einzelnen Wirtschaften ist wohl undurchführbar und zwecklos. Nur Lykurg soll in Sparta — ein halbes Jahrtausend v. Chr. G. — die Vermögensgleichheit hergestellt haben, allein selbst unter der kleinen Schar der Spartiaten gab es doch bald wieder Reiche und Arme.*)

Bisher hat die Entwicklung auf dem Besitzinstinkt gefußt, und es scheint praktisch kaum recht möglich, von ihm abzusehen. Das Rechtsinstitut des Privateigentums ist der Tragbalken unsrer ganzen gegenwärtigen wirtschaftlichen Einrichtungen und läßt sich nicht hinwegziehen ohne Zusammenbruch des gegenwärtigen Kulturgebäudes. Auch ist zwischen Eigentum an Gebrauchsgegenständen und erwerbenden Kapitalien, dann zwischen solchen und unbeweglichem Eigen zu unterschieden und deren verschiedne Bedeutung zu beachten: Eigentum an einem Winterrock ist auch im Interesse des Besitzlosen gelegen, mag er auch sonst den großen Reichtum und das Eigentum an Boden bekämpfen. Solche Unterschiede und das Festhalten am Prinzip des Sondereigens bedeuten aber nicht Unempfindlichkeit gegenüber der Tatsache, daß es viele Reiche gibt, deren einzige wirtschaftliche Funktion darin besteht, möglichst viele und unter besonderen Kosten und Mühsal erzeugte Güter zu verbrauchen, während Millionen infolge ihrer Besitzlosigkeit die wirtschaftliche Sklavenkette tragen und ihr Leben darin verbringen, jene Genußgüter für die Reichen zu bereiten. Auch soll uns nichts hindern, Nachteile der heutigen wirtschaftlichen und rechtlichen Ordnung, wo immer sie vorkommen, freimütig anzuerkennen und auf eine Milderung der Härten, auf Beschränkung unbilliger Rechte sowie auf einen Ausbau nicht genügend ausgebildeter Pflichteneinzugehen.

*) „Dafür trat aber eine so völlige Uniformität des Lebens ein, daß der Besitz niemandem im Lande voll nützen konnte. Den eigentümlichsten Ausdruck fand diese Annullierung des Besitztums in der Bestimmung, daß im Lande nur eisernes Geld als Zahlungsmittel verwendet werden durfte; zugleich wurde dadurch aller Handelsverkehr mit anderen Staaten abgeschnitten und dem Ackerbau auf lange hinaus seine Bedeutung als wirtschaftliche Grundlage gewahrt." Baumgarten u. a., Die hellenische Kultur (1905), S. 707.

Die Begrenzung praktischer Ungleichheiten kann allerdings mit Einschränkungen des Eigentums r e c h t e s einhergehen. Ihering hat*) die Meinung ausgesprochen, es werde eine Zeit kommen, wo das Eigentum eine andre Gestalt an sich tragen wird als heute; wo die Gesellschaft das angebliche Recht des Individuums, von den Gütern der Welt möglichst viel zusammenzuscharren und in seiner Hand einen Grundbesitz zu vereinigen, auf dem Hunderte und Tausende von selbständigen Bauern leben könnten, ebensowenig mehr anerkennen wird als das Recht des altrömischen Vaters über Leben und Tod seiner Kinder, als das Fehderecht, den Straßenraub der Ritter und das Strandrecht des Mittelalters. Es wird gelingen, „eine den Interessen der Gesellschaft mehr entsprechende, d. i. eine gerechtere Verteilung der Güter herbeizuführen, als sie unter dem Einfluß einer Eigentumstheorie bewirkt worden ist und bewirkt werden mußte, welche, wenn man sie beim rechten Namen benennen sollte, die Unersättlichkeit, Gefräßigkeit des Egoismus ist". Und Paulsen hat hinzugefügt, jedes Volk und jede Zeit bilde die Eigentumsordnung angemessen seinen Bedürfnissen und Zwecken. Die letzte Konsequenz des Satzes: „Mit unserem Eigentume können wir machen, was wir w o l l e n", wäre allerdings: Eigentum sei das Recht, Auswanderung oder Hungerstod über abhängige Arbeiter zu verhängen, nach freiem Belieben. Ist dies der Sinn des modernen Eigentumsrechts, dann wäre das Feudalrecht des „finsteren" Mittelalters auf alle Weise das menschlichere.**)

---

*) Der Zweck im Recht, I., S. 533 f.
**) Ethik, II., SS. 345, 347, 419.

Ein Name klang . . . .

Von Josef Weingartner.

Ein Name klang in meinem Ohr
So wundersam, so süß und traut,
Wie tief im Lenz, wo alles blüht,
Ein ferner Abendglockenlaut.

Wohl hör' ich ihn noch manchesmal,
Doch fehlt dabei der volle Klang:
's ist wie ein Harfenlied in Moll,
Wenn eine Saite wimmernd sprang.





Die Kämpfe der Grenzer in der Lika 1809.

Von FML. v. Woinovich.

Geschichtschreiber und Militärs können nicht genug die Anstrengungen preisen, die Preußen im Jahre 1813 machte, um sich vom Joche Napoleons zu befreien. Niemandem wird es beifallen, die Verdienstlichkeit dieser Anstrengungen in Abrede stellen oder schmälern zu wollen. Die Billigkeit fordert aber, ähnliche oder noch größere Leistungen auch dort anzuerkennen, wo es sich nicht um Deutsche oder Preußen, sondern um einen Volksstamm unserer Monarchie handelt. Dieser Volksstamm, Bewohner der alten, im Jahre 1873 aufgehobenen Militärgrenze, im Volksmunde daher „Grenzer" genannt, der Nationalität nach vorwiegend Kroaten und Serben (im Banate und in Siebenbürgen gab es aber auch Deutsche, Walachen und Székler), stand seit 1526, also durch länger als drei Jahrhunderte, an den östlichen Grenzmarken der Monarchie als Vorposten und Schutzwehr der Zivilisation gegen die östlichen Barbaren. Wiederholt von den Wogen der Türkeninvasionen hinweggeschwemmt, erhob er sich immer wieder, bis er zu Ende des 17. Jahrhunderts zu fester Organisation gelangte und dank dieser einen unerschütterlichen Schutzwall bildete, hinter welchem sich die glücklicher situierten Völker der Monarchie ungestört zu entwickeln vermochten. Noch lange Zeit, nachdem die Türkeneinfälle ihre Schrecken verloren hatten, blieb dieses Soldatenland und dieses Soldatenvolk bestehen, vielleicht länger, als es im Interesse der Wohlfahrt von Land und Volk geboten gewesen war, und leistete der Monarchie in ihren auswärtigen Kriegen die vortrefflichsten Dienste. Der österreichische Erbfolgekrieg, der siebenjährige Krieg, die Feldzüge gegen Frankreich, vor allem aber die Jahre 1848 und 1849 sind eben so viele Ruhmesblätter in der Geschichte dieses Volkes, die in unserem weiteren Vaterlande die wenigsten kennen und daher auch nicht zu schätzen wissen. Die vorliegende Skizze soll nur *einen* Zweig aus dem Ruhmeskranze des Grenzvolkes herausgreifen, eine einzige Episode von den vielen, durch die Österreichs Geschichte in jenem Jahre allein durch die Grenzer bereichert wurde.

An den großen Anstrengungen, die Österreich vor hundert Jahren machte, um sich des korsischen Eroberers zu erwehren, partizipierte die Grenze mit nahezu dem vierten Teile der aufgebotenen Kräfte. Das damals noch schwach bevölkerte, kaum eine Million Einwohner zählende Land stellte an hunderttausend Bewaffnete auf, so viel wie Ungarn mit seinen neun Millionen und im Verhältnisse fast ein Drittel dessen, was Österreich an Truppen auf die Beine brachte.

Von den regulären Grenztruppen — fünfzehn Regimentern — die damals die Grenze aufstellte, waren sieben mit ihren zwei Feldbataillonen bei der Hauptarmee des Erzherzogs Karl, vier bei der Armee des Erzherzogs



Johann im Süden der Monarchie eingeteilt, während vier die Truppendivision des FML. Vinzenz Baron Knežević, die vorläufig als Reserve für den Süden der Monarchie dienten, formierten. Jedes dieser Regimenter stellte überdies noch ein Reservebataillon und aus der überzähligen Mannschaft noch ein Landbataillon, letzteres so genannt, weil es grundsätzlich die Heimat nicht verlassen sollte. Aber auch mit der Aufstellung aller fünf Bataillons eines Regimentes, das einen Kriegsstand von 5000 Mann besaß, war die Leistung noch nicht erschöpft; was von der übrigbleibenden Bevölkerung (Populace genannt) überhaupt noch Waffen tragen konnte, also auch Greise und halbwüchsige Jünglinge, war verpflichtet, wenn Not am Mann eintrat, wie z. B. bei Türkeneinfällen am Kordon, die sehr häufig vorkamen, sich zu stellen. Also ein Volk in Waffen, wie es die Geschichte fast noch nicht gesehen, das alle Anstrengungen der Preußen, Spanier und selbst der Tiroler, was Ausnützung der Menschenkraft anbelangt, in den Schatten stellte.

Bei Beginn des Krieges 1809 drohte im Süden der Monarchie von Dalmatien aus der Einbruch des französischen Generals Marmont. Es war sehr wahrscheinlich, daß dieser General über das Grenzgebirge des Velebit nach Kroatien einbrechen werde, um sich mit dem Vizekönig von Italien, der an der Livenza operationsbereit stand, zu vereinigen und in weiterer Folge mit diesem nach Innerösterreich vorzurücken. Diesem mußte vorgebeugt werden. Es wurde daher von der Leitung der Armee des Erzherzogs Johann, welche am Isonzo jener des Vizekönigs gegenüberstand, der Division Knežević das Likaner Feldregiment entnommen und mit einer Anzahl Reserve- und Landbataillons zu einem sogenannten „Observationskorps“ unter Kommando des Generalmajor Andreas von Stojčević vereinigt und in der Lika zu dem Behufe aufgestellt, dem Einbruch Marmonts entgegenzutreten. Die vier Reservebataillone, die Stojčević erhielt, waren jene der Oguliner, Sluiner, Otočauer und Likaner Regimenter. Außerdem wurde das Observationskorps noch mit einer Eskadron Hohenzollern Chevaulegers und einer Eskadron Screžaner, einer Brigade und einer Positionsbatterie versehen. Es zählte in dieser Zusammensetzung nur etwa 8000 Mann und 18 Geschütze, weshalb GM. Stojčević um Verstärkung bat, die ihm durch die Zuweisung von drei Landbataillonen, die aber erst später mobilisiert werden konnten und auch qualitativ minderwertig waren, gewährt wurde.

Der Kriegsschauplatz, der in Betracht kam, war wohl einer der rauhesten und unwegsamsten in Europa. Die Lika stellt ein felsiges, ressourcen- und wegarmes, verkarstetes Hochplateau dar, das von Dalmatien durch den Fluß Zermanja und den dahinter sich erhebenden mächtigen Felsenwall des Velebitgebirges geschieden ist. Die Bevölkerung der Lika, damals dem gleichnamigen Grenz-Infanterieregiment angehörend, war der Scholle gemäß, der sie entstammte, ein rauhes, kriegerisches, bedürfnisloses, aber tapferes und kaisertreues Völkchen. Ähnliches galt, was Land und Leute betrifft, von den nördlich der Lika befindlichen Gebieten, die damals das Otočauer, Sluiner und Oguliner Regiment umfaßten. Im beständigen Kampfe mit den Elementen und den raublustigen türkischen Nachbarn am Kordon, waren diese Grenzer jederzeit bereit, dem Feinde entgegenzutreten, wenn er sie in ihrer Heimat bedrohte.



Dem GM. Stojčević war der Hauptmann des Generalquartiermeisterstabes Johann Hrabowszky von Hrabova, ein äußerst intelligenter, unternehmender Mann, zugeteilt, leider war aber dem Observationskorps nicht freie Hand gelassen worden, sondern dasselbe blieb in seinen Unternehmungen an den Banus und kommandierenden General in Agram, Ignaz Grafen Gyulay, gewiesen, was der Entfernung wegen große Nachteile im Gefolge hatte.

Stojčević, der seine Kräfte anfangs April in der Gegend von Gračac, einem der in nächster Nähe der Grenze gelegenen Orte der Lika, konzentriert hatte, war zwar von Gyulay, der Hauptsache nach, nur die Weisung zugegangen, Marmont an dem Durchzuge durch die Lika und durch Kroatien zum Zwecke des Anschlusses an die französischen Kräfte der Armee des Vizekönigs von Italien zu hindern; er hatte also eigentlich nur eine defensive Aufgabe, beschloß aber dennoch bis an den Zermanjafluß vorzurücken, weil er an diesem nur auf den Übergängen zu passierenden Gewässer mehr Chancen besaß, den Gegner abzuwehren, als hinter dem Velebit, der auf zahlreichen Fußsteigen immerhin leichter und überraschender überschritten werden konnte.

Mit viel Erfolg hatte Stojčević in Dalmatien Verbindungen mit Unzufriedenen angeknüpft, war daher beständig orientiert über das, was jenseits der Grenze vorging, und hatte sogar alles vorbereitet, um bei Überschreiten der Grenze ein dalmatinisches Freikorps zu bilden, das ihn in seinen Operationen unterstützen sollte. Leider hatte aber auch der Gegner vorgesorgt, um dem österreichischen Korps Verlegenheiten in seinem Rücken zu bereiten, indem die Franzosen die räuberischen Türken an der Grenze zu Einfällen auf das Gebiet der Grenze aufgereizt hatten.

Dessenungeachtet ward am 26. April mit der Vorrückung des Observationskorps über den Velebit an die Zermanja begonnen, da man sonst gewärtigen mußte, daß der Gegner, den man bei Benkovac, also nur zwei bis drei Märsche entfernt wußte, zuvorkomme. Um die Aufmerksamkeit desselben abzulenken, wurde Hauptmann Gerstorf des Geniestabes, ein geschickter und unternehmender Offizier, der schon in der Lika alle nötigen fortifikatorischen Arbeiten durchgeführt hatte, mit einer Landdivision Sluiner beauftragt, eine überraschende Diversion nach Drniš, in die rechte Flanke und in den Rücken des Gegners, zu unternehmen und das dort stehende feindliche Bataillon zu zersprengen. Diese Diversion sowie die gleichzeitige Vorrückung in mehreren Kolonnen an die Zermanja gelang vollkommen. Nach einem Nachtmarsch wurde am 30. bei Morgengrauen Drniš überraschend angegriffen, das dort befindliche feindliche Bataillon auseinandergesprengt, acht Offiziere und über hundert Mann gefangen. Zwei österreichische Kolonnen erschienen im Laufe des Vormittags des 26. April unerwartet vor Obrovac, Ervenik und Zegar an der Zermanja und bemächtigten sich nach heftigem Kampfe der letztgenannten Orte. Am 28. April schritt wohl der Feind zu Gegenangriffen, wurde aber zurückgeschlagen. Am 29. April vereinigte der vollkommen überraschte Gegner alle seine bisher an der unteren Zermanja zerstreuten Kräfte an deren Oberlaufe, wo er den Übergang forcieren wollte, ward jedoch in der Front durch Major Nović am rechten Ufer festgehalten und durch Major Slivarich mit seinen Ogulinern überraschend am linken Ufer angegriffen und zersprengt, wobei ein Oberstleutnant, vier Kapitäns, drei Leutnants und 144 Soldaten gefangen wurden.



So sah sich Marmont, der sich eben angeschickt hatte, mit zirka 12.000 Mann die Offensive zu ergreifen, um sich durch Kroatien den Weg zum Vizekönig von Italien zu bahnen, schon im ersten Stadium seiner Angriffsbewegung überrascht, seine Vortruppen waren zurückgedrängt, seine Flanken bedroht. Dessenungeachtet versuchte er dennoch am 30. April einen kräftigen Angriff in der Richtung der einzigen bestehenden steinernen Zermanja-Brücke bei Kravibrod; seine Bataillone wurden aber durch das erste Likanerregiment unter Major Kapcherment nach wütendem Handgemenge auf der Brücke selbst mit dem Bajonett geworfen. Oberleutnant Zastavnikovič fand daselbst nebst 50 Mann den Heldentod.

Den Hauptangriff unternahm indes Marmont von seinem rechten Flügel aus mit der Division Montrichard. Der Wucht dieses Angriffes begannen schon die dort stehenden Sluiner zu weichen, als Hauptmann Hrabowsky mit zwei Likanerbataillonen aus dem Zentrum herbeieilte. Über deren Eingreifen in den Kampf sagt der französische Bericht: „Die Division Montrichard rückte mühsam über das außerordentlich schwierige, verkarstete Terrain vor, die Österreicher vor sich her treibend, als sich plötzlich die Hügel der »velika strana« in der linken Flanke mit österreichischen Tirailleuren bedeckten, denen zwei Kolonnen folgten, die sich mit dem Bajonett auf uns stürzten, uns beträchtliche Verluste beibrachten und uns zum Weichen zwangen." Bei diesem Gefecht hatte sich besonders Oberleutnant Hessel des Likanerregiments, obwohl durch den Unterleib geschossen, hervorgetan; er erhielt später hiefür den Militär-Maria-Theresien-Orden.

In der folgenden Nacht brach ein Gewittersturm aus, dem eine orkanartige Bora mit dichtem Schneegestöber folgte. Marmont schreibt es diesen Elementarereignissen und dem Anschwellen der Zermanja zu, daß er seine Versuche, in die Lika einzubrechen, nicht fortsetzte und gegen Ostrovica und Benkovac zurückging. Offizielle französische Quellen aber gestanden zu: Marmont wollte durchbrechen, konnte es aber nicht! Diese Kämpfe hatten ihm fast tausend Mann an Toten und Verwundeten und mehrere hundert Gefangene gekostet. Die Grenzer hatten zahlreiche Vorräte an Schlachtvieh und Brot, für sie sehr erwünscht, erbeutet.

Generalmajor Stojćević hatte die Absicht, nachdem der Gegner sich im Angriffe die Hörner abgestoßen, selbst zur Offensive überzugehen. Diese wäre angesichts der Unordnung und der Erschütterung des Gegners auch wahrscheinlich gelungen. Das herrschende Unwetter, der Mangel an Proviant und Munition, dann der Zustand, in dem die um diese Zeit erst einrückenden komponierten Landbataillone sich befanden, bewogen ihn aber, davon Abstand zu nehmen. Die Mannschaften dieser Bataillone kamen ohne Mäntel und Schuhe halb erfroren an und die Patronen, welche sie in ihren Torbas (Taschen) trugen, waren durch das Wetter untauglich geworden. Man brauchte daher Zeit, um kampffähig zu werden.

Kühne Streifungen von Seite des Observationskorps bis tief nach Dalmatien hinein, dann zahlreiche Nachrichten von Kundschaftern u. s. f. ließen bald darauf erkennen, daß es österreichischerseits geboten sei, die aufgeschobene Offensive nach Dalmatien recht bald wieder aufzunehmen. Über Vorschlag Hrabowskys schritt daher Generalmajor Stojčević zur neuer-



lichen Offensive. Er beschloß an seinem rechten Flügel, bei Obrovac, zu demonstrieren, im Zentrum aber, vom oberen Quertal der Zermanja und vom Berge Kita aus, welcher die bequemste Eingangspforte nach Dalmatien bildet, mit der Hauptkraft überraschend in dieses Land einzubrechen, auf Ostrovica zu rücken und die dortigen ziemlich locker stehenden französischen Streitkräfte über den Haufen zu werfen. Zur selben Zeit hatte jedoch auch Marmont vom Vizekönige die Weisung erhalten, in Kroatien einzubrechen, und war eben im Begriffe, die Befehle zur Konzentrierung seiner Korps zu erteilen. Die Österreicher besaßen daher nur einen kurzen Vorsprung, der aber immerhin für die Durchführung ihres Vorhabens genügt haben würde. Leider gestalteten sich aber die Ereignisse anders. Schon war, am 9. Mai nachts, die rechte Flügelkolonne, zwei Bataillone von Obrovac aus, die rechte Mittel-(Hauptkolonne), drei Bataillone und die Artillerie über Privec, die linke Mittelkolonne über Bender, die linke Flügelkolonne, ein Bataillon aber gegen Knin vorgegangen, wobei eine französische Sicherungsabteilung bei Radučič zersprengt wurde, und es war nur mehr eine kurze Anstrengung (10—20 Km.) nötig, um bis Ostrovica, dem Zentrum der feindlichen Aufstellung, zu gelangen, als Generalmajor Stojčević, der in Erfahrung gebracht, daß bei Ostrovica das Gros der feindlichen Kräfte schon versammelt sei, beunruhigt durch Nachrichten über bedenkliche Fortschritte türkischer, in der Lika eingefallener Banden zum großen Leidwesen seiner Umgebung und der kampflustigen Grenzer, den Rückmarsch des Observationskorps in die alten Stellungen an der Zermanja anordnete.

Es war dies ein verhängnisvoller Entschluß. Allerdings war er durch die Ereignisse am türkischen Kordon notwendig geworden. Dort hatten nämlich die Aufhetzungen Marmonts Früchte getragen, türkische Banden waren in das Gebiet der Militärgrenze eingefallen und hatten sich der alten Vesten Cetin und Dreznik bemächtigt, wo sie, sengend und brennend, durch die aufgebotene Grenzpopulace nur mit Mühe aufgehalten werden konnten, so daß Hilfe durch die regulären Truppen notwendig erschien. Wenn man sich die Greuel vergegenwärtigt, welche diese entmenschten Banden an der Grenze begingen, vermag man erst die Bedrängnis so recht zu ermessen, in der sich die Grenzdistrikte damals befanden: die ganze, kriegsdiensttaugliche männliche Bevölkerung ausmarschiert, im Kampfe mit den Franzosen, und alle jene Leute, welche überhaupt noch Waffen zu tragen vermochten, zur Abwehr des unbarmherzigen Erbfeindes, der Weiber und Kinder massakrierte und, wo er den Fuß hinsetzte, Verwüstung hinterließ. Wahrlich, im Vergleiche hiemit nehmen sich die Leiden, die damals vom großen Korsen anderen Völkern auferlegt wurden, fast geringfügig aus. — Ein merkwürdiger Zufall spielte indes in zwölfter Stunde dem Generalmajor Stojčević zwei für die Armee in Italien bestimmte Reservebataillone der beiden Banal-Grenzregimenter in die Hand. Durch falsche Instradierung in die Lika gelangt, erhielten sie wohl vom Banus sogleich den Befehl, wieder zurückzumarschieren; Stojčević, der vergeblich um Verstärkungen gebeten hatte, entließ sie jedoch nicht sofort, sondern wollte sich ihrer in den bevorstehenden Kämpfen bedienen. Diese ließen in der Tat nicht lange mehr auf sich warten.

Leider war Generalmajor Stojčević, trotzdem er momentan über acht feldtüchtige Grenzbataillone, das dalmatinische Freikorps und drei Landbataillone

verfügte, in die Verteidigung zurückgefallen. Hrabowsky, der immer für den Angriff plädierte, wußte ihn wenigstens zu einem Handstreich gegen Knin fortzureißen. Diese mit geringen Kräften am 14. Mai ausgeführte Unternehmung gelang dank der Tapferkeit und Geschicklichkeit Hrabowskys und Hauptmann Gerstorfs, der ihm beigegeben war, auf das glänzendste. Am 15. nachts, vom Feinde unbemerkt, vor Knin angelangt, erfuhr Hrabowsky, daß ein Handstreich auf diesen Ort aussichtslos sei, da Marmont eben bei Knin seine Kräfte zusammenziehe, um am nächsten Tage in die Lika einzufallen, daß aber die französische Brigade Delzons, 3000 Mann stark, bei Stara straža, unweit Knin, ohne Vorsichtsmaßregeln nächtige. Sofort beschloß er diese Brigade zu überfallen, was er auch mit 50 freiwilligen Sluinern unter Hauptmann Mihaljević und 50 freiwilligen Dalmatinern ausführte. Die französische Brigade wurde tatsächlich nächtlicherweile durch diese Handvoll Leute überfallen und zersprengt, zahlreiche Gefangene wurden gemacht, Vieh und Lebensmittel erbeutet. Hrabowsky erhielt für diese Waffentat das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Leider erhielt Stojčević die Meldung Hrabowskys über den Anmarsch Marmonts zu spät, um dessen Rat, selbst offensiv vorzugehen, noch befolgen zu können, denn unterdes war Marmont schon mit Erfolg zum Angriff geschritten.

Begünstigt durch die Zersplitterung der Streitkräfte Stojčević', der sein Korps auf dreißig Gehstunden ausgedehnt hatte und alle Zugänge in die Lika sperren wollte, waren die Franzosen unter Demonstrationen gegen den rechten österreichischen Flügel am 16. Mai mit ihrer Hauptkraft über deren schwach verteidigten linken Flügel, den Kitaberg, hergefallen, hatten sich desselben nach kurzem, aber erbittertem Kampfe bemächtigt und sich auf die herbeigeeilten Reserven Stojčević' geworfen, welcher selbst in Gefangenschaft geriet. Es war ein kritischer Moment für das Observationskorps, als nun der tapfere Likaner Oberst Rebrović das Kommando über dasselbe übernahm. Nur rasches Zurückgehen der ganzen Verteidigungslinie konnte die einzelnen verzettelten Teile derselben vor der Gefangennahme retten. Dieses ward auch sofort angeordnet und bis zum sogenannten Klanac, dem Defilé beim Aufstiege der Straße aus dem Zermanjatal auf das Plateau von Popina, fortgesetzt, wo es Rebrović gelang, im Laufe der Nacht das Gros seiner Truppen in den dortigen Verschanzungen um sich zu sammeln. Das Observationskorps verlor an diesem Tage an 1000 Mann, obwohl es tapfer gekämpft hatte.

Oberst Rebrović, der vorausgesehen hatte, daß der Gegner den Klanac kaum forcieren, wohl aber in der Flanke umgehen werde, hatte beschlossen, am 17. den Rückzug über Grab auf Gospić fortzusetzen und alle Vorbereitungen zum Abzuge aus seinen in der Not angenommenen Aufstellungen schon des Nachts getroffen. Als sich seine Befürchtungen am Morgen des 17. bestätigten, ließ er, bevor sich noch des Gegners Umgehung wirksam machte, das etwas ausgeruhte Korps abrücken, in der Absicht, es erst vor Gračac Stellung nehmen zu lassen, wo man im Terrain günstigere Chancen fand und auch Zeit gewonnen wurde, um die zum Teile noch an der unteren Zermanja in Dalmatien steckenden Abteilungen heranzuziehen. Diese Detachements hatten unterdes eine regsame Tätigkeit entfaltet, Streifungen bis tief nach Dalmatien unternommen, dem Feinde Gefangene und Vorräte aller Art



abgenommen, jedoch den Gegner hiedurch nicht in der Durchführung seines Angriffes am rechten Flügel behindert. Immerhin boten diese Unternehmungen den Grenzern wiederholt Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit im kleinen Krieg und ihren Wagemut zu bezeugen. So war z. B. das Detachement des Majors Slivarić dem von Oberst Rebrović gegebenen Befehle gemäß nach St. Roch abmarschiert und hatte Obrovac geräumt, das sofort von den Franzosen besetzt wurde. Slivarić ließ zwei Serežaner in der Nähe des Ortes zurück, um Nachrichten über den Gegner nachzusenden. Diese beiden bewogen einen Dalmatiner durch ein Geldgeschenk, sich in die Stadt zu schleichen, um den Gegner zu beobachten. Der Kundschafter kam bald mit der Nachricht zurück, daß etwa 200 Mann in die Stadt eingerückt, die alten Befestigungen von ihnen aber noch unbesetzt seien. Nun entschlossen sich die beiden Serežaner, nachdem sie noch vier Landleute beredet hatten, die Gefahr mit ihnen zu teilen, sich in die alte Festung, ein altes Kastell, das die Stadt beherrscht, zu begeben. Sie sperrten das Tor derselben, beschossen die Hauptstraße der Stadt, die ganz unter ihrem Feuer lag, und verbreiteten dadurch Schrecken und Bestürzung unter der feindlichen Garnison. Diese sechs Tapferen brachten durch häufiges Schießen sowie viel Lärm und Geschrei den 180 Mann starken, offenbar von einem nicht besonders kühnen Mann befehligten Gegner in den Wahn, daß sich eine starke Garnison im Kastell befinde. Die Franzosen schickten daher einen Parlamentär in die Festung und trugen ihre Kapitulation an. Der Parlamentär mußte hundert Schritt vor dem Tor warten; das Tor wurde halb geöffnet, ein Serežaner trat heraus und rief seinen ihm anscheinend folgen wollenden Kameraden, die sich hinter ihm zeigten, zu, sie mögen zurückbleiben, er wolle die Sache allein abmachen. Der französische Parlamentär sah während des Öffnens des Tores Bajonette blitzen und gleichzeitig eine Schildwache auf der Mauer. Dieses geheimnisvolle Nichterscheinen der für zahlreich gehaltenen Garnison vermehrte seine Furcht, da er seinen und seiner Kameraden Untergang nur desto unvermeidlicher wähnte. Mit Nachgiebigkeit hörte er die Forderungen des seltsamen Abgesandten aus der Festung an. Seine Bestürzung hinderte ihn, aus dem Umstande, daß ein gemeiner Soldat diese Rolle spielte, Verdacht zu schöpfen. Über seine Meldung ging der französische Kommandant eine Kapitulation ein, vermöge welcher die feindlichen Truppen ihre Waffen auf dem Platze von Obrovac niederlegten. Die rasch herbeigeholte, noch nicht weit entfernte Nachhut des abziehenden Majors erschien noch rechtzeitig und führte die Kriegsgefangenen in die Lika ab. Die beiden Serežaner wurden hiefür später mit der goldenen Tapferkeitsmedaille belohnt.

In eine sehr kritische Situation war nach dem Gefechte am Kitaberge Hauptmann Hrabowsky mit seinem Detachement nach dem gelungenen Überfall auf die Brigade Delzons gekommen. Letztere Brigade war zwar durch Hrabowsky tatsächlich für diesen Tag außer Gefecht gesetzt, er selbst aber durch das siegreiche Vordringen Marmonts an der Vereinigung mit Stojčević gehindert und genötigt worden, seinen Anschluß mit diesem auf großen Umwegen über türkisches Gebiet zu bewirken, wobei die größten Marschleistungen gefordert werden mußten. Dank seiner Energie und Geschicklichkeit gelang es aber Hrabowsky, nicht nur sein Detachement zu retten, sondern auch noch einige vom Gros abgetrennte Kompagnien an sich zu ziehen, mit denen er

zur rechten Zeit zum Treffen bei Gospić, dessen Seele er sein sollte, einrückte. Oberst Rebrović hatte indessen, nachdem es ihm gelungen war, alle Detachements von der Zermanja an sich zu ziehen, im Taldefilé eine Stunde östlich Gračac Stellung genommen. Es war 4 Uhr nachmittags, als der Gegner heranrückte und gleich heftig angriff. Die erschöpften, vom unglücklichen Kampf des Vortages deprimierten Grenzer, die seit 36 Stunden nichts gegessen hatten, wankten schon, als Rebrović durch Einsetzen der beiden Likaner Feldbataillone das Gefecht wieder herstellte. Bei Einbruch der Dunkelheit erhob sich jedoch der Feind neuerlich und ging mit großem Geschrei, unterstützt durch das Feuer seiner Geschütze zum entscheidenden Angriffe vor. Nun setzte der von den Grenzern wegen seiner Tapferkeit verehrte Likaner Oberst seine allerletzte Reserve ein: seine eigene Person. Mit dem Säbel in der Faust jagte er die Linie seiner Truppen entlang und feuerte sie zum standhaften Ausharren an. In dem schwulstigen Dienststil jener Zeit meldete er später hierüber:

„In diesem schwierigen Moment war nur meine angestrengte, persönliche Tätigkeit und das Glück, die Gewalt über meine Truppen durch die sich zu erworben befließene Achtung und Folgsamkeit zu besitzen, allein im Stande, mit dem Säbel in der Hand alles aufzuhalten, umkehren und durch eigenes Beispiel dergestalt vor und in den Feind mit dem Bajonett eindringen zu machen, daß derselbe wieder zurückgedrückt wurde und ungeachtet seiner äußersten Anstrengungen, wo man bis 11 Uhr in der Nacht im Handgemenge einander tötete, blessierte oder gefangen nahm, dessen Absichten Gračac zu erreichen, für diesen Tag aufgeben mußte."

Erst gegen Mitternacht kam der Kampf aus beiderseitiger Erschöpfung zum Stillstand. Freund und Feind blieben aus Ermüdung in ihren oft nur wenige hundert Schritte von einander entfernten Positionen liegen. Das Geschrei und das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden machte einen schauerlichen, herzbeklemmenden Eindruck. Oberst Rebrović entschloß sich, nach kurzer Rast den Rückzug fortzusetzen, um außer Kontakt mit dem Gegner zu gelangen. Er ward hiezu hauptsächlich durch die Nachricht bewogen, daß eine starke Kolonne des Gegners über das für unwegsam gehaltene Terrain in der linken Flanke über Glogovo heranrücke, eine Nachricht, die Anlaß dazu gab, daß die Grenzer einen Verräter à la Ephialtes in ihrer Mitte vermuteten und ihm nachspürten. Tatsächlich hatte Marmont eine Kolonne in das Gebirge in seine rechte Flanke gesandt, die aber, wie es scheint, wegen dessen Unwegsamkeit nicht vorwärts kam.

Die Grenzer hatten bei Gračac am 17. Mai mit großer Tapferkeit gefochten und an 300 Mann verloren. Marmont war in dem hitzigen Kampfe selbst verwundet worden. Er nannte den Kampf „sehr mörderisch" und gab seine Verluste auf 300 Mann an. Große Freude herrschte bei den Franzosen, als sich Marmont ihnen am nächsten Tage wieder zeigte. Von den übrigen französischen Generalen besaß keiner das Talent und die Energie Marmonts. Wenn er fiel, so hätte die französische Offensive vielleicht schon bei Grab ihr Ende gefunden. Die Franzosen hatten nach dem verhältnismäßig leichten Erfolg am Vortage gewähnt, daß es sich jetzt nur mehr darum handle, den Gegner vor sich herzutreiben. Der 17. Mai hatte sie aber eines anderen belehrt: sie fanden einen völlig unbezwungenen Gegner vor sich, der mit großer Bravour,



ja mit dem Mute der Verzweiflung, geschickter als am Vortage focht. Dazu kam, daß auch den Franzosen Schießbedarf und Nahrung zu mangeln begannen, daß sie bei Grab zahlreiche Verwundete liegen ließen, die nach Dalmatien zurücktransportiert werden mußten. All dieses bewog Marmont, bei Gračac eine Pause von zwei Tagen eintreten zu lassen, um seinen Truppen die Zeit zu verschaffen, sich zu erholen. Diese Pause kam dem Observationskorps nun sehr zu statten. Der Weitermarsch bis Medak vor Gospič ging am 18. Mai anstandslos vor sich, wo sich Rebrović am nächsten Tage mit der 9. Kompagnie vereinigte, die Hauptmann Hrabowsky ihm zuführte.

An eben denselben Tagen, an welchen im fernen Donautale die blutigen Kämpfe bei Aspern und Eßlingen stattfanden, sollte es auch in der entlegenen Lika zu einem für die österreichischen Waffen nicht minder ruhmreichen Kampfe kommen. Rebrović hatte sich entschlossen, bei Bilaj vor Gospić, wo er die Terrainverhältnisse hiezu für geeignet erachtete, dem Gegner neuerlich entgegenzutreten. Dieser Entschluß war höchst anerkennenswert. Der tapfere Likaneroberst vertraute hiebei auf die Anhänglichkeit seiner Grenzer und verstand es in den wenigen von den Franzosen ihm gelassenen Stunden, die gesunkenen geistigen und physischen Kräfte seiner Truppen wieder derart zu heben, daß es nur dem unglücklichen Eingreifen einer höheren Stelle zuzuschreiben war, wenn nicht der glänzendste Erfolg die Ströme Blutes, die hier vergossen wurden, lohnte.

Oberst Rebrović hatte beschlossen, in der Front den Abschnitt der Lika zu behalten, in den Flanken, nördlich der Jadova und gegen den Velebit zu aber durch schwächere Abteilungen scharf zu beobachten. Die meiste Gefahr drohte zweifellos am linken Flügel, wenn es dem Feinde gelang, die Jadova zu forcieren und dann gegen Budak, wo sich die einzige Brücke über die undurchwatbare Lika befand, im Rücken der ausgewählten Stellung vorzudringen und dort dem Observationskorps den Rückzug nach Karlstadt zu verlegen. Rebrović hielt daher seine Hauptkraft in der Gegend von Bilaj hinter der Mitte seiner Stellung am westlichen Ufer der Lika zusammen, von wo aus er in der Lage war, ebenso sein Zentrum als auch seinen gefährdeten linken Flügel an der Jadova, falls dieser bedroht würde, rechtzeitig zu unterstützen.

Am 21. Mai morgens, als die Truppen des Observationskorps zum Empfange des Feindes bereit waren, traf der kategorische Auftrag des Banus Grafen Gyulai ein, daß die beiden widerrechtlich zurückbehaltenen Banal-Reservebataillone und ein schon im Anmarsch befindliches ungarisches Grenzbataillon, das Rebrović auch an sich zu ziehen versucht hatte, unverzüglich nach Karlstadt zurückzugehen hatten. Da die beiden Grenzbataillone aber schon in der Gefechtslinie standen, unmöglich daher aus dieser herausgezogen werden konnten, ohne den Erfolg zu kompromittieren, entschloß sich Oberst Rebrović über Anraten Hrabowskys, diesem Befehle vorläufig keine Folge zu geben.

Aus der Stellung des Observationskorps war man den Anmarsch des Feindes bald gewahr geworden. Voltigeure besetzten die vor der Bilajer Brücke über die Lika liegenden Höhen und auch vom linken Flügel — von der Jadova her — wurde bald Gewehr- und Geschützfeuer vernehmbar. Hauptmann Hrabowsky, der die Absicht des Gegners, über Barlete vorzugehen, erkannte, schlug nun dem Obersten Rebrović vor, zwei Bataillone

zur Unterstützung des linken Flügels an die Jadova zu schicken, mit dem Reste der hinter der Brücke von Bilaj stehenden Truppen jedoch über diese vorzubrechen und in die Flanke der dichten französischen Massen, die sich anscheinend auf das Dorf Barlete gegen unseren linken Flügel dirigierten, vorzustoßen. Rebrović war damit einverstanden. Hrabowsky sollte unverzüglich mit den Hohenzollern Chevaulegers die Lika durchfurten und am linken Flügel das Kommando übernehmen. Er tat dies auch, übersetzte mit Lebensgefahr die Lika und kam gerade noch rechtzeitig am linken Flügel an der Jadova bei Barlete an, als der französische General Delzons mit der Vorhut Marmonts dieses Gewässer übersetzte. Bevor jedoch das nächste französische Regiment in der Lage war, zu folgen, machte sich in der linken Flanke Marmonts der Angriff geltend, den Rebrović in der Richtung auf Bilaj führte. Dieser mit fünf Bataillonen unternommene Stoß gelang jedoch nicht in der erwarteten Weise, da Marmont noch rechtzeitig von seinem ursprünglich geplanten Weitermarsch über Barlete auf Budak abließ und sich nach Westen gegen Rebrović wandte. Mit Überlegenheit angegriffen, mußte Rebrović wieder auf das linke Ufer zurück, wo er aber alle Versuche der Franzosen, ihm zu folgen, blutig zurückwies. Zwei französische Generale wurden hiebei schwer verwundet; beim schwierigen Rückzug über die Brücke von Bilaj gelang es dem tapferen Likaner Hauptmann Marocvić, den nachdrängenden Feind wiederholt zurückzuwerfen. Obwohl durch die Brust geschossen, hielt er so lange aus, bis der Gegner von seinen Angriffen abließ. Er erhielt hiefür später den Theresienorden. Dieser zwar nicht gelungene Offensivstoß hatte immerhin zur Folge, daß der linke Flügel des Observationskorps, wo sonst zweifellos an diesem Tage die Entscheidung zuungunsten desselben gefallen wäre, standzuhalten vermochte, und daß auch am nächsten Tage Marmont es nicht wagte, seine linke Flanke bei Bilaj zu entblößen. Auf diesem hatte Hauptmann Hrabowsky in stundenlangem erbitterten Kampfe alle Vorstöße des französischen Generals Delzons, Raum zu gewinnen, zurückgewiesen.

Die Verluste betrugen beim Observationskorps 64 Tote, zirka 500 Verwundete, beim Rückzug über die Lika gerieten zirka 200 Mann in Gefangenschaft. Die Franzosen verloren in diesem von ihnen in ihrer Relation als sehr mörderisch bezeichneten Tage beträchtlich mehr: an 200 Tote und 800 Verwundete, darunter 3 Brigadegenerale.

Marmonts Lage war bedenklich geworden, er gesteht dies in seinen Memoiren selbst ein. Auch andere Quellen schildern den Zustand des Marmontschen Korps in nicht minder düsteren Farben. Er berief in der Nacht einen Kriegsrat ein, den er darum befragte, ob man nach Zara zurückkehren oder versuchen sollte, den Durchbruch dennoch durchzuführen. Es wurde letzteres beschlossen, weil man sonst völlige Vernichtung erwarten mußte.

Österreichischerseits war man gehobenen Mutes und sogar gewillt, am nächsten Tage offensiv vorzugehen. Leider war, wie erwähnt, das ungarische Garnisonsbataillon von Gyulai schon direkt, bevor es in den Kampf eintreten konnte, abgerufen worden, ein unter deu bestehenden Verhältnissen nicht schwer genug wiegender Nachteil. Dafür entschloß man sich aber, über Hrabowskys Anraten die beiden Banal-Reservebataillone trotz des dringlichen Befehls des Banus auch noch am nächsten Tage auf eigene Verantwortung zurückzubehalten.



Rebrović verstärkte noch in der Nacht seinen empfindlichen linken Flügel durch 2 Bataillone und 5 Geschütze.

Marmont war, trotz seiner trefflichen Dispositionen, auch am 22. Mai nirgends imstande, einen durchgreifenden Erfolg zu erzielen. Seine dezimierten, abgemüdeten, hungernden, mit Munition nicht mehr ausreichend versehenen Bataillone waren bis auf 7500 Mann herabgesunken und vermochten die allerdings nicht stärkeren, aber mit wahrem Heldenmut kämpfenden Grenzer nicht zu werfen. Es wurde den ganzen Tag hartnäckig, aber ohne Entscheidung gefochten. Wäre das ungarische Grenzbataillon zur Stelle gewesen, so hätte es gewiß am österreichischen linken Flügel die Entscheidung gebracht. Die Hauptlast des Kampfes hatte nämlich Hrabowsky am genannten Flügel zu tragen; mit äußerster Anstrengung und unter großen Verlusten wies er bis in die sinkende Nacht alle Angriffe Marmonts, der sich persönlich ihm gegenüber befand, zurück. Er war aber am Ende seiner Kräfte angelangt und erklärte, daß er den Kampf am nächsten Tage nicht fortsetzen könne, wenn die beiden Banal-Reservebataillone entlassen würden. So mußte denn Rebrović, der nach Entlassung der beiden erwähnten Bataillone nur mehr 5000 Streitbare zählte, mit Zähneknirschen an den Rückzug denken. Er wollte diesen übrigens nur schrittweise bewirken. Hätte er ahnen können, wie es bei den Franzosen aussah, dann würde er allerdings stehen geblieben sein, denn auch diese waren außerstande, auch nur einen Schritt im Kampfe vorwärts zu machen und würden wohl am 25. Mai keinen ihrer Angriffe fortgesetzt haben.

Vor Mitternacht noch begann Rebrović den Rückzug, der sukzessive, ohne daß der Feind ihn zu stören wagte, durchgeführt ward. Letzerer war nämlich, wie seine eigenen späteren Angaben ergaben, gebrochen; seine Verluste waren bedeutender, als jene des Observationskorps, die an beiden Tagen 33 Offiziere, 134 Mann an Toten, 600 Verwundete und 270 Gefangene betrugen. Marmont hat nach eigenen Berichten allein am 22. Mai in allem 1581 Mann eingebüßt und war in seinem Stande auf 6000 Mann gesunken. Wieder war ein französischer General, Launay, und der Flügeladjutant Marmonts verwundet worden, die Truppen hatten fast alle ihre Munition verschossen, zahlreiche Verwundete lagen ohne Hilfe umher.

Die Grenzer hatten an beiden Tagen mit ausgezeichneter Tapferkeit und mit Erbitterung gefochten. Ohne die fatale Zurücksendung der beiden Banal-Reservebataillone und des 4. ungarischen Besatzungsbataillons hätte sich der 23. Mai für Marmont wohl verhängnisvoll gestaltet. Auf 6000 Mann herabgeschmolzen, an Munition und Verpflegung Mangel leidend, mit 2000 Verwundeten belastet, fast die meisten Generale und viele Offiziere außer Gefecht gesetzt, von der patriotischen, im vollen Aufstande befindlichen Grenzbevölkerung von allen Seiten angegriffen, hätte Marmont es kaum wagen dürfen, nach Dalmatien zurückzukehren, wo die Dalmatiner nur auf ein Zeichen zum Losschlagen warteten. Der Herzog von Ragusa hätte wahrscheinlich seinen Ruhm für immer in den Felsen der Lika gelassen und vor den Grenzern die Waffen strecken müssen!

Leider trat bald nach Beginn des Rückzuges von Gospić in dem bisherigen Verhalten der Grenzer ein bedenklicher Umschwung ein. Es wurde ihnen jetzt klar, daß alle Anstrengungen umsonst gewesen, daß man



zwischen zwei Feuer, den nachdrängenden Franzosen und den vom Kordon her drohenden Türken, geraten war. Einem Feind zu weichen, den man wiederholt blutig zurückgewiesen und damit Haus, Hof, Weib und Kind der Brandfackel und der Mordwaffe des fanatischen Erbfeindes preiszugeben, das, glaubten die Grenzer, könnte von ihnen niemand verlangen. Es begann daher vorerst die Populace und dann die an die Scholle gebundene Mannschaft der Landbataillone das Observationskorps zu verlassen, um zur Verteidigung des häuslichen Herdes zurückzukehren. Aber die verlassenen Grenzer zeigten auch in dieser verzweifelten Lage ihren alten Geist. Aufgegeben von aller Welt, organisierte der greise griechisch-orientalische Priester Neophil Ajduković, unterstützt von einigen Gleichgesinnten, in den von den Türken heimgesuchten Gegenden eine Art Landsturm. Er riß die Bevölkerung durch seine eigene Energie und Begeisterung hin, postierte sie, meist Greise und Knaben, so geschickt und handelte derart, daß die Türken bald vor weiteren Unternehmungen zurückschreckten. Nicht nur der Heldenmut, mit welchem er, das Kreuz in der einen, den Handschar in der anderen Hand, seine Leute dem Feinde entgegenführte, sondern auch sein taktisches Geschick und seine, dem schneeweißen Haupthaare widersprechende Begeisterung, mit welcher er die Leute mit fortriß, verdienen Bewunderung. Er arbeitete mit den drastischesten Mitteln. Mann für Mann mußten unter seinem hochgehaltenen Handschar passieren und galten dadurch für angeworben. Wer sich weigerte, wurde für einen Feigling erklärt und durch ein herzhaftes Weib ersetzt. So gelang es, das Treiben der Türken wenigstens in etwas zu beschränken.

An Zahl geschwächt, mußte Oberst Rebrović seine Absicht aufgeben, den Franzosen noch in der Lika entgegenzutreten. Er beschloß, dies erst in der für den Kampf günstigen Gegend am Sattel von Prokike zu tun, dort wo sich die Straßen nach Zengg und Karlstadt gabeln, und es dort zu versuchen, Marmont den Anschluß an den Vizekönig sowohl durch Kroatien, als auch über Zengg entlang des Meeres nach Fiume zu verwehren. Am 25. Mai kam es daselbst nochmals zu einem erbitterten Kampfe, in welchem die Grenzer mit Tapferkeit und Ausdauer fochten, angesichts ihrer geringeren Zahl aber nicht vermochten, den von der Verzweiflung diktierten Durchbruch Marmonts in der Richtung auf Zengg zu verhindern, ohne welchen das französische Korps in den Bergen Kroatiens zugrunde gegangen wäre. Rebrović zog sich weiter über das Kapellagebirge gegen Karlstadt zurück.

Marmont mit seinen dezimierten, ausgehungerten Scharen mußte jed Verfolgung unterlassen. Er war froh, daß das Grenzerkorps ihm die Passage von Zutalokva nach Zengg freigegeben hatte, und beeilte sich, dahin abzuschwenken. Ein Teilnehmer berichtet, daß sein Abmarsch dahin „fluchtartig" vor sich ging. So sehen wir denn einen der berühmtesten Napoleonschen Generale mit einem Elitekorps der französischen Armee, wie Marmont seine Truppen selbst nannte, einen vierwöchentlichen, erbitterten, an Wechselfällen reichen Kampf gegen eine Handvoll tapferer Grenzer führen, der diesen wahrlich nicht zur Unehre gereichte, denn wiederholt abgewiesen und empfindlich geschlagen, vermochte Marmont nicht, wie er gewollt, unter Vernichtung seines Gegners über Karlstadt und Agram den Anschluß an die Armee des Vizekönigs von Italien durchzuführen, sondern war froh, über Zengg nach Fiume



durchgeschlüpft zu sein. Mehr als einmal war Marmont nahe daran, in seiner Unternehmung vollkommen zu scheitern; bei Gospić handelte es sich geradezu um die Existenz seines Korps.

Daß den Grenzern durch widriges Geschick der Sieg über die Franzosen entrissen wurde, hat sie keineswegs gebeugt; schon wenige Tage nach dem Abmarsche Marmonts besetzten sie wieder die Lika und eroberten, unterstützt durch andere Truppen, im Laufe des Sommers sogar noch Dalmatien.

Es erübrigt nur mehr, des traurigen Nachspieles zu gedenken, welches der unglückliche Friede von Schönbrunn in der Grenze zur Folge hatte. Bekanntlich mußte die Monarchie in diesem Frieden einen Teil der Grenze und Kroatien bis zur Save abtreten. Es waren dies die Likaner, Otočaner, Sluiner, Oguliner und die beiden Banalregimenter. Hier zeigte sich der Patriotismus und die Liebe der Grenzer zur Dynastie im schönsten Lichte. Bei der Auflösung, beziehungsweise Übergabe der an Frankreich abgetretenen Regimenter spielten sich die rührendsten Szenen ab. Starr und mit Entsetzen vernahmen die biederen Grenzer die traurige Botschaft. Alle Regimenter schickten Deputationen zum Banus Grafen Gyulai. Die Leute beriefen sich auf ihren Eid, der sie verpflichtete, nur dem Kaiser Franz zu dienen; sie wollten vom Hause Habsburg nicht ablassen. Die Regimenter baten, ihren Schmerz durch Deputationen persönlich dem Kaiser vortragen zu dürfen. Herzzerreißende Szenen spielten sich bei Niederlegung der Waffen ab. Beim Likaner Regiment trat ein Mann vor und rief: „Sag', Herr, dem Kaiser unseren Schmerz! Sag' ihm, er soll keine Gelegenheit versäumen, uns wieder an sich zu bringen!" Die Otočaner schrien: „Wir sind aus unserer Montur heraus und gehen als Lumpen in unsere frühere Heimat unter fremder Regierung!" Die Oguliner weinten wie kleine Kinder. Groß war daher im ganzen Lande die Freude, als fünf Jahre später die treuen Grenzer wieder unter die Fittiche des Doppelaars zurückkehren durften.



Das Kriegsjahr 1809.

Nach den »Erinnerungen« des **Grafen Eugen von Černín und Chudenic.**

Auszugsweise mitgeteilt von Frhrn. von Helfert.*)

VI.

Am 8. Juli kam Renould voll Staub und von der Sonne gebräunt zurück. Er kam von Wolkersdorf, dem Orte, wo noch vor zwei Tagen unser Kaiser Franz seine Wohnung genommen hatte. Dem Herzog von Rovigo hatte sein unruhiges Pferd, das gerade eine Seitenbewegung gemacht hatte, als ihn eine Kugel an der Hüfte streifte, das Leben gerettet. Ohne diese Bewegung ging ihm die Kugel durch den Leib. Man hörte heute wieder kanonieren. Korneuburg ward durch Franzosen erstürmt und niedergebrannt.

Am 9. Juli lösten die Franzosen sämtliche Kanonen auf dem Wall zur Siegesfeier. An diesem Tage und am folgenden wurden wieder viele bekannte Personen verhaftet, darunter von unseren Bekannten der Hofsekretär und Theaterleiter Herr von Sonnleitner, der Polizeirat Ratolizky ꝛc. Man drohte diese Herren zu erschießen, falls bei den verschiedenen Aufständen in Deutschland französische Behörden der Volkswut zum Opfer fallen sollten. Unser Hauschef Justinus, Ratolizkys Busenfreund, war in Tränen.

Wir besuchten den Rasumofskyschen Garten und begegneten dort dem General Roussel. In dem schönen Saal lag auf dem Paradebett der getötete General Lassalle. Einen jammervollen Anblick gewährten die vielen hunderte Wägen mit ächzenden, halb verschmachtenden Verwundeten, die man während mehrerer Tage von dem Schlachtfelde hereinbrachte. Gefangene Österreicher voll Blut, wahre Jammergestalten, erweckten insbesondere unser Mitleid. Die Anzahl der Blessierten nahm dermaßen zu, daß kein Raum genügte, daß bei den Augustinern auf der Landstraße, bei den Serviten ꝛc. ꝛc. viele der Unglücklichen, ohne Verband auf dem harten Boden liegend, elend dahinstarben. Die Stadtbewohner waren aufgefordert worden, mit ihren Pferden die Verwundeten und Sterbenden von dem Schlachtfelde abholen zu lassen. Mit der größten Bereitwilligkeit unterzog man sich diesem Verlangen, allein der gute Wille genügte nicht immer. Noch sechs Tage nach der Schlacht zählte man über 3000 verstümmelte Krieger, die hilflos auf dem Kampfplatze lagen.

Am 10. Juli sah man von den Türmen eine lange Kolonne Infanterie und Kavallerie aus dem Norden zurückkehren. Gleich verbreitete sich das Gerücht von einem Siege der Unsrigen. Allein es waren die zurückgeschickten Sachsen von Bernadottes Korps, die nun unter den Befehl des Generals Reynier kamen, des Freundes Savarys.

*) Vgl. „Die Kultur" IX., 4. Heft, S. 447 ff.



Schon am 12. Juli hatte uns Mr. Charles von der Ankunft des Fürsten Johann Liechtenstein im Hauptquartier des französischen Kaisers zu Laa benachrichtigt; am 13. Juli morgens kam die Kunde von der Schlacht von Znaim und vom Abschluß des Waffenstillstandes, ehe diese zur Entscheidung gekommen war. Wenn man dem Kriege und seinen Scheußlichkeiten so nahe stand, wie wir damals, und wenn man bedenkt, wie oft wir in unseren patriotischen Gefühlen und Erwartungen grausam getäuscht wurden, so wird man es begreiflich finden, daß wir die erste Nachricht von der eingetretenen Waffenruhe mit großer Freude aufnahmen. Die Kenntnis von den Bedingungen derselben verminderte diese freudigen Empfindungen. Insbesondere dünkte uns das Preisgeben der heldenmütigen Tiroler, die man gegen ihre anerkannte Regierung aufgestachelt hatte und welche voll Begeisterung für die Sache Österreichs Gut und Blut willig geopfert hatten, schmachvoll und erniedrigend für Österreichs Ehre.

Kaiser Napoleon war schon am 13. Juli wieder in Schönbrunn. Bald nach ihm kamen die österreichischen Unterhändler: Fürst Johann Liechtenstein und General Rothkirch. Unsere zurückgekehrten Hausgenossen (insbesondere mein Gegner im Schachspiele Renould) erzählten uns verschiedene Details über den Lauf der Ereignisse. In der Meinung, das österreichische Hauptheer habe sich auf der Brünner Straße zurückgezogen, folgte der französische Kaiser auf dieser letzteren den retirierenden Truppen über Wolkersdorf. Nur Massena, Herzog von Rivoli, zog auf der Znaimer Straße vorwärts. Erst vor Znaim entdeckte man die Armee der Österreicher in einer vorteilhaften Stellung aufgestellt. Der Kampf, welcher am 10. begann, hatte kein entscheidendes Resultat. Massena sandte in Eile einen Adjutanten um den andern an den Kaiser, diesen von dem Stand der Dinge zu benachrichtigen. Napoleon eilte herbei. Am 11. sollte die Schlacht fortgesetzt werden: da erschienen vor Anbruch des Tages General Baron Wimpffen im französischen Hauptquartier, um den Waffenstillstand abzuschließen, und Fürst Johann Liechtenstein als Friedensunterhändler. Bei der Rückreise nach Wien ging Napoleon zu Fuß über die neuerrichtete Schiffbrücke am Spitz. Kaum hatte der Kaiser das Ufer erreicht, als die Brücke zerriß. Mehrere Wagen mit Brot stürzten in die Donau, sechs Pferde, doch keine Menschen ertranken. »Massena, l'enfant chéri de la victoire«, hatte auf dem Marsche gegen Znaim ein besonderes Glück: infolge seines schon erwähnten Sturzes vom Pferde konnte er noch immer nicht reiten und fuhr in einem Wagen seinen Truppen nach. An einem Orte, wo etwas angehalten wurde, stieg der lahme Marschall für wenige Augenblicke aus und ging, auf seinen Stock gestützt, einige Schritte vor. Da kam eine Kanonenkugel angesaust und tötete seinen noch im Wagen sitzenden Kammerdiener.

Auch unser guter Graf Nostiz le blanc, allerdings ein erbitterter Feind des großen Eroberers, aber sonst gewiß unschädlich, wurde heute (14. Juli) arretiert und bei Mr. Charles verhört. Doch wurde er bald entlassen und ihm nur eingeschärft, im Reden vorsichtig zu sein.

Mein Vater sprach mit Liechtenstein und Rothkirch über die Kriegsereignisse. Napoleon nahm ersteren freundlich auf und sagte bei der ersten Zusammenkunft: „Sie haben in der letzten Schlacht meinen linken Flügel geschlagen, meine Generale hielten schon die Schlacht für verloren und rieten



den Rückzug anzutreten, doch ich beharrte in meinem Entschlusse, vorwärts zu gehen. Sie sehen, ich hatte Recht, ich bin jetzt Sieger . . ."

Savary machte uns eine schauderhafte Beschreibung des Schlachtfeldes. Er behauptete, als er sechs Tage nach der Schlacht dasselbe an Napoleons Seite durchschritt, seien noch über 10.000 menschliche Leichen und 6000 tote Pferde unbeerdigt auf dem Felde gelegen, die einen solchen pestilenzialischen Gestank verbreiteten, daß ein Verweilen auf diesem Felde der Ehre fast eine Unmöglichkeit sei. Die Übertreibung abgerechnet, soll es wirklich dort gräßlich gewesen sein. Jetzt wurden die Körper in hohen Stößen aufeinander geschlichtet und zwischen Holzscheiten verbrannt.

Die Not in der Umgebung Wiens war furchtbar. Um Klosterneuburg fingen die armen Leute an, sich von gebrühtem Gras und Wurzeln zu nähren. Ein Pfund vom allerschlechtesten Kalbfleisch kostete 16 Groschen (48 kr.), eine ganz kleine Semmel sechs Groschen.

Auf dem Marchfeld waren fast alle Orte verbrannt, so auch auf der Rückzugslinie der Österreicher. Stammersdorf blieb noch verschont; jetzt ist es aber auch während des Waffenstillstandes angezündet und geplündert worden.

Fürst Johann Liechtenstein kam heute (am 19. Juli) wieder aus dem Hauptquartier unseres Kaisers von Komorn zurück. Feldmarschall Liechtenstein ist ein vortrefflicher Reitergeneral, der in einem anderen Lande als in unserm bescheidenen Österreich eine viel größere Berühmtheit errungen hätte, aber, obschon es dem lebhaften Manne an natürlichem Verstand nicht mangelt, doch gerade kein großer Diplomat. Man hat ihm diesmal einen Begleiter mitgegeben, der die Rolle eines Abgesandten bei dem gefürchteten Sieger besser zu spielen verstand, den General Bubna, Adjutanten des Kaisers Franz. Dieser General Bubna war eine höchst ungewöhnliche Erscheinung. Seine hohe, edle Gestalt hatte etwas äußerst Imposantes und doch sehr viel Anziehendes. Die Ruhe und Besonnenheit, welche den vortrefflichen Mann in keiner Lage verließ, verband sich mit einem feurigen, sehr gefühlvollen menschenfreundlichen Herzen, seine anscheinende Gemütlichkeit mit einem hohen Grade von Schlauheit, seine im gewöhnlichen Leben auffallende Trägheit mit einer überraschenden Schnelligkeit bei wichtigen Angelegenheiten, insbesondere im entscheidenden Momente. Bubna war der Mann der Gegensätze. In seiner Jugend hatte er wenig gelernt, hatte nie einen Kreuzer in der Tasche und war ein Freund des schönen Geschlechts gewesen. Die mißlichen finanziellen Verhältnisse, in welchen sich der bewunderungswürdige Mann so oft befand, waren die Folge einer gewissen Gleichgültigkeit für das Alltägliche, Erbärmliche im menschlichen Leben. Es gab wenig Menschen, die auf eine gleiche Weise wie Bubna die Kleinlichkeit haßten und verachteten, deren Anschauung der Verhältnisse so großartig war wie die seine. Der große Menschenkenner Napoleon wußte bald, als er Bubna gesprochen hatte, wen er vor sich habe. Die Bestimmtheit, mit der unser Landsmann jede unrichtige, oft heftig ausgesprochene Behauptung, auch wenn sie aus dem kaiserlichen Munde kam, entweder ruhig, aber entschieden zurückwies oder stillschweigend überging, mochte dem gefürchteten Despoten ziemlich neu sein. Der österreichische General stieg schnell auf eine höchst auffallende Weise in der Achtung und Zuneigung des Kaisers, der selbst, wenn er über die Ruhe und Unnachgiebigkeit des Unterhändlers in Ärger geriet, schnell

wieder einlenkte und denselben dann oft freundlich bei dem Ohrläppchen zog, ein Zeichen der höchsten Gunst und Gewogenheit.

Liechtenstein und Bubna hatten am 21. wieder eine Zusammenkunft mit Napoleon. Es wurde übrigens bestimmt, daß zur weiteren Ausarbeitung der Friedenspräliminarien Metternich und Champagny an einem in Ungarn gelegenen Orte zusammenkommen sollten.

Napoleon unternahm fast täglich große Promenaden zu Pferde, stets von Savary ꝛc. begleitet. Er kam auch ein paar Mal unvermutet in die Stadt, doch stets entweder in aller Früh oder in der Abenddämmerung.

Am 31. Juli brachte uns Fürst Josef Schwarzenberg Briefe aus Böhmen. Er war gekommen, um bei Kaiser Napoleon auszuwirken, daß ihm sein Fürstentum Schwarzenberg in Bayern nicht genommen werde. Fürst Johann Liechtenstein hatte sein Fürstentum, um souveräner Herr zu bleiben, seinem unmündigen dritten Sohne Karl zum Schein abgetreten, der nun Rheinbundesfürst war und also gegen den Vater, den österreichischen Feldmarschall, Krieg führte.

VII.

Die Friedensunterhandlungen versetzten alles in große Spannung. Erst am 9. August wurde bestimmt, daß zu Ungarisch-Altenburg der Kongreß am 14. eröffnet werden sollte. Erzherzog Karl hatte das Oberkommando abgegeben. Kaiser Franz übernahm es in eigener Person dem Namen nach, unter ihm bildeten Bellegarde, Johann Liechtenstein und der schlaue Duka einen Kriegsrat. Überall herrschte auf österreichischer Seite Zwietracht, Ränkesucht und Kleinmut. Nun wollte plötzlich der kleine Kommandeur Zinzendorf doch nach dem Hoflager des Kaisers Franz reisen, um für den Frieden zu wirken. Doch Napoleon gab dazu keine Erlaubnis.

Am Vormittag des 14. August wurden wir plötzlich durch ein furchtbares Gekrach aufgeschreckt. Die Franzosen hatten auf dem Wall zwischen dem Neu- und Schottentore ein Artilleriemagazin eingerichtet, in welchem für den morgigen großen Tag, für das Napoleonsfest, ein Feuerwerk bereitet wurde. Durch Unvorsichtigkeit waren alle die Vorräte, eine Menge hölzerner Hütten und viele Menschen in die Luft geflogen. Man zählte 36 Tote und etwa 60 Verwundete. Mehrere Granaten flogen in die Stadt und zerplatzten auf der Freiung, der Hohen Brücke ꝛc., doch soll kein Wiener zugrunde gegangen sein. Nachmittags beschauten wir den Schauplatz der Verwüstung, die schwarze Bastion und die fensterlosen Häuser auf derselben.

Die kleinen, braunen, gutmütigen Portugiesen marschierten vorüber. Eine Frau stand dabei und erzählte uns, diese seien bei ihr zu Mannersdorf im Quartier gelegen, es seien alle sehr gute Leute, die niemand etwas zuleide tun. Voll Rührung berichtete die Frau, wie diese armen Leute bitterlich zu weinen begannen, wenn sie von ihrem fernen Vaterlande und der Tyrannei ihres französischen Unterdrückers sprachen.

Den 15. August. Die gestrige Pulverexplosion, durch welche eine Anzahl Menschen verbrannt und verstümmelt wurde, war gewiß eine recht passende Vorfeier für das Fest des großen Eroberers, dem das Niedermetzeln von Tausenden in einer Schlacht ein Lieblingsschauspiel ist. Heute morgens donnerten wieder die Kanonen ihm zu Ehren auf dem Wall, wie auf den vierzehn neuen,



mit Trikolorfahnen geschmückten Schiffen am Donaukanal. Um halb vier Uhr setzte sich der feierliche Zug nach St. Stefan in Bewegung, wo ein Tedeum für Napoleon*) abgesungen wurde. Früher hatte der Kaiser eine große Revue bei Schönbrunn abgehalten. Marschall Berthier, der von Schönbrunn kam, wurde auf dem Burgplatz vom Gouverneur und sämtlichen Generalen empfangen und begab sich dann, von seinen zierlichen Neufchâteler Husaren umgeben, an die Spitze des Zuges, der zuerst auf der Bastei bei dem Palais des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen anhielt, um den dort wohnenden Vizekönig von Italien Prinzen Eugen abzuholen. Früher hatte Marschall Lannes dort gewohnt, dann nach dessen Tode bei Aspern Vandamme, welcher aber nach der Ankunft des Sohnes der Kaiserin Josefine diesem Platz machen mußte. Der Zug, bei welchem Berthier die Stelle des Kaisers vertrat, ging nun von der Bastei bei den Augustinern herab über den Josefsplatz, Michaelsplatz, Kohlmarkt, Graben nach dem ehrwürdigen Dom und dann auf dieselbe Weise zurück. Ich sah denselben von dem Fenster der Fürstin Nanny Liechtenstein-Khevenhüller am Michaelsplatze. Die bunte Masse der verschiedenartigsten Uniformen war allerdings ein interessantes Schauspiel, die Unordnung aber, die dabei herrschte, überstieg jede Vorstellung, besonders bei dem Rückmarsch. Marschälle und gemeine Soldaten, Generale und Reitknechte ritten oft gemengt durcheinander. Um 6 Uhr war großer Schmaus in dem neuen großen Rittersaale in der Burg. Das Bildnis Napoleons befand sich unter einem Thronhimmel, die Marschälle und Generale: Massena, Davoust, Duroc, Oudinot &c., die Minister Champagny und Maret, Gouverneur Andréossy, Platzkommandant Meriage &c., dann drei österreichische Generale: Bubna, Rothkirch (der noch immer wegen Auswechslung der Gefangenen hier war) und Manfredini, die österreichische Regierung sowie die Fürsten Schwarzenberg und Clary, in allem 160 Personen, saßen bei der Tafel. Champagny, Duroc und Andréossy brachten Toaste aus auf den französischen Kaiser, seine Gemahlin und seine Familie.

Wir begaben uns an den Donaukanal zu dem Feste der Pontoniers, die auf ihren vierzehn geschmückten Schiffen sehr fröhlich waren. Gegen acht Uhr begann die Illumination der Stadt und zugleich wurden die Überreste des verunglückten Feuerwerks vor dem Burgtor abgebrannt. Die Beleuchtung fiel nur da ziemlich glänzend aus, wo ein hoher, den Feinden angehöriger Herr wohnte. An dem Palais des Grafen Fries am Josefsplatz, wo der Kommandant General Meriage wohnte, befand sich, gerade der Statue des Kaiser Josef gegenüber und diesen trotzig anblickend, ein ungeheures transparentes Bildnis Napoleons. Die lateinischen Inschriften am Palast des Herzogs Albert auf der Bastei und an der Staatskanzlei enthielten gewaltige Schmeicheleien für den Eroberer. Dafür soll man in der Vorstadt an einem Hause die Worte gelesen haben: „Wiener, beleuchtet nicht, ihr sehet euer Unglück auch ohne Licht", und an einem andern Hause sah man die Buchstaben Z W A N G. Als man den Eigentümer darüber zur Rede stellte, sagte er, dies seien die Anfangsbuchstaben der Worte: „Zur Weihe An Napoleons Geburtsfest." **)

*) Von dem armen alten Wiener Erzbischof Hohenwart.
**) Vgl. hierzu „Die Kultur" IX., 2. Heft, S. 211.



Im französischen Lager fanden außerordentlich viele Beförderungen statt. Berthier wurde Prince de Wagram, Massena Prince d'Eßling, Davoust Prince d'Eckmühl, Macdonald Herzog von Tarent, Oudinot von Reggio, Champagny von Cadore, Maret von Bassano &c. &c. Faudoas erhielt den Baronstitel und Savarys Adjutanten bekamen Orden. Nachdem Bubna dem neuen Duc de Cadore bittere Vorwürfe gemacht hatte, daß er die Friedensunterhandlungen absichtlich verzögere, reiste dieser endlich am 16. August zu dem Kongreß nach Altenburg und Bubna wieder zu unserm Kaiser.

Ein Mittagmahl, das ich am 17. bei Doktor Tschepolz in dessen Garten zu Döbling einnahm, wurde durch plötzliche Einquartierung der Württemberger von dem Vandammeschen Korps, das auf der Türkenschanze und bei Heiligenstadt sein Lager aufschlug, sehr getrübt. Es waren sehr grobe Leute, besonders zeichnete sich durch seine Derbheit ein Regimentsschmied aus, und mich erinnerte in späteren Jahren die bekannte Szene in Rossinis Barbier, der Maresciallo del Regimento bei Dottore Bartolo, stets an jenes verunglückte Mahl. Im allgemeinen benahmen sich französische Soldaten weit artiger und gemütlicher als Bayern, Württemberger und Sachsen, die übrigens ihren Haß gegen die gallischen Freunde bei jeder Gelegenheit aussprachen.

Am 21. August. Wir fuhren nach dem Prater. Am Stefansplatz war gerade ein französischer Offizier gestürzt und hatte sich an einem Steine die Schläfe eingedrückt, so daß er augenblicklich tot war. Die elende Reiterei der Franzosen mußte bei jedem, der nur etwas von der edlen Reitkunst verstand, ein mitleidiges Lächeln erzeugen. Sie rissen bei jeder Wendung ihre plumpen Pferde auf dem Vorderteile unbarmherzig herum und fielen auch auf dem glatten Straßenpflaster an den Ecken der Gassen wie Mücken zu Boden. Im Prater kamen wir zu einem andern tragischen Ereignis. Ein Franzose hatte einen ganz jungen Burschen, der ertrunken war, aus dem Wasser gezogen. Die Leiche des Unglücklichen sahen wir am Ufer liegen.

22. August. Napoleon war unwohl, hatte einen heftigen Husten, konnte nicht schlafen und klagte sehr über die schlechten Betten, die er in Schönbrunn fand. Savary sprach ihm von dem vortrefflichen Bett im Appartement meines Vaters, das jetzt Savary bewohnte. Von dem Bette machte letzterer fast nie Gebrauch, da derselbe stets in der Nähe seines Herrn schlief. Heute ließ der leidende Kaiser durch den Herzog von Rovigo meinen Vater ersuchen, ihm dieses Bett für die Dauer seines Aufenthaltes in Schönbrunn zu leihen. Zwei Fourgons, mit sechs Pferden bespannt, brachten das schöne Himmelbett mit seinen großen Vorhängen von grünem, weiß geblümtem Seidenstoff nach dem kaiserlichen Hoflager.

In aller Stille, von seinem Kaiser kaum gesehen, langte der von bloßen Bauern geschlagene Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, hier an. Die tapferen Tiroler hatten wieder gesiegt. Heute erfuhren wir Details über diese denkwürdigen Schlachten in den Tiroler Alpen, von den Grausamkeiten der Bayern, an wehrlosen Weibern, Greisen und Kindern verübt, von der Rache der Gebirgsbewohner, ihrem Heldenmute und ihrer Begeisterung. Das Schicksal dieser unglücklichen Leute, die zwar für den Augenblick ihre Unterdrücker hinausgejagt hatten, denen aber ein schreckliches Los am Ende bevorstand, mußte Bewunderung und zugleich tiefes Mitleid einflößen.

VIII.

Am 28. August ließ Savary, der gerade nicht in die Stadt herein-kommen konnte, meinem Vater melden, die Hoffnung eines Friedensschlusses sei fast gänzlich verschwunden, da Kaiser Franz auf den Bedingnissen des Preßburger Friedens beharre. — Während einiger Tage wohnte auch General Reynier bei uns, Kommandierender in Preßburg, Savarys treuer Freund. Dieser erzählte, wenn er auch bisweilen mit starken Farben auftrug, manches Interessante, so z. B. über seine frühere Sendung nach St. Petersburg, wobei er auf den damaligen Vertreter Österreichs, General Merveldt, mit dem er Streit bekam, schlecht zu sprechen war. Am meisten interessierte uns das-jenige, was der Herzog von Rovigo von seinem bewunderten und gefürchteten Gebieter berichtete, von dessen Lebensweise und Gewohnheiten.

Er konnte nicht umhin, bitter zu klagen über die beständige Unruhe und Anstrengung, in welcher sie ihr Dasein zubringen müssen. Der rastlose Geist des Herrschers erlaubt ihm selbst nicht, seiner Ruhe zu pflegen wie andere Menschen. Der große Mann kennt keine regelmäßige Tagesordnung. Mitten in der Nacht verläßt er sein Lager, klingelt und der Adjutant des Dienstes erscheint. Der Kaiser diktiert dann oder schreibt zuweilen selbst während vieler Stunden über die verschiedenartigsten Gegenstände. Marschälle und Herzoge müssen, wenn sie im Dienste sind, auf dem Boden (den Strohsack querüber an die Türe gelegt, die in das kaiserliche Schlafgemach führt) während der gewöhnlich sehr unruhigen Nacht ihr Lager aufschlagen.

Die Zwietracht zwischen den Franzosen und Bundestruppen wurde immer heftiger. Am 3. September fiel im Prater zwischen Hessen und Franzosen ein blutiges Gefecht vor, wobei acht Hessen eine große Anzahl der letzteren in die Flucht jagten. Es gab ziemlich viele Verwundete. Auf der Wieden rissen Franzosen ihren eigenen General zu Boden, traten ihn mit Füßen und mißhandelten ihn gräßlich. Mehrere Bürger wollten die Ordnung herstellen, allein dieser Versuch kam ihnen teuer zu stehen. Ein Bürger wurde dabei, wie es heißt, tot niedergehauen, mehrere verwundet.

Am 6. September versiegelten die Franzosen sehr viele Privatkassen bei Liechtenstein, Schwarzenberg, Dietrichstein 2c. Tschernischew war wieder von Komorn zurück.

Am 8. September langte abermals Bubna an. Er brachte wieder den Abend bei uns zu und teilte meinem Vater die Friedensbedingnisse mit, von welchen Napoleon nicht abgehen will. Er fordert nicht bloß für sich Krain, Kärnten, das Küstenland und Kroatien bis zur Save, sondern auch für Bayern Salzburg und Oberösterreich und für Sachsen drei Kreise Böhmens: den Leitmeritzer, Saazer und Elbogner Kreis.

10. September. Bei der heutigen Zusammenkunft, die Bubna mit Napoleon hatte, war dieser, der jetzt nach allen Richtungen, nach Krems, Preßburg 2c. Ausflüge macht, um seine Truppen zu besichtigen, besonders guter Laune. Abends kamen wieder Bubna und Savary bei uns zusammen. Man sprach viel über politische Angelegenheiten.

11. September. Die Franzosen scheinen sich noch mehr zu rüsten. Auf den Bastionen werden Palissaden eingeschlagen und immer mehr Kanonen auf-

geführt. Auf dem Glacis biwakieren jetzt drei Regimenter Chasseurs und ein Regiment Husaren.

13. September. Schon wieder neue Arretierungen, unter andern die des Barons Doblhoff von den Landständen.

14. September. Napoleon nach Brünn und Znaim zu Davoust und Massena.

15. September. Bubna speiste bei uns, bevor er zu Kaiser Franz zurückkehrte. Er zeigte uns den Brillantring, der ihm gestern durch Duroc in Napoleons Namen übergeben wurde und welcher auf 10 bis 12.000 fl. geschätzt wird. Der französische Kaiser war gestern vor seiner Abreise sehr gut gestimmt und zupfte sogar den österreichischen General wieder ganz fidel bei den Ohren. Wir sahen auch die Adresse des Schreibens Napoleons, auf dem die Worte standen: »A Monsieur Mon Frère l'Empereur d'Autriche«. Napoleon sprach mit Bubna mehrmals über seine Feldzüge, über die österreichische Armee und deren Ausdauer und Tapferkeit, besonders in diesem Jahre 1809. Der große Mann fügte bei: »Ne croyez pas que vos généraux soient plus maladroits que les miens, mais vous n'avez personne pour les faire marcher. Je dis aux miens: marchez! et ils marchent; le chef vous manque.«*)

17. September. In Grätz wurde auch der Bischof als Geisel für die Brandschatzung verhaftet. Hier ist Doblhoff wieder frei.

18. September. An diesem Tage machte ich mit meinem Vater auf Pferden, welche uns auf sehr artige Weise Savary zur Disposition stellte,**) einen für mich recht genußreichen Ritt nach dem schönen Schlosse Erla, welches dem Oheim und der Tante meiner Mutter gehörte und jetzt von der letzteren, der Witwe Fürstin Starhemberg, bewohnt wird, bei welcher wir speisten und den größten Teil des Tages zubrachten. Auch meine Mutter, ihre Schwester und Nichte kamen hin. Die Straße über Schönbrunn ist nun seit mehreren Tagen mit Schubkarren und Leiterwagen angefüllt, die Massen von Holz in die Stadt und die Vorstädte schleppen. Man begegnet in dieser Richtung beständig ungeheueren Karawanen. Die guten Wiener suchen nämlich jetzt ihre Anhänglichkeit für ihren angestammten Kaiser dadurch zu beweisen, daß sie den ihnen von den Franzosen preisgegebenen kaiserlichen Tiergarten bei Lainz und Hütteldorf ausplündern. Der schöne Buchenwald von einigen tausend Jochen wird schonungslos von ihnen niedergehauen und für den Winter Vorrat an Holz gesammelt. Selbst reiche Leute sollen sich bei dem Raube beteiligen. Von der andern Seite wird im Prater, wie überhaupt in den Auen, das Hochwild erlegt und aufgezehrt.

Gleich hinter Hetzendorf kamen wir zu dem Lager der kaiserlich französischen Garde,***) das einen schönen Anblick gewährte und welches wir

*) „Glauben Sie nicht, daß ihre Generale ungeschickter sind als die meinigen, aber Sie haben niemanden, der die rechte Macht über sie hat. Ich sage den meinigen: Marsch! und sie marschieren; bei Ihnen fehlt das Haupt."

**) Mein Vater hatte seine schönen Reitpferde beim Ausbruch des Krieges zum Teil dem österreichischen Kaiserhof zum Gebrauche der Erzherzoge überlassen, zum Teil nach Böhmen geschickt.

***) Es befanden sich um Wien vier französische Lager: 1. das der Garde bei Hetzendorf, 2. eines bei Ebersdorf, 3. Oudinot am Spitz und 4. Vandamme bei Döbling.



ganz unbelästigt von den Schildwachen in verschiedenen Richtungen durchritten. Die weiß angestrichenen netten Hütten desselben, mit Strohdächern versehen und durch zwei Fichtenbäume verziert, welche vor jeder Tür eingesetzt waren, zogen sich recht malerisch von den Höhen bei Mauer bis herab gegen Hetzendorf. Das Lager war in zwei große Teile getrennt, hatte in der Mitte einen großen regelmäßigen Platz und bestand aus dreißig breiten, im rechten Winkel sich kreuzenden Straßen. Überall herrschte Leben und, wie es schien, auch Frohsinn. Um so trauriger aber war es in den benachbarten Ortschaften, aus denen für die neue Soldatenstadt Dächer und Holzwerk, Türen und Fenster, Tische, Stühle, Spiegel, Teppiche 2c. 2c. geraubt worden waren.

Am 19. September kam der französische Kaiser von Brünn zurück, wo er feierlich empfangen und mit einer Illumination der ganzen Stadt gefeiert wurde. Der Brünner Bischof erschien, um Schonung für die Stadt wegen der übermäßigen Brandschatzung demütigst zu bitten. Doch der rauhe Despot gab nur barsch die Worte zur Antwort: »Priez et souffrez!«

Am 21. September. Bubna wieder angelangt.

Den 22. September verfügte ich mich mit meinem Mentor Zelenka vormittags auf die sogenannte Schmelz, wo eine große Revue der 30.000 Mann starken Garde stattfand. Nachdem wir beinahe eine Stunde auf der Spitze eines hohen Steinhaufens gewartet hatten, erscholl aus vielen tausend Kehlen plötzlich der Ruf: »Vive l'Empereur!« und zugleich schmetterten von allen Seiten Trompeten. Der Mann, vor welchem die Welt erzitterte, sprengte im gestreckten Galopp auf seinem kleinen Araberschimmel bei uns vorüber. Er trug wie immer eine sehr einfache, grüne Uniform, doch war der Schimmel mit einer sehr reichen, goldgestickten Schabracke bedeckt. Berthier, der jugendlich und freundlich aussehende Duroc und Savary waren dem Gewaltigen zunächst. Eine zahlreiche Suite folgte, unter welcher sich der weiße Turban des treuen Mameluken Rustan auszeichnete.*) Von unserm erhöhten Standpunkt hatten wir ein sehr großartiges Schauspiel vor uns. Die eine Schlacht darstellenden Truppen waren in zwei Korps geteilt. Die alte Garde befehligte Napoleon, die junge Garde, welche von Ottakring und Lerchenfeld heranrückte, der Prinz Eugen. Letzterer siegte. Wir sahen schöne Kavallerieattacken der polnischen Lanciers, dann der schweren Reiter, den Sturm auf Breitensee, die Flucht der gesamten Infanterie. Der geschlagene Kaiser zog sich endlich gegen Meidling und Schönbrunn zurück. Das Treffen dauerte von 12 bis 3 Uhr. Den glänzenden Uniformen der Krieger sah man es nicht an, daß sie die Mühseligkeiten eines blutigen Krieges hinter sich hatten. Sie hätten auf dem Pariser Marsfelde nicht netter sein können.

Abends war abermals Bubna ein höchst interessanter Erzähler. Es sieht wieder kriegerischer aus. Kein Teil will nachgeben. Napoleon war gestern sehr

*) Unsere Gäste erzählten: Rustan sei in Ägypten durch Bestechung verleitet worden, dem General Bonaparte einen mit Gift gemengten Wein zum Trank zu überreichen. Dies wurde dem General verraten, und als der Mameluk mit dem Weinglas erschien, warf der erstere einen seiner scharfen, durchbohrenden Blicke auf den Diener; Rustan fiel voll Reue und Schmerz zur Erde und schwur hoch und teuer, wenn er am Leben bleiben sollte, künftig das Leben des Gebieters mehr zu achten als das eigene. Bonaparte verzieh ihn und hält ihm seither für einen seiner ergebensten und treuesten Diener.



übel gelaunt, heute dagegen, besonders für Bubna persönlich, recht freundlich. Als dieser fortging, sagte der Kaiser zu ihm: „General! Mag kommen was da will, meine Achtung bleibt Ihnen immer!" Er sprach wieder von der österreichischen Armee. Napoleon sagte: „Meine Armee ist die erste der Welt, ich zerstreue alle Völker in einem Augenblick, nur die Ihrige kann sich mit mir messen." Dann sprach er: „Wenn die Franzosen schlecht angeführt würden, könnte Österreich die ganze Welt bezwingen." Von der Schlacht von Eßling sagte der Kaiser: „Es ist wahr, ich gestehe es, ich habe damals eine Narrheit begangen, ich bin aber nicht gewohnt, daß die Elemente gegen mich sind, und daher glaubte ich, es werde mir auch diesmal mein Unternehmen gelingen!" Napoleon wollte also den Verlust der Schlacht bloß auf das Anschwellen der Donau und auf das Zerreißen der Brücke schieben, wodurch Davoust von ihm getrennt blieb.

Eine Anzahl Kaufleute wurde eingesperrt, bei denen man englische Waren fand.

Den 23. September. Schon wieder Bubna fort. Die Franzosen fangen an, bei der Taborbrücke Häuser abzureißen und dort große Verschanzungen anzulegen. Man sieht, sie wollen auf jedes Ereignis gefaßt sein.

25. September. Da die ungeheure Brandschatzung nicht gezahlt werden kann, so wie es die Feinde fordern, so haben diese den größten Teil der österreichischen Regierung, den Grafen Dietrichstein (Landmarschall) und Bissingen (Präsident), vier Regierungsräte und die reichsten Bankiers heute verhaftet. Auf dem Glacis sahen wir wieder neue Uniformen, Schwarzburger und Weimarer, die aus Tirol kamen.

26. September. Der häßliche Wenzel Liechtenstein als Kurier angelangt, um auf morgen seinen Vetter Fürst Johann Liechtenstein abermals mit Bubna anzusagen, die am 27. beide eintrafen, worauf Champagny von Altenburg, da es dort gar nicht vorwärts ging, hieher berufen wurde. Die Regierungsbeamten (Dietrichstein 2c.) wurden wieder in Freiheit gesetzt. Wir sahen Kotzebues „Kreuzfahrer" an der Wien, ein Stück, das früher verboten war, nun auf Verlangen der Franzosen gegeben wird. Auf einer Wiener Bühne Nonnen und einen päpstlichen Legaten zu erblicken, ist etwas ganz Neues.

Auch General Mayer wurde am 29. hierher zu den Friedens-Negoziationen geschickt. Fürst Johann Liechtenstein hatte einen heftigen Wortwechsel mit Champagny, glaubte sich von diesem beleidigt und drohte augenblicklich abzureisen.

30. September. Napoleon beschwichtigte heute den aufgebrachten Fürsten Johann. Champagny, der neue Herzog, mußte sich entschuldigen. Heute kamen wieder eine Menge Herren als Kuriere von Totis, dem österreichischen Hoflager, Fürst Paul Eßterházy, Chr. Cavriani, Wolkenstein 2c., eigentlich bloß aus Neugierde.

Platzkommandant Meriage wurde, wohl wegen des Verrats seines Sekretärs, abgesetzt. General Dentzel erhielt seine Stelle.

Am 4. Oktober. Einige Bürger sollten heute wegen Verweigerung der Kontributionssteuer gestraft und exekutiert werden. Doch wurden sie auf Napoleons Befehl wegen des heutigen Namensfestes des Kaisers Franz begnadigt. Eine schöne Attention für den cher frère!



Am 5. Oktober. Napoleon nahm heute das schöne Grabmal der Erzherzogin Christine von Canova in der Augustinerkirche in Augenschein. Savary erzählte, dem Kaiser habe es sehr gefallen, er habe es sehr gelobt. Insbesondere aber gefiel dem Imperator die Einrichtung, daß man in unseren Kirchen nicht so wie in Frankreich für die Sitze zahlen müsse.

Von den Wiener Fiakern und ihrer bewährten gut österreichischen Gesinnung gibt es manche Anekdote zu erzählen. Ein junger Graf Hogendorp, Sohn des bekannten holländischen Ministers, ein unverschämter Bursche, zahlte seinen Fiaker mit einer österreichischen Banknote und, indem er das Papiergeld mit dem Munde von seiner Hand wegblies, sagte er: „Sieh' her, dies ist so leicht wie Dein Kaiser!" Der Fiakerkutscher, ein starker Bengel, erwiderte: „No, wenn das leicht ist, so ist dies schwer!" und mit diesen Worten gab er dem zarten Gecken ein Kopfstück, daß dieser niedertaumelte.

IX.

Am 6. Oktober ritt ich mit meinem Vater über die Taborbrücke in das Lager Oudinots, das dem der Garden bei Hetzendorf ziemlich ähnlich war. An den festen Pfahlbrücken, die neu gebaut wurden, aber geringe Dauer versprachen, wurde noch gearbeitet. Wir passierten daher die durch feste Brückenköpfe geschützten Schiffbrücken. In Floridsdorf waren sehr viele Häuser und selbst die Kirche ganz niedergerissen und mit dem Materiale derselben hohe Verschanzungen angelegt, welche das Lager beinahe gleich einer Festung umschlossen. Ein tiefer Wallgraben zog sich an den Bastionen hin, bei welchen sogar Kasematten angebracht waren. Erbeutete österreichische Kanonen standen an den Eingängen. Breite Gassen durchschnitten das Lager, davon jede ihren Namen erhielt zu Ehren höherer Offiziere. Wir lasen die Namen Rue de St. Hilaire, de Cervony, de Bouret 2c. auf großen Tafeln geschrieben. Die Hütten waren so wie bei Hetzendorf sehr nett, weiß angestrichen und darin war für jede Bequemlichkeit gesorgt. Insbesondere die Häuschen der Offiziere waren durch geraubte Gegenstände selbst mit Luxus eingerichtet. Abgehauene und in den Boden eingesetzte Fichtenbäume umgaben dieselben. Fast in jeder Gasse befanden sich auch ein paar kleine, mit Backsteinen gemauerte Häuser für Küchen, Bäckereien und Schmieden. Sämtliche Wohnhäuser waren mit dem auf dem fruchtbaren, jetzt so unglücklichen Marchfelde abgeschnittenen Getreide gedeckt. Gegen Norden an der Brünner Straße, welche das Lager quer durchschnitt, wurden wir noch ein paar großer, vorgeschobener Batterien gewahr. Gerade vor diesem Außenwerke befand sich das arme Dorf Jedlersdorf, auch Klein-Mariataferl genannt. Es war vollkommen zerstört, kein Haus blieb stehen, alle wurden dem Boden gleich gemacht, jedes Brett, jede Glasscheibe, alles was nur einigermaßen tauglich war, wurde zur Einrichtung des Lagers verwendet.

Am 7. Oktober fuhr ich in größerer Gesellschaft abermals nach dem Oudinotschen Lager am Spitz, den schönen, heiteren Herbsttag benützend. Meine Mutter fuhr mit uns. Bei ihrem Abscheu für alles, was von unseren verhaßten Feinden kam, war sie schwer zu bewegen gewesen, uns zu begleiten. Als wir das Lager erreichten (auf der Schiffbrücke, die wir zu Fuß passierten, wäre bald Gräfin Fanny Khevenhüller von einem französischen Karren in die Donaufluten geworfen worden), war gerade Mittagszeit. Vor jeder Hütte



befand sich ein regelmäßig geformter, mit Rasen belegter Erdhaufen, der als Tisch diente und auf welchem eine gute Suppe mit Erdäpfeln, Rindfleisch und eine Schüssel Gemüse von der Mannschaft verzehrt wurde. Ein Offizier, er hieß Castiglio, lud uns sehr artig ein, seine Wohnung zu besehen. Sein Häuschen war von einem weiß angestrichenen Geländer und einer Allee von abgeschnittenen Föhren umgeben. Im Innern bestand es aus einem größeren Gemach und zwei kleinen Kabinetten, das eine als Schlafzimmer, das andere als Toilette eingerichtet. Papiertapeten und Spiegel deckten die Wände, Teppiche den Boden, alles geraubt und gestohlen. Daß uns trotz der Höflichkeit des Hauswirts das Gesehene nicht sehr erfreute, läßt sich denken. Schon wollten wir das Lager verlassen, als ich in der Ferne Reiter heransprengen sah und bald in ihrer Mitte den weißen Turban Rustans erkannte. Ich rief daher den Begleitern zu: „Napoleon kommt!" und nun wurde meiner traurig gestimmten Mutter zugesprochen, noch etwas zu verweilen. Sie mußte sich nun doch entschließen, den bösen, gefürchteten Mann anzublicken. Zuerst kam eine Truppe Chasseurs der Garde mit ungeheuer breiten Pelzmützen, grünen Uniformen mit vielen weißen Schnüren angesprengt. Ihnen folgte der Kaiser an der Spitze sehr zahlreichen Gefolges, wieder Berthier, Duroc und Savary zunächst. Napoleon ritt ganz langsam im Schritt bei uns vorüber, grüßte freundlich lächelnd mit der Hand und sagte mit tiefer Baßstimme, die mich an die Stimme unseres dicken Oheims, Erzbischofs Salm von Prag, erinnerte: »Qui sont ces belles dames-là?« Savary ritt vor und nannte ihm den Namen meiner Mutter, worauf der Gewaltige nochmals grüßte. Seine Gesichtszüge schienen mir einen ganz andern Ausdruck zu haben als wie am Tage, da ich ihn zum erstenmal sah. Die Freundlichkeit der geistreichen Züge kontrastierte sehr mit dem damals geäußerten Trotz. Unser Herzog, nachdem er uns genannt hatte, sprang vom Pferde, schritt zu uns und gab lächelnd seine Verwunderung zu erkennen, meine Mutter hier zu finden. Diese versicherte, es sei ein bloßer Zufall gewesen, daß sie sich gerade noch an dieser Stelle befand, als der Kaiser vorüber ritt, worauf der kaiserliche Adjutant wieder schnell sein Pferd bestieg und dem Herrscher nacheilte.

Den 9. Oktober unternahm ich mit meinem Vater abermals einen interessanten Spazierritt, und zwar über Simmering und Kaiser-Ebersdorf, in welch' letzterem vom 19. Mai bis 4. Juni Kaiser Napoleon wohnte, nach der berühmt gewordenen Insel Lobau. Über zwei kleine Inseln kamen wir endlich zu der großen Donau; die so schnell und schön vom General Bertrand gebaute Brücke führte hinüber. Eine Abteilung Sachsen, die jetzt zwischen Ebersdorf und Schwechat ein Lager bezogen hatten, bewachte dieselbe. Der kommandierende Offizier wollte uns anfangs ohne Paß die Brücke nicht betreten lassen, indes besann er sich bald eines Besseren, ersuchte uns aber höflich, über die Brücke zu Fuß zu gehen und die Pferde nachführen zu lassen, wie dies auch bei den Schiffbrücken am Tabor geschehen war. Bertrand hatte da in unglaublich kurzer Zeit ein Meisterstück vollbracht, das sehr bewundert wurde. Auch erhielt die kleinere Insel, auf der die Sachsen lagen, den Namen Isle Bertrand, dem General zu Ehren. Anfänglich waren zu dem Übergange nach der Lobau drei Brücken nebeneinander errichtet worden, davon eine, die uns zur rechten, aus Pontons bestand. Jetzt stand nur eine Brücke mehr,



für deren Schmuck auch gesorgt war. Die lange Brücke war nämlich mit vielen hohen Laternenpfählen versehen, ganz elegant gearbeitet und rot angestrichen. Der Sinn für das Geschmackvolle und Schöne wie für eine gewisse Nettigkeit bei der Vollendung ist leider bei fremden Völkern weit mehr zu finden als bei unseren Landsleuten. Wer sah diese Werke? Sie waren bloß für rohe Soldaten gebaut. Wie lange konnten sie dauern? Nur wenige Wochen. Und doch mußten dieselben nicht bloß nützlich sein, sondern auch dem Auge wohlgefallen. Wer hingegen sieht bei uns auf eine geschmackvollere Ausstattung unserer abscheulichen Taborbrücken, die doch Jahrhunderte fort erhalten werden und für die ganze Welt erbaut sind?

Im Innern der Insel Lobau sah es wüst und öde aus. Man sah nur noch Reste der Baracken, in denen die französischen Truppen nach der Schlacht von Eßling so viel leiden mußten. Massena wohnte damals im Jägerhause. Napoleon schlief in einem Zelte, das sehr schön und kostbar sein soll. Wir ritten auch zu dem schmalen Arm, der die Insel vom Marchfelde trennt. Drei Brücken führen hinüber. Jenseits sahen wir aus dem kleinen französischen Brückenkopf vor Eßling in einiger Entfernung die niedrigen Überreste einiger österreichischen Schanzen.

X.

Bei der heutigen Parade im Schönbrunner Schloßhof drängte sich ein Jüngling zu dem Kaiser. Berthier wies ihn zurück; als er nicht weichen wollte, wurde er von den Umstehenden ergriffen. Man fand zwei Dolche in seinem Kleide. Der Unglückliche, ein Pastorssohn aus Erfurt, Friedrich Staps, gestand sogleich, die Absicht gehabt zu haben, die Welt von ihrem Unterdrücker zu befreien. Er sagte, sein Glaube müsse noch zu schwach gewesen sein; denn sonst hätte Gott ihm gewiß die Kraft gegeben, sein Vorhaben, den verborgenen Dolch in Napoleons Herz zu stoßen, auszuführen. Der französische Kaiser ließ den fanatischen jungen Mann vor sich bringen, den er durchaus für einen Wahnsinnigen erklären wollte. Die entschlossenen Antworten desselben widersprachen dieser Ansicht. Die Frage, ob der Kaiser, wenn er verzeihe, auf die künftige Treue des Jünglings zählen könne, beantwortete er festen Mutes mit den Worten, er werde stets seinem Vorsatze treu bleiben, den Tyrannen zu töten. Staps wurde bei Meidling auf Befehl Napoleons erschossen.

Den 13. Oktober. Die Friedensunterhandlungen nahmen nun einen rascheren Verlauf. Beide Teile wurden in manchen Punkten nachgiebiger. Statt der drei Kreise Böhmens wurde später nur die Landesstrecke vom Erzgebirge bis zur Eger für Sachsen verlangt, nun aber auch von dieser Forderung abgegangen. Fürst Johann Liechtenstein, der öfters mit meinem Vater verkehrte, machte diesem, wie ich später aus des letzteren Munde vernahm, wichtige Mitteilungen.

Es wurde dem österreichischen Unterhändler von französischer Seite, zuerst durch Laborde, im Vertrauen die Eröffnung gemacht, Kaiser Napoleon würde ganz andere, weit günstigere Friedensbedingnisse aufstellen, falls der österreichische Hof erklärte, nicht abgeneigt zu sein, in eine eheliche Verbindung zwischen einer Erzherzogin und der neu gegründeten französischen Dynastie zu willigen. Liechtenstein schwieg zu diesem sehr überraschenden Vorschlag. Nach kurzer Zeit kamen die Franzosen nochmals auf diese Proposition zurück. Fürst



Johann sprach davon mit meinem Vater und schien unentschlossen zu sein, ob er von diesen Äußerungen Gebrauch machen solle. Es wurde klar, daß bei dieser vorgeschlagenen Heirat Napoleon selbst der Bräutigam sein sollte. Mehr als die Hälfte der verlorenen Provinzen hätte man wahrscheinlich zurückerhalten können. Mein Vater bat den Fürsten Liechtenstein äußerst dringend, diese unerwartete Gelegenheit, der ganzen Friedensunterhandlung eine andere Wendung zu geben, nicht ganz von sich zu weisen, den österreichischen Hof schleunigst davon in Kenntnis zu setzen. Da Liechtenstein Bubna nicht an den Kaiser Franz senden wollte, so trug sich mein Vater an, obschon er gern einem andern dies Geschäft überlassen hätte, den Auftrag zu übernehmen. Alles war umsonst. Fürst Johann blieb endlich bei der Ansicht fest, daß die Heiratsproposition die ohnehin so heftig aufgeregte Kaiserin Louise Beatrix und ihren leidenschaftlichen Ratgeber Baldacci auf daß äußerste erzürnen und daher der Friede um so weniger zustande kommen würde. Einen Wiederausbruch des Krieges hielt der tapfere Reitergeneral, der sonst nicht gerne das Schwert in die Scheide steckte, bei den jetzt eingetretenen höchst traurigen Verhältnissen für gleichbedeutend mit dem gänzlichen Untergange der Monarchie. Es war eine peinliche Lage, in der sich der Held von der Trebbia und von Aspern befand.

Am 14. Oktober. Die letzte Sitzung der Friedens-Negoziationen begann gestern um 7 Uhr abends und dauerte vierzehn Stunden bis heute 9 Uhr morgens. Von seiten Österreichs waren nebst dem Fürsten Johann die Generäle Bubna und Mayer zugegen. Champagny Duc de Cadore stand an der Spitze der französischen Unterhändler. Liechtenstein unterschrieb endlich und Napoleon ließ sogleich, ohne auf die Ratifikation des Kaisers von Österreich zu warten, nachmittags an allen Straßenecken unter dem Donner der Kanonen die Friedensproklamation anschlagen. Im Volke wollte man anfangs an den Frieden gar nicht glauben. Als man das Geschütz auf dem Wall ertönen hörte, hieß es, die Kaiserin Josefine sei angelangt, andere meinten, der Jahrestag der Schlacht bei Jena werde gefeiert. Die an den Mauern angehefteten Zettel belehrten die Leute eines Besseren. Liechtenstein und Bubna mit ihren drei Adjutanten Nesselrode, Schlick und Wolkenstein reisten um 5 Uhr ab nach Ungarn zu dem unglücklichen Kaiser Franz, die Generäle Mayer und Rothkirch mit den Adjutanten Cavriani und Waller blieben noch hier. Der Herzog von Rovigo sandte von Schönbrunn meiner Mutter einen kleinen Ölbaum (Olex latifolia) als Symbol des Friedens mit der Bitte, ihn recht zu pflegen. Mehrere der Adjutanten Savarys, Renould, Montreville 2c. reisten schon heute ab. Der Abschied meines fast täglichen Gegners im Schach- und Billardspiel, Renould, war sehr rührend. Die Lager der französischen Truppen in der Umgebung Wiens wurden sogleich abgebrochen und der Artilleriepark auf dem Glacis noch an diesem Tage fortgeschafft.

15. Oktober. Heute am Namensfeste meiner Mutter, dem sonst in Gestüthof so fröhlich gefeierten Theresientage, sollten die alten Festungswerke der Stadt gesprengt werden, denen man seit mehreren Tagen Minen grub, doch war noch nicht hinreichend Pulver vorhanden. Nachmittags hörten wir von Ferne eine gewaltige Kanonade. Man hätte an eine Wiederholung der Schlachten auf dem Marchfeld glauben können. Es war aber das große Artillerie-



manöver, welches Napoleon am Spitz veranstalten ließ, und die Zerstörung der Schanzen des Oudinotschen Lagers, was einen so großen Lärm verursachte.

16. Oktober. Als wir heute bei der Fürstin Nanny Liechtenstein bei dem Diner saßen, entstand plötzlich ein furchtbares Gekrache. Tische und Stühle wankten, die Fenster erzitterten heftig und Glocken fingen zu läuten an. Der Schrecken der Damen war nicht gering. Die Franzosen hatten die Mauern der Elend- und der Mölkerbastei in die Luft gesprengt. Ziegelsteine flogen bis in die Rossau. Doch hörte man von keiner Beschädigung von Personen.

An diesem Tage verließ uns der gewaltige Mann, der seine Schritte mit Strömen Blutes und mit Zerstörung bezeichnet. Napoleon verließ in Gesellschaft unseres Herzogs von Rovigo Schönbrunn, um nach seinem Reiche heimzukehren. Nur Faudoas blieb noch zurück, sowie der schurkische Charles. Ersterer besuchte uns noch.

Am 17. Oktober. Die Verwüstung, welche die gestrige Sprengung bewerkstelligt hatte, bot einen eigentümlichen Anblick dar. Große Stein- und Ziegelmassen waren herabgestürzt und dazwischen die Wölbungen der Kasematten zum Vorschein gekommen. Man konnte zu dem Glauben verleitet werden, Ruinen vor sich zu sehen, die vor Jahrhunderten der Zerstörungswut eingedrungener Barbaren zum Opfer fielen.

Bei der Mölkerbastei hatte sich eine Schar meist sehr junger Gassenbuben versammelt, die sich mit Hinauf- und Herabklettern über die eingefallenen Mauern belustigten. Französische Soldaten kamen herzu und untersagten den Knaben ihr Spiel. Da diese nicht gleich gehorchten, so warfen die Soldaten Steine zwischen die lärmende Jugend, welche anfangs, dadurch eingeschüchtert, die Flucht ergriff. Allein wir sahen sie bald Halt machen. Auf das Zureden mehrerer Frauen, die so wie wir dem Vorfall zusahen, ergriffen nun auch die Knaben Steine und Ziegel und stellten sich den fremden Kriegern beherzt entgegen. Ein wechselseitiges Bombardement begann, das damit endete, daß die Franzosen gutwillig abzogen, das Schlachtfeld der jubelnden Jugend überlassend.

Kaum waren wir zu Hause, als eine neue Explosion erfolgte und ein Teil der Löwelbastei zusammenstürzte. Die Erschütterung war noch heftiger als die gestrige. Im dritten Stock unseres Hauses sprangen Zimmerdecken und ein Ofen stürzte ein.

Am Morgen des 19. Oktober war Vizepräsident Baron Fechtig aus dem österreichischen Hoflager angelangt mit der Nachricht, Kaiser Franz habe nun auch die drückenden Friedensbedingnisse angenommen und unterschrieben. Zugleich kündigte Fechtig die für den Nachmittag bevorstehende Ankunft des trefflichen Grafen Wrbna als kaiserlichen Kommissärs an, der schon 1805 in gleicher Eigenschaft so wesentliche Dienste geleistet hatte. Derselbe traf auch um 5 Uhr nachmittags hier ein. Sein erstes Geschäft war, die Ratifikation des Friedensabschlusses auszuwechseln. Daß der übermütige Eroberer sich so auffallend beeilte, den Frieden zu proklamieren, ohne auf die Bestätigung desselben durch Kaiser Franz zu warten, daß Napoleon befahl, die Mauern Wiens zu zerstören, die Bastionen vor der österreichischen Kaiserburg in die Luft zu sprengen, jetzt, wo das gute Einverständnis der beiden Kaiserhöfe hergestellt sein sollte, ein solches Benehmen gegen den zum Nachgeben gezwungenen Gegner gab gerade keinen Beweis von einer aufrichtigen Versöhnung des Siegers.



Es ist wohl möglich, daß das Nichteingehen und gänzliche Ignorieren Liechtensteins des in Aussicht gestellten Heiratsantrages den Beherrscher Frankreichs noch mehr gegen den österreichischen Hof erbitterte; denn er konnte kaum annehmen, daß Liechtenstein eine so wichtige Sache für sich behalten hatte. Die Sprengung des Walls hätte übrigens bei einer klügeren Benützung des Geschehenen eine große Wohltat für die Stadt Wien werden können. Die Franzosen hatten einer künftigen großartigen Verschönerung vorgearbeitet. Fürst Johann Liechtenstein bat den Kaiser Franz um die Erlaubnis, den verschütteten Stadtgraben und die Glacis auf seine Kosten in Gartenanlagen umwandeln zu dürfen: allein bei dem Geist, der damals herrschte, konnte man sich höchstens zu halben Maßregeln entschließen.

20. Oktober. Die Franzosen hatten in dem Stadtgraben große Vorräte von Stroh angehäuft, welche, da sie vor der heutigen Sprengung der Kontre-Eskarpe nicht fortgeschafft wurden, sich entzündeten. Wir sahen sie heute in hellen Flammen; es hat sich dabei ein bedauerlicher Vorfall ereignet. Ein Knabe trug ein Bund Stroh fort, das noch nicht vom Feuer ergriffen war. Ein französischer Soldat meinte, dies sei ein Diebstahl, und wollte das Weiterfortschaffen des Strohes nicht dulden. Der Junge aber hob sogleich einen Stein auf und warf damit auf den Franzosen. Doch dieser nahm die Sache für Ernst und stieß dem Unglücklichen das Bajonett in den Leib, so daß derselbe blutend zusammenstürzte. Ein Bürgerkavallerist nahm sich des armen Knaben an. Es entstand ein Streit mit einem französischen Offizier, der herbeigeeilt war und den Säbel gegen den Bürger gezogen hatte. Der Offizier wurde verwundet. Zu dem einen bewaffneten Bürger gesellten sich noch zwei seiner Kameraden, und da auch immer mehr Volk sich sammelte, so mußte die auf dem Kampfplatz erschienene französische Burgtorwache, welche mit dem Bajonette auf die drei Bürger eindringen wollte, wieder abziehen. Bald aber erschien eine größere Menge Blauröcke. Die bewaffneten Bürger, doch auch der Soldat und der Offizier, die den Streit veranlaßt hatten, wurden verhaftet.

Zu Hause fanden wir den General Reynier, der die Wohnung seines abgereisten Freundes Savary benützte.

21. Oktober. Graf Wrbna, der Abgesandte des Kaisers Franz und Freund meines Vaters, speiste bei uns. Er erzählte manches von den Zuständen im österreichischen Hoflager. Kaiserin Luise Beatrix, über den traurigen Ausgang des Krieges fast in Verzweiflung, war abermals sehr leidend. Graf Wrbna übernahm heute provisorisch die Oberleitung der österreichischen Regierung.*) Die Franzosen hatten sich nun nicht mehr einzumengen und auch der bisherige österreichische Regierungspräsident Graf Bissingen wurde entfernt und nach Grätz geschickt. Im Stadtgraben brannten die Strohvorräte noch immer fort.

Am 22. Oktober wurde der Friede durch einen großen Ball im Apollosaal gefeiert und am 24. brannte Stuwer im Prater zur Feier des Friedens ein Feuerwerk ab, welches das Bombardement einer Seestadt vorstellte.

25. Oktober. Stadthauptmann Baron Lederer wollte nach der Abreise Savarys durchaus unserem Hause eine neue französische Einquartierung geben. Mr. Charles, der mit seinem Polizeipersonal noch darin weilte, hatte ihn

*) Id est der niederösterreichischen Landesregierung.

schon einmal unsanft abgewiesen; heute, da nochmals dieses Verlangen gestellt wurde, erklärte Charles, er werde jedem, der mit dieser Zumutung in unserm Hause erscheine, 25 Stockprügel erteilen lassen.

Die Friedensbedingungen wurden am heutigen Tage proklamiert. Man erfuhr erst allgemein, welche Opfer gebracht werden mußten, um für den Augenblick die Ruhe herzustellen. Die Opfer waren groß und drückend, die Zustände aber so beschaffen, daß dem furchtbaren Mann, welcher über die Geschicke der europäischen Reiche verfügte, auch noch größere Forderungen jetzt nicht mehr abgeschlagen werden konnten.

Endlich schlug die seit Monaten sehnsüchtig erwartete Stunde der Abreise, der Rückkehr nach meiner geliebten böhmischen Heimat. Mit meinem Vater und meinem Erzieher wurde diese Wanderung am 30. Oktober angetreten. Wir kamen durch viele verbrannte Dörfer, übernachteten in der Gesellschaft französischer Offiziere bei einem wehklagenden Gastwirt im Städtchen Horn und erblickten am folgenden Tage, dem 31. Oktober, an der Brücke von Schwarzbach mit unendlicher Freude zum erstenmal wieder einen österreichischen Soldaten, die schwarzgelben Farben, den böhmischen Boden.

Allwesend.

Von Wilhelm Oehl.

Umfassen will ich Dich und nimmer lassen. Wohl ist schon
Mir Liebesarmer in der Ewigkeit ein Abgrund von
Erbarmungen bereit, daß ich
In göttlichen Umarmungen erwarme.

Ich will Dich aber jetzt und hier! — Ein frommer Dichtermund
Tat mir und allen Lieberglühten Wunderbares kund:
Gott ist in allen Dingen. — Brich
Nun nicht, mein Herz, im Freudenüberschwarme!

Gott lächelt mir im Morgenwind
Und fächelt mir die Sorgen lind vom Auge,
Bis alle wohl geborgen sind.
Vergöttlicht ist das Leiden und der Tränen heiße Lauge.
Ich koste Gott in Brot und Wein, so sprach sein eigner Mund.
Ich atme, fühle, sehe Gott
Und meine Seele wird in ihm gesund.



Ein edler Naturfreund vor hundert Jahren.

(Fürst **Johannes I. von Liechtenstein** und sein schöpferisches Walten.)

Von **Albert Wimmer.**

Das ausgesprochene Vorwalten bestimmter großer Neigungen kennzeichnet das kulturgeschichtliche Gepräge mancher Epochen weit getreuer, als ihr Inhalt an Geschehnissen aller Art dies vermöchte. Völkerkriege voll Lärm und Schrecken, folgenschwere Neugestaltungen im Staatsleben, bedeutungsvolle Entdeckungen und Erfindungen, das Wirken hervorragend genialer Männer, all diesem wird der erste Platz auf den Blättern der Weltgeschichte zuerkannt, obwohl es nur den Instrumentallärm der epochalen Symphonie bedeutet, wie jenes die Dominante.

Das dunkle, unbewußte Wollen der Menschheit gleicht dem Streben der schwingenden Magnetnadel, sich in die endliche Ruhelage, die Richtung zum Pole, einzustellen. Daß dieses letzte Endziel nie dauernd erreicht, sondern in stetem Schwanken bald gesucht und bald gemieden werde, dafür sorgt das unberechenbare Zusammenwirken der so ungleichen Gesetze, von welchen das Wollen und Tun der Menschen gemäß ihrer seltsamen dualistischen Natur bestimmt wird.

Trotz aller Zufälligkeiten im Gang der äußeren Ereignisse vollziehen sich die kulturgeschichtlichen Wandlungen auffallend folgerichtig, denn der sichere Maßstab für jede nächste Phase ist das Zuviel oder Zuwenig der vorhergegangenen Stufe. Ein derartiges Zuviel an rücksichtsloser Betätigung des Zerstörungstriebes und ein entsprechendes Zuwenig an besonnener Schaffensfreude zeigt die große französische Revolution, welche das Ende des achtzehnten Jahrhunderts schändete. Nicht minder schmachvoll für den Ehrentitel „Menschlichkeit" begann das neunzehnte; an die Stelle der bluttriefenden Pöbeldespotie trat die ebenso blutige militärische Diktatur, und wenn vorher die Bestialität im allgemeinen ihre Herrschaft proklamiert hatte, so tat sie dies jetzt im besonderen, indem sie ihre verderbliche Machtfülle in einer einzigen, furchtbaren Individualität vereinigte: in „dem Tier der Offenbarung", wie sich der halb wahnsinnige Gustav IV. von Schweden ausdrückte, — in Napoleon. Der entsetzliche Zynismus, mit welchem Napoleon seinem individuellen Ehrgeize (seinem „Willen zur Macht", wie Nietzsche sagen würde) diente, steht fast ohne Beispiel in der Weltgeschichte da. Er hielt es auch nicht einmal für nötig, diesen Zynismus konventionell zu verschleiern; Metternich gegenüber tat er einmal (am 26. Juni 1813 im Palast Marcolini zu Dresden) den brutalen Ausspruch: „Ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen!"

Das Naturgesetz von der Erhaltung des Gleichgewichtes gilt wohl auch für das bunte Treiben der Menschen und es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß derartige Extreme schon die Forderung und den Keim des kulturgeschicht-



lichen Ausgleiches in sich tragen. So mag es auch natürlich erscheinen, daß sich noch vor dem Ende dieser Zeit voll unholder Wirrsale allenthalben ernste Schaffensfreude regte, emsig bemüht, Zerstörtes zu ersetzen und Neues zu erbauen.

In diese Epoche fällt das segensvolle Wirken des Fürsten Johannes I. von Liechtenstein, einer jener freundlichen, lichten Gestalten, von welchen nur zu beklagen ist, daß sie so selten auf dieser Erde erscheinen und noch seltener den Vorzug genießen, ihre hohe Mission wirksam auf die Allgemeinheit ausdehnen zu können.

Als Feldherr und Kriegsheld wie als Staatsmann gehört Fürst Johannes I. dem Ehrenbuch der Weltgeschichte an. Die Würdigung seiner Persönlichkeit in diesem Bezuge ist jedoch nicht Aufgabe dieser Zeilen. Es sei mir nur vergönnt, zur Kennzeichnung der echt soldatischen, sorglos kühnen Eigenart des Fürsten eine charakteristische Stelle aus einem Briefe zu zitieren, welchen er am 21. Juni 1799 aus Oberitalien an seine Mutter und an seine Gemahlin richtete. Der Fürst erzählt in diesem Briefe von der Schlacht an der Trebbia am 17. Juni, in welcher er infolge der Verwundung des Feldmarschalleutnants Fröhlich das Kommando über dessen Division übernehmen mußte, und schildert nebenbei eine Episode aus derselben mit trockenem Humor: „Ich führte eine Reserve von drei Bataillonen Grenadieren in's Feuer. Ein Kartätschenschuß riß mir den ganzen Rockschoß vom Leibe und machte aus meinem Rock auf einer Seite einen Spencer; ich verlor damit einen Beutel mit 30 Dukaten und 200 fl. B. Z., die ich in meinem Portefeuille hatte, nebst einigen Briefen von der Pepi, welches alles in der Tasche war.“ — Daß in jener großen Schlacht (vom 17. bis 19. Juni) der französische Feldherr Macdonald geschlagen und zu einem verlustvollen Rückzuge gezwungen wurde, war — nebenbei bemerkt — zum großen Teile dem geradezu glänzenden Eingreifen des Fürsten zu danken.

Im Jahre 1805, nach dem am 24. März erfolgten Ableben seines hochsinnigen Bruders Alois I., übernahm Fürst Johannes I. die Rechte und Pflichten eines Regenten des fürstlichen Hauses Liechtenstein. Schon Fürst Alois hatte sich, gleich so vielen seines edlen Geschlechtes, als werktätiger Förderer alles Guten und Schönen bewährt und auch ihn zierte die für das Haus Liechtenstein geradezu typische Hochschätzung des wichtigsten aller menschlichen Tätigkeitsgebiete, der Landwirtschaft. Besonders widmete er sich energisch der Erschließung neuer Hilfsquellen aus dem Reiche der Pflanzen. Für das Studium der Botanik hatte er stets hohes Interesse betätigt*) und er verstand es, damit auch eine

*) Lebhaftes Interesse für die Naturgeschichte, speziell für die Pflanzenkunde, war damals überhaupt allgemein verbreitet und erst in unseren Tagen ist wieder ähnliches zu verzeichnen (man beachte die heute in allen Schichten, auch ungelehrten, verbreitete Vorliebe für Entomologie). Es dürfte vielleicht, des Zusammenhanges mit der Erwähnung des Fürsten Alois I. wegen, der Hinweis interessieren, daß dieser gegen eine Stiftung für das Mutterhaus der Barmherzigen Brüder in Feldsberg ein großes botanisches Werk für seine Bibliothek erwarb, das unter der Leitung des Priors des Feldsberger Konventes P. Norbertus Boccius (1729—1804, im Mai 1763 als Professor der Anatomie, Chirurgie und Krankenpflege aus Görz nach Feldsberg berufen) von den drei Brüdern Bauer nach der Natur gemalt worden war („Liber regni vegetabilis retinens plantas ad vivum pictas ab admodum reverendo ac venerabili patre Norberto Boccio ord. S. Joannis de Deo actuali Priori Feldsbergensi collectae et a Josepho, Francisco et Ferdinando Bauer pictae.“ 2750 Bilder in 14 Foliobänden, 1777—1804. Vom II. bis zum XIV. Band lautet der Titel nur „Hortus Botanicus“ ohne Nennung des Malers).



zweckmäßige praktische Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft und des Gartenbaues zu verbinden. Im Jahre 1802 sandte er Joseph van der Schott nach Nordamerika mit dem Auftrage, in dem weiten Gebiete zwischen Nord-Carolina und Canada lebende Pflanzen, besonders aber Samen von Bäumen und Sträuchern zu sammeln und an die fürstlichen Versuchsplantagen zu Eisgrub einzusenden.

Nach einigen Berichten van der Schotts (an Monsieur de Walberg, Conseiller de S. A. Sme. Monsgr. le Prince Regnant de Liechtenstein à Vienne, Autriche) scheint der Sammler zeitweilig sehr vom Mißgeschick verfolgt gewesen zu sein. In einem Briefe aus Reading, Pennsylvanien, vom 25. August 1803 klagt er über die „Zerstörung der Gehölzsamen durch Märzfröste" und über die große Teuerung aller Bedürfnisse in Amerika (infolge der hohen Taglöhne), in einem anderen vom 15. Januar 1804 über schlechte Ausbeute infolge Mißwachses. Bezüglich einer verdorben in Österreich angekommenen Sendung entschuldigt er sich damit, daß er die Samen habe mühsam unter Schnee hervorsuchen müssen und daß sie meist schon angekeimt gewesen seien. Hinsichtlich der Nichterfüllung des Wunsches seines fürstlichen Auftraggebers, van der Schott solle ihm für sein Vivarium Schildkröten und große amerikanische Frösche senden, schreibt er an Hofrat Walberg: „Die Schildkröten und großen Frösche konnte ich nicht mehr bekommmen, weil es aus der Zeit war, sie zu fangen, wie ich den Befehl erhielt." „Wollen Euer Wohlgeboren nicht auch ein paar lebende Klapperschlangen, davon könnte ich genug bekommen . . ." Übrigens war damals der Berufszweig eines Sammlers in exotischen Gegenden nicht entfernt so ausgebildet wie heute z. B. das Sammeln von Orchideen und zudem wird nur der Laie, der von ganz unkultivierten Gebieten, besonders der wärmeren Erdstriche, nur idealisierte Phantasiebilder kennt, einen Berufssammler um die „Reize" seiner Aufgabe beneiden. In einem Punkte aber würde wohl jeder moderne Sammler mit van der Schott gleichgestellt zu sein wünschen, nämlich hinsichtlich der ihm mit wahrhaft kavaliermäßiger Liberalität zur Verfügung gestellten Summen. (Fürstl. Archiv.)

Was Fürst Alois I. begonnen, führte Fürst Johannes I. im größten Stile fort. Es ist gewiß ein im edelsten Sinne gemeinnütziges Werk, vorher wüste Landstrecken wie die sumpfigen Thaya-Auen bei Eisgrub, oder die kahlen, sonnverbrannten Felshügel nächst Mödling in Paradiese umzuwandeln, nicht für die eigene Lust allein, sondern zum Wohle aller. Die für solche Zwecke seitens des Fürsten aufgewendeten, geradezu enormen Beträge zeugen nicht nur für den Reichtum des Hauses Liechtenstein, sondern vor allem für die weise Bewirtschaftung seines Besitzes, und beides umsomehr, als die mannigfache Not der Zeit unerhört schwere Opfer verlangte. Unähnlich dem Großteil aller Menschen, welche in der einfachen Pflichterfüllung schon das äußerste Ausmaß an Tugend erblicken, ging die echte Menschenliebe des Fürsten weit über alles hinaus, was selbst der höchstgespannte Begriff von Freigebigkeit erwarten durfte, und fast jede größere Kalamität, welche die Allgemeinheit oder auch einzelne traf, übertrug sich infolge der Opferwilligkeit des Fürsten indirekt auf den Besitzstand des Hauses. So war es im Kriegsjahre 1809, in welchem Fürst Johannes I. in beispielloser Vaterlandsliebe sein gesamtes Vermögen dem bedrängten Staate zur Verfügung anbot, so im

Kometenjahre 1811, als bis auf den Wein (den berühmten Kometenwein) alle Feldfrüchte mißraten waren, so auch während der furchtbaren Überschwemmung in Wien im Jahre 1830, da der Fürst täglich fünf mit Lebensmitteln befrachtete Schiffe nach Wien sandte, um die Not zu lindern. Die Menge ist angesichts solcher Opfer nur allzusehr zum Undank geneigt und der Grund davon liegt in ihrem vollständig falschen Urteil, welches derart großen Besitz als unerschöpflich und dabei als ganz unverdientes Glücksgut des Eigners ansieht, dessen ganze Tätigkeit selbst bei den größten Spenden an andere nur im Jasagen oder Unterschreiben bestehe. Nur verhältnismäßig wenige Eingeweihte oder doch klar Urteilende wissen, daß dem nicht so ist und daß die Erhaltung eines derartigen Besitzes eine schwere Bürde an ernstester Arbeit für denjenigen bedingt, welchem als Chef des Hauses die Verantwortung für seinen ehrenvollen Bestand zufällt. In einem Reskript vom 16. Oktober 1807 schreibt Fürst Johannes I.: „Seit meinem Regierungsantritt werden beinahe drei Jahre bald verstrichen sein. Ich habe mich seitdem allen Geschäften selbst unterzogen und die Beschwernisse derselben kennen gelernt. Ich bin nunmehr vollkommen überzeugt, welche Anstrengung der Körper- und Geisteskräfte von Seite des Chefs erfordert werden, um die ganze Maschine meiner Regierung in jenen Gang zu setzen und ununterbrochen zu erhalten, welchen ich mir zum Ziele gesetzt habe.“ *)

Es möge hier gleich eine Bemerkung Platz finden, welche in unserer Zeit der kritiklosen Raschheit, ja Verwegenheit der Urteile sehr notwendig erscheint: das neueste soziologische Evangelium verwirft in seinem schärfsten Bekenntnisse den Eigenbesitz völlig, in seiner mildesten Auffassungsform hält es ihn nur innerhalb sehr bescheidener Grenzen für zulässig oder wohl auch berechtigt; selbst konservative Soziologen verschließen sich nicht der Erkenntnis, daß hier ein sozialpolitisches Problem der Lösung harre, vielleicht im Sinne einer gesetzlichen Begrenzung des Eigenbesitzes nach oben hin. Es gibt nun allerdings volkswirtschaftlich verwerfliche Besitzformen und besonders die neuere Zeit hat solche in großer Zahl geschaffen, ebenso gibt es aber auch zahlreiche andere, deren Wegfall im gleichen Interesse sehr zu bedauern wäre. Jeder große Besitz kann bei entsprechendem Charakter seines Eigners eine hohe soziale und kulturelle Mission erfüllen, doch hängt diese Möglichkeit immerhin zu sehr vom Zufall ab, um eine gültige Rechtfertigung der Institution bilden zu können. Anders verhält es sich mit dem landwirtschaftlichen Großgrundbesitz, welcher seiner Mission schon an sich gerecht wird. Der grundsätzliche Unterschied ist leicht zu kennzeichnen: der bloße Besitz von Geld und Geldeswert (d. h. von Renten, welche aus an den Besitzer zu zahlenden Schuldzinsen fließen) bedarf streng genommen keiner bezahlten, also mittelbar und teilweise am Ertrag teilhabenden Personen, ferner resultiert infolge des grundlegenden Verhältnisses von Gläubiger und Schuldner jeder Gewinn für ersteren aus einem Verlust für letzteren und endlich wird jede Vermehrung eines solchen Vermögens über jene Grenze hinaus, innerhalb welcher noch der Ertrag zur Gänze für die Befriedigung selbst höchstgesteigerter Ansprüche des Besitzers Verwendung finden kann, zur schädlichen Macht. Der land-

*) Falke, Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein. III.

wirtschaftliche große Besitz hingegen stützt sich von vorneherein auf eine intensive Mitarbeit, welche Hunderten, selbst Tausenden sichere Existenz bietet; ferner fließt sein Ertrag ohne jede geringste Schädigung anderer aus dem Lohne, welchen die Natur dem menschlichen Fleiße gewährt, und endlich liegt es in der Natur dieser Besitzform, daß sie ihre Überschüsse über die Schaffung eines Sicherungsfonds hinaus nicht in rein kapitalistischer Form anhäuft, sondern auch in der Anlage derselben ihrer Wesenheit getreu bleibt.

Ein über das bloße persönliche Moment hinausgehender Vorzug des großen Besitzes überhaupt liegt auch wohl darin, daß er für theoretisch erstrebenswerte, in ihren praktischen Ergebnissen aber durchaus noch unsichere Ziele in großem Stile einzutreten vermag, was für den Kleinbesitz als solchen unmöglich, für den koalierten Besitz aber untunlich ist. Die früher erwähnte Entsendung van der Schotts nach Amerika behufs Sammelns von Pflanzen und Sämereien für die Versuchsplantagen in Eisgrub gehört in die Kategorie solcher Leistungen. Wie alles, was Fürst Johannes unternahm, wurde auch die Akklimatisation fremder Pflanzenarten im größten Maßstabe ins Werk gesetzt.*) Drei heute überall verbreitete Baumarten sind es besonders, deren Einführung wir den kostspieligen, trotz anfänglicher Mißerfolge unentwegt wiederholten Versuchspflanzungen des Fürsten zu verdanken haben: die Akazie (Robinia pseudoacacia), die Platane (Platanus occidentalis) und die Weymouthskiefer (Pinus strobus). Die Parkanlagen in Eisgrub und vielen anderen Orten bilden tatsächlich botanische Gärten größten Stiles und auch Nutzwaldungen wie diejenigen der Herrschaft Butschowitz enthalten seit jener Zeit zahlreiche fremde Baumarten.

Schon vor der Übernahme des Majorates, als Fürst Johannes noch auf die ihm als zweitem Sohne vom Fürsten Franz zugewiesene Herrschaft Loosdorf und eine Apanage von 18.500 Gulden beschränkt war, betätigte er eine seltene Energie in der Verfolgung wirtschaftlicher Ziele. In Loosdorf bildete eine sehr bedeutende Schafzucht eine wichtige Einnahmequelle des dortigen Wirtschafsbetriebes und Fürst Johannes faßte den Entschluß, das einheimische Zuchtmaterial durch Kreuzung mit der berühmten spanischen Merinorasse zu verbessern und zugleich eine Reinzucht von Merinoschafen für Verkaufszwecke einzurichten. Spanien übte in dieser Hinsicht damals, unterstützt durch ein strenges Ausfuhrverbot, eine Art von Monopol aus. Trotzdem gelang es dem fürstlichen Güterdirektor Petri im Jahre 1803 nach einer zehnmonatlichen Reise, welche eine Kette ununterbrochener Schwierig-

---

*) Wie rasch unter Fürst Johannes I. die Aufwendungen für die Akklimatisation exotischer Pflanzen stiegen, zeigt ein Auszug vom 5. Dezember 1808, welcher die Ausgaben für Joseph van der Schott betrifft:

„Für exotische Pflanzen und Gesäme mit Einbegriffener Besoldung und des Verlustes am Course:

1802	2468·50 fl. W. W.	1805	9362·31 fl. W. W.
1803	7654·30 „ „ „	1806	14499·38 „ „ „
1804	9389·47 „ „ „	1807	20270·46 „ „ „

Das macht für die drei Jahre 1802 bis 1804 (noch unter Fürst Alois) 19.513·07 fl., für die nächsten drei Jahre, als schon Fürst Johannes regierte, aber 44.132·55 fl. (Fürstl. Archiv.)

keiten und Abenteuer bildete, eine Herde von etwa 400 Stück wohlbehalten nach Loosdorf zu bringen.

Schon sehr bald erwiesen die praktischen Ergebnisse die richtige Voraussicht des Fürsten. Ende November 1803 waren die spanischen Schafe eingelangt und schon Ende Juni 1804 war die Verwaltung in der Lage, 235 Zuchtschafe abzugeben. Der Erlös betrug über 32.000 Gulden, während die Gesamtkosten der Anschaffung einschließlich aller Reisespesen nur 24.000 Gulden ausmachten. Der sehr interessante und dabei originelle Bericht des Güterdirektors Petri ist in dem Werke „Feldmarschall Johannes Fürst von Liechtenstein“ von Oskar Criste (Wien 1905) abgedruckt (Anhang XXIII. S. 240—246).

Wie übrigens aus einer Bemerkung Petris vom 27. Juni 1803 hervorzugehen scheint, dürfte schon vorher seitens des Fürsten der Versuch gemacht worden sein, spanische Schafe zu erwerben („— meine Vorgänger haben mich schwerlich übertroffen“, schreibt Petri); Genaues darüber vermochte ich nicht zu erfahren.*)

Gleich energievoll und keine Kosten scheuend ging der Fürst auf allen Gebieten der Landwirtschaft vor, wo es galt, bahnbrechend zu wirken. Er züchtete als erster in Österreich englische Vollblutpferde**) und hob die heimische Rinderzucht durch Einführung der besten Schweizerrassen und Überlassung von Zuchtstieren an die auf seinen Herrschaften ansässigen Landwirte. Bei so tatkräftigem Streben kann es nicht wundernehmen, daß trotz der Ungunst der Zeiten und ungeachtet der oft schweren Opfer, welche dem fürstlichen Besitzstande auferlegt wurden, die ausgezeichnete Bewirtschaftung der Güter reichliche Erträge brachte. Nicht gering anzuschlagen ist auch eine andere Grundbedingung so schöner Erfolge: der Scharfblick des Fürsten, mit welchem er stets den Tüchtigsten an die richtige Stelle zu setzen verstand. Die stattlichen Erträgnisse der Güter ermöglichten es ihm, das Majorat durch große Gutskäufe zu vergrößern und sich damit neue Wirkungsgebiete zu erschließen.

---

*) Als Beleg für die Originalität Petris möge folgende Aufstellung dienen, welche er über die Zusammensetzung seiner Karawane gibt (23. Mai 1803):

„Der ganze Zug besteht:

Aus mir und dem Dolmetsch	2	Stück
„ einem Pferdeknecht, einem österreichischen Soldaten	1	„
„ den zwei Leuten, die ich mitbrachte	2	„
„ spanischen Schäfern bis über die Grenze	2	„
„ Mutterschafen und Widdern	416	„
„ andalusischen Ziegen, deren Milch wohlschmeckender als bei uns das beste Obers ist und welche in Spanien sehr geschätzt werden	7	„
„ großen Wolfshunden, die Herde zu schützen	4	„
„ Steineselhengsten, um die müden und lahmen Schafe zu tragen, um so bald als möglich aus diesem teuren Lande zu kommen	4	„
„ einem Maulesel zum Reiten für den Dolmetsch, um Proviant zu kaufen	1	„
„ einem Pferd und einem Maultier für den Equipagekarren, welcher auch zugleich das Geschirr zum Kochen, Essen, Trinken, Proviant und mich zu führen hat	2	„
Summa	441	Stück.

**) In dem von ihm errichteten Gestüt zu Eisgrub, für welches er durch seinen Oberstallmeister Hempfling ausgezeichnetes Material (über 200 Zuchtpferde) direkt in England hatte kaufen lassen.



Bei diesen Gutskäufen war es jedoch nicht die hohe wirtschaftliche Einsicht des Fürsten allein, welche seine Entschließungen bestimmte, sondern er ließ sich bei denselben, vielfach in erster Linie, auch von seinem hochentwickelten Schönheitssinn leiten. Die landschaftlich schöne Lage eines Gutes war für ihn bei Ankäufen fast stets die conditio sine qua non, die weitere Ausgestaltung des erkauften Besitzes im Sinne der Schönheit seine erste Sorge. Besonders in dieser Beziehung greift das Wirken des Fürsten Johannes I. auf unsere Zeit über; mit den herrlichen landschaftlichen Schöpfungen, welche er uns hinterlassen hat, ist er ein Wohltäter gerade der heutigen Menschheit geworden, welche nach all dem aufreibenden Hasten des modernen Lebens weitaus mehr als zu irgend welcher Zeit der Erholung in grüner Natur bedürftig ist, und das in doppelter Hinsicht, im hygienischen und im ästhetischen Sinne.

Allerdings kam die schöpferische Hand des Fürsten an allen Orten seines ausgedehnten Landbesitzes zur segensvollen Geltung, aber am kennzeichnendsten für ihn und seine Zeit bleibt sein Wirken in den beiden Juwelen des fürstlichen Besitzes, den Herrschaften von Eisgrub und Liechtenstein. Aufbauen und Schaffen, die innere Notwendigkeit der Restaurationsepoche nach all den furchtbaren Kämpfen, trat in dem Fürsten Johannes I. nicht nur vorauseilend in Erscheinung, sondern auch in ihrem höchsten Ausdruck, dem Aufbauen und Schaffen im freigewollten Kampf gegen widrige Bedingungen.

Eisgrub erhielt freilich schon Mitte des 17. Jahrhunderts eine damals vielgerühmte Gartenanlage (unter Fürst Karl Eusebius, geb. 1611, gest. 1684, dem Begründer des Eisgruber Parkes), aber der gewaltige Naturpark, welcher heute das Auge des Besuchers erfreute, verdankt seine Entstehung dem Fürsten Johannes I. Es war ein Riesenunternehmen, würdig der Energie des edlen Fürsten, aus den sumpfigen Auen der Thaya eine der schönsten Parkanlagen der Welt hervorzuzaubern. Die größte, fast unbesieglich scheinende Schwierigkeit war das äußerst schwache Gefälle des Ufergeländes der Thaya und dessen geringe Niveaudifferenz; wenn infolge der Schneeschmelze oder von Regen der Wasserspiegel der Thaya nur um ein geringes stieg, wurden schon weite Uferstrecken unter Wasser gesetzt. Um diesen schweren natürlichen Mangel zu beseitigen, wurde ein ausgedehntes Wasserbecken von fast zwei Millionen Quadratmeter Flächeninhalt auf eine Tiefe von $1^1/_2$ Meter ausgehoben und die so gewonnenen ungeheuren Erdmassen zur Erhöhung der Parkfläche und zur Korrektur ihres Gefälles benützt. Der Wasserspiegel der Thaya wurde durch große Schleusenwerke um $1^1/_3$ Meter gehoben und dadurch das wünschenswerte Gefälle sowie zugleich Wasserkraft zum Betriebe einer Druckmaschine gewonnen, welche die Bewässerung der höher gelegenen Partien besorgte. Die Kosten dieses Riesenunternehmens betrugen über zwei Millionen Gulden W. W., diejenigen der Wasserdruckmaschine 19.744 Gulden*) und für „Lustgebäude und Brücken" in den Eisgruber Anlagen wurden von 1805 bis 1813 im ganzen 385.161 Gulden ausgegeben. Das sind gewaltige Beträge und auch noch später waren die Anforderungen des Garten-Voluptuares besonders für die zusammenhängenden Komplexe Eisgrub und Feldsberg sehr bedeutende. Die im Jahre 1811 abgeschlossene Thayaregulierung kostete über 200.000 Gulden.

*) Rechnung vom 30. September 1811 „für die neue Maschine am Aquädukt" (Fürstl. Archiv).



Eisgrub ist seit 540 Jahren ununterbrochen im Besitz des edlen Geschlechtes der Liechtenstein,*) dagegen war der Stammsitz desselben, das Gut Veste Liechtenstein bei Mödling, welches gleich Eisgrub lebendiges Zeugnis für die schöpferische Hand des Fürsten Johannes I. ablegt, mehr als 400 Jahre hindurch, von 1395 bis 1808, in fremden Händen. Die Herrschaft Liechtenstein ging dem Hause zugleich mit dessen sämtlichem Besitz südlich der Donau, also auch allen Gütern im südlichen Nieder- und Oberösterreich, in Steiermark, Kärnten und Tirol, am 7. Februar 1395 verloren, und zwar durch einen Urteilsspruch Herzog Albrechts von Österreich, der als Judex inhabilis eigentlich kein legales Recht hiezu besaß. Er erklärte aus Gründen, welche wir heute nicht mehr klar zu erkennen vermögen, die Brüder Hans von Liechtenstein von Nikolsburg, Hertneid von Liechtenstein und den Vetter derselben Mathes von Liechtenstein sowie ihre Verwandten aller Güter südlich der Donau zu seinen Gunsten für verlustig. In den uns erhaltenen Urkunden ist seit 1394 von einer „Ungnade bei Herzog Albrecht" die Rede. Falke (Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein Bd. I., S. 369) sagt: „— wir haben einen Urteilsspruch, der eine schwere Strafe über eine ganze Familie verhängt, kein Wort aber sagt derselbe davon, wofür denn diese Strafe verhängt wird."

Der heutige Gutsbezirk Veste Liechtenstein umfaßt mehrere ursprünglich getrennte Herrschaften: Burg Mödling, Veste Liechtenstein, Landgut Thurnhof, Gießhübel, Sparbach-Johannstein und Rodaun. Als Fürst Johannes I. zu Ende des Jahres 1807 die Stammburg seines ruhmvollen Geschlechtes von dem damaligen Besitzer Fürsten Stanislaus Poniatowsky wieder erwarb,**) waren die Herrschaften Veste Liechtenstein, Burg Mödling, das Landgut „Thurnhof zum Brunn am Gebirge", dann der „Dominicalwald zu Gißhibel" und verschiedene kleinere Grundbuchsposten zu einem Gutsgebiete vereinigt. Gleichzeitig erkaufte der Fürst das Gut Sparbach vom Grafen Karl von Clary-Aldringen, das Gut Rodaun aber erst 1831 vom Grafen Fuchs.

Burg Mödling ist mit der Geschichte der Ostmark eng verknüpft. Ihr Name begegnet uns zuerst um das Jahr 1000, als Markgraf Heinrich I. und sein sangesfroher Bruder Ernst in die Händel zwischen dem Herzog Hezilo von Bayern und dem deutschen Kaiser Heinrich II. verwickelt waren. Die feste Burg blieb ein Lieblingssitz der Babenberger bis zum Erlöschen des Geschlechtes unter Friedrich dem Streitbaren. Heinrich III. nahm sogar den Titel Herzog von Mödling an und wir finden an seinem glanzvollen Hofe zu Mödling die Besten seiner Zeit versammelt. Nach den Babenbergern waren die Habsburger Herren der Burg, bis sie im Jahre 1381 von Albrecht III. an den berüchtigten Grafen Hermann von Cilli verkauft wurde, dem der Herzog später auch die 1395 dem Hause Liechtenstein konfiszierte Veste Liechtenstein

*) Im Jahre 1367 verpfändete, Herr Friedrich von Bockfuß einige Lehen zu Eisgrub und Neudeck an Herrn „Hansen von Liechtenstein". Drei Jahre später, 1370, wurde an denselben durch Ortolf den Waisen der „Hof zu Eisgrub mit dem Turm und aller Zugehörung" verpfändet.

**) Ende 1807 wurden zwischen dem Fürsten Johannes I. und dem Bevollmächtigten des Fürsten Stanislaus Poniatowsky, dem Weltpriester Placidus Haader, die Verkaufsbedingungen vereinbart. Der Kaufbrief datiert vom 22. Dezember 1807, die Intabulation erfolgte am 29. Februar 1808. Der Kaufpreis betrug 411.000 Gulden W. W.



käuflich überließ. Um 1560 erscheint sie unter Andreas Freiherrn von Pögl gleichfalls mit der Herrschaft Veste Liechtenstein vereinigt, endgültig aber erst unter Hanns Freiherrn von Khevenhüller (Kevenhöler), dem beide nun verbundene Herrschaften im Jahre 1613 von Kaiser Matthias als vererblicher Besitz überantwortet wurden.*) Die späteren Besitzer waren die Familie Waffenberg, dann Freiherr von Penkler, endlich Fürst Stanislaus Poniatowsky.

Die Zeit der Erbauung der Veste Liechtenstein bei Maria-Enzersdorf ist unbestimmbar und der Name der österreichischen (Nikolsburger-) Linie wird schon früher erwähnt als derjenige der Burg. Gleichwohl deutet vieles darauf hin, daß Veste Liechtenstein die Stammburg des Geschlechtes war. Nach 1395, als die Burg und Herrschaft Liechtenstein von Herzog Albrecht III. eingezogen und an den Grafen Hermann von Cilli verkauft worden war, erscheinen die Herrschaften Liechtenstein und Mödling fast ununterbrochen vereinigt und teilten daher die gleichen Schicksale; im Jahre 1683 wurden beide Burgen durch die Türken in Schutt gelegt.

Der Thurnhof zu Brunn am Gebirge war seit 1687, als ihn die Familie von Waffenberg von den Grafen Volkra erwarb, ein Bestandteil des Herrschaftskomplexes Burg Mödling—Veste Liechtenstein. Außer verschiedenen Gültigkeiten, Benefizien und Grundbuchseinlagen zu Brunn und Mödling war noch der Paltramhof zu Brunn und der Poiger- oder Poignerhof zu Maria-Enzersdorf, der heutige Freihof, als Teile des erkauften Besitzes von lokaler Bedeutung.

Der ganze Gutsbezirk erstreckt sich vom Ostrande des Hügellandes bei Mödling und Enzersdorf bis zum Ursprung des Mödlinger Wildbaches im westlichen Teil des Höllensteingebirges (Rodaun und die Gutsteile bei Breitenfurt sind hier nicht einbegriffen) und umfaßt Gebiete von hoher landschaftlicher Schönheit. Berühmt ist in dieser Hinsicht die Klause in der Brühl bei Mödling, die prächtige Schlucht des Mödlingbaches zwischen den Felswänden des Frauensteins und des Kalanderberges. Das ganze Gebiet bildet heute einen einzigen ungeheuren Naturpark, wie er in gleicher Schönheit kaum ein zweites Mal zu finden sein dürfte. Der Garten zu Eisgrub hat allerdings seine lieblichen Seen als besonderen Vorzug, dafür aber ist die Gegend bei Mödling durch die Romantik imponierender Felsbildungen und auch hinsichtlich der Flora durch ihren lieblichen Voralpencharakter ausgezeichnet, ja in der Umgebung der Klause, wo sich allerorts die schirmförmigen Kronen von Pinus nigra, der österreichischen Pinie, ausbreiten, gewinnt man den lebhaften Eindruck einer südeuropäischen Landschaft.**) Für die Hunderttausende, welche in frischer Natur

---

*) In dem Kauf und Schirmbrief vom 12. Juli 1613 wird von Kaiser Matthias „Herrn Hannßen Kevenhöler zu Riehlberg, Freyherrn auf Landtscron und Wernberg" etc. — „Die Herrschaft Mödling und Lichtenstain" um 74.725 Gulden baares Darlehen „darzur geschlagen". (Fürstl. Archiv unter H. 107). Der genannte Hanns Freiherr von Kevenhöler besaß übrigens schon vorher das Pfandrecht über die Herrschaft.

**) Ein südlicher Charakter von Flora und Fauna zeichnet übrigens wirklich den ganzen Ostabhang (man wäre fast versucht, im Hinblick auf geologische Tatsachen zu sagen Ostküste) der Alpen bis gegen den Semmering und Wechsel aus. Das genannte Gebiet war während der Glazialepoche eisfrei und vielleicht haben wir es hier tatsächlich teilweise mit Relikten aus der vorglazialen wärmeren Epoche zu tun. Auch das milde und im allgemeinen mehr trockene Klima wirkt in diesem Sinne günstig. Auf



das ihnen im Häuserozean Wiens schwankend gewordene leibliche und seelische Gleichgewicht wieder erlangen wollen, ist das ihrem Zwangsaufenthalt so nahe präalpine Gebiet von Mödling von ungleich höherer Bedeutung als die doch ziemlich schwer zu erreichende Feenoase von Eisgrub.

Als Fürst Johannes I. im Jahre 1808 den Besitz der Herrschaft Veste Liechtenstein und ihrer territorialen Annexe antrat, war der landschaftliche Glanzpunkt der ganzen Gegend, die Felsenschlucht der Klause, zwar ihrer romantischen Schönheit wegen schon den Naturfreunden bekannt, aber wie weit war ihre damalige Erscheinung von dem entfernt, was sie heute ist! Das ganze Felsental war kahl, nur hier und da entragte eine einsame Schwarzföhre den grauen Dolomitwänden und kahl waren auch die umgebenden Höhen, eine dürftige, sonnenverbrannte Weide für die damals zahlreich gehaltenen Schafe. Armselige, zerstreute Bauernhäuser längs der schlechten Straße, welche sonnig und staubig den einzigen gangbaren Weg bildete, — so sah es zu jener Zeit in der Vorderbrühl aus. Hier war eine Aufgabe zu vollbringen, deren Schwierigkeiten weitaus diejenigen übertrafen, welche in Eisgrub zu überwinden waren.

Mit der Schaffung der heutigen Liechtensteinanlagen wurde schon im ersten Jahre des Besitzes, also 1808, begonnen.*) Im Jahre 1809 ist frohes Schaffen an allen Ecken und Enden des großen Gebietes im Gange, gleichzeitig erfolgen zahlreiche kleinere und größere Grundankäufe überall dort, wo die Ausführung der fürstlichen Verschönerungspläne durch fremden Besitz behindert erscheint. Vor allem wurde ein Netz von Straßen und Wegen angelegt, aber es ist wohl zu beachten, daß hiebei stets der Sinn für landschaftliche Schönheit die Richtschnur bot: es waren Touristenwege im modernsten Sinne. Der heutige Neuweg, — in den Akten „englischer Weeg gegen die Brüll zu“ genannt, — eine schattige, die ganze Klause durchziehende Promenade, entstand zu jener Zeit. Fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot die Bepflanzung der kahlen Höhen und besonders der Felsabstürze mit Schwarzföhren und allerlei Sträuchern und Bäumen. Es mußten für die zu pflanzenden Bäume vielfach erst Löcher in den Fels gesprengt, ferner fruchtbare Erde zugeführt werden und endlich war es auch notwendig, die Setzlinge regelmäßig zu begießen, denn der klüftenreiche Dolomit leitet alle Niederschläge rasch in die Tiefe ab.**)

---

letzteres Moment ist zurückzuführen, daß hier die leider zu selten gepflanzte Feige in guter Qualität reift, daß Mandeln und Pfirsiche und viele andere südliche Pflanzen im freien Lande üppig gedeihen und nicht zuletzt die vorzügliche Güte der hier gekelterten Weine. Als Relikte hingegen wären aufzufassen von Pflanzen: Convolvolus cantabricus (bei Baden, Gumpoldskirchen), von Tieren: Mantis religiosa (Gottesanbeterin), Ascalaphus macaronius (Schmetterlingshaft), Scutigera coleoptrato (Schildassel) und die herrliche Lacerta viridis (Smaragdeidechse).

*) Die Urkunden und Belege aus jener Zeit sind nur lückenhaft erhalten. Im Voluptuarbuch für 1809 findet sich die Arbeit von Taglöhnern verzeichnet, welche um die im Vorjahre gesetzten Bäume Schnee anhäufen mußten.

**) Im Voluptuarbuch der „Herrschaft Johann- und Lichtenstein“ (damals offizieller Titel des Gutes) für das Jahr 1809 findet sich allein für den „Teuchgraber“ Johann Bleßberger für im April gemachte 3730 Baumgruben à 10 Kreuzer eine Ausgabe von 621 fl. 40 kr., ferner bis Ende November für Planierungen eine solche von 3685 fl. 12 kr. — Interessant sind auch in botanischer Beziehung zwei Rechnungen aus dem Jahre 1812: eine vom 11. März im Betrage von 480 fl. für 4 Zentner Akaziensamen, welche die Herrschaft Loosdorf geliefert hatte, und eine andere von



Dem Geschmack der Zeit entsprechend wurden an passenden Punkten künstliche Ruinen errichtet, die Ruine Liechtenstein und die Trümmer der Burg Mödling wurden teils restauriert, teils ergänzt. Im Jahre 1809 begann Fürst Johannes I. auch den Bau jenes Denkmals, welches für sein edles Gemüt noch bis in ferne Zeiten Zeugnis ablegen wird, die Errichtung des Tempels der Minerva, des Vorläufers des heutigen bekannten „Husarentempels" auf dem Kleinen Anninger, welcher erst 1813 errichtet wurde, nachdem ein furchtbarer Orkan im März 1812 das frühere Bauwerk fast vernichtet hatte.*) In zwei kleinen Gruftkammern unter dem Tempel ruhen hier die Gebeine von fünf in der Schlacht von Aspern gefallenen Kriegern.**) Die Inschrift, mit welcher Fürst Johannes die Tapferen ehrt, kennzeichnet seine Gesinnung besser, als der begeistertste Nekrolog es tun könnte; sie lautet:

„Ruhet sanft auf diesen Höhen,
Edle Gebeine tapferer österreichischer Helden;
Ruhmbedeckt bei Aspern und Wagram gefallen,
Vermag euer Freund eure entseelten
Leichname nicht zu beseelen;
Sie stets zu ehren ist seine Pflicht."

Es sei hier noch einer zweiten Gedenktafel Erwähnung getan; sie ist an einer Felswand links am Ostanfange des Neuweges angebracht und trägt folgende Zeilen (als Chronogramm): „Enkel sagen es den Enkeln, wer dieser Gegend ihr erhöhtes Leben gab, war Fürst Johann Josef von Liechtenstein." — Die Gemeinde Mödling, welche im Sterbejahre ihres Wohltäters (1836) diese Tafel seinem Andenken widmete, hat mit diesen schlichten Worten treffend gekennzeichnet, in welchem Sinne Fürst Johannes I., so

---

233 fl. 21 kr. für 4667 Stück Lycium barbarum (Teufelszwirn), welche von Joh. K. Rosenthal in Wien am 23. Mai bezogen worden waren.

*) Am 9. Januar 1809 begannen Taglöhner den Weg beim „Jägerhauß" für die Materialzufuhr zum Bauplatz des Tempels in Stand zu setzen; am 11. Februar 1809 findet sich eine Ausgabenpost: „Vom 6. bis 11 Februar: Bei Ausbesserung und Aufstellung der Zeughütten zum Tempelbauplatz ob dem Anningerwald zugebracht, (Zimmerleute):

4 Gesellen täg. à 1 fr. 18 kr. . . . . 5 fr. 12 kr."

Die Arbeitslöhne waren, nebenbei bemerkt, damals nicht so niedrig als man denken sollte. Ein Maurerpolier erhielt per Tag 2 fl., ein Geselle oder besserer Taglöhner 1 fl. 45 kr. (bezw. für den Gulden zu 100 kr., 1 fl. 75 kr.). Auch viele Materialien und Bedarfsartikel standen hoch im Preise; eine bunte Auswahl möge dies beweisen. Es kostete z. B.:

1 Kubikklafter Tuffsteine („Duftsteiner")	80 fl.	— kr.
1 „ gewöhnliche Bausteine	10 „	— „
1 Klafter weiche Scheiter	9 „	30 „
1 „ harte „	14 „	— „

**) Oskar Criste ist der Ansicht, daß sich unter diesen Gebeinen auch diejenigen des Obersten Franz von Dolle befinden, der bei Aspern fiel. Ich habe gelegentlich der Nachforschungen im Jahre 1904 die Überreste untersucht und gefunden, daß die Knochen aus einem der zahlreichen Massengräber des Schlachtfeldes herrühren, daß von einer Identifizierung also keine Rede sein kann. Möglicherweise aber ruht Oberst von Dolle an unauffindbarer oder unzugänglicher Stelle im Fundament des Tempels. Eine lokale Tradition sagt, daß der ursprüngliche Tempel auf dem nordwestlich gelegenen höheren Gipfel des Kleinen Anninger gestanden sei, und tatsächlich findet sich dort viel Mauerschutt.

glänzend auch sein Ruhm als Kriegsheld dasteht, am segenvollsten gewirkt hat. Das Streben nach Schönheit ist einer der Wegweiser der Menschheit auf der Bahn zur Vollendung, zu Gott, der Quelle alles Schönen, Guten und Wahren, und diesen Kulturfaktor gefördert zu haben, ist das unvergängliche Verdienst des Fürsten Johannes I.

Aber der riesenhafte Park, als welcher heute das ganze weite Gebiet vom Anninger bis zum Höllenstein erscheint, mit seinen stundenweiten aussichtsreichen Bergstraßen, seinen vielen wunderbar schönen Fußwegen ist nicht sein Werk allein, denn für eine so ungeheure Schöpfung reicht ein Menschenalter nicht aus. Hier teilt sich ein im schönsten Sinne ebenbürtiger Enkel mit dem edelsinnigen Großvater in den Ruhm werktätiger Menschenliebe: der hochgesinnte gegenwärtige Regierer des Hauses Liechtenstein, Fürst Johannes II. Sein in erhabenster Bedeutung christliches Wirken gehört der Gegenwart an und es zu schildern, fällt außerhalb des Rahmens dieser Studie. Aber dennoch ist es Pflicht, hier unseres erlauchten Zeitgenossen im besonderen zu gedenken. Drei für Österreich bedeutungsvolle Jubiläen fallen in die Jahre 1908 und 1909: das sechzigjährige Regierungsjubiläum des ehrwürdigen Vaters der Völker Österreichs; der hundertjährige Gedenktag der ruhmvollen Schlacht von Aspern und die Erinnerung an die bedeutsame Tatsache, daß die Gebiete der Güter Mödling und Veste Liechtenstein vor hundert Jahren wieder in den Besitz des Hauses Liechtenstein gelangten; dazu gesellt sich aber ein vierter Ehrentag, der nicht minder Anlaß zu festlichem Begehen geboten hat: am 12. November 1908 waren fünfzig Jahre verflossen, seit Fürst Johannes II. von Liechtenstein mit weisem Sinn die Geschicke seines erlauchten Hauses leitet und tausendfältig segensvoll überall wirksam eingreift, wo edelste Menschenfreundlichkeit zu lindern, zu helfen, zu retten vermag.

So möge mit dem dankbaren Angedenken an den edlen Begründer der irdischen Paradiese in Eisgrub und Mödling sich der innige Wunsch vereinen, daß seinem hochgesinnten Enkel, dem gütigen Menschenfreunde Johannes II. Fürsten von Liechtenstein, ein hohes, rüstiges Alter beschieden sein möge, zum Segen für die Menschen, als leuchtendes Vorbild in dunkler Zeit.

Das lebhafte Interesse für die Schönheit der Natur, die schöpferische Freude an der Vereinigung des Schönsten in großartigen Gartenanlagen war vor hundert Jahren, nach den Greueln der Revolution, mitten unter den Schrecken blutiger Kriege, eine freundliche Vorbedeutung der kommenden friedlichen Epoche. Wie so manches Kennzeichnende, so läßt sich heute auch jene Vorliebe in säkularer Wiederkehr klar erkennen. Eines der größten und bedeutsamsten Werke im Sinne dieser freundlichen Neigung wird schon die nahe Zukunft zur Vollendung bringen: die Sicherung und Ausgestaltung des Wald- und Wiesengürtels um die Millionenstadt Wien. Möge uns der heiße Wunsch in Erfüllung gehen, daß diese menschenfreundliche Schöpfung für uns die Vorbedeutung einer glücklichen, sonnigen Zukunft sei, einer freundlichen Periode ungestörter Entwicklung im edel-menschlichen Sinne!





Erörterungen über den Begriff „in Salzburg ansässig“ aus den Jahren 1808 und 1809.

Von Dr. J. Lampel.

Schon durch die Bekehrungstätigkeit der Agilulfinger im Karanthanengebiet war der bayrische Einfluß bis an die Grenzen der Serben und bis an die mittlere Donau vorgedrungen und auch in nachkarolingischer Zeit hatte das Herzogtum Bayern eine Ausdehnung gewonnen, die es unter den Fürstentümern des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation einen führenden Rang einnehmen ließ. Allein es bedeutete doch den Beginn für ein allmähliches Herabsteigen von dieser Höhe, als in jenem für Österreich so wichtigen Jahre 976 nicht nur die Ostmark erstand, die doch Bestandteil Bayerns blieb, sondern auch Kärnten auf immer von Bayern getrennt wurde. Denn es war dies nur der erste Anstoß einer langsam, aber stetig sich vollziehenden Zersetzung und Zerbröckelung, die zunächst den Osten in fortschreitendem Maße, später aber auch den Süden erfaßte.

Den hauptsächlichsten Gewinn daraus zog das wachsende Ostreich. Ihm ward schon 806 in der Reichsteilung von Thionville ein übermächtiger Anteil an dem späteren bayrischen Reiche der ersten Ottonenzeit zugewiesen. Nur ideal, nur für kurze Zeit, für längere schon, als die Periode Ludwigs des Deutschen anhub. Dann beginnt, eben seit 976, unter den Ostmarkgrafen aus dem Babenbergerstamm eine merkwürdige ansammelnde Tätigkeit, welche zeigt, daß die bayrischen Boden einigende Zentrale mehr im Osten zu suchen war. Nacheinander wurden zur alten Ostmark zunächst 1156 ein Stück Oberösterreich, dann 1186 ein erheblicher Anteil am Karanthanenbereiche, die Steiermark und von Oberösterreich das Land bis zur Mühl angegliedert und schon hatten die letzten Babenberger den Weg zur Adria betreten, als sie von einem neuen tatkräftigen Geschlecht, den Grafen von Habsburg, abgelöst wurden. Krain, später Kärnten und Tirol, sind die Erwerbungen dieses Hauses, das zugleich nach Süden bis Triest vordringend auch auf schwäbischen Boden eine starke Mitgift für die Kolonisation und Kultivierung des Ostens mitbrachte. So ausgerüstet, konnte man das erste Mal daran denken, den weitaus größten Teil an Pippins Reich, Böhmen und Ungarn, an das langsam erworbene Gefüge des Westens zu ketten.

Bei dem allen darf jedoch nicht übersehen werden, daß es immer wieder rückflutende Bewegungen gegeben hat, welche das Hineinwachsen des Ostreiches in die bayrische Monarchie in Frage zu stellen schienen.

Da ist gleich die Erwerbung des gesamten Bayerlandes durch die babenbergischen Brüder Leopold IV. und Heinrich II., den ersten österreichischen Herzog, 1139—1156, nur eine vorübergehende gewesen; und wie fraglich



war es nicht in der ersten Habsburger Zeit, ob das an Bayern verpfändete Land ob der Enns je wieder der östlichen Zentrale unterstellt werden würde. Und wie dünn ist nicht der Landstreif österreichischen Besitzes zwischen Matrey und Lienz, durch den Tirol, die bedeutsame Erwerbung des vierten Rudolfs, des Stifters, mit dem schon von seinem Vater Albrecht dem Lahmen erworbenen Kärnten zusammenhing: das Deffreggertal.[1]) Zumal von Norden her wird der Zusammenhang durch bayrischen Besitz um Kufstein, Kitzbühel, Rattenberg und im Zillertal eingeschnürt, aber auch durch das Salzburgische Territorium, das südlich bis Windischmatrei, also noch über die Tauern, hinüberreichte, und durch das Görzer Gebiet um Lienz. Das görzerische und das bayrische Hemmnis hat der große Habsburger Maximilian I. durch die Erwerbungen von 1500 und 1509 aus dem Wege geräumt. Doch fast all das sollte wieder in Frage kommen, seit die Dynastie Lothringen in Österreich zum Thron kam.

Fast alles hatte der bayrische Erbfolgekrieg, den Maria Theresia mit Kaiser Karl VII. führte, zweifelhaft gemacht. Aber doch war es der letzten Habsburgerin gelungen, im Teschener Frieden, 1779, das Innviertel und das Land im Westen der Mühl an ihr Reich zu bringen, und schon schien ihrem Enkel, dem letzten römischen Kaiser deutscher Nation Franz II., durch den Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 das Trentino und im Preßburger Frieden 1805 Salzburg, das schon 1802 zur Entschädigung der habsburgischen Sekundogenitur Toskana verwendet worden war, außerdem aber Berchtesgaden gewonnen zu sein, als bereits die Schlacht bei Austerlitz und der Preßburger Friede 1805, dann vollends die Katastrophe von Wagram und der Friede vom 14. Oktober 1809 alles wieder in Frage stellte, was die beharrliche Politik früherer Generationen herangebracht hatte. Damals hatte man im Preßburger Frieden Venetien, Tirol und Vorarlberg, zusammen 60.000 qkm mit 3,000.000 Menschen, diesmal im Wiener Frieden außer Galizien noch das Innviertel, Salzburg, ganz Krain, von Kärnten den Villacher Kreis, Görz, Triest, das ungarische Litorale und Dalmatien, mit mehr als 100.000 qkm und mehr als 3,000.000 Einwohnern, abtreten müssen, — kurz vom ganzen

[1]) Vielleicht durch dieses wollte ursprünglich Rudolf IV., der am 16. Januar 1363 in Lienz und am 18. Januar schon in Rodenegg war, nach Tirol vordringen. Er hätte dergestalt über den Staller Sattel ins Antholzer Tal und so nach Brunnegg, auf ihm befreundeten Brixener Boden gelangen können. Da er aber in jenem Schreiben aus Lienz den Grafen Mainhard von Görz ersucht, ihm freie Fahrt nach Mühldorf zu sichern, so ist er wohl mindestens bis nach Heimfölс, der Görzer Stammburg, vorgedrungen. Von dort ab möchte wohl sein, daß er, um Innichen, Freisinger Gebiet, möglichst zu meiden — mit dem bayrischen Landbischof hat es unzweifelhaft damals Irrungen gegeben; vgl. Zahn Cod. Austro-Frisingensis FRA² XXXV, 339 f. u. 744 f. —, durch das Vilgratental über den Krimper Sattel und durchs Gschiefer Tal nach Welsberg vorgedrungen ist, wo er schon wieder auf Tiroler Boden war. Wahrscheinlich ist dann aus dem „Krimper Sattel" der „Krimmler Tauern" geworden, der hundertzwanzig Jahre später in einem Schreiben Bischof Georgs von Brixen an Herzog Sigismund eine so alarmierende Rolle spielt. (Vgl. S. Steinherz in Mitteil. d. Instituts f. öst. Gf. IX. 459 ff.) Daß Herzog Rudolf damals ein hartes Wagnis ausgeführt, bezeugt auch Thomas Ebendorfer, bei Pez Sriptores rerum Austriacarum II., pag. 808 B.: nec nivium spissitudine territus nec montium asperitate fatigatus, cum paucs per Alpium crepitudinem reptando manibus, ut plarimum rusticorum arte venit ad Athesim.

karanthanisch-bayrischen Bereich war außer dem Rest des nachmaligen Herzogtums Kärnten der Monarchie nur das verblieben, was schon die Babenberger bis 1180 zusammengebracht hatten.

In all diesem rasch sich folgenden Besitzwechsel spielte das Land Salzburg erst seit kurzem eine Rolle. Es hatte sich nicht sowohl aus der Immunität, welche fast den ganzen Westen Bayerns umfaßte, denn aus der Erwerbung der Grafenrechte durch den Erzbischof herausgestaltet[1]), war aber noch in babenbergischer Zeit unter die Vogtei der österreichischen Landsherrn geraten.

Solange Salzburger Territorium noch im Norden und Nordosten unmittelbar an herzoglich-bayrisches Gebiet angrenzte, im Süden Kärntens und nur im Osten Österreichs Nachbar war, tritt bayrische Oberhoheit noch oft zutage. Erst durch die Erwerbung Tirols 1363 und vollends durch die Angliederung des Innviertels an Österreich wird die bayrische Konfinität auf das äußerste beschränkt, und immer mehr erscheint das Gebiet erzbischöflicher Landshoheit als Enklave des mächtig anwachsenden Österreichs. Es war daher nur natürlich, daß dieses und nicht Bayern in den Vollbesitz eintrat, als die letzten Gesetzgebungsakte des erlöschenden Reichs dem geistlichen Territorium den Garaus machten. Schon im Frieden von Campoformio 1797 war es als Entschädigung für Österreich ins Auge gefaßt. So hatte der letzte geistliche Reichsfürst von Salzburg, Graf Hieronymus Colloredo, 1802 die Säkularisierung seines Territoriums erleben müssen. Daß es vorläufig im Pariser Vertrag vom 26. Dezember nebst Eichstätt, Berchtesgaden und einem Stück Passauer Gebiet dem vertriebenen Herzog von Toskana, Ferdinand, gegeben wurde, war nur ein Übergangsstadium. Im Frieden zu Preßburg kam es als Ersatz für Tirol an Österreich, auch wieder, um ihm zunächst nur durch vier Jahre zu verbleiben.

Die ganze Unsicherheit der gesamten Weltlage hat es nun wohl verschuldet, wenn es erst gegen Ende dieser früheren kurzen Besitzperiode zu einer Erörterung sehr wichtiger Fragen kam, in einer Zeit, als man gar nicht mehr Muße hatte, zu dieser Angelegenheit endgültig Stellung zu nehmen.

Begreiflicherweise hatten nämlich die Erzbischöfe in Salzburg, einst die reichsten Kirchenfürsten in Süddeutschland, nach der Verweltlichung des Hochstiftes keinen Bedarf mehr nach einem so großen Beamtenkörper als zu jener Zeit, da sie noch weltliche Herrschaft ausübten. So wurde es notwendig, für den Überschuß zu sorgen, umsomehr, als ja gerade dieser aus der mit der Regierung des Landes betrauten Beamtenschaft bestand, die von der neuen Regierung übernommen wurde. Während der toskanischen Zeit war allerdings die Frage noch nicht aufgeworfen worden, wie es mit der Zuständigkeit dieser Elemente zu halten sei. Nur der Anlaß sie zu stellen, war im 59. Paragraphen des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 gegeben, indem nämlich den Dienern der säkularisierten Staaten, wenn sie sich weigern sollten, außerhalb ihres bisherigen Dienstbereiches dem neuen Landesherrn sich zur Verfügung zu stellen, das Zugeständnis ward, „falls sie in einer Provinz ansässig sind", sich unter lukrativen Bedingungen pensionieren zu lassen.

[1]) Richter in: Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung Ergänzungsbd. I, 1 ff.



Als nun aber Salzburg an Österreich gekommen war, übersah man zunächst diese Konzession und ein Ah. Handschreiben vom 17. Okt. 1808 (Beil. 1) bedroht diejenigen Hofbediensteten des Salzburgischen und des Berchtesgadenschen Staates, die sich nicht nach Wien übersetzen lassen wollten, „ohne weiters" mit Einziehung der bisherigen „Besoldungen und Genüsse". Dagegen legte sich die Hofkammer ins Mittel, indem sie schon eine Woche später (Beil. 2) unter Berufung auf jenen Paragraphen 59 und auf die kaiserliche Anerkennung des Reichsdeputationsschlusses zunächst geltend machte, man müsse ermitteln, was in den annektierten Ländern unter „ansässig" zu verstehen sei. Tatsächlich resolviert Franz I. in diesem Sinne (ebd.). Aber die Auskünfte lauteten so wenig befriedigend, daß man nach wie vor nichts wußte. Besitz oder Gewerbebetrieb sei für Ansässigkeit maßgebend. (Beil. 3, 4.)

Noch einmal befaßt sich die Hofkammer mit der Angelegenheit: nicht, was in Salzburg oder Berchtesgaden das Wort „ansässig" bedeute, sondern wie die Reichsdeputation diesen Begriff für alle säkularisierten Gebiete gebrauche, darauf komme es an. Und da auch dies sich nicht feststellen ließ, so kam man auf dem „liberaleren" Vorschlag des ersten Hofkammergutachtens zurück, alle für „ansässig" zu erklären, „die in der Provinz ihr Domizilium haben" (Beil. 5). Zu der Auffassung also führten diese Verhandlungen doch nicht, daß ansässige Beamte Grundbesitzer sein müssen, oder gar: Beamtenvolk sei eine Zunft, Beamtenarbeit ein Gewerbe.

Übrigens machte der Friede vom 14. Oktober 1809, der Berchtesgaden für immer, Salzburg für längere Zeit zu Bayern schlug, alle diese Erörterungen gegenstandslos, was sowohl auf das Hofkammergutachten wie auf den Vortrag Stadions vom 17. April 1809 (Beil. 6) resolviert wird.

Beilage 1.

A. H. Handbillet von 1808, Oktober 17. Preßburg.

Orig. im k. u. k. Reichsfinanzarchiv (Hofkammerarchiv).

Lieber Graf O Donell! Ich habe jene Leiblaquay und Stalleute, die Ich von Salzburg und Berchtoldsgaden übernommen, in so weit sie diensttauglich sind zur Dienstleistuug an Meinen Hofftaat einberufen laßen; Sie haben ihnen durch den Grafen Aichold zu bedeuten, daß diejenigen, die sich dieser Meiner Anordnung nicht fügen, ohne weiters die Besoldungen und Genüße, welche sie beziehen, verlieren werden, und in so weit sie sich Meiner Willensmeinung nicht fügen sollten, auch unter Einziehung derselben vorzugehen.

Preßburg, den 17ten Oktober 1808. Franz mp.
accepi den 18ten 8ber Pergen mp.

$\frac{34881}{4168}$ Praes. den 18ten 8bris 808.

Beilage 2.

Vortrag der Hofkammer von 1808 Okt. 25. Wien.

Orig. und Konzept im k. u. k. Reichsfinanzarchiv (Hofkammerarchiv).

Euer Majestät!

Über das beyfolgende allerhöchste Handbillet vom 17. d. M. worin Euer Majestät die Einziehung der Besoldungen und Genüsse jener salz-



burgischen Hofdiener, welche der Einberufung zur hiesigen Dienstleistung nicht folgen würden, anzuordnen geruhten, muß sich die treu gehorsamste Hofkammer die ehrfurchtsvolle Bemerkung erlauben, daß jene salzburgischen Diener, welche schon vor der Saecularisation daselbst angestellet waren, ein von Eurer Majestät selbst allergnädigst anerkanntes Recht besitzen, nach den Bestimmungen des Reichs Deputations Schlusses behandelt zu werden.

Nun setzet der 59. § des eben angeführten Reichs-Deputations Schlusses folgends fest:

„In Ansehung der sämtlichen Hofgeistlichen und weltlichen Diener-„schaft, Militair und Pensionisten, in so ferne der abgehende Regent solche „nicht in seinem persönlichen Dienste behält, sowie der Kreisdiener, da wo mit „den Kreisen eine Veränderung vorgehen sollte, wird diesen allen der unabge-„kürzte lebenslängliche Fortgenuß ihres bisherigen Ranges, ganzen Gehaltes und „rechtmässiger Emolumente, oder wo diese wegfallen, eine dafür zu regulirende „Vergütung unter der Bedingniß gelassen, daß sie sich dafür nach Gutfinden „des neuen Landesherrn und nach Maaß ihrer Talente und Kenntnisse, „auch an einem andern Orte und in andern Dienstverhältnissen gebrauchen „und anstellen lassen müssen: jedoch ist solchen Dienern, welche in „einer Provinz ansäßig sind, und in eine andere gegen ihren „Willen übersetzt werden sollen, frey zu stellen, ob sie nicht „lieber in Pension gesetzt werden wollen. In diesem letztern „Falle ist einem 15jährigen Diener sein voller Gehalt mit „Emolumenten, einem 10jährigen ²/₃, und denen, die noch nicht „volle 10 Jahre dienten, die Hälfte als Pension zu belassen.“[1])

Es kömmt nun vor allem darauf an, welches der Sinn des Wortes ansäßig sey. Werden darunter, wie es nach einer strengeren Auslegug angenommen werden kann, nur jene verstanden, die in der Provinz irgend eine Besitzung oder ein Gewerbbefugniß haben; so kann zwar die angeordnete Bedrohung und die Realisirung der Gehaltseinziehung gegen jene, die dem Rufe nach Wien nicht folgen wollen, in so weit sie weder Besitzer noch Gewerbsleute sind, keinem Anstande unterliegen, doch würden hievon alle jene, die in dem angeführten Sinne zu Salzburg oder Berchtesgaden ansäßig sind, auszunehmen, und nur damit zu bedrohen seyn, daß sie im Weigerungsfalle strenge nach der Vorschrift des Deputations Schlusses die Behandlung zu erwarten hätten.

Sollten aber Eure Majestät dem Worte ansäßig den liberaleren Sinn zu geben geruhen, daß darunter alle, die in der Provinz ihr Domicilium haben, begriffen seyn; so würde die eben vorgeschlagene Modifikation auch auf die sämtliche Hofdienerschaft anzuwenden seyn.

Die treugehorsamste Hofkammer glaubte daher, bey diesen Umständen mit dem in dem allerhöchsten Handbillete angeordnete Auftrag an den Grafen

[1]) Das Konzept hatte ursprünglich statt der folgenden an den Rand gesetzten zwei Absätze nunmehr durchstrichen Nachstehendes:

Bei dieser klaren Bestimmung können also auch die Salzburgischen Hof- und Staatsdiener nach diesseitiger Ansicht allerdings den Pensions-Stand einer Übersetzung in eine andere Provinz vorziehen, nur müßten sich diejenigen, welche noch nicht 15 Jahre dienten, die Ausmessung ihrer Pension nach obiger Bestimmung gefallen lassen.

Aicholt, daß den gegen die Übersetzung nach Wien sich weigernden Individuen die Gehalte und sämtliche Genüsse eingezogen werden sollen, inzwischen noch zurückhalten und noch vorläufig die weitere allerhöchste Entschließung über die gegenwärtige alleruntertänigste Vorstellung abwarten zu müssen.

Wien am 25. 8ber 1808. O Donell mp.
Hof-Secretär von Menz mp.
coll.

Die Allerhöchste Entschließung steht neben der letzten Alinea:

Um dem Ausdrucke Ansäßigkeit die gehorige Deutung geben zu können, werden Sie von dem Grafen Aichold sogleich die Auskunft abfordern, was vermög der in Salzburg und Berchtoldsgaden vor der secularisation bestandene Gesetze und Anordnungen unter dem Wort ansäßig verstanden, und um in diesen Staaten ansäßig zu seyn, erfordert worden, und Mir diese sobald sie einlangt mit Reproduzirung des gegenwärtigen Vortrags gutächtlich vorlegen.

Franz mp.

Rubrum: 570. Alleruntertänigster Vortrag der treugehorsamsten Hofkammer. Wegen Behandlung der nach Wien einberufenen salzburgischen Hof-Dienerschaft.

acc. 22. Febr. 1809. 990.

Beilage 3.

Die Pflegschaft Berchtesgaden an die Landesregierung in Salzburg, 1809, März 10, Berchtesgaden.

Orig. im k. u. k. Reichsfinanzarchiv (Hofkammerarchiv.)

Kaiserlich königl. Hoch löbl. Landesregierungs Praesidium.

Das Wort und eigentlich der Ausdruck ansässig hatte in Berchtesgaden von jeher die nämliche Sinndeutung, welche sie in all andern Orten hat, nämlich daß der Hof- oder Staatsdiener, welcher Gütter, nämlich Häuser oder Grundstücke besitzt, als ansässig betrachtet wurde.

Bey Privaten war dieser Besitzthum gar nicht erfoderlich. Denn durch eine blosse Gerechtigkeit oder durch einen 10jährigen Aufenthalt wurde dieser schon als ansässig betrachtet.

Im Rückbezug auf den 59 § des Reichsrezesses kann daher nur obige Anwendung unterstellt werden.

Mit dieser gehorsamsten Anzeige, wodurch der gnädige Auftrag vom 7/10. dieß Nr. 374 entlediget ist, empfehle ich mich zu hohen Hulden.

Berchtesgaden am 10. März 1809. E. M. Hasel mp.

Beilage 4.

Graf Aichold an die Hofkammer, 1809 März 13, Salzburg.

Orig. im k. u. k. Reichsfinanzarchiv (Hofkammerarchiv).

Hochlöbliches Praesidium der kaiserlich-königlichen Hofkammer!

Zur Befolgung der Verordnung vom 25ten v. M. No. $\frac{6875}{709}$ wird gehorsamst angezeigt, daß weder für Salzburg noch für Berchtesgaden Verordnungen bestehen, welche bestimmten, was unter dem Ausdrücke „ansäßig“ zu verstehen seye.



Im allgemeinen aber wurde in Salzburg Jener für ansäßig gehalten, der Güter, Häuser, Gründstücke, Gewerbe, das ist irgends Etwas besaß, was der Steuerentrichtung unterlag.

Das Pfleggericht Berchtesgaden will laut Anlage ·/. einen Unterschied zwischen der Ansäßigkeit eines Hofs- als Staatsdieners und jener eines Privaten behaupten und bey erstern ein Gewerb davon ausschließen. Da jedoch hierüber keine Gründe beygebracht werden, so dürfte auch bei Berchtesgaden der Besitz eines Gewerbes unter die Ansäßigkeit gerechnet werden.

Salzburg, den 13ten März 1809. Aicholt mp.

Beilage 5.

Vortrag der Hofkammer von 1809 März 23, Wien.

Org. und Kzpt. im k. u. k. Reichsfinanzarchiv (Hofkammerarchiv).

Euere Majestät.

Der dirigirende Hofrath Graf v. Aicholt zu Salzburg befolget in der Beylage den allerhöchsten Befehl, welchen Euere Majestät über den mitfolgenden allerunterthänigsten Vortrag vom 25ten 8ber v. J. herabgelangen zu lassen geruhten, durch die Auskunft, daß im Salzburgischen und Berchtesgadenschen keine positive Verordnung den Sinn des Wortes „ansässig" bestimme, daß aber im Allgemeinen jener in Salzburg für ansässig gehalten wurde, der irgend einen steuerbaren Besitz hatte, worunter auch Gewerbe gehörten und daß eben dieß für Berchtesgaden gelten dürfte.

Die treugehorsamste Hofkammer erlaubet sich bey Vorlegung dieser gehorsamsten Auskunft unter Beziehung auf den reproduzirten Vortrag nur die ehrfurchtsvolle Bemerkung, daß nach hierortiger Ausicht es nicht so fast darauf ankommen dürfte, was in Salzburg für ansässig galt, als vielmehr, welchen Begriff die Reichsdeputation damit verband, welche vermuthlich durch diesen Ausdruck nicht eine nach den Lokalbegriffen der verschiedenen sæcularisirten Länder verschiedene, sondern eine für die Beamten aller geistlichen Provinzen gleichförmige Richtschnur festsetzen wollte, und da es nicht möglich ist, den Sinn, in welchem die Reichs-Deputation dieses Wort eigentlich genommen haben mag, zu eruiren: so dürfte die liberalere Interpretation um so mehr den Vorzug verdienen, als der hieraus für das allerhöchste Ärarium sich ergebende Unterschied nicht bedeutend sein kann.

Wien, am 23ten März 809. O. Donnel

Hof-Secre (der Rest weggerissen: -tär v. Menz mp).

Daneben die Ah. Resolution: Nach dem Friedensschluße vom 14ten Octob. 809 kömmt es von der Entscheidung über den vorliegenden Gegenstand von selbst ab, der Vortrag ist also lediglich ad acta zu legen.

Wien, den 29ten December 1809.

Franz mp.

Beilage 6.

Vortrag des Grafen Stadion von 1809 April 17.

Org. und Kzpt. im k. u. k. Staatsarchiv.

Allergnädigster Kaiser, apostolischer König und Herr.

Der k. k. Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat bei der Anhero-sendung der mit dem allerhöchsten von des Herrn Erzherzogs Rainer kaiser-



lichen Hoheit unterzeichneten Handbillet vom 10ten dieses erhaltenen Akten, welche sich über den dem Wort ansäßig beizulegenden Begrif in Ansehung der von den säkularisirten Ländern herkommenden Hof- und Staatsdienerschaft verbreiten, die Meinung geäußert, daß er mit dem Kammeral-Gutachten, wonach hier eine liberalere Auslegung dieses Worts anzunehmen seyn dürfte, einverstanden seye.

Aus der Absicht, welche die zu Regensburg versammelte Gesetzgeber bei der Abfassung des §. 59. des Reichs-Deputations-Rezesses vom Jahr 1803 gehabt haben, wird diese Meinung vollkommen unterstützt. Man wollte nämlich unstreitig, den vielen unschuldigen Opfern des Friedens ihre künftige Lage so erträglich als möglich machen, ohne jedoch den auf die geistliche Fürsten gefolgten Regierungs Nachfolgern die Befugnis zu benehmen, einen unbestimmten Theil jener Dienerschaft zu ihrem Aerarial Nutzen verwenden zu können. Daher einer Seits die gesetzliche Bestimmung, daß sie der Regel nach sich theils in ihrer vorigen Kathegorie, theils selbst mit Versetzung in eine andere, und an andern Orten gebrauchen lassen müssen, daher aber auch anderer Seits die Festsetzung von weniger als gewöhnlichen Dienstjahren und die Uiberlassung der freien Wahl zwischen dem Bezug einer ganzen, halben und drittel Besoldung als Pension, und zwischen einer anderwärtigen Versetzung der Dienerschaft, sobald sie ansäßig ist. Jede Ansäßigkeit kömmt also hier in billigen Betracht, und auch als dann vorzüglich, wenn die Versetzung von einem Ort, wo größere Wohlfeilheit herrscht, an einen andern, der wegen beträchtlicher Theuerung und beschwerlicher Unterkunft bekannt ist, statt haben soll.

Nebst dem dürfte es aber auch nicht bezweifelt werden, daß schon dem allgemeinen Begrif nach nicht allein Grundstücke, sondern auch Gewerbe, die überall den Immobilien zugezählt werden, zur Ansäßigkeit vollkommen qualifiziren.

In Abwesenheit Sr. Exzellenz des dirigirenden Herrn Ministers der auswärtigen Geschäfte.

Wien den 17ten April 1809. Radermacher
k. k. Hofrath (m. p.)

Am Rande links die kais. Resolution:

Nach dem Friedensschluße vom 14. October 1809 kömmt es von der Entscheidung über den vorliegenden Gegenstand von selbst ab. Der Vortrag ist also lediglich ad acta zu legen. Wien den 29ten October 1809.

Franz m. p.







Andreas Hofer-Lieder.

Mitgeteilt von E. K. Blümml.

Tirol, stets glaubensstark und kaisertreu, schrieb im Jahre 1809 seinen Namen mit unvergänglichen Lettern in's Buch der Geschichte ein. Wenn auch hunderte von Jahren dahingezogen sein werden, die Taten der Tiroler im Jahre 1809 werden nie ersterben und manch hehrer Sänger der Nachwelt wird das alte, doch echte Lied von ihrer Kaisertreue singen, wird ihres Führers Andreas Hofer gedenken und wird seine Zeitgenossen anspornen und aufstacheln, damit auch sie in schwerer Zeit fest und treu gegen Fremdherrschaft und Tyrannenwillkür zusammenstehen.

Während Österreich beinahe zusammenbrach, während Preußen nach den Tagen von Jena gänzlich niedergeworfen war, da waren es nur noch die bäuerlichen Tiroler, die der Welt ein glänzendes Beispiel ihres Mutes und ihrer Tatkraft gaben. Allen voran ging Andreas Hofer, der unerschrockene Sandwirt von Passeier, und erfocht Siege und erzielte Triumphe, wie sie selbst ein gewiegter Kriegsmann nicht allzuoft erlebt. Und doch war er kein gelernter Krieger und hatte keine militärische Bildung genossen, wenn er auch schon 1796 eine Kompagnie Tirolerschützen gegen die Franzosen am Gardasee geführt und sich nach dem Frieden von Luneville (1801) bei der Errichtung der Tiroler Landmiliz werktätig beteiligt hatte. Aber ein wackerer, biederer Mann ist er gewesen, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, der dort, wo das Vaterland bedroht war und wo Österreich selbst versagte und Tirol preisgab, seinen Mann, und zwar einen ganzen, stellte. Er war der Mann des Volkes und hinter ihm stand ganz Tirol, daher die überraschenden Siege, die er erzielte. Bewundern wir schon den Mann, der im Bunde mit guten Freunden in seiner Einfachheit und Schlichtheit, in denen eben das Geheimnis seines Erfolges lag, ein großes Volk zum Aufstand brachte und zum Siege führte, so dürfen wir auch seiner Standhaftigkeit, mit der er als Märtyrer für die gute Sache in den Tod ging, unsere Bewunderung nicht versagen. Fest und unverwandt sah er dem Tod ins Auge und kommandierte selbst „Feuer", ehe er fiel. Ein Held im Leben und ein Held im Sterben!

Kein Wunder, daß das historische Volkslied sich dieser Heldengestalt bemächtigte und sie verherrlichte. Im Verhältnis zu Hofers Größe sind es zwar nicht viele Lieder, die über ihn im Schwange waren oder sind, doch dürften viele derartige Erzeugnisse der Volksmuse entweder noch ein verborgenes Dasein in alten Handschriften fristen oder spurlos im Laufe der Zeit verschollen sein. Das Erhaltene läßt sich leicht überblicken und gruppieren.

Hofers Leiblied[1]) hat mit ihm eigentlich nichts zu tun, es könnte auch irgend einem andern der Führer in den Mund gelegt werden, ist es doch

[1]) Hoffmann v. Fallersleben, Deutsches Volksgesangbuch (1848). S. 140, Nr. 146; darnach Erk-Böhme, Deutscher Liederhort. II (1893). S. 156, Nr. 346.



nur ein Aufruf zum Streit, eine Mahnung, der Gegenwart zu leben, das Glas voll zu schenken und für's Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Das gleiche gilt von einem Liede[1]), das sich auf den Aufstand im November 1809 bezieht, die Treue zu Kaiser Franz hervorhebt und von Hofer als Anführer spricht, der sich zwar ins Passeier zurückgezogen habe, nun aber wieder hervorkomme und aufs neue die Kriegsfahne schwinge, damit die Tiroler von schwerer Dienstbarkeit befreit werden. Tatsächlich findet sich dieses Lied auch auf Speckbacher bezogen[2]), so daß es für Hofer allein nicht in Anspruch genommen werden kann, obwohl ursprünglich sicher Hofer der Held des Liedes war und erst Anhänger Speckbachers diesen einsetzten. Paßt doch die Situation nur auf Hofer, der, ebenso wie früher, im Novemberaufstand der Hauptheld war.

Von Hofers Schlachten, die er den Bayern und Franzosen lieferte, scheinen die ersten beiden Kämpfe am Berge Isel (25. und 29. Mai 1809) keinen Sänger gefunden zu haben, wohl aber der dritte Kampf (13. August 1809), der Lefèbvre zwang, aus Tirol zu fliehen. Im Zusammenhange mit den übrigen im Oberinntal stattgefundenen Augustkämpfen wird auch dieses Gefechtes in einem gegen die Bayern gerichteten Liede[3]) gedacht, wobei für letztere der Name Fack (Schwein) abfällt.

Alle diese Lieder gedenken Hofers nur nebenbei oder gehören ihm nur bedingt zu. Anders steht es mit den Liedern, die seinen Tod behandeln, wobei wir von dem Julius Mosen'schen Gedicht „Zu Mantua in Banden" absehen wollen, da es trotz seiner Popularität und weiten Verbreitung nur als volkstümliches Lied bezeichnet werden kann. Charakteristisch für die Volkslieder, die seinen Tod behandeln, ist, daß sie eigentlich Monologe Hofers sind, die er vor seiner Hinrichtung abhält. Er bespricht in ihnen entweder kurz die Taten des Jahres 1809, wobei er auf seinen nahen Tod hinweist und nicht vergißt, die heilige Jungfrau Maria oder Gott um Beistand anzuflehen,[4]) oder er nimmt Abschied von der Heimat, seinem lieben Kaiser, den treuen Freunden, von Weib und Kindern, wobei er auch hier Jesus und Maria um Beistand bittet, dabei als echter Christ dem Raffl seinen Verrat verzeiht und den Grenadieren, die ihn erschießen, seine Bereitwilligkeit mitteilt, zu sterben.

Das erste dieser Lieder ist, worauf schon A. L. Gaßmann[5]) hinwies, die Erweiterung und Umformung eines heute noch gesungenen Soldatenliedes,[6]) wobei aber alle jene Strophen, die sich mit Hofers Taten beschäftigen, und jene, wo er Maria um Beistand anruft, als nur dem Hoferliede eigen zu betrachten

---

[1]) L. A. Frankl, Andreas Hofer im Liede (1884). S. 114 f. [2]) H. R. Hildebrand, Deutsche historische Volkslieder (1856). S. 447, Nr. 73; darnach Ditfurth, Die historischen Volkslieder vom Ende des siebenjährigen Kriegs bis zum Brande von Moskau (1872). S. 352, Nr. 159, und Die historischen Volkslieder des österreichischen Heeres (1874). S. 83, Nr. 49. [3]) F. L. von Soltau, Einhundert deutsche historische Volkslieder (1836). S. 577, Nr. 92; danach Ditfurth, Die historischen Volkslieder vom Ende des siebenjährigen Kriegs bis zum Brande von Moskau (1872). S. 351, Nr. 158. [4]) L. v. Hörmann, Der Alpenfreund. Hg. von Ed. Amthor. I. (Gera, 1870), S. 73 f. in 5 Strophen; Frankl a. a. O. S. 110 f. in 7 Strophen; F. F. Kohl, Echte Tirolerlieder (1899). S. 253, Nr. 185 in 4 Strophen (1, 2, 4 und 7 bei Frankl) samt Melodie. [5]) Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland (1906). S. 190, Nr. 152. [6]) Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar (1896) S. 441, Nr. 274; Gaßmann a. a. O. S. 190, Nr. 215.

sind. Nur die Strophen 1 und 2 (Hörmann, Frankl, Kohl) finden im Soldatenliede ihre Entsprechung.

Das zweite Lied ist bisher noch unbekannt [1]) und findet hier seinen Abdruck. Es ist kräftig und eindrucksvoll und wurde vom Kapuziner P. Cosmas Glader aus Meran den Schulkindern in Walten bei St. Leonhard im Passeier, dem Geburtsorte Hofers, vorgesungen und dort 1894 aufgezeichnet.

So ist's mit mir halt aus,
Um 11 Uhr muaß i sterbn. [2])
I muaß den Wall [3]) da drauß
Mit meinem Herzblut färb'n,
[: I muaß sterbn als wie in Schand,
So weit vom Heimatland. :]

O liebes Jesuherz,
Steh bei mir armen Sünder
Und lindre du den Schmerz
Von Weib und von die Kinder.
[: Beim Sterbn tu beistehn mir
Und nimm mein Seel zu dir. :]

O liebes Land Tirol,
Für den i oft gestritten,
So leb zu tausend wohl!
I werd schon den Herrgott bitten,
[: Daß er stets eingedenkt,
Daß du d' ihm hast geschenkt. :]

O lieber Koaser Franz,
Wie thuet's mir dein verschmochen!
O lieber Herzog Hans [4]),
Bist a schon ganz gebrochen!
[: Gott schütz Enk beide treu
Und Frieden bald verleih. :]

Ös meine treuen Freund
Und tapfre Kampfgenossen,
Wenn's derfragt, daß heunt
Der Sandwirt werd derschossen;
[: Vergeßt beim Rosenkranz
In Anderle nit ganz. :] [5])

O treastet's Weib und Kind
Und treastet die arme Nandl [6])
Und treastet's Hausgesind,
Sorgt's für den Kajetanl [7])
[: Und sagt's dem Raffl an,
Daß i ihm verziehen han. :]

Dreiviertl ist es schon,
Die Trummel wird schon grühret,
Jetzt kommt das Bataillon,
Das mich zum Sterben führet.
[: Ade, o schnöde Welt,
Jetzt fürschi [8]) und frisch ungestellt. :]

Grüß Gott, ihr Grenadier,
Müaßt Ös mi gean derschießn,
Geahts, sagt's mir nur geschwind,
Wo werd i hinstehn müaßn.
[: Geaht's, reart [9]) nit, schamt's Enk decht [10]),
Mir ist das Sterben recht! [11]) :]

---

[1]) Handschriftlich in der Bibliothek des Ferdinandeums in Innsbruck (2103, Nr. 52). [2]) Über Hofers letzte Stunden vgl. Cöl. Stampfer, Sandwirth Andreas Hofer. (Freiburg i. B. 1874). S. 231 ff.; Jos. Hirn, Tirols Erhebung im Jahre 1809 (Innsbruck, 1909). S. 842 ff. [3]) Bastei an der Porta Ceresa. [4]) Erzherzog Johann, der in Tirol äußerst beliebt war. [5]) In seinem letzten Briefe, geschrieben am 20. Februar 1809 um 5 Uhr in der Früh, schreibt er: „Alle Passeirer und Bekannten sollen mir eingedenk sein im heiligen Gebet" (Hirn S. 843, Stampfer, S. 234). [6]) Anna, seit 21. Juli 1789 Hofers Frau; von ihr heißt es im oben angezogenen Briefe an Freund Pühler in Neumarkt: „sag zu der Wirtin, sie soll sich nicht so bekümmern, ich werde bitten für sie bei Gott und für alle." [7]) Kajetan Sweth, Hofers Schreiber. [8]) vorwärts. [9]) weint. [10]) doch. [11]) Im Briefe heißt es: „Adie, du schnöde Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden." und: „Mir ist es so leicht vorgekommen, als wenn ich zu was anderem ausgeführt würde."

O liebe Himmelsfrau,
O Königin Maria,
Du gnädig niederschau
Auf mich, den armen Sünder.
[: Führ mich in Himmel ein,
Dort werd ich glücklich sein. :]

Ein anderes Hoferlied, das ebenfalls noch ungedruckt ist und handschriftlich im Ferdinandeum erliegt,[1]) ist mehr ein Loblied auf die Passeirer, an deren hervorragendsten Vertreter, Andreas Hofer, es anknüpft, um in die Verheißung auszugehen, daß, wenn es wieder einmal zum Kampfe kommt, auch heute noch die Passeirer im alten Kämpfergeist für Gott und Vaterland einstehen würden. Es wird ebenfalls in Walten gesungen und soll nach der Angabe der dortigen Wirtsleute von einem alten Bauern und einem Geistlichen in Pfelders stammen:

Grüß Gott Euch Herrn und Frauen all!
Wir reichen Euch die Hand.
Wir kommen aus dem Pseirertal,
Das ist Euch wohlbekannt.
Da lebte Andrä Hofer einst,
Der treue Wirt im Sand,
[: Er starb als Held für Gott
Und auch fürs liebe Vaterland. :]

Was dieser Held einst hat getan,
Das wißt Ihr alle gut:
Er gab für das Haus Österreich
Sein Leben und sein Blut.
Steht nicht im Tempel Gottes da
Sein Heldenehrenmal,[2])
[: Vor diesem Bilde geh'n wir vor;
Treu bleibt das ganze Tal! :]

Wir sind nicht wenig stolz darauf,
Daß wir Passeirer sind,
Denn unsers Hofers Heldenlauf
Weiß fast ein jedes Kind.
Und ist er auch schon tot, sein Geist
In uns noch immer lebt,
[: Der uns Passeirer kräftig noch
Zum Kampfe stets erhebt. :]

Kommt's einmal noch zu Krieg und Streit,
Gott woll's verhüten sein,
Da sein wir wieder all bereit
Wie achtzehnhundertneun
Zu kämpfen und zu streiten all,
Ein jeder Hand in Hand,
[: Für Gott, für Kaiser und wohl auch
Fürs liebe Vaterland. :]

[1]) 2103, Nr. 52. [2]) Gemeint ist sein Denkmal in der Franziskanerkirche zu Innsbruck, das ihm Kaiser Franz 1834 errichten ließ. Eine Hoferstatue ließ am Andreastag 1872 auch Graf Moritz von Fries bei Obermais enthüllen, welche dem Tale Passeier zugekehrt ist (Stampfer, S. 247). Am 28. Oktober 1867 wurde der Grundstein zur Herz-Jesu-Kapelle bei St. Leonhard zur Erinnerung an Hofer gelegt (Stampfer, S. 244 ff.).



Eine erste Liebe.

Fragment einer Lebensskizze.

Von F. Lorenz.

Fragt nur Spaßes halber das nächstbeste Mitglied der „Wiener geographischen Gesellschaft": „Heda, guter Freund! wie weit noch von hier bis Alt-Theben?" Ohne sich zu besinnen, wird er an den Fingern euch's herzählen: „Bis Alexandrien 100 Meilen, von da bis zu den ersten Nilkatarakten die Hälfte und von dort bis Theben noch wackere zwölf Wegstunden, eher mehr als weniger, je nachdem man sich müde gegangen." Selbst Blinde, dächte ich, sollten sich ohne Laterne und Leithund auf dem von Touristen und Altertümlern schon so ausgetretenen Pfade zurechtfinden.

Nun legt es aber eurem Manne etwas näher und allenfalls die Frage nach einer Marschroute vor, nicht nach den Quellen des Ganges oder Nil, nur zu jenen der Krems oder des Kamp — er wird euch wohl auch hierüber Bescheid geben, wenn ihr ihm nur erlaubt, sich früher ein wenig auf der Karte jenes Erzherzogtums zu orientieren, das, zwischen Alpen und Böhmerwald gequetscht, der mächtige Donaustrom spaltet.

Schade um dich oder, um es besser zu sagen, Heil dir, daß es so ist, du Stiefkind der Touristen, du, wie ihnen zum Trotz, dennoch so interessantes „Waldviertel", insgemein auch, doch minder bezeichnend, „Kreis ob dem Manhartsberge" genannt, mit deinem wie Meereswogen welligen Berg- und Hügelland, deiner Waldeinsamkeit, deinen zahllosen Burgruinen, deiner noch so primitiven, von den Heuschreckenschwärmen wandernder Touristen noch nicht angenagten Bevölkerung! Liegst du ja doch wie ein stilles, kühles, lauschiges Plätzchen mitten in dem Gewühle und Gebrülle, das immer bunter und toller jetzt von der Adria bis zu den Sudeten durch alle Gaue des Vaterlandes tobt.

Unbefangen ist freilich die Vorliebe nicht, die ich für dich, du schönster, weil teuerster Fleck der Erde hege; sah ich dich doch zu einer Zeit, wo alles in mir und außer mir in magischer Doppelverklärung von Jugend und Jugendliebe leuchtete, — was Wunder, wenn selbst jetzt noch bei so später Erinnerung der Abglanz jener Tage wie ein goldiger Duft über deine Berge und Täler sich breitet.

Ich war, als dieser kurze, aber unvergeßliche Abschnitt meines Lebens begann, ein schmuckes, aufgeschossenes Bürschchen, ein stattlicher Siebzehnender. Glückliches Alter oder, nur geradezu gesagt, das glücklichste von allen! „Leben von Gott, Essen vom Hof", ohne Schuld, ohne Schulden, physisch und geistig noch alles, auch das Unverdaulichste verdauend, bereits freieren Blickes als der tändelnde Knabe in die Welt schauend, aber noch nicht wie der schon zum Manne gereifte Jüngling mit ihren Leidenschaften und Leiden im Gehader,



ist solch ein zwischen zwei Lebensabschnitten wie an der Grenze zweier Welten stehendes Wesen, wenn noch obendrein angeborene oder anerzogene Gesittung und anspruchlose Bescheidenheit ihren milden Schimmer darüber breiten, eine der anmutigsten Erscheinungen und sein ganzes Dasein einer heiteren Morgenlandschaft vergleichbar, wo jeder Schritt in sie hinein stets zu neuen Szenerien, eine reizender als die andere, führt.

In meinen Rahmen paßte freilich das vorstehende Bildchen nicht ganz, denn ich war so ziemlich wie ein wildes Füllen vom Knaben zum Jüngling herangeschossen. Die guten Eltern hielten wohl nach alter Sitte auf strenge Zucht und Züchtigung, aber vollauf beschäftigt, für sich und die zahlreichen Kinder das Brot zu verdienen, ließen sie mich notgedrungen gewähren und so brachte ich, ganz im Gegensatze zur jetzigen gelehrten Stallfütterung, meine freie Zeit auch meist im Freien zu, mich mit meinen wilden Gefährten auf den Hügeln und Bergen, die meine Vaterstadt in einem reichen Kranze umgaben, herumtummelnd und balgend, gelegenheitlich seltenere Blumen und Steine für meinen armen Onkel nach Hause schleppend, der ein Mann von vielen Kenntnissen und leidenschaftlicher Verehrer der Natur, aber noch in den besten Jahren durch eine Lähmung der Beine, die er sich durch einen Sturz von einem Felsen zugezogen, auf die traurige Stube sich gebannt sah.

Zu ihm, dem Guten, der mich in Naturwissenschaften und Sprachen unterrichtete und meinen erzürnten Eltern gegenüber mein Anwalt und Beschützer war, flüchtete ich meist, wenn, wie nur zu häufig, eingelaufene Klagen über mich derbe und leider fruchtlose Züchtigungen in Aussicht stellten.

Die Ferien waren gekommen, die benedeite, gnadenreiche Zeit, die den Studenten von seinen Peinigern und Quälern — denn ganz schenkt es das Geschick selbst diesem glücklichen Alter nicht — den verbis irregularibus in mi, den Tangenten, Sinus und Kosinus, mit einem Worte von all den Teufeleien befreit, die er so durchaus wissen muß und so durchaus nicht zu wissen verlangt, und die ihm dafür Dinge beschert, deren Annehmlichkeit ihm wenigstens klarer einleuchtet, als von jenen der Nutzen: Jagd, Fischfang, Vogelfang oder wie man sonst geschäftigen Müßiggang umschreiben will, kleine Vorspiele Amors nicht zu vergessen, wär's auch nur ein beharrliches Auf- und Abspazieren vor einem Fenster, das beharrlich verschlossen bleibt.

Wie der milde Frühlingsstrahl an der Gletscherwand schienen Amors Pfeile an meinem Naturell abprallen zu wollen und an einem Herzen, das, für keine anderen Gefühle Raum lassend, zügellose Rauf- und Wanderlust ganz und gar erfüllten.

Erstere war schon fast von Kindesbeinen an in mir rege geworden. Starkknochig und sehnig von der Natur gebaut, ward ich instinktmäßig bei Zeiten dieses Vorteils mir bewußt, und aus den Balgereien mit meinen kleinen Kameraden meist als Sieger hervorgehend, führte ich diese Faustkämpfe und später die weit weniger harmlosen mit den Lehrjungen, die in steter Fehde gegen uns waren, geflissentlich und nur zu oft herbei, wie um zu erproben, welchen Grad von Schmerzen aus purer Liebhaberei Haut und Knochen zu ertragen vermögen. Sie, die doch auch eine Art Gedächtnis haben, gedachten unter andern noch lange schaudernd des Tages, wo ich von den erbitterten Lehrjungen, die gegen mich wegen vielem im Debet waren, unversehens über-



fallen und so übel zugerichtet worden, daß die häusliche Züchtigung, die ich nachträglich erhielt, dagegen fast wie lindernde Salbe sich ausnahm.

Dadurch, daß meine Hand fortwährend wider alle war und aller Hände wider mich, konnte es nicht fehlen, daß mein ganzes Wesen allmählich und immer mehr den Charakter unbändiger Wildheit und Rauheit anzunehmen und mich einigermaßen jenen wüsten Hallenser und Jenenser Burschen ähnlich zu machen drohte, von denen damals zuweilen ein Exemplar auf der Donau nach Österreich geschwommen kam, und die in ihrer ungeschlachten Bengelhaftigkeit und ihrem händelsüchtigem Bramarbasieren, mit ihren riesigen Halskrausen, Löwenmähnen und prügelbewehrten Fäusten mir jungem Toren wie Wesen höherer Art, verehrungswürdiger als alle Heiligenbilder erschienen.

Meine Erzeuger waren über diese eigentümliche Wendung, die meine individuelle Entwicklung zu nehmen begann, nicht wenig bestürzt, ja trostlos, während der gute Onkel nicht müde ward, zu begütigen und zu vertrösten. Er, in allem so gern ein Sohn der Natur, gab der Ansicht Raum, daß jeder von ihr in den Menschen gelegte besondere Hang und Trieb gut sei oder, wenn nur erst die überschäumende Gärung zu Ende, zum Guten führe; fort und fort wies er, zum Beweise, daß ich trotz aller Exzentrizitäten einen Kern in mir berge, auf den trefflichen Fortgang meiner Studien sowie auf den Umstand hin, daß durch alle jene Mängel hindurch von Zeit zu Zeit manch auffallender Zug von Edelmut und Gutherzigkeit zum Vorschein kam.

Als ich aber, zum kräftigen Jüngling herangereift, mich eines Tages sogar an einer Schlägerei zwischen Zivil und Militär aus bloßer Liebhaberei beteiligt hatte, wurde endlich selbst er stutzig und teilweise an seinen Prophezeiungen irre; doch gab er den Eltern den Rat, mich, wenn ich mich nicht bald ändere, Soldat werden zu lassen, denn da schlügen alle meine Fehler: die Rauflust, die Schmerzverachtung, der Trieb zu waghalsigen, gefährlichen Unternehmungen augenblicklich in eben so viele Tugenden um, und da es mir dabei an Kopf nicht fehle, könne ich es, falls ich nicht tot oder zum Krüppel geschossen werde, auf dieser Bahn weit genug bringen.

Wie zum Raufen zwei tüchtige Fäuste, standen mir zum Wandern auch ein Paar rüstiger Beine, aber leider kein Geld zu Gebote; ich hatte keins und die Eltern nur für das Notdürftige genug und so nagte und gärte schon vom zarten Alter an dieser Trieb vergebens, wie verhaltener Most im Fasse, in mir, und wenn Handwerksbursche zum Tore hinaus auf die Wanderschaft zogen, das Bündel auf dem Rücken, die Pfeife in der einen, den Knotenstock in der andern Hand und lustige Marschlieder im Munde, kam ich mir mit meiner unbefriedigten Sehnsucht vor wie die arme Gans, die im Hühnerhofe versperrt, umsonst unter kläglichem Geschrei die Flügel schlägt, wenn oben in der Luft ihre wilden Geschwister, der Freiheit und Freizügigkeit froh, über aller Herren Länder hin unter fröhlich rauhen Klängen ziehen.

Mindestens blieb, so weit nur die Schnur, an der ich so kurz gebunden war, reichen mochte, keine Schlucht von mir undurchstöbert, kein Berg, keine Felsspitze, mit der sich nicht bereits der Fuß des Knaben gemessen, eine ausgenommen, die, alle anderen überragend, ein paar Stunden landeinwärts, aus einem dunklen Forste, der sich an ihrem Fuße hinzog, emporstieg. Fast noch in den Kinderschuhen wagte ich schon tolldreist den Versuch, nach jenem



geheimnisvoll lockenden Gipfel durchzudringen, aber alsbald im Walde, der weit ausgedehnter war, als er von der Ferne geschienen, von der Richtung, die ich genommen, abkommend, verlor ich den Kopf, rannte nun, mich immer mehr verirrend und verwirrend, planlos hin und wieder unter stets sich steigernder Angst vor Räubern, Bären und Wölfen, die aus jedem Busch, an dem ich atemlos vorüber lief, mich anzugrinsen schienen, und kam, endlich doch den Ausgang findend, in später Abendstunde mit zerkratztem Gesichte, zerfetzten Kleidern, ganz in Tränen und Schweiß gebadet, zu den bestürzten Meinen zurück. Nur der Anblick, den ich bot, jämmerlich und lächerlich zugleich, und die Beruhigung, daß ich nur überhaupt wieder zum Vorschein gekommen, retteten mich diesmal vor einer sonst unfehlbaren Exekution.

Eigenwillig wie ich war, hatte ich dennoch, ungeschreckt von dem ersten so kläglich abgelaufenen Versuche, diesen später noch öfter und immer vergebens erneuert, endlich war er gerade in jenem Zeitabschnitte, wo meine Erzählung begann, gelungen; eine überreiche Szenerie der herrlichsten Donaulandschaften lag zu meinen Füßen und über dieselben hinaus gewahrte mein trunkener Blick zum erstenmale den langen Zug der Hochalpen, deren gewaltige Konturen in geisterhafter Majestät wie riesige Heldengestalten der Vorwelt vom äußersten Horizont zu mir herüberdämmerten.

Bei diesem überwältigenden Anblicke war ich, der nun fast achtzehnjährige Bursche, halb träumerisch, halb nachdenkend in mich selbst versunken, mein bisheriges tolles Treiben kam mir so schal und nichtig und ich selbst mir auf diesem Geiersitze mitten in der herrlichen Natur, die rings um mich lachte, so einsam und freudenarm vor, und zu dem Triebe in die ungemessene Ferne stahl sich momentan eine weiche Sehnsucht nach etwas, das ich nicht zu nennen wußte, in meine sanfteren Regungen bis nun verschlossene Brust

Wie wenig ahnte ich, daß mittlerweile das gute Glück, so günstig der Jugend, weil mit der Jugend in Leichtsinn und Launen so nahe verwandt, bereits auf Erfüllung Bedacht genommen.

Zu Hause angekommen, fand ich einen gleicherweise an meine Eltern und an mich gerichteten Brief vor. Ein Vetter, der tief im Waldviertel auf einer Patrimonialherrschaft Beamter und gegen meine Eltern von früheren Tagen her viel verpflichtet war, ergriff die Gelegenheit, diese Verpflichtung, mich auf einige Zeit zu sich ladend, abzutragen, indem er, um den Vorschlag plausibel zu machen, auf den glücklichen Zufall hinwies, daß eine Kutsche den fürstlichen Güterinspektor in größeren Zwischenräumen hin und wieder zu bringen und daher, einmal hin, einmal zurück, leer oder mit mir als billiger Gegenfracht beladen, zu gehen hatte. Diese Billigkeit nebst dem Fürworte des guten Onkels, den ich mit der Aussicht, in jener neuen Gegend neue Mineralien für ihn aufzufinden, bestach, gab endlich nach langem Weigern bei meinen Eltern den Ausschlag, die nicht ohne Grund nur ungern den unbändigen und doch so geliebten Wildfang auf längere Zeit aus den Augen verloren. Und so fuhr ich denn an einem frischen Herbstmorgen zum Tore hinaus, mit mäßigem Taschengelde und vielen Ermahnungen versehen und erfüllt von unendlichem Behagen, wie es etwa Rebekka empfunden haben mochte, als sie, die mitgenommenen goldenen und silbernen Gefäße unter sich im Sitzpolster, aus Labans Hause auszog.



Es mag wohl wenig junge Leute geben, die es nicht vorzögen, auf dem Kutschbocke, wo man aktiv ist und fährt, als in der Kutsche, wo man passiv ist und gefahren wird, zu sitzen, und so natürlich diesmal auch ich und um so lieber, als der Kutscher ein Exemplar war, wie ich es nur wünschen mochte. Ein kleiner, stämmiger Kerl mit listigen, unsteten, etwas scharfen und stechenden Augen, aber harmlos, voll guten Humors und unerschöpflicher Lust zu fabulieren. Kaum hatte mein mit ihm geteilter Tabak sein Herz mir genähert und den Mund entsiegelt, so verbreitete er sich, gleich einem Strome, der, vom Eise befreit, unermeßlich austritt, erst über Näherliegendes: die Freuden und Leiden des Fuhrmanns, „der da lebt an der Straßen", kam dann auf die Krankheiten, Kaprizen und Tücken der Pferde zu sprechen, die es, als wären sie Menschen, oft faustdick hinter den Ohren haben, und glitt endlich unvermerkt auf ein Metier hinüber, das mit seinem eigentlichen nur wie durch Nebenlinien und Sekundogenituren zusammenhing, auf die Wirtshausschlägereien, in die so ein armer Kutscher oft unschuldigerweise und wider seinen Willen hineingerate, wie er sagte. Aber trotz dieser Versicherung verriet die Kenntnis und sichtliche Liebe, mit der er mich, erfreut über meine Aufmerksamkeit, väterlich, wie der alte Chiron den jungen Achill zu unterweisen suchte, den routinierten Praktiker und Raufbold von Profession. Auf Größe und Stärke, sagte er, komme nur wenig, auf Pfiffigkeit und Geschicklichkeit alles an; der kleinste Kerl könne es mit Goliath aufnehmen; das Genick müsse man beim Raufen hübsch einziehen und, „den Kopf vorunter", mit den Fäusten nach aufwärts, immer nach aufwärts gegen des Widersachers Brust und Gesicht Püffe austeilen, vor allem aber dessen Nase zu treffen suchen; wenn die einmal tüchtig blute, sei gewonnen Spiel, denn wegen des ewigen Herabfließens, Abwischens und Schneuzens vergehe selbst dem größten Raufer für diesmal aller gute Humor und die Lust an der Sache.

Unter solcher Kurzweil und Auferbauung trottete ich anfangs durch mir bekannte, dann unbekannte Regionen dahin, endlich den „Seiberer" hinan, einen Berg, über welchen damals ins Innere des Kreises eine Straße geführt, steil wie eine Stiege und so verwahrlost, als hätte Mutter Natur — bekanntlich die schlechteste Straßenmacherin von der Welt — eigenhändig mitgeholfen; selbst der Kutscher bekreuzte sich davor, der Rückfahrt gedenkend, und murmelte so etwas wie „Umwerfen" für sich in den Bart. Behaglich spitzte ich die Ohren. Umgeworfen werden? Dieser eigentümliche Genuß fehlte noch im Register meiner arm- und beinbedrohlichen Passionen.

Immer tiefer gerieten wir, diesen Berg im Rücken, ins Waldviertel hinein; Hügel auf, Hügel ab, bald an mächtigen Forsten, bald an Wiesen und Ackerland, die wie Kulturoasen mitten in diesen Wälderwüsteneien lagen, bald an Dörfchen vorüber, ärmlich aber nett wie das Innere der Wirtshäuser, an denen wir zeitweilig hielten. Die ganze Szenerie etwas monoton, aber was kümmerte das mich, der ich, im Vollbehagen der Jugend und Gesundheit, glücklicher als ein König durch den bloßen Gedanken war, daß ich reiste, gleichviel wie, gleichviel wo.

So oft wir durch eines dieser ärmlichen Nester durchkamen, blies der Postillon sein Stückchen und die Leute, jung und alt, rannten zusammen, ziemlich enttäuscht über den Passagier, der auf dem Kutschbocke mit sehr zweifel-

hafter Vornehmheit saß, trotz der großen Rauchwolken, die er voll Gravität von sich blies.

Die Sonne war bereits dem Sinken und ich dem Ziel meiner Reise nahe — der Kutscher hatte noch eine Tagreise weiter zu fahren —, wir beide waren mittlerweile stiller und wortkarger geworden, der Kutscher aus Verdruß über dies wogige Berg- und Hügelland, welch „bucklige Welt“, wie er sie nannte, ihn unaufhörlich zwang, abzusitzen und die Sperre einzulegen, ich aber durch jenes bänglich unangenehme Gefühl, von dem noch jeder so wie ich trotz meiner burschikosen Keckheit jetzt befallen ward, der in neue Verhältnisse unter unbekannte Menschen zu treten sich anschickt.

Endlich war ich an meinem Reiseziele, dem kleinen Marktflecken, wo mein Vetter hauste, angelangt; die Kutsche hielt vor einem Gebäude, das mehr einem Getreidespeicher als einem Wohnhause ähnlich sah.

Der Vetter erwartete mich bereits. Bier und eine köstliche, mir unbekannte Sorte Rauchtabaks, mit denen er mich regalierte, mundeten trefflich und schon sah ich im Geiste in seiner Gesellschaft ein recht ungebundenes, flottes Burschenleben voraus, als er mir unerwartet nach einigem Zaudern die Eröffnung machte, er habe, da er weder eigenen Haushalt noch ein vorrätiges Bett für einen Gast besitze, Sorge getragen, mich bei seinem Freunde, dem Kaufmann des Ortes, für die Dauer meines Aufenthaltes unterzubringen.

Ich, dem bei meinem unbändigen Freiheitstriebe nichts verhaßter war als Zwang und jene Unabhängigkeit, die aus Verbindlichkeiten entspringt, stand wie vom Donner gerührt. Vergebens versicherte er mich, er sei daselbst wie das Kind des Hauses gehalten und auch ich werde es und folglich so ungeniert und frei sein, wie ich es nur wünschte. Mit grimmiger Resignation folgte ich ihm dahin.

Noch ehe wir die Schwelle betraten, kam uns schon die Tochter des Hauses entgegen gehüpft, mir mit aller Unbefangenheit wie einem alten Bekannten die Hand zum Willkommen reichend. Ein etwa siebzehnjähriges Kind, keine eigentliche Schönheit zu nennen — dazu fehlte das griechische Ebenmaß der Züge —, welchem aber ein allerliebstes Stumpfnäschen, helle, kluge, äußerst ausdrucksvolle Augen, eine schlanke Taille, die jede Wendung, jede Stellung ihres zierlichen Körpers zu einer graziösen machte, vor allem aber der volle Glanz der rosigsten Gesundheit und reifen Jugendfrische, der über der ganzen Gestalt ausgegossen lag, einen bezaubernden Reiz verlieh, der mich selbst in der Verstimmung, in der ich mich befand, auf den ersten Blick wie eine ungewöhnliche Erscheinung frappierte. Ohne Verweilen führte sie mich ihrem Vater vor, der leidend war und übrigens über meine Ankunft, so glaubte ich zu bemerken, in eben dem Maße verlegen wie seine Tochter erfreut schien.

Beim bald servierten Abendmahle fühlte ich gegen letztere wahre Dankbarkeit im Herzen — so taufte ich irrig ein Gefühl, daß sich in mir zu regen begann —, daß sie die Kosten der Unterhaltung fast allein trug; denn ich war meiner tiefen Verstimmung noch nicht Meister, der Kaufmann, wenngleich voll Zuvorkommenheit gegen mich, nachdenklich und wortkarg, und sonst niemand weiter bei Tische als ein alter, körperlich und geistig mumienhaft vertrockneter Kommis, der mit vergeblichen Versuchen ringend, ein Gespräch anzuknüpfen, mir fort und fort eine Prise präsentierte, worauf ich fort



und fort erwiderte, daß ich nicht schnupfe. Selbst die Ankunft des Vetters, der noch einmal auf kurze Zeit vorsprach, konnte die alle Augenblicke ins Stocken geratende Konversation nicht recht in Fluß bringen, trotz seiner in Weinlaune vorgebrachten, mitunter ziemlich derben Scherze, die die Tochter, sie mit Takt ins Feinere hinüber zu spielen trachtend, mit erzwungener Heiterkeit und zuweilen verstohlenerweise verlegene Blicke nach mir richtend, mit vieler Deferenz hinnahm, sowie mir denn die fast unterwürfig ängstliche Aufmerksamkeit, die sie gleich ihrem Vater bei jeder Gelegenheit dem Vetter bewies, befremdlich auffiel. Schließlich machte ich der für mich immer peinlicheren Situation auf kurzem Wege dadurch ein Ende, daß ich, große Ermüdung von der Reise vorschützend, den Wunsch nach Ruhe auf unverblümte Weise zu erkennen gab.

Vater und Tochter geleiteten mich ins obere Stockwerk und in eine Art Schlafgemach, das nach ländlicher Sitte ein paar Gastbetten, allerlei nicht zum Alltagsgebrauche bestimmte Möbel und Feierkleider und den obligaten Glasschrank mit seinen Schau- und Denkmünzen, Patengeschenken, Kaffeetassen und sonstigen Angedenken enthielt.

Noch voll finsteren Mißmutes über die erlebte Enttäuschung besah ich mir soeben mit verächtlicher Gleichgültigkeit den Kasten und hatte dazu von den vielen, auf den Fensternischen und Ofengesimsen herumliegenden Obstsorten eine Birne verzehrt, die separat von den übrigen gelegen war, als plötzlich Vater und Tochter nochmals eintraten und letzterer, als er die Frucht nicht mehr auf ihrem Platze erblickte, mit der Miene größter Bestürzung mich frug: „Um Gotteswillen! Sie haben doch nicht jene Birne gegessen?“ — „Ja!“ rief ich voll Entsetzen, „war sie vergiftet?“ — „Ach nein, das nicht,“ sagte der Kaufmann traurig, „aber eine große Seltenheit, um die mir sehr, sehr leid ist; doch,“ setzte er sich korrigierend und ein freundliches Lächeln erzwingend hinzu, „der Baum steht ja noch und künftiges Jahr reift sie abermals,“ und damit nahmen er und seine Begleiterin, die schelmisch hinter ihm hervorgelugt, wieder Abschied.

Ich war außer mir über diese lächerliche Schlußszene des Unglückstages und vor allem voll Scham über den läppischfeigen, mir in der ersten Aufregung entfahrenen Ausruf; als ich aber obendrein das Töchterlein auf dem Gange im Fortgehen deutlich kichern und meinen Jammerschrei halblaut wiederholen hörte, kannte meine Wut über die Verspottung keine Grenzen, umsomehr, da ich bereits nur zu sehr einer keimenden Neigung mir bewußt war.

Ich stieß eine Verwünschung aus, so vernehmlich, daß die Fortgehenden sie hören konnten, ja mußten, warf die Kleider von mir und mich aufs Bett, in dem ich mich fast die ganze Nacht schlaflos herumwälzte, voller Verzweiflung über die Lage, in die ich geraten. Sie nach Art junger Leute phantastisch übertreibend, malte ich aus dem Grauen in's Schwarze: der Marktflecken das erbärmlichste Nest, der Kaufmann und sein Kommis die personifizierte Langweiligkeit, die Tochter ein kecker Gelbschnabel, der Vetter frech und liederlich; so wühlte ich mich leidenschaftlich immer tiefer in einen teils wahren, teils erkünstelten Abscheu vor diesem Aufenthalt hinein, den ich endlich gleich am folgenden Tage, und zwar zu Fuß, zu verlassen mich entschloß.



Zeitlich kleidete ich mich an und eilte, einen freundlichen Morgengruß, den mir die Tochter unter verlegenem Erröten bot, mit kalter Höflichkeit erwidernd, zum Vetter, ihm meinen Entschluß zu verkünden. Der hörte mich, gemächlich seine Pfeife fortschmauchend, mit unvergleichlichem Phlegma an und sagte, nachdem ich ausgetobt: „Freundchen! ich bin ein Mensch, der vor allem den Frieden und die Ruhe liebt. Mache du vielmehr statt all' des Spektakels, den ich nicht recht begreife, dem schönen Kinde, das sich langweilt, auf Leben und Tod die Cour; ich selbst täte es vom Herzen gerne, bin aber schon zu alt und zu faul dazu. Zwar in dem Alter wie du, da war ich ein anderer Kerl, da sieh nur —" und dabei stand er, seine Pfeife weglegend, in plötzlichem Eifer auf, zog eine Schublade und in ihr aus einem Durcheinander von Wäsche, einigen Büchern, Rasier- und Rauchrequisiten eine mäßig große Papierschachtel hervor, die ihrer Aufschrift nach „Abends einen Kaffeelöffel voll" ein Arzneipulver enthalten haben mußte. Zu meiner größeren Verwunderung als Erbauung schüttete er daraus eine ganze Kollektion Haarlocken hervor, mit vergilbten Bändchen gebunden, Haarlocken von allen Farben, braune, brünette, blonde, schwarze. „Allen jenen süßen Kindern, die sie trugen," sagte er, „habe ich einst ewige Treue geschworen und ihnen, wie du siehst, wenn nicht diese, doch ein frommes Andenken bewahrt. Darum, Freundchen, sei kein Narr und tröste dich, wenn du dort eine verbotene Birne oder, was weiß ich, gelegenheitlich auch einmal einen verbotenen Apfel verspeisest. Jedenfalls hast du auf die schöne Marie — so hieß des Kaufmanns Tochter — einen vorteilhaften Eindruck gemacht, wie sie mir gestern abends im Fortgehen noch zugeflüstert." Diese Erdichtung hatte er auch ihr von meiner Seite ins Ohr geträufelt, lediglich, wie er mir später gestand, um uns, nach seinem Ausdruck, „ein bischen aneinander zu hetzen".

„Übrigens," fuhr er fort, indem er seinen Lockenraub wieder in die Schachtel quetschte „tu, was du willst, bleib' oder geh', nur geniere dich weder in dem einen noch andern Falle; diese Leute dort müssen nach meiner, folglich auch deiner Pfeife tanzen, denn ich habe sie, wenn du es schon wissen sollst, ganz im Sack und all' mein Erspartes in ihrem Kram stecken. Ziehen ich und noch ein Jemand unser Geld vom Kaufmanne, so —" hier machte er mit der Hand das Zeichen des Umkippens.

Dies bedeutungsvolle Zeichen und die letzten Worte, die er mit der Miene des Unmutes gesprochen, fielen mir auf's Herz. Wie ein Blitz über dem Abgrund beleuchteten sie mit einemmale die ganze Situation und ich gewahrte in dem Kaufmannshause eine jener nur zu zahlreichen bürgerlichen Existenzen, wo, während nach außen das Dekorum heiterer Wohlhäbigkeit bewahrt wird, innerhalb der vier Pfähle ein unablässiges Ringen, sich über dem Wasser zu erhalten, das bereits an den Mund reicht, unter steter Gefahr noch weiter zu reichen, die Ärmsten weder zu Atem noch zu Ruhe kommen läßt. Nun begriff ich die submissen Ergebenheitsadressen, die gestern Vater und Tochter bei jeder Gelegenheit an den Vetter gerichtet, nun begriff ich die nachdenkliche Ängstlichkeit, mit der der Kaufmann meine aufgedrungene Einquartierung aufnahm und die in der Tat eine feindliche werden konnte, wenn ich sie, in dem Sinne, wie der Vetter anzudeuten gewagt, mißbrauchte

oder sie auf so eklatant beleidigende Weise plötzlich aufhob, wie ich eben im Begriffe gestanden.

Mit jener romantischen Überschwänglichkeit, wie sie der Jugend, — und jenem Hange zur Großmut, wie er gerade Wildfängen so eigen, faßte ich augenblicklich einen Entschluß. Kaum hatte der Lockenräuber schließlich noch eine seiner sogenannten Liebesgeschichten, auf die ich, bisher wohl roh und rauh, aber noch nicht verderbt, mit halbem Ohre und geheimem Ekel gehorcht, zu Ende erzählt, als ich von ihm weg und zum Kaufmann eilte, gegen den ich plötzlich die herzlichste Teilnahme sowie gegen das schöne Kind, das mich durch sein Kichern so außer Fassung gebracht, keinen rechten Groll mehr empfand, vielleicht weil jenes Schmeichelgift schon seine Wirkung auf meine jugendliche Eitelkeit zu äußern begonnen, das mir der Vetter mit so mephistophelischem Geschick beigebracht hatte.

Das Frühstück wartete bereits dort auf mich; Marie servierte es. „Wir haben Sie wegen gestern —" sagte sie stotternd und errötend, — aber ich ließ sie nicht zu Worte kommen. „Ich, ich," rief ich aus, „habe um Vergebung zu bitten und hoffe sie zu erhalten!" Ich erfuhr nun den Hergang der lächerlichen Tragödie, die ich improvisiert. Der Vater, der nur ein Steckenpferd — die Pomologie — aber dies mit aller Leidenschaft ritt, hatte die seltene „Marie Louisen"-Birne auf einen Baum, der die nicht minder geschätzte „Napoleon"-Birne trug, gepfropft; die erste, so sehnlich erwartete Frucht dieser Kopulation, mit der er stolzierte, hatte vor der vollen Reife der Wind herabgeschüttelt; um ganz nachzureifen, lag die leckere Kostbarkeit auf dem Ofengesimse, wo leider gerade sie mir Unglückseligem, dem es nun erst recht leid tat, dem armen Manne seine harmlose Freude verdorben zu haben, unter die Zähne geraten mußte.

„Ich muß zu dem Vater hinaus," rief ich, „ich muß mit ihm reden." „O, tun Sie es ja," sagte das holde Geschöpf in freudiger Hast, indem sie mir einen Blick voll Dankes und, wie es schien, nicht bloß voll Dankes zuwarf; „die ganze Nacht schloß er kein Auge, er ist ohnedies so leidend," sagte sie traurig, „und doch so gut." Ich eilte aus dem Zimmer in den anstoßenden Laden zum Kaufmann, knüpfte so unbefangen und herzlich wie nur möglich mit ihm, der über meine Umwandlung ebenso überrascht wie erfreut schien, ein Gespräch über gleichgültige Dinge an und eilte dann ins Freie, mir die Gegend zu besehen.

Umsonst! Schon hatte der Blick, den Marie mir zugeworfen, den Funken, der durch das abendliche Zerwürfnis erstickt zu sein schien, zur Flamme angefacht. Wenn ich, noch in den Kinderschuhen, vor einer Schmiede stehend, mit stets neuem Erstaunen das wunderliche Gebahren der berußten Zyklopen betrachtete, die die glimmenden Kohlen durch Besprengen mit Wasser erst recht auflodern machten, wie wenig ahnte ich, daß dies Gleichnis dereinst so gut auf mich passen würde; denn bereits stand, wohin ich mich auch auf dem Felde wendete, das Bild des holden Mädchens, das ich erst kürzlich so zu hassen und zu verwünschen schien, vor mir, aus jedem Busche lächelte mir ihr liebes Gesichtchen entgegen, auf jedem Wege, den ich betrat, umgaukelte mich die schlanke, graziöse Gestalt wie ein Schmetterling, den man



immer zu haschen glaubt und nie zu haschen vermag. Armer Onkel! wo blieben die seltnen Mineralien, die ich für dich auf den Feldern aufzulesen versprochen!

„Kommen Sie," sagte Marie nach Tische, während der Vater sein Mittagschläfchen hielt, „ich muß Ihnen doch unsern Garten zeigen." — O du winzig kleiner Erdenfleck mit deinen im Grunde so armseligen Schönheiten, deinen Blumenbeeten, gefüllt mit ordinärer Ringelblume, Veigel und Reseda, deinen wettergebräunten Holzsitzen unter dürftigen Bohnenlauben, wie schwinden alle die klassischen Stellen der Schweiz und Roms berühmte Trümmerhaufen, welche zu schauen das Geschick mir gegönnt, im Vergleich gegen dich und das namenlose Entzücken, das mich selbst jetzt noch in der Erinnerung an dein Paradies, den Schauplatz von mehr als irdischen Freuden, mit süßen Schauern befällt! — Gelehrig folgte ich dem holden Cicerone von Baum zu Baum, die nett und rein gehalten, Täfelchen und teilweise noch ihre rare Frucht tragend, in Reih und Glied längs der kiesbestreuten Gänge standen und deren mitunter absonderliche Namen sie mir, mit Ausnahme eines einzigen Baumes, an dem sie verlegen vorüberhuschte, gelegenheitlich mitten unter andern Gesprächen exponierte.

Ich weiß nicht, wie es denn kam, daß ich, diesem lieben Geschöpfe gegenüber allmählich meine ganze Zuversicht und Dreistigkeit verlierend, nur so wie ein blöder Junge ihre heiter neckischen Fragen und Reden erwiderte. Doch mochte ich gerade durch diese schüchterne Bescheidenheit sowie überhaupt durch das Bestreben, um des guten Eindruckes willen, von dem der Vetter fabuliert hatte, recht einnehmend und liebenswürdig zu erscheinen, in der Tat weit liebenswürdiger, als ich zu hoffen wagte, geworden sein. Und da dies Bemühen auch von ihrer Seite — selbst die Locken hatte sie sorgfältiger geringelt — und mit nicht minderem Erfolge stattfand, so würde der Vetter, hätte er uns belauschen können, schon jetzt erkannt haben, daß sein mephistophelischer Scherz, „uns ein bischen aneinander zu hetzen", nur zu sehr gelungen und unsere jugendliche Unerfahrenheit bereits im Begriffe sei, mit vollen Segeln dem klippenreichen Ozean zuzusteuern, wo weder Vernunft Pilot noch St. Nikolaus Patron ist.

Es währte nicht lange, so trat auch der Vater, der seine Siesta auffallend kurz gehalten hatte, zu uns, um den pomologischen Kursus aufs neue und mit all der umständlichen Weitläufigkeit eines für sein Fach eingenommenen Enthusiasten zu beginnen, so daß selbst Marie, als das Ding kein Ende nehmen und er eben zu dem verhängnisvollen Baum, an dem sie vorüber geschlüpft war, kommen wollte, wie um eine Diversion zu machen, mit fast bittender Geberde zu mir sagte: „Diese ganze Baumzucht, die Sie hier sehen, ist meines guten Vaters Schöpfung und seine einzige und größte Freude." — „Nein, weder seine einzige noch größte," sagte der Vater, einen unaussprechlich zärtlichen Blick auf sein Kind werfend, das alsbald an seinen Hals flog.

Diese und ähnliche Szenen verfehlten nicht ihre Wirkung auf meine sanfteren Gefühlen bereits geöffnete Brust, Gefühlen, denen ich mich nun mit aller Leidenschaftlichkeit meines zu Extremen geneigten Naturells hingab. Die Neigung, die ich bereits so entschieden für die Tochter gefaßt, übertrug



sich wie von selbst auf ihren Erzeuger, dessen klanglose und doch so seelenvolle Stimme, dessen matt erloschenes und doch so treuherzig milde blickendes Auge für mich etwas unendlich Rührendes hatten. Ich begann mir immer mehr in dieser ländlichen Abgeschiedenheit zu behagen, in dieser reinen Atmosphäre zweier guter Menschen, die nur durch die Wolken von Trauer und Schwermut getrübt ward, die von Zeit zu Zeit über des Kaufmanns Stirn, ja zuweilen flüchtig selbst über jene seiner Tochter zogen.

Durch das geduldige Anhören der pomologischen Vorlesung schien aber auch ich in der Gunst des Vaters, trotz der besorgten und forschenden Blicke, die er zuweilen auf mich geworfen, bedeutend gestiegen zu sein; und als er gar gesprächsweise vernahm, ich verstünde mich etwas auf Kräuter und Steine, faßte er mich traulich bei der Hand und ich mußte mit ihm eilig hinaus ins Freie, eine Pflanze, die er nicht zu finden wußte und der er große Heilkraft zuschrieb, für ihn aufzusuchen. Der Ärmste! für seine Leiden war, das zeigte sich, kein Kraut mehr gewachsen trotz aller Blutreinigungsspezies und Lebensessenzen, die in seinen Zimmern allenthalben auf Schränken und in Nischen bemerkbar waren.

Während wir durch die Felder schweiften, war seine Tochter wie ein Wiesel hin und wieder gelaufen, bald eine Pflanze, bald einen Stein, der ihr auffiel, herbeibringend, als wollte sie mir Gelegenheit geben, mich dem Vater im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen; eitel wie ich war, würde ich in der Tat den Kitzel, dem lieben Kinde gegenüber mit meinem bischen Wissen zu prahlen, noch lebhafter empfunden haben, hätten nicht die über allen Begriff dummen deutschen Pflanzennamen: wie Kälberkropf, Läusekraut, Teufelsabbiß, Hühnerdarm, Saubrot &c. &c. mir allen Spaß verleidet und es so recht anschaulich gezeigt, daß bei der liebenswürdigsten und ästhetischesten der Wissenschaften die unliebenswürdigsten und unästhetischesten der Menschen: Schweine- und Rinderhirten, Jäger und Wilddiebe, Kräuterweiber und Hexen Pate gestanden. Doch ersah ich die Gelegenheit, die hübschen Blümchen Augentrost und Vergißmeinnicht, die beide um diese Zeit noch blühten, aufzuraffen und das in seiner Zusammenstellung bedeutungsvolle Sträußchen unter starker Betonung der Namen heimlich ihr zuzustecken.

Abends erschien der Vetter, der sich gegen mich aufs lebhafteste entschuldigte, daß er, gehindert durch eine unerwartete Revisionskommission, die seine Zeit fast ganz in Anspruch nehmen werde, nicht in dem Maße, als es billig und er willens wäre, für mein Vergnügen zu sorgen vermöge; eine Nachricht, die ich mit geheimer Lust statt mit Unmut — so sehr hatte ich bereits umgeschlagen — mir zu Herzen nahm.

Wie um mich und sich für die Hiobspost ein wenig schadlos zu halten, verlangte er nach Punsch. Er hatte alsbald seinen Willen, das feurige Getränk kreiste unter jenen banalen Rundgesängen, wo Text und Melodie so wenig, das selbstgenügsame Behagen des Sängers aber alles tut und das auch bei uns, selbst ausnahmsweise bei dem vertrockneten Kommis und dem nachdenklichen Vater, seine Wirkung nicht versäumte. Das lose Töchterlein sang und trank, während es selbst nur wie ein Vogel nippte, mir fleißig zu, so daß ich, abwechselnd bald in die lieben Augen, bald ins Glas guckend, ziemlich bespitzt von dem ungewohnten Gelage aufstand, als

der Kaufmann, der unbeugsam an der normierten Sperr- und Schlafstunde festhielt, das Zeichen zum Aufbruch gab.

Während die Magd mich ins obere Stockwerk mit dem Lichte geleitete, machte sich Mariechen unter einem Vorwande gleichfalls dort zu schaffen; da faßte ich auf einer der obersten Stufen, mich stellend als glitte ich aus, ihre Hand und wagte es, sie zu drücken. Deutlich glaubte ich, leisen Gegendruck ihres lieben, weichen Händchens empfunden zu haben. Ich glaubte es nur, aber es reichte hin, mich in die verliebteste Ekstase zu versetzen.

Ich hätte nicht verliebt, das ist, zugleich hirntoll und doch auch klug und schlau im Erspähen von Zeit und Gelegenheit sein müssen, wenn ich nicht des folgenden Tages das Mittagsschläfchen des Vaters wahrgenommen und benützt hätte. Wirklich fanden ich und Marie uns wie zufällig im Garten, wo sie sich zu tun machte, zusammen, beide sichtlich hocherfreut über das pünktliche Einhalten des nicht verabredeten Stelldicheins. Wie süß und wie mit immer größerer Vertraulichkeit plauderte sichs doch an diesem stillen Plätzchen! Ich mußte ihr von meiner Heimat, meinen Angehörigen erzählen, von dem Leben und Treiben am Donaustrom, was sie alles ungemein zu interessieren schien. Aus ihrem lieben Munde hinwieder erfuhr ich, wie sie seit dem Tode der Mutter dem Vater die Wirtschaft geführt und an seiner Seite gar so ruhig und glücklich bis zu dem verhängnisvollen Brande gelebt habe, der, wie sie mit einem schnell unterdrückten Seufzer sagte, mehr als eine schlimme Folge nach sich gezogen; dann erging sie sich im Detail ihrer Wirtschaft, — sie wollte, ich sollte es bemerken, wie sehr sie sich darauf verstünde, — und schließlich in einer begeisterten Lobrede auf den Charakter ihres Vaters, an dem sie mit der glühendsten Liebe hing.

Jedes von uns hatte, während wir so süß schwatzten, einen Ast des Baumes, vor dem wir uns befanden, ergriffen, so standen wir in nächster Nähe einander gegenüber und ich in gefährlicher Schußweite ihrer Augen, aus deren tiefster Tiefe heute ein unnennbares Etwas, das mich mit Entzücken füllte, deutlich mir entgegenleuchtete. Ja, ein größeres Weltwunder bist du, du Menschenauge, als alle übrigen sieben zusammengenommen! Aus der kaum zwei Linien weiten Ritze deiner Pupille lauert der Mord hervor, grinst der Wahnsinn, flammt der Zorn, lächelt die Kindesunschuld, starrt die Todesangst, winkt, wie ferne Himmelsbläue, der Liebe bodenloser Abgrund!

Das Knarren der Gartentür — sie nahm mahnend und warnend offenbar Partei für uns Liebende — und der Vetter, der durch sie trat, rissen uns plötzlich aus der holden Traum- und Zauberwelt, die uns zu umstricken begann. Sehr zur Unzeit kam er, der gerade einige freie Stunden hatte, um mich durch seine Einladung zu sich aus meinem Paradiese heraus mitten in seine Junggesellenwirtschaft zu versetzen, die mir nun so öde und traurig, wie er selbst lästig und langweilig erschien.

Er war, wie ich ihn allmählich näher kennen lernte, im Grunde kein böser, vielmehr in gewisser Hinsicht selbst ein harmloser Mensch zu nennen, der aber, nachdem er in der Jugend mehr Feldzüge, als ihm zuträglich, mitgemacht, nun überreizt und übersättigt in völliger Apathie, ohne Ruder und Kompaß, auf den Lebenswogen dahin trieb, und der, weil ihm das



Dasein selbst nur mehr als Posse erschien, die Muße, die ihm sein Amt ließ, auch bloß mit allerhand Possen und Schabernack auszufüllen beflissen war, infolgedessen man bei ihm nie recht wußte, was in seinen Reden wahr oder falsch und ob er mit seinen Rodomontaden und Schnurrpfeifereien nur sich oder auch andere zum besten zu haben gewillt sei.

Während ich andächtig auf diese Schnurren zu horchen mich anstellte, weideten meine Gedanken wieder längst auf anderer, besserer Weide, fort und fort mit dem lieben Mädchen beschäftigt, das immer mehr, alles übrige verdrängend, meine Seele zu füllen begann.

Auch nur in ihrer Nähe zu sein war schon Glück, sie zu sehen, dem melodischen Klang ihrer Stimme zu lauschen, fast mein einziger Wunsch, denn jenen, aus ihrem Munde die Erwiderung eines süßen Geständnisses zu vernehmen, wagte ich kaum zu hegen. Zwar ihr flüchtiges Erröten bei jeder unvermuteten Begegnung, ihre Stimme, die, wenn sie mit mir sprach, so eigentümlich weich und innig ward, ihr unsicherer Blick, der mich zugleich aufzusuchen und zu fliehen schien, ließen mich wohl von Tag zu Tag mehr ihre wachsende Neigung ahnen und mit ihr mein Glück, aber mich dessen zu vergewissern, schreckte mich eine Art frommer Scheu vor dem Unglücke, das wie eine Wetterwolke fortwährend drohend über den Häuptern der Ärmsten hing. Mir war es nicht entgangen, wie nach dem Eintreffen eines Briefes der Vater alsbald unwohl und die Augen seiner Tochter vom Weinen rot geworden.

Es war an einem jener goldig sonnigen, heiter frischen Herbsttage, der Kaufmann nach Tische in Geschäften außer Hause, die Mägde in demselben vollauf beschäftigt, kein Lüftchen regte sich im Garten, in den mich Sehnsucht und Hoffnung getrieben, alles lag da so ruhig, traulich und still. Ich hatte nicht umsonst gehofft; sie kam, aber wie zögernd, wie von zweierlei Empfindungen bewegt. Eine leise Spur von Trauer lag noch auf ihrem Gesichte, ihr sonst so lebhaftes Auge blickte heute so milde, ihre Stimme klang so weich und innig wie nie zuvor; aber auch ich, der ich ein Geständnis im Herzen und fast schon auf der Zunge trug, ward bei ihrem Erscheinen befangen, mein Entschluß schwankend, meine Sprache unsicher und verwirrt. So waren wir unter scheinbar gleichgültigen Gesprächen, die unsere innere Bewegung nur schlecht verbargen, die Kiesgänge auf und nieder gewandelt, bald bei einem Blumenbeete, bald bei einem Baume stillegestanden, um den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen, zuletzt bei jenem lieben Bäumchen, das jüngsthin Zeuge unseres traulichen Zwiegespräches gewesen. „Werden Sie zu Ostern wiederkommen?" frug sie nach einer Pause mit stockender Stimme. „Marie", sagte ich bebend, „wäre es Ihnen lieb, wenn ich wiederkäme?" „Ja", sagte sie leise und tonlos. Ich faßte ihre Hand, sie zog sie nicht zurück, sie ruhte zitternd in der meinen. Ich stand sprachlos, regungslos, jenes Gefühl, das zu schildern es kein Wort, keine Farbe, keinen Ton gibt, stürzte sich wie vom Himmelsgewölbe auf mich Glücklichen herab; da entriß sie mir, wie von einer plötzlichen Vorstellung ergriffen und geängstigt, rasch ihre Hand und eilte dem Ausgange zu; noch einmal wendete sie sich mit einem Blicke, einem unvergessenen Blicke nach

mir um; ich warf ihr in höchster Erregtheit einen Kuß zu, da war sie hinter der Tür verschwunden.

Meinem siedenden Blute ward es in Kopf und Brust, die zu springen drohten, wie im Garten und Haus zu enge, querfeldein rannte ich, ohne des Weges zu achten, in trunkener Verzückung fort und fort, während ich mehr zu schweben als zu gehen und die Gegend, durch die ich kam, im magischen Lichte um mich zu flackern und zu leuchten schien. Eine halb verfallene, halb bewohnte Ritterburg, an die ich wacher Schlafwandler beinahe mit dem Kopf gestoßen, weckte mich endlich aus meiner Betäubung. Eben auf Rückkehr mich besinnend, gewahrte ich ein schönes, sonnengebräuntes Kind, das als Bauernmädchen, aber geschmackvoll und reinlich gekleidet, ein Grasbündel auf dem Kopfe tragend und ein französisches Liedchen trällernd des Weges daher kam. Mich wundert noch heute, daß ich damals, ohnedies wie im Fieberdelirium wandelnd, nicht gänzlich übergeschnappt und gleich meinem berühmten Vorgänger auf die Idee geraten bin, das Schloß eines Zauberers und Riesen und in dem hübschen Kinde eine in eine Bauerndirne verwandelte Prinzeß aus dem Lande der Troubadours vor mir zu sehen. Nicht ohne einiges Grausen frug ich sie im gewähltesten Französisch — das heißt, so gut ich es zu sprechen verstand, — um den nächsten Weg zu meinem Wohnort; hocherfreut, diese Sprache von mir zu vernehmen, lud sie mich ins Schloß, was ich, auf die bereits tief am Horizont stehende Sonne weisend, unter Verbeugungen ablehnte. Die Rückkehr in der endlich immer mehr eingebrochenen Dunkelheit, bei der ich bald gegen einen Baum, bald gegen einen Stein stieß, brachte mich freilich ziemlich ernüchtert nach Hause, wo Vorwürfe meiner harrten, sanfte von Seite des Kaufmannes, heftige von Seite der Tochter, die die Unruhe und Angst, in die sie mein Ausbleiben versetzt, mir noch höher angerechnet hätte, wäre sie nicht allsogleich durch den Bericht über mein Abenteuer versöhnt worden.

Von ihr erfuhr ich, daß das Schloß, bei dem auch ein kleiner Grundbesitz, einem Baron gehöre, der, nachdem er ohne Verschulden fast sein ganzes Vermögen, aber nicht seinen Stolz eingebüßt, hieher in die Waldeinsamkeit geflohen war, um in diesen ritterlichen Ruinen den Ruin seiner Existenz mit noch einigem Anflug von Standeswürde zu tragen; das Grasbündel schleppende Fräulein, das ich gesehen, sei seine Tochter, Mariechens beste Freundin, und ebenso gebildet, häuslich und gut, wie ihr Bruder anmaßlich und roh. So ward denn beim Abendtische, den heute auch der Vetter zierte, eine Lustfahrt nach dieser Zauberburg für den morgigen Sonntag anberaumt, der Vetter versprach, uns mit der herrschaftlichen Kutsche zum Schlosse zu geleiten, wir sollten ihn dann in einem benachbarten Dörfchen, wo er Geschäfte abzumachen hatte, auf dem Rückwege treffen.

Wie werden doch am „Tage des Herrn" zwar nicht die Welt, doch die Menschen mit einem Male ganz anders! Wie ausgewechselt! Als hätte das Spülicht, das den Werkeltagsschmutz von ihren Wohnungen und Leibern gewaschen, auch all' ihre sonstige Misere, ihren gegenseitigen Neid und Haß, ihr gieriges Jagen nach dem Erwerb, ihr dumpfes Brüten über dem Erworbenen mit hinweggeschwemmt, eilen sie mit Feiertagskleidern, Feiertagsgesichtern, Sträußchen auf dem Hute, Blumen im Knopfloche, zu Fuß



und zu Wagen hieher, dorthin, um in geselligem Vereine das Glück und die Freude zu suchen, die der Mensch dem Menschen gewähren kann.

Und so rollte unter den Fußgängern, die nach allen Richtungen ins Freie zogen, auch eine Kutsche, die drei heitere Menschen trug, dahin, denn selbst Marie hatte, die Wirkung des Tages empfindend, ihre ganze Munterkeit wiedergewonnen; tapfer wehrten wir uns gegen des Vetters Neckereien, unter Lachen und Späßen den Ernst einer Neigung verbergend, die wir um jeden Preis vor ihm und noch mehr vor dem Vater geheim halten wollten.

So waren wir, ehe wir's dachten, zum alten Ritterschloß gelangt, von dem ländlichen Burgfräulein mit aller Herzlichkeit, von dem Burgherrn mit ruhigem Anstand empfangen, der, näher besehen, als ein ziemlich borniert in die Außenwelt blickender, sonst aber selbst in der Bauernjacke noch die Würde und guten Manieren seines Standes wahrender Kavalier sich erwies. Für mich, in dessen Wesen sich jetzt immer mehr die Gefühlsseite herauszukehren begann, hatte das eigentümliche Gemisch von früherem Wohlstand und gegenwärtiger Verkommenheit, das in diesem wunderlichen Haushalt allerorten zum Vorschein kam, dieser Prunk der Armut, der schlechten Kaffee in prächtigem Porzellan und ordinären Landwein in fein geschliffenen Gläsern mit nobler Grazie zu servieren bemüht war, eher etwas Rührendes als Lächerliches, während zugleich das beträchtliche Stück Mittelalter, das hier als alte Waffen, Gemälde, Schnitzwerk von allen Wänden niedersah, mich höchlichst interessierte.

Durch das lebhafte Interesse für diese mir neue, vorsündflutliche Welt wie durch die Courtoisie nicht minder, deren ich mich, gestachelt von Liebe und Ehrgeiz, gegen die beiden Freundinnen befliß, hatte ich die Aufmerksamkeit des Barons erregt. „Wer ist doch dieser feine junge Mann," sagte er zum Vetter, ihn bei Seite nehmend, „und von welcher Herkunft?" — „Von nicht rein bürgerlicher," erwiderte dieser, der, den Schalk im Herzen, gleich merkte, wo das hinaus wolle. „So viel ich erfuhr, stammt er mütterlicherseits von einem französischen Kavalier, der beim Ausbruch der Revolution ich weiß nicht mehr genau, gehängt oder geköpft worden, worauf sich dann die Familie nach Österreich geflüchtet." — „Dachte ich's doch gleich," sagte der Baron mit großer Genugtuung, „glauben Sie mir, es ist nicht Vorurteil, Erziehung tut's nicht, es liegt im Blute." Guter Baron, warum frugst du nicht mich? Ich würde dir besser als mein Vetter die Wahrheit gesagt und im Vertrauen gestanden haben, daß mich jener Meister aller Meister in die Lehre genommen, der einst Leander schwimmen, den Schmied von Antwerpen malen und nun soeben auch mich im Handumdrehen Mores und Manieren gelehrt.

Allzukläglich hatte der Kaufmann, auf seine Kränklichkeit hinweisend, gebeten, ihm nicht durch zu spätes Nachhausekommen Sorge und Pein zu bereiten, als daß wir nicht, seinen Willen erfüllend, unseren Besuch gekürzt hätten. Zu Fuß wanderten wir, während der Vetter bereits zu seinen Geschäften vorausgeeilt, einen den Weg kürzenden Steig entlang, von Mariens Freundin begleitet, die trotz schwieliger Hände und verbrannten Gesichtes zu meiner Verwunderung hohe Bildung und selbst Wissen verriet.



Eben waren wir an einer Mühle im Tale vorübergekommen und im Begriff, über einen sanften Berghang den Fußpfad emporzusteigen, der zu dem Dörfchen, wo der Vetter und die Pferde unser harrten, sich hinschlängelte, als das liebe Geplauder der beiden Freundinnen plötzlich zu verstummen begann wie Lerchengesang in der Nähe eines Raubvogels.

Dieser säumte auch nicht in der Gestalt des jungen Barons sichtbar zu werden, der, durch die Gegend schweifend, unvermutet auf uns stieß. Ein wüst aussehender Bursche, dessen süffisantes Benehmen, vor allem aber die Freiheiten, die er sich gegen meine Begleiterin, auf die er ein Auge geworfen zu haben schien, mit doppelt impertinenter Herablassung erlaubte, mich allsogleich mit Haß und Verachtung gegen ihn erfüllte. Er mochte es merken und dadurch, noch mehr aber durch die unverhehlte Geringschätzung, die Marie ihm, sowie die Bevorzugung, die sie mir bezeigte, wurde der Rüpel plötzlich wie ein Truthahn vom Eifersuchtskoller befallen. Er nestelte sich höhnend und neckend an mich, frug, ob ich mich — diese Dame da sollte der Preis sein — auf's Fechten verstünde, dabei versetzte er mir, zum Scheine die Paraden und Ausfälle eines Fechters nachahmend, die derbsten Stöße und Püffe gegen die Brust. Obgleich mich, wie Romeo von sich sagt, „die Liebe feig gemacht" und ich gerne diese Boxerei, die mich hier wie eine Nemesis für meine früheren Streiche zu ereilen schien, vermieden hätte, nahm ich doch notgedrungen und meiner Muskelkraft vertrauend, den Kampf gegen den mich um Kopfeslänge überragenden Hansen an. Der schlug allsogleich, das bekannte unehrliche Stratagem, dessen ich mich von ihm nicht versah, gebrauchend, seinen rechten Fuß um meine linke Kniekehle, wiegte schnell meinen Oberkörper nach dieser Seite und wollte, daß ich nach den Gesetzen der Schwere wie ein Holzblock ins Gras plumpen sollte, was ihm nicht gelang. Da erwachte mein früheres Temperament in seiner ganzen Wildheit wieder. Wie ein Tiger schnellte ich empor und, schäumend vor Scham und Wut über den tückischen Feigling, packte ich ihn bei der Brust und schleuderte ihn, meine ganze ungebrochene Jugendkraft zusammenraffend, den Hügel hinunter. Von dem gewaltigen Wurfe kollerte und torkelte er fort und fort und zuletzt kopfüber in einen kleinen Teich, den der Müller im Tale als Vorratsbehälter für Wassermangel sich angelegt hatte. Die beiden Mädchen stießen einen Schrei des Entsetzens aus und verschwendeten vergebens die zärtlichsten Bitten um Hülfeleistung an mich, der ich regungslos in grimmiger Verstocktheit dastand. Endlich fuhr mir doch selbst so was wie Mord und Totschlag, Galgen und Rad durch den wirren Kopf, ich sprang zum Teiche hinab, wo mein Widersacher soeben, nachdem er zur Genüge Wasser geschluckt, in der Nähe des Dammes wieder auftauchte. Ohne Säumen faßte ich ihn beim Schopfe und er mich in der Todesangst bei dem meinen, so zog ich ihn unter gegenseitigen Schmerzen heraus. Kaum am Ufer wollte er abermals drohen, da flüsterte ihm seine Schwester einige Worte, die ihn stutzig und zahm machten, ins Ohr und führte ihn, nachdem sie von uns kurzen Abschied genommen, von dannen. Ich aber eilte auf's neue dem nahen Dörfchen zu, meiner lieben Begleiterin den Arm bietend, die noch vom Schreck ganz aufgeregt und selbst gegen mich etwas entfremdet war. „Lernt man doch die Männer nie aus," sagte sie nachdenklich, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so toben und rasen können!" Doch bald machte der lustige Übermut, der heute über uns gekommen,

wieder seine Rechte geltend, wir lachten herzlich über das Intermezzo. „Es war doch gar zu schön und wirklich wie zum Malen," scherzte sie, „als Ihr beide euch so in aller Liebe beim Schopfe gefaßt, wie ein paar Freunde, die gar nicht voneinander lassen wollen. Und wie eilig der Baron den Hügel hinabflog, als könne er das kühle Bad kaum erwarten!" — „Ja", erwiderte ich, „und eine Dame sollte, wie er sagte, der Preis des Siegers sein!" und somit ersah ich Gelegenheit und Vorteil und raubte ihr, als wir ins Dorf einbogen, unversehens einen Kuß, worüber sie nicht wenig erschrocken und böse war oder schien.

Der Vetter hinwieder, der, dem Widerschein in seinem Gesichte nach zu schließen, unterdessen ganz eigentümlich amtiert haben mußte, zog den Fall, den wir ihm im Nachhausefahren erzählten, ohneweiters gleich vor sein kriminalistisches Forum. „Unglücklicher, was hast du getan!" rief er ein um das anderemal, „er wird, er muß seinen Schimpf als Kavalier mit deinem Blute abwaschen! Und welche verfluchte Laufereien und Schreibereien bei diesem qualifizierten Mord wieder für uns arme überbürdete Diener des Staates und der Gerechtigkeit! Aber jedenfalls soll, ich sage es nur zu deiner Beruhigung, ihr Schwert schonungslos auf sein Haupt niederfallen, wenn er, wie ich fürchte und erwarte, dich umbringt." Dies und noch mehr dergleichen Pathetisches redete er, während er kaum das Haupt aufrecht und die Augen offen zu halten vermochte.

Trotz dieser augenscheinlichen Lebensgefahr, in der mich der Vetter schweben ließ, waren wir, nachdem wir ihn abgesetzt, in der rosigsten Laune vor dem Hause des Kaufmannes angekommen. Eine Magd, die den Kutschenschlag öffnete, nannte den Namen eines Herrn, der zum Besuche eingetroffen, worauf Marie, sich alsbald entfärbend, hastig hineineilte, während ich verdutzt zu meinem Zimmer hinaufstieg. Nach geraumer Zeit bänglicher Erwartung und Unentschlossenheit öffnete sich die Tür, Marie stürzte schluchzend herein und an meine Brust. „Um Himmelswillen, was ist vorgefallen?" frug ich bestürzt. „O, Ihnen darf, Ihnen will ich alles sagen," rief sie, „wir sind ruiniert, unser Hauptgläubiger geduldet sich nun nicht mehr länger; denn daß Sie es nur wissen, nichts von dem, was Sie hier sehen, ist unser; wir wirtschafteten mit fremden Geldern, aber all unser Ringen war umsonst; seit dem Brande und dem neuen Kaufmanne dort an der Ecke, der, weil er sich besser regen konnte, uns den Vorsprung abgewann, sanken wir immer tiefer und tiefer, um nun endlich ganz zugrunde zu gehen." — „Arme Marie!" rief ich und neigte voll Teilnahme und Schmerz mein Gesicht gegen das ihre. Wähnend, ich wolle sie küssen, machte sie mit der Hand eine abwehrende Bewegung, während sie konvulsivisch schluchzte: „Mein Vater, mein armer Vater!" Da fing auch ich heftig zu weinen an, meine Tränen fielen auf ihr Gesicht, sie richtete langsam ihre Augen auf die meinen, drückte krampfhaft meine Hand und entfernte sich zögernden, unsicheren Schrittes.

Mir aber brannte der Kopf; wie rasend rannte ich im Zimmer auf und nieder; ein Entschluß drängte den andern und einer war toller als der andere. Erst wollte ich, mit einem Messer bewehrt, hinabstürzen, um, mich für jene beide opfernd, erst den harten Gläubiger, dann mich zu ermorden; dann wieder wollte ich ihm zu Füßen fallen, um Aufschub flehend, bis ich bei meinen Eltern oder sonst wo immer die nötigen Gelder aufgetrieben; der



Onkel, hoffte ich, würde so wie bisher für alles, so auch für dies Rat zu schaffen wissen; dann sah ich wieder das Vergebliche, ja Unsinnige dieser Projekte, aber auch das Mißliche meiner Lage ein, der ich mich, eh' ichs dachte, in traurige Dinge mit verflochten sah, denen meine jugendliche Unerfahrenheit in den Geschäften des praktischen Lebens sich ganz und gar nicht gewachsen zeigte; meine Eltern, meinen guten Onkel wünschte ich herbei, mir zu raten, mir zu helfen.

Rat- und hoffnungslos hatte ich endlich meine Arme auf den Tisch und meinen Kopf in meine Hände gestützt, als plötzlich die Tür wieder auf — und Marie freudestrahlend mit der Nachricht hereinflog, daß der Gläubiger noch einmal beschwichtigt und gerade in diesem Augenblicke wieder abgezogen sei. „Und was mein Triumph," rief sie, „meine Bitten, meine Tränen haben, er selbst gestand's, den Ausschlag gegeben!" Die Gute ahnte bei diesen Worten nicht, daß das Geschick soeben die ersten Maschen zu dem unglücklichen Netze geflochten, in das ihre Kindesliebe sie verstricken sollte! Hierauf tänzelte sie in ausgelassener Lustigkeit vor mir im Zimmer auf und nieder, faßte mich dann plötzlich mit beiden Händen am Kopfe, sah mir mit ihren klugen, leuchtenden Eichhörnchenaugen starr ins Gesicht, spitzte wie zum Kusse den Mund und war dann, während ich sie vergebens zu haschen und zu küssen suchte, wie der Blitz zur Tür hinaus, über die Stiege hinab verschwunden.

Als Zeuge jener erschütternden Familienszenen und Mitwisser von Verhältnissen, die sich dem minder Eingeweihten zu entziehen pflegen, schien ich mir bereits ein Glied der Familie selbst zu sein; mit sehr verminderter Scheu beschlich ich daher Tags darauf, die Gelegenheit erspähend, noch in der Abendstunde meine süße Lieb' im Garten, da sie wegen Unwohlseins des Vaters, der in Folge der gestrigen Szenen das Bett hütete, die übrige Zeit fortwährend in Laden und Küche beschäftigt gewesen. Sie war um des Zustandes des Vaters willen wieder ernst und trübe, gegen mich selbst aber heute besonders weich und hingebend gestimmt. Ich war ihr Vertrauter geworden, mein Mitwissen, mein Mitgefühl schien ihr Erleichterung ihrer Lage und schmerzlichen Genuß zu gewähren. Wir hatten uns in eine der Bohnenlauben gesetzt, ich hatte meinen Arm — sie duldete es nach einigem Sträuben — um ihre Schulter geschlungen, sie zuletzt ihr Haupt an mich gelehnt, so begann sie alle jene leidigen Verhältnisse im Detail durchzugehen, die gestern nur in fliegender Hast berührt worden, als ich plötzlich, wie von einem tückischen Schuß getroffen, entsetzt aufsprang. Die nur zu bekannte Melodie eines Posthornes schlug an mein Ohr, mich an ein Scheiden mahnend, an das ich im liebetrunkenen Selbstvergessen gar nicht mehr gedacht. „Marie", rief ich, wie außer mir, „ich muß fort, fort von Ihnen, es ist mir nicht möglich, ich kann, ich will mich nicht von Ihnen trennen!" Sie fing bitterlich zu weinen an und eh' wir es uns versahen, waren meine Lippen auf den ihren, war ihr Arm um meinen Nacken geschlungen und unter unzähligen Küssen und Tränen genossen wir so in einem und demselben Momente das höchste, reinste Entzücken der Liebe wie ihre grimmigste Pein.

Das Knarren der Gartentür reichte, so laut es auch war, kaum hin, uns aus unserem schmerzlich süßen Taumel zu reißen und Marie so viel Zeit und Fassung zu gewähren, um der eintretenden Magd, die sie zu einem Geschäft ins Haus rief, zu sagen, sie werde gleich nachfolgen. „Also Sie



kommen sicherlich zu Ostern wieder!" sagte sie gefaßt und entschlossen. „Ja, meine liebe Marie," rief ich, „und — nicht bloß zu Ostern." — „O, dann ist alles gut," sagte sie, reichte mir noch einmal Hand und Mund und riß sich von mir los.

Wie vernichtet ging ich auf mein Zimmer und warf mich, einem Schmerz, dem selbst die Träne mangelte, die Zügel schießen lassend, aufs Bett; so traf mich der Vetter, der durch die Töne des Posthornes über die Abschiedsstunde verständigt, gekommen war, sie mir durch ein Punschgelage zu versüßen. Ich schützte Unpäßlichkeit und, als dies nicht verfangen wollte, ernste Zufälle, die auf den Ausbruch einer Krankheit deuteten, vor. Ich war durch diese List nur einer Gefahr entronnen, um in eine andere zu stürzen; denn nicht lange währte es und der Kaufmann, der besorgt sein eigenes Unwohlsein überwunden hatte, stand als Äskulap mit einem Arzneitranke an meinem Bette und hinter ihm, an derselben Krankheit wie ich selbst leidend, meine liebe Hygiea, so traurig, so still.

Mir schauderte vor dem Trank und seinen möglichen Folgen und nur die heroischeste Selbstüberwindung machte, daß ich die Arznei bei mir behielt, und so wälzte ich mich, die Liebe im Herzen und ihr unwirksames Gegengift im Magen, diese letzte Nacht unruhig und schlaflos im Bette umher.

Mit frühem Morgen stand die Kutsche bereit. Ich hatte soeben, meine Verzweiflung unter angenommener Heiterkeit und Ruhe verbergend, noch einmal herzlichen Abschied von allen, auch von Marie, die mir ein Päckchen zugesteckt, genommen und nahte mich bereits dem Wagenschlage in einem Seelenzustande gleich jenen Ärmsten, die scheinbar so gefaßt und ergeben den Richtplatz betreten, während sie in der Tat nur betäubt und schon halb vernichtet sind. Da sagte mit einemmale der Vetter: „Leb' nochmals wohl, komm bald wieder, und wenn Du einmal als Bräutigam kommst, der Vater hat nichts dagegen und die Tochter, wie Du recht gut weißt, noch weniger."

Als wäre ein Blitzstrahl dicht neben mir niedergefahren, schrak ich, mein Geheimnis verraten sehend, zusammen, die Sinne wirbelten mir, ich hörte nur noch das schallende Gelächter des Vetters, sah Marie plötzlich mit Purpurröte bis in den Nacken übergossen, fühlte die Hand des Kaufmanns in der meinen, die er mir, wie um mit keinem Mißtone abzuschließen, noch einmal freundlich drückte; wie ich dann weiter in den Wagen und aus dem Marktflecken auf die Straße gekommen, wußte ich kaum zu sagen. In meinen Mantel gehüllt, saß ich fühllos, regungslos eine überlange Zeit, weder des stürmisch unfreundlichen Tages achtend noch der Schwänke des Kutschers, der, als er sah, daß sie nichts verfingen, notgedrungen zum Schweigen sich bequemte. „Bergauf ging's lustiger als bergab!" murmelte er vor sich hin.

Endlich hatte ich wie träumend das Päckchen geöffnet und darin unter Backwerk versteckt ein Briefchen gefunden. Mit glühender Hast durchflog ich es, das in rührend einfachen Worten die Bitte des guten Mädchens enthielt, ihr in bösen Tagen treu zu bleiben, bis vielleicht bessere kämen. Von den verschiedenartigsten Gefühlen übermannt, wollte ich eben die geliebten Züge ihrer Hand zum Munde führen, um sie mit Inbrunst wie der Andächtige sein Amulett zu küssen, als der Sturmwind, mir das Papier entreißend, es erst hoch in die Lüfte, dann auf- und davonwirbelte. Ich war



um so trostloser darüber, da der Brief, wie ich nur flüchtig bemerkt hatte, mit einer umständlichen fremden Adresse schloß, mittelst deren meine Briefe mit Umgehung des Kaufmannshauses in ihre Hände gelangen sollten. Scheltend auf meine Schwärmerei, die das zunichte gemacht, was Marie so klug und praktisch eingefädelt, war ich, die Folgen dunkel ahnend, voll Unmut und Unruhe wieder in mich versunken; erst der Anblick des Donaustromes gab mich mir selbst wieder. Rollte er doch auch wie mein Leben jetzt in mächtigen, wenngleich nicht ungetrübten Wogen dahin!

Nach so kurzer, aber inhaltsschwerer Abwesenheit trat ich, wenn nicht wie ein Fremdling, doch als ein gänzlich Umgewandelter unter meine Lieben, die über die männliche Gesetztheit wie über die milde Herzlichkeit meines Wesens ebenso erfreut, wie über einen Zug von tiefer Schwermut betroffen waren, den zu verbergen mir nur notdürftig gelang.

Der Windstoß, der mir das Blatt Papier entrissen, war in der Tat ein verhängnisvoller gewesen. Brief auf Brief, den ich aufs Geratewohl mit verstümmelter Adresse, soweit ich mich auf sie zu besinnen glaubte, geschrieben, kam als unbestellbar von der Post zurück. Unter stets steigender Unruhe hatte ich mich zuletzt, wenngleich mit Widerstreben, an den Vetter gewendet und von ihm eine Antwort, wie sie zu erwarten, erhalten. Doch schimmerte durch alle die Possen und Zweideutigkeiten seines Briefes ein irgend etwas hindurch, das im Hause des Kaufmanns mittlerweile vorgefallen sein mußte und das mich um so mehr aus aller Fassung brachte, je unbestimmter die Anspielungen gehalten waren, mit denen mich zu quälen es dem frivolen Menschen beliebte.

Endlich war er selbst einmal bei Gelegenheit seiner Versetzung auf einen anderen Posten zu kurzem Besuch eingetroffen. Mit fiebernder Ungeduld zog ich ihn bei Seite: „Dem Himmel Dank, daß Du kommst! Wie steht es um Marie? Denkt sie meiner, ist sie mir treu, was macht sie?“ — „Anstalten zur Hochzeit,“ sagte er in aller Ruhe, und als ich ihn beschwor, nicht zu scherzen, beteuerte er es bei seiner Ehre. „Sie heiratet einen,“ fügte er hinzu, „der zwar nicht so jung und hübsch ist wie Du, der aber —“ hier machte er behaglich mit Zeigefinger und Daumen das Zeichen des Geldzählens.

Wie rasend war ich, als ich dies vernommen, nach meiner Art oder Unart auf und davon ins Freie gerannt und erst, nachdem der Orkan, der durch mein Inneres dahingebraust, sich einigermaßen gelegt, mit der schmerzlichsten Neugierde, aber bereits viel zu spät zurückgekehrt, um den fatalen Unglücksboten, der Eile hatte oder vorgab, noch zu treffen.

Ich geriet in einen schrecklichen Zustand. Glühende Liebe und tötlicher Haß, verachtender Stolz, Enttäuschung und Beschämung, Verzweiflung über den Verlust und trotzdem noch eine leise Hoffnung, daß das Ganze doch am Ende nur Erdichtung sei, dann wieder plötzlich der gräßliche Gedanke, ob das arme Kind nicht das Opfer irgend einer Kabale oder ihrer mißlichen häuslichen Verhältnisse geworden, die quälende Sehnsucht nach entschiedener Gewißheit bei der Unmöglichkeit, sie mir zu verschaffen, alle diese so widerstreitenden Empfindungen und Gefühle stürmten gleichzeitig mit aller Wucht auf mich ein und der Widerschein dieser furchtbaren inneren Kämpfe zeigte sich schließlich selbst in meinem Äußern auf so traurige Weise, daß er auch minder scharf



und sorgsam beobachtenden Augen, als es jene meiner Eltern und des Onkels waren, nicht hätte entgehen können.

Ohne Zweifel angeregt von den ersteren, die Bedenken trugen, mit mir über ein so delikates Thema zu verhandeln, wandte sich endlich eines Tages der Onkel mit freundlichem Ernste an mich. Er wisse aus einigen Andeutungen des Vetters, der leider über diesen Punkt sehr zurückhaltend gewesen, von meiner Liebschaft und welches Ende sie genommen. Er tadle sie nicht; sei ja doch die erste Jugendliebe eines der höchsten Erdengüter, wenn auch der flüchtigsten eines, da sie ihrer Natur und der Zeit nach selten oder nie zur bleibenden Verbindung zu führen vermag. Sie gleiche, sagte er, jener Blumenwelt, die, vom ersten belebenden Strahl der Frühlingssonne hervorgelockt, an zartem Farbenschmelz und eigentümlichem Liebreiz alles, was sich später noch dem geheimnisvollen Mutterschoße der Erde entwindet, weit überbietet, aber, allzufein und zärtlich gebaut, kaum daß sie Auge und Herz erfreut, wieder verschwindet, um kräftigeren Gewächsen, vor allem solchen Platz zu machen, welchen nicht bloß leere Blütenpracht, sondern auch Früchte, mit denen der Mensch sich nährt oder labt, weit höheren Wert und Schmuck verleihen. Auch ich möge mich daher eiligst aufraffen; denn immer nur so lieben und liebeln sei weibisch und nur bei Weibern verzeihlich; der Natur und dem Berufe des Mannes komme es zu, vor allem Kenntnisse, dann Ehren und Besitz zu erringen, und so in einer Welt, die man mit Einsicht und Kraft um sich herum geschaffen, im Gefühle stolzer Selbständigkeit zu herrschen. Er rate mir, mich allsogleich auf ein mir noch gänzlich unbekanntes Feld menschlichen Wissens, wozu er recht gerne die Hand biete, zu werfen; der Reiz der Neuheit werde mich von dem schmerzlichen Gegenstand abziehen und zudem werde ich es darin kürzlich zum Erstaunen weit bringen, da erfahrungsgemäß nichts so sehr alle Geistes- und Seelenkräfte zu wecken und zu steigern vermöge wie die Liebe, die unglückliche vor allem.

Der Gute hatte gut reden. Er philosophierte wie ein Alter, ich fühlte wie ein Junger; die Sprachen der Vernunft und Erfahrung, in denen er mir Lehren und Trost gespendet, waren Idiome, die mir damals nichts weniger als geläufig und verständlich waren. Eine Art schlechten Trostes hatte ich aber dennoch aus dieser peinlichen Konversation geschöpft, indem ich den Namen des Bräutigams gesprächsweise vernommen; irrte ich nicht, so war es derselbe, der einst Sonntags im Hause des Kaufmanns durch sein Erscheinen so tumultuarische Szenen erregt. Ich glaubte den Zusammenhang zu erraten; Mariens Untreue und Verrat schienen mir weniger groß, aber ihr Unglück vielleicht größer. Erbitterung und Haß machten in meinem Innern minder herzvergiftenden Empfindungen, der Trauer und der Wehmut, Platz; sie war für mich verloren, daran zweifelte ich nun nicht mehr; so wünschte ich sie wenigstens glücklich und mußte bezweifeln, daß sie es sei. —

Ein Jahr war verflossen. Bei einem größeren Spaziergang hatte ich eines Tages wie automatisch den Weg in der Richtung nach jener Bergwelt eingeschlagen, in der ich gerade vor Jahresfrist das erste Glück und das erste Leid kennen gelernt. Ich mochte in Gedanken vertieft bereits einige Stunden gegangen sein, als eine prächtige Kutsche an mir vorüberrollte, dann plötzlich stille stand. Eine Dame lud mich, nachdem sie mich herangewinkt, mit freund-

lichen Worten zu sich in den Wagen; ich erkannte sie trotz des nicht mehr sonngebräunten Gesichts und des eleganten Anzuges augenblicklich; es war die weiland arme Baronesse der alten Ritterburg und der stattliche junge Mann an ihrer Seite, dem sie mich vorstellte, ihr Gemahl. Auch sie hatte mich im Vorüberfahren erkannt, obgleich erst nach einigem Besinnen, da ich mich, wie sie sagte sehr und nicht zu meinem Vorteil verändert hätte. Nun vernahm ich endlich, was zu vernehmen ich mich so lange gesehnt und gefürchtet.

Ich erfuhr, daß Mariens flehentliche Bitten und Tränen, die an jenem Abend den drängenden Gläubiger beschwichtigt, leider als unglückselige Nebenwirkung eine heftige Leidenschaft für das schöne Kind in dem alten Herzen des steinreichen Mannes entzündet, der bald nach meiner Abreise zum Schrecken des Kaufmannes und seiner Tochter aufs neue wieder und als Brautwerber eingetroffen sei. Nach langem Weigern habe Marie, nur mehr die Wahl zwischen einer verabscheuten Verbindung und dem Bankerotte des Vaters vor sich sehend, mehr gegen als mit dem Willen des letzteren ein schreckliches Opfer, und leider vergebens, gebracht, da bald nach ihrer Verheiratung eine kurze Krankheit ihren Vater dahingerafft. Die Ehe sei eine höchst unglückliche geworden, wie jedermann bei dem tyrannischen Charakter des kargen Filzes vorausgesagt; doch habe dieser wenigstens den klugen Einfall gehabt, vor drei Monaten mit dem Wagen umzuwerfen und sich den Hals zu brechen, wodurch ein beträchtlicher Teil des großen Vermögens an die junge Witwe gefallen, um deren Hand sich nun, fügte die Erzählerin mit einiger Verlegenheit hinzu, dem Vernehmen nach der zweite Kaufmann des Ortes, ein junger, strebsamer Mann, der ihr auch im Ordnen der Verlassenschaft beigestanden, bewerbe.

Eine plötzliche innere Bewegung an mir bemerkend, fuhr die Baronesse im Tone des Vorwurfes fort: „Ihr unverzeihliches, Marie aufs tiefste verletzendes Schweigen mochte damals doch auch viel zu ihrem verzweifelten Schritt beigetragen haben, denn die Neigung, die sie zu Ihnen gefaßt, war weit ernster, als Sie, Leichtsinniger, sich wohl gedacht haben mochten. Erst dieser Tage gestand sie mir, als ich in ihrem Gebetbuch blätternd zwei getrocknete Blümchen fand: ‚Ich weiß nicht, war's Unrecht, war's Sünde, ich brachte Zeit meiner Verheiratung den lieben Treulosen nicht aus Gedanken und Herzen'. Sagen Sie doch, was war der Grund Ihres unbegreiflichen Schweigens? Ihre Briefe hätten zwar das Unglück kaum aufzuhalten, jedenfalls aber es für die Bedauernswerte zu lindern vermocht, die sich, als sie ihren Vater verloren, um Trost fast lediglich auf mich allein angewiesen sah."

Teilweise beruhigt, teilweise aufs neue erschüttert durch das, was ich eben vernommen, erklärte ich nun meinerseits, auf welche Weise ich um die Adresse gekommen. Bei dem Versuche, die verhängnisvollen Folgen, die dieser Zufall in jeder Hinsicht für mich, für Körper und Geist gehabt, näher zu schildern, geriet ich durch die Erinnerung an alles, was ich seit Jahresfrist gelitten, in solch eine leidenschaftliche Aufregung, daß meinen beiden Begleitern am Ende um mich bange zu werden begann.

„Sie sehen hieraus, verehrte gnädige Frau," sagte ich, meine Fassung einigermaßen wieder gewinnend, „daß der, den Sie und Ihre Freundin für leichtsinnig und treulos gehalten, weit redlicher und inniger geliebt, als es für sein Lebensglück heilsam und für Mariens Ruhe, wenn sie dies ahnen

könnte, ersprießlich wäre. Darum verhehlen Sie ihr, ich bitte Sie darum, das, was Sie soeben gehört und auch ungehört in meinen Zügen gelesen. Ich möchte nicht störend in Verhältnisse eingreifen, die sich nun, wie es den Anschein hat, für die Gute zum dauernden Glücke wenden. Möge sie glücklich sein und den, dem sie einst Hand und Mund zum Pfande gereicht, vergessen!"

* * *

„Ich werde Euch nie vergessen!" So ruft der Mensch teuren Wesen nach, die der Tod oder das kaum minder rauhe Leben von ihm reißt. Armer Erdensohn, das „Unvergeßlich", das du deinen Erzeugern, Freunden, deiner Geliebten als letzten Scheidegruß nachgesendet, was ist es anderes, als ein immer selteneres, immer dumpferes Erinnern! Du kannst nicht hindern, daß Tag für Tag, Jahr für Jahr eine Nebelschichte um die andere zwischen dich und deine Abgeschiedenen sich legt, bis ihr Bild endlich nur wie aus weiter, weiter Ferne, verworren, kalt, fast unheimlich fremd zu dir herüberdämmert; noch glücklich, wenn vielleicht in später Stunde, wo der Nebel fällt, plötzlich noch einmal hell und freundlich sie dir winken, bevor dich und sie dauernd die Nacht umfängt.

Unter dem Gedränge und Gewühle der Menschen und Dinge auf dem bunten Trödelmarkt des öffentlichen Lebens, unter den Kämpfen und Mühen späterer prosaischer Jahre, bald um den Überfluß, bald nur um die Notdurft des Daseins, hatte sich auch bei mir, allen Schwüren und Beteuerungen zum Trotz, das Bild des lieblichen Kindes nach und nach verwischt; doch wunderbar, jetzt, wo bereits die Schatten länger werden und — kühler, und der vorgerückte Zeiger keine Täuschung darüber läßt, was es an der Zeit sei, jetzt taucht die holdselige Mädchengestalt immer häufiger, immer deutlicher in meinem Innern wieder vor mir auf, dem milden Gestirne vergleichbar, das, gleichwie es in den dämmernden Morgen hereingeleuchtet, nach den Stürmen und Wettern des Tages aufs neue am wolkenlosen Abendhimmel glänzt.

Der Verfasser der vorstehenden Novelle war 1803 in Stein an der Donau geboren und starb 1883 in Wiener-Neustadt, wo er viele Jahre als Arzt gewirkt und sich die Freundschaft und Achtung seiner Mitmenschen in hohem Grade erworben hatte. Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich auf Arbeiten aus der Musikgeschichte, der geologischen und botanischen Topographie Niederösterreichs und gelegentliche Versuche auf dem Gebiet der schönen Literatur. Ein solcher Versuch ist auch die vorliegende Erzählung, die dem Nachlasse des Verfassers entnommen und als Teil einer Autobiographie anzusehen ist.





Umschau.

Vorschläge unserer Vorfahren zur Verschönerung Wiens. Man würde fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß die Wiener der guten alten Zeit mit den Zuständen in ihrer Vaterstadt immer zufrieden gewesen wären. Damals wie heute gab es Mißvergnügte und Nörgler, die — teils mit, teils ohne Berechtigung — mancherlei an der innern und äußern Einrichtung der Kaiserstadt auszusetzen fanden und mit Vorschlägen zur Hand waren, wie diese und jene Verbesserung oder Verschönerung zu bewerkstelligen sei. Einzelne dieser Vorschläge und Wünsche sind in den alten Beschreibungen Wiens aufgezeichnet und können uns als Gradmesser dienen sowohl für die damaligen öffentlichen Zustände in Wien als auch dafür, was inzwischen für das Wohl der Wiener und die Schönheit ihrer Stadt geschehen ist und was wir im allgemeinen als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen.

„Ich stelle mir vor," heißt es z. B. in der „Skizze von Wien unter der Regierung Josephs des Zweiten", „in Wien wäre eine Stadtverschönerungskommission und jedermann hätte die Freiheit, vor die Kommissärs zu treten und ihnen Vorschläge zu tun. Ich träte dann auch hin und sagte ihnen folgendes: Wollt ihr dem Publikum ein recht ausgesucht niedliches Plätzchen zum Geschenk machen, so bepflanzt den Josephsplatz mit einer vierfachen Lindenallee und setzt in die Mitte ein großes Zelt von einem Baumzirkel umschattet. Hier ist die einzige Stelle, wo sich in der Stadt Bäume anbringen lassen. Sie benehmen niemandem das Licht und hindern die Passage nicht, weil sie ohnehin nicht zu stark ist und man neben dem Friesischen Hause für zwei Wägen bequem Raum lassen kann. Es müßte mich alles trügen, wenn nach einer solchen Anstalt der Zusammenfluß des ausgesuchtesten Publikums an schönen Sommerabenden den Platz nicht zum wahren Elysium machte.

Reißt die abgeschmackten Buden vor der Stephanskirche nieder*), so werdet ihr einen schönen Platz mehr in der Stadt haben und manchen von der Angst, gerädert zu werden, befreien.

Ihr habt die Begräbnisse aus der Stadt verbannt: alle Welt segnet euch dafür. Aber habt Mitleid mit unsern Augen und Nasen, verjagt die ekelhaften, die Abscheu erregenden Fleischbänke vom Lichtensteg, aus der Kärntnerstraße usw. Ihr seht, wie sich alle Leute beim Vorübergehen die Nase verstopfen, wie sie unwillig das Gesicht abwenden. Noch ein Mal! erbarmt euch eurer Mitbürger und verweist diese Äsermagazine in unbesuchte Winkel der Stadt.

Reißt das Haus Nr. 583 am obern Ende des Grabens weg, es wird sonst noch manchem Infanteristen Arme und Beine kosten." — Dieser Rat wurde erst im Jahre 1840 befolgt: das in Rede stehende Haus, das nebst einem zweiten als

*) Bis zum Jahre 1804 war der Stephansdom von einem Kranz mehrstöckiger Zinshäuser und unansehnlicher Verkaufsläden umgeben.



Häuserinsel vor der Mündung der Naglergasse lag und das „Paternostergäßlein“ begrenzte, wurde vom Magistrate angekauft und abgebrochen.

Die 1805 erschienene „Neue Skizze von Wien“ klagt darüber, daß es schwer sei, in Wien irgendwelche Verschönerungen anzubringen, „weil die erste Grundlage dazu sein müßte, die Stadt hier und da zu lüften, hübschere und geräumigere Plätze herzustellen, die krummen und engen Gassen gerade und breiter zu machen: lauter Dinge, die das Niederreißen vieler Häuser forderten. Allein wie kann man in Wien an Niederreißen denken, da die Stadt ohnehin für alle, die darin wohnen wollen, um vieles zu klein und zu enge ist, da man stets nur darauf denkt, die Häuser zu erhöhen, zu vergrößern und zu vervielfältigen, wie dieses seit einigen Jahren wenigstens auf den Basteien geschieht, weil in der Stadt selbst kein entbehrliches leeres Fleckchen mehr übrig ist.“

Am angegebenen Ort finden wir auch eine ganze Liste von „Wünschen, die zur Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Vervollkommnung von Wien beitragen würden“; es wird da empfohlen, die Gassen öfter zu kehren, die Laternen um eine halbe Stunde früher anzuzünden, den Fleischhackern zu befehlen, daß sie beim Fahren durch die Stadt „die gräßlich aussehenden blutenden, rohen Fleisch- und Fettmassen“ auf ihren Wagen mit Matten oder Leintüchern überdecken, die langen Kutscherpeitschen abzuschaffen, den Kutschern das „Schnalzen“ und das Schnellfahren zu verbieten, die Gassen, die ohnedies schmal genug seien, von den „Ständelweibern“ zu reinigen, die einen lumpigen Quark auskramen, an den Häusern Dachrinnen anzubringen, den Verkauf verfaulter Limonien, verfaulter Heringe, verfaulten und unreifen Obstes zu untersagen, den Weinausschank im kleinen zu erlauben und den herrschaftlichen Läufern das Tragen brennender Pechfackeln vor den eilig daherrollenden Kutschen zu verbieten. Besonders amüsant ist der im selben Büchlein gemachte Vorschlag, wie das viele unnütze Treppensteigen einem auf der Besuchstour befindlichen Wiener zu erleichtern wäre: „Könnte man nicht, wenigstens bei den Wohnungen im zweiten, dritten und vierten Stock, ein kleines Glöckchen neben den Fenstern der Dienstbotenzimmer anbringen? Statt aufs Geratewohl die vielen Treppen zu steigen, zieht man das Glöckchen, die Dienstmagd öffnet ihr Fenster und antwortet.“ Wie erstaunt der Schreiber jener Zeilen gewesen wäre, wenn man ihm erzählt hätte, daß seine Nachkommen sich das Treppensteigen nicht durch Anfragen bei den Dienstboten, sondern durch förmliche Hebe- und Schwebekästen ersparen würden!

Heinrich Adami, der Verfasser des im Jahre 1841 erschienenen Bändchens „Alt- und Neu-Wien“, gibt in einem Kapitel „Wien in den Jahren 41“ einen recht interessanten Überblick über die Verhältnisse in der Kaiserstadt um die Mitte eines jeden Jahrhunderts seit Christi Geburt und schließt mit einem halb ernst, halb scherzhaft gemeinten Ausblick in die Zukunft, den er jedenfalls für sehr kühn hielt und der trotzdem in manchen Punkten jetzt schon — noch nicht volle sieben Jahrzehnte seit Erscheinen des Büchleins — von der Wirklichkeit übertroffen worden ist in anderen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts vielleicht noch übertroffen werden wird.

„Die Linien Wiens sind verschwunden,“ prophezeit Adami für das Jahr 1941, „alle umliegenden Ortschaften als Vorstädte in den Rayon der Stadt gezogen. Das Ufer des Donaukanals ist zu beiden Seiten mit einer Reihe prachtvoller Paläste besetzt, die innere Stadt, bis an die Donau reichend, um mehr als ein Dritteil erweitert. Anzahl der Einwohner: eine Million.“ Auf die letztere Prophezeiung scheint Adami besonders stolz gewesen zu sein, denn er läßt sie durch gesperrten Druck her-



vorheben. Man begreift seinen Stolz, wenn man liest, daß der Verfasser der „Skizze von Wien" nur 40 Jahre vor ihm noch so bescheiden war, anzunehmen, daß Wien es wohl einmal auf eine halbe Million Einwohner bringen werde! An die Möglichkeit eines Verschwindens der Festungsumwallung um die innere Stadt scheint Adami aber ebensowenig wie die meisten Wiener jener Zeit geglaubt zu haben, denn er erwähnt sie gleich in den nächsten Worten: „Basteien, Glacis, alle Straßen der Stadt und Vorstädte, selbst das Innere der Häuser mit Gas erleuchtet." Nun steigert sich die Kühnheit der Prophezeiungen: „Eisenbahnen nach allen Weltgegenden. Eine Luftbahn nach dem Kahlenberge. Dampfschiffahrt auf der Wien. Der Schanzel ein kleiner Seehafen. 30 Theater, worunter 10 für die Oper, deren beliebtestes Genre die chinesische ist. Eine solche Oper hat 15 Akte, beschäftigt 7 Primadonnen, 9 Tenoristen, 13 Bassisten, einen Chor von 200 und ein Orchester mit 12 Hörnern, 12 Trompeten, 12 Posaunen, 24 Bombardons und 36 große Trommeln. Im Schauspiele gibt man Übersetzungen und freie Bearbeitungen mongolischer, karaibischer und neufundländischer Tragödien und lappländischer Lustspiele. Es bestehen 24 Konzertsäle. An allen Straßenecken figurieren die Einladungen drei- und vierjähriger Virtuosen. Das Klavier ist ein ganz außer Gebrauch gekommenes Instrument. Von den Zeitungen erscheint alle drei Stunden ein neues Blatt im Riesenformate. Kritiken werden fünf Minuten nach der Aufführung geliefert. Alles auf Aktien. Errichtung einer großen wechselseitigen Heirats-Assekuranzgesellschaft mit Verlosung und Prämien. Eröffnung einer Subskription zu Monumenten für die Walzerheros des vorigen Jahrhunderts. Alle Tänze aus der Mode, nur die Galoppe nicht. Das Tabakrauchen der Damen allgemein. Projekt zur Errichtung einer eigenen Börse für das schöne Geschlecht. . . Keine Fiaker, nur elektro-magnetische Kabriolets. Eine Köchin bezieht monatlich 100 Gulden Honorar, 2 Dukaten Diäten, hat 6 Wochen Urlaub, den Titel ‚Fräulein', eine elegante Wohnung von 3 Zimmern und nach 5 Dienstjahren Pension. Überall Glanz, Pracht und Reichtum, Palast an Palast, die Auslagen der mit Bildern der ersten und berühmtesten Maler dekorierten Kaufläden alle Herrlichkeiten der Mode entfaltend." — An eine Straßenbahn hat der kühne Prophet seltsamerweise ebensowenig gedacht wie an das Luftschiff, das im Jahre 1941 zweifellos auch über der Donaustadt die Luft unsicher machen wird.

* * *

Aus Zeitschriften. — In England hat sich eine katholische wissenschaftliche Gesellschaft gebildet, die Catholic Record Society, die sich das Ziel steckt, im Interesse der geschichtlichen Wahrheit ungedruckte Urkunden aufzusuchen und zu veröffentlichen. Über die erste Publikation dieser Gesellschaft*) referiert in den „Historisch-politischen Blättern" (Bd. 142, H. 7) Dr. Alfons Bellesheim unter dem Titel „Neue Urkunden zur Geschichte der englischen Blutzeugen des 16. und 17. Jahrhunderts." Er nennt die vom Jesuitenpater J. H. Pollen besorgte, streng wissenschaftliche Arbeit eine für den Hagiographen wie für den Kirchenhistoriker wertvolle Leistung, die die Ergebnisse gewissenhafter Forschungen im öffentlichen englischen Reichsarchiv, im britischen Museum und in dem Archiv der Erzdiözese Westminster in London darbietet. Es werden 105 Urkunden für die Zeit von 1580 bis 1626 vor-

*) Catholic Record Society. Unpublished Documents relating to the English Martyrs. Vol. I. 1584—1603. Collected and edited by John Hungerford Pollen, S. J., London. Privately printed for the Society by J. Whitehead & Sons, Leeds, 1908.

gelegt, die sich hauptsächlich mit den 253 Blutzeugen beschäftigen, die Papst Leo XIII. „ehrwürdig" erklärte. Von besonderem Interesse sind die Gerichtsverhandlungen — Dr. Bellesheim führt einige der Verhöre in ihren Hauptpunkten an —, die „eine neue Bestätigung der Richtigkeit des in der katholischen Fundamentaltheologie althergebrachten Beweisverfahrens für die göttliche Stiftung, Sendung und Wirksamkeit der katholischen Kirche" enthalten. Die wertvolle Publikation ist im Buchhandel nicht erhältlich, sondern gemäß den Statuten des Vereines nur für dessen Mitglieder bestimmt. — Im 8. Heft derselben Blätter entwirft P. Autbert Groeteken „Ein Bild aus dem Wirken der katholischen Orden auf den Philippinen", wobei speziell die Franziskanermissionen, die seit 1577 dortselbst tätig sind, in Betracht gezogen werden. Was unter ihrer Leitung nicht nur auf religiösem, sondern auch kulturellem Gebiete geschaffen wurde, ist bewundernswert. Zu erwähnen sind außer verschiedenen humanitären Anstalten die Unternehmungen, die die Franziskaner zur Hebung von Handel und Verkehr ins Leben riefen (gewaltige Brückenbauten, Anlegung von Fahrstraßen 2c), sowie ihre Verdienste um die Erschließung bisher unbekannter Gebiete für die wissenschaftliche Forschung. Seit der Eroberung der Philippinen durch die Amerikaner wurden den katholischen Orden allerhand Schwierigkeiten in den Weg gelegt, so daß viele Franziskaner sich gezwungen sahen, die Inseln zu verlassen; ein kleiner Rest ist in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft zurückgeblieben. — Zum treuen Festhalten an den Idealen der katholischen Religion ermahnt W. Kriege in seinem Aufsatze „Ideale und Wirklichkeit" (ebd., H. 9). Im Gegensatz zu jener Richtung, die sich mit den gegebenen Verhältnissen zufrieden gibt, weil „es eben nicht anders gehe", hält er es für die Pflicht jedes einzelnen Katholiken, „ruhig und langsam, aber doch mit Energie und Zähigkeit die katholischen Grundsätze zur Anerkennung und Durchführung zu bringen". Die Nachgiebigkeit führe in diesem Falle nur dazu, daß wir in politischen wie religiösen Angelegenheiten den kürzern ziehen. „Die Interkonfessionalität, welche heute auch katholischerseits immer mehr empfohlen und gefördert wird, nagt am Mark der katholischen Kirche und schafft einen Geist, der dem katholischen Glauben sehr gefährlich wird." Man solle nicht behaupten, daß religiöse Anschauungen auf einzelnen Gebieten keine Rolle spielen: „Der Einfluß der Religion ist in den wirtschaftlichen Kämpfen und sozialen Bestrebungen unbedingt notwendig." Selbst in interkonfessionellen Vereinen, die nur der Unterhaltung und körperlichen Ausbildung dienen wollen, sei der Katholik Angriffen auf seinen Glauben ausgesetzt, die er nicht dulden darf, es werde z. B. bei gemeinsamen Unternehmungen solcher Vereine auf die sonntäglichen Pflichten der katholischen Mitglieder nicht die geringste Rücksicht genommen. „Jede Partei und Konfession arbeitet mit Hochdruck daran, ihre Ideale, und seien sie selbst dem krassesten Atheismus entnommen, zur Geltung zu bringen, und zwar auf allen Gebieten . . . Nur wir Katholiken sind so gutmütig, den anderen zuliebe auf die Werbekraft unserer Ideale zu verzichten, und geraten dabei immer in das Hintertreffen." — Ein ähnliches Thema behandelt der Aufsatz „Vom Einen Notwendigen" (ebd., H. 10), der in ernsten Worten vor der Entchristlichung warnt, die durch die heutigen Lebensverhältnisse, durch eine zu große Annäherung an die Interessen der Welt und eine zunehmende Tendenz zum Vergnügen herbeigeführt werden könnte. Nicht, als ob für den Christen die Verpflichtung bestehe, seine ganze Zeit und Kraft in den eigentlichen Dienst Gottes zu stellen, aber die notwendige Arbeit im Dienste der Welt dürfe es ihm nicht unmöglich machen, sich immer wieder zu religiöser Höhenstimmung emporzuschwingen. — Interessante

Beiträge „Zur Geschichte der Reliquien der hl. Elisabeth" bringt Sophie Görres (ebd., H. 10, 11), indem sie nachweist, daß die im Kloster der Elisabethinerinnen in Wien aufbewahrten Reliquien der Heiligen — Schädel (ohne Unterkiefer) und zwei Schienbeine — unbestreitbar echt sind. Sie wurden von Erzherzog Maximilian, Meister des Deutschen Ordens, seiner Schwester Elisabeth geschenkt, der frommen Witwe Karls IX. von Frankreich, die in Wien ein Klarissinnenkloster begründet hatte (1581, auf dem Grunde, wo heute das Palais Pallavicini steht). Das Kloster bestand in blühendem Zustande bis 1782, wo es von Joseph II. aufgehoben wurde. Die kostbare Fassung der Reliquien wurde entfernt, diese selbst aber dem Kloster der Elisabethinerinnen auf der Landstraße überlassen. Die Urkunde, in der Erzherzog Maximilian auf Bitten der Klarissinnen die Schenkung an seine Schwester nachträglich (1609) bestätigte, wird im Archiv des Klosters auf der Landstraße aufbewahrt, ebenso ein zweites, für die Echtheit der hl. Überreste wichtiges, vom damaligen Weihbischof ausgefertigtes Dokument aus der Zeit, da die Reliquien an ihren jetzigen Aufbewahrungsort übertragen wurden. Beide Schriftstücke sind in dem in Rede stehenden Aufsatze wörtlich wiedergegeben.

„Die pädagogische Unentbehrlichkeit der religiösen Moralbegründung" beweist Fr. W. Förster im „Hochland" (Oktober 1908), indem er die Unwirksamkeit und Unhaltbarkeit jeder anderen Moral darlegt. Keine verstandesmäßige Erklärung des Sittlichen könne die religiöse Inspiration ersetzen und den einzelnen dazu bringen, „seine Leidenschaften zu bändigen, seinen Trieben Entsagung zu gebieten und all seinen Übermut demütig und freudig im kleinen und großen zu opfern". Alle verständigen Argumente gegen Genußsucht, Selbstsucht und Leidenschaft versagen bei kraftvollen und leidenschaftlichen Naturen, während das Bewußtsein, daß auch die kleinste Überwindung sich auf etwas Höheres, Ewiges beziehe, das einzig wirksame Mittel zur Bildung eines festen Charakters sei. — „Ein romantisches Dokument" nennt A. M. v. Steinle eine in seinem Besitz befindliche Handzeichnung Clemens Brentanos, deren Reproduktion er mit den notwendigen Erläuterungen im Novemberheft des „Hochland" bringt. Diese Zeichnung, die für die Malerin Emilie Linder bestimmt war und von ihr im Juni 1862 an Ed. v. Steinle übersandt wurde, zeugt von echt Brentanoscher Phantasie, wimmelt von Symbolen und erscheint auf den ersten Blick völlig unverständlich. Erst die Anfangs der siebziger Jahre von Frau Christian Brentano aufgefundene Abschrift der ersten Fassung der „Chronika des fahrenden Schülers" mit dem angehängten, überaus phantastischen und tiefen „Märchen vom traurigen Untergang irdischer Liebe" gab dem Herausgeber die Deutung, daß die einzelnen Teile des Bildes sich auf bestimmte Werke Brentanos sowie auf seine innige Freundschaft zu Emilie Linder und deren Mitwirkung an der Überarbeitung und Herausgabe seiner Dichtungen beziehen. „Die Gesamtheit der Zeichnung deutet darauf hin, daß sie entstanden ist zu jener Zeit, als der Dichter den Gedanken, sich mit Emilie Linder zu verheiraten, endgültig aufgegeben hatte und nur noch in brüderlicher Liebe ihre Rückkehr zur katholischen Kirche zu betreiben sich gedrängt fühlte ... Wir dürfen also die Entstehung der Zeichnung in die Zeit 1835—36 setzen."

Auf eine neue Vermutung über die viel diskutierte Stelle des Irenäus-Textes Contra Haeres. III, 3, 2 ist — wie D. G. Morin in der »Revue Bénédictine« (Oktober 1908) mitteilt — ein französischer Priester an der katholischen Kirche in Petersburg, Dr. J. Bonnet, gekommen. Bonnet ist der Ansicht, daß in den berühmten Passus: »Ad hanc enim ecclesiam propter potiorem principalitatem necesse est omnem



convenire ecclesiam, hoc est, eos qui sunt undique fideles, in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea, quae est ab apostolis, traditio« das zweite qui sunt undique nur infolge der Zerstreutheit des Kopisten hineingeraten sei und nichts zu bedeuten habe. Morin, dem Dr. Bonnet seine Annahme auf einer Postkarte vom 23. Juli 1908 mitteilte, gibt zu, daß diese Auffassung des Interesses nicht entbehre und wohl verdiene, in Erwägung gezogen zu werden. Es sei unbestreitbar, daß der Text durch Fortlassung des zweiten qui sunt undique an Klarheit gewinne, ebenso, daß auch manche andere Stellen des lateinischen Irenäus-Textes die Annahme von Unaufmerksamkeitsfehlern des Abschreibers gestatten, so die unnütze Wiederholung einzelner Wörter, dadurch entstanden, daß der Kopist das betreffende Wort eine Zeile höher vor Augen hatte, wofür Morin mehrere Beispiele anführt. Da nun das zweite qui sunt undique eine wirkliche Schwierigkeit biete, welche von katholischen wie protestantischen Theologen nur durch mehr oder weniger spitzfindige Erklärungen überwunden werde, stimme es mit den Prinzipien der Textkritik vollkommen überein, darin ebenfalls nur eine überflüssige Wiederholung zu vermuten. Freilich sei es auch möglich, daß an Stelle dieser drei Worte andere im Original gestanden haben können, worauf vielleicht das ab his, das einen Relativsatz erwarten lasse, hindeute. Diese Möglichkeit hat auch Dr. Bonnet ins Auge gefaßt und, der Schreibart des hl. Irenäus Rechnung tragend, die Fortsetzung »ab his qui *ibi praefuerunt*« supponiert. Morin faßt zum Schluß seine eigene Ansicht in die Worte zusammen: „Alles drängt zu der Annahme, daß das zweite sunt undique bei Irenäus III, 3, 2 eine ungeschickte Wiederholung des ersten, in der vorhergehenden Zeile stehenden ist. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß diese zwei Worte an die Stelle anderer getreten sind, die auf irgend eine Weise die Obersten der Kirche bezeichneten, deren Wachsamkeit die apostolische Tradition in der römischen Gemeinde aufrecht erhielt."

Über das segensreiche Wirken der Töchter des hl. Vinzenz in Ningpo, der großen Hafenstadt in der südchinesischen Provinz Tschekiang, berichten „Die katholischen Missionen" (Oktober 1908) nach einer Schilderung der Lady Trafford, die auf einer Reise nach China die Anstalten der Schwestern besucht hat und von Bewunderung für deren selbstlose Tätigkeit erfüllt ist. Die Schwestern in Ningpo wirken in erster Linie als Pflegerinnen, Beschützerinnen und Erzieherinnen armer Chinesenkinder, die ihnen von Freunden und Nachbarn der betreffenden Eltern — mittelloser und kinderreicher chinesischer Arbeiter — ins Haus gebracht und von ihnen nie zurückgewiesen werden. Die Säuglinge bleiben anfänglich in der Obhut der Schwestern, bis eine Amme oder Pflegemutter gefunden ist, der sie bis zum vierten Lebensjahre anvertraut werden. Einmal im Monat haben sich die Ziehmütter mit dem Pflegling in der Anstalt einzufinden, damit die Schwestern sich von dem Wohlbefinden der Kleinen überzeugen oder im entgegengesetzten Fall ändernd eingreifen können. Außer den Säuglingen widmen die Töchter des hl. Vinzenz ihre Sorgfalt auch der Ausbildung der heranwachsenden Kinder. So sind z. B. in den Arbeitssälen der Anstalt mehrere Hundert chinesischer Mädchen mit verschiedenen Handarbeiten beschäftigt, von der einfachsten Häkelei bis zur kunstvollsten Seidenstickerei nach altitalienischen oder chinesischen Mustern. Die Arbeiten werden teils an Ort und Stelle an Privatabnehmer, teils an Pariser Geschäfte verkauft. Ein besonderer Raum ist etwa 60 verkrüppelten, blinden und lahmen Mädchen reserviert, die zur Erlernung leichter Arbeiten wie Spinnen, Bortenflechten u. dergl. angehalten werden. In der Knabenabteilung — die jedoch nicht so besetzt ist wie die der Mädchen, da der Chinese sich von einem

Sohne nicht so leicht trennt wie von einer Tochter, — werden Schuhe genäht, Matten geflochten, aber auch Vorlagen für die Stickereien gezeichnet und Seiden- und Atlasstoffe gewebt, zu denen das Material in rohem Zustande gekauft und in der Anstalt selbst gefärbt und gesponnen wird. Doch nicht nur für die praktische Ausbildung der Zöglinge wird gesorgt: das Kloster besitzt Schulen für Kinder beiderlei Geschlechts sowie für Frauen und Mädchen, die auf die Taufe und die andern Sakramente vorbereitet werden. — Ein Teil der Schwestern widmet sich speziell der Kranken- und Greisenpflege. Allmorgendlich versammeln sich in den mit einer Armenapotheke verbundenen Warteräumen zahlreiche Hilfsbedürftige, die einen, um sich einen Zahn ziehen, die andern, um eine Wunde verbinden zu lassen oder irgendwelche Arzneien zu erbitten. In dem Asyl für alte Frauen werden 30—40 Personen bis an ihren Tod verpflegt. — Außer der mannigfaltigen Arbeit in der Anstalt selbst machen die unermüdlichen Schwestern auch noch regelmäßige Ausflüge in die Stadt und deren Umgebung, um Kranke zu besuchen, die auswärtigen Arbeiterinnen der Stickschule zu beaufsichtigen und die Pflegemütter der kleinen Findlinge zu überwachen. In der dichtbevölkerten Umgebung Ningpos werden die Schwestern, die gewöhnlich zu zweien oder vieren, mit ebensovielen chinesischen Frauen als Begleiterinnen, in einem dem Kloster gehörigen Nachen ihre Ausflüge unternehmen, stets freudig willkommen geheißen. „Gleich kommen Leute und rufen sie bald hierher, bald dorthin, wo Kranke liegen. Besonders haben es die Schwestern auf die kranken Kinder abgesehen, die zumal im Sommer wie die Fliegen sterben und, wo immer möglich, vorher getauft werden." — Ein großer Kummer der Schwestern ist es, daß es ihnen zuweilen an Mitteln fehlt, um all dem ihnen entgegentretenden Elend abzuhelfen, zumal da wegen der traurigen kirchlichen Lage in Frankreich die Zuwendungen des Kindheitsvereines bedeutend herabgemindert sind. Bestellungen auf die kunstvollen Erzeugnisse der Stickschule sind ihnen daher doppelt erwünscht. In Paris und London haben sich eigene Komitees vornehmer katholischer Damen gebildet, welche solche Bestellungen annehmen und weiterbefördern; sollten ähnliche Komitees nicht auch in anderen Großstädten ins Leben gerufen werden können?

Interessante Details über katholisches Leben in Kanada, unter dessen Einwohnern man mehr denn 2 Millionen Katholiken zählt, enthält der Artikel „Großbritannien jenseits des Ozeans" von Msgr. Graf Vay von Vaya und zu Luskod in der „Deutschen Revue" (November, Dezember 1908). Der Verfasser war in das Land gekommen, um den am Fuße der Rocky Mountains verstreut lebenden, in religiöser Hinsicht ein wenig verwahrlosten ungarischen Ansiedlern geistlichen Trost zu bringen, und hatte sich einige Zeit in Ottawa, der Hauptstadt Kanadas, aufgehalten. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt fiel ihm die katholische Kathedrale als das monumentalste auf; die katholische Universität (1848 von Bischof Guigues gegründet) war wenige Monate vorher niedergebrannt, ist aber seither nach den modernsten architektonischen Plänen neuerbaut worden. Die Apostolische Legation befindet sich in einer einfachen Villa im öffentlichen Park der Stadt. Das erzbischöfliche Palais ist ein im Spitzbogenstil erbautes, behagliches, aber bescheidenes Gebäude. Unter den zahlreichen im Lande wirkenden Orden sind die Sulpizianer die ältesten; sie kamen schon im Jahre 1657 nach Kanada, sind im Besitz der Hauptseminarien, in denen gegen 300 Priester ihre Erziehung erhalten, und haben auch über andere in blühendstem Zustande befindliche Bildungsanstalten die Oberaufsicht. Die Kirche ist in Kanada vollkommen frei und selbständig; Zehnte und Kirchensteuern sind nicht

bekannt und jede Pfarrei hängt von den freiwilligen Beiträgen ihrer Mitglieder ab. Trotzdem ist kein einziger Fall zu verzeichnen, in dem die notwendigen Ausgaben ungedeckt geblieben wären, wenngleich es für die Priester zuweilen nicht leicht ist, neuen Ansiedlern die Notwendigkeit ihrer freien Mitarbeiterschaft an der Kirche begreiflich zu machen. Haben aber die Gläubigen erst den Gedanken erfaßt, daß die Kirche gleichsam das persönliche Eigentum eines jeden Gemeindegliedes ist, so dient er dazu, zwischen dem Geistlichen und seiner Gemeinde ein enges Band zu knüpfen. Jede Pfarrgemeinde hat ihre Schule, für die keine Ausgaben gescheut werden, denn: „Das Volk ist sich — besonders in den neugeschaffenen Bezirken und den anwachsenden Städten — der großen Gefahr bewußt, der seine Kinder ausgesetzt sind, wenn sie ohne feste religiöse Grundsätze ins Leben hinausgeschickt werden." Überhaupt äußert sich der Verfasser sehr lobend über die praktische, ernste und zugleich religiöse Art und Weise des Unterrichts in den Schulen von Ottawa. Sein Gesamteindruck von der kanadischen Hauptstadt ist, „daß hier in der Schule wie in der Kirche, von Lehrern und Schülern, Priestern und Laien das schöne Wort des heiligen Benedikt so vollkommen betätigt wie gepredigt wird: Ora et labora!"

Die „Österreichische Rundschau" befaßt sich in ihren letzten Heften naturgemäß viel mit der Balkanfrage. Von Interesse ist ein Artikel über „König Peter und die revolutionäre großserbische Bewegung" (I. Oktoberheft 1908), in welchem Jv. Tortkovic für das Treiben des Südslavischen Klubs die serbische Regierung verantwortlich macht und an der Hand von in seinem Besitze befindlichen Schriftstücken den Beweis für die Mitschuld König Peters am Belgrader Königsmorde erbringt. — Die Räumung des Sandschak Novibazar beklagt Leop. Frh. v. Chlumecky in seinen Ausführungen über „Die Balkankrise" (II. Oktoberheft 1908). Zwischen dieser Räumung und der Klage des Kriegsministers: „Die Armee verdorrt!" bestehe wohl ein engerer Zusammenhang, als man vermute, und daß dem so sei, sei die Schuld Ungarns, das die Ausbildung unseres Heeres seit Jahren zu verhindern oder wenigstens zu verzögern gewußt habe. — Anders urteilt der Berliner Professor Dr. Hans Delbrück, der in dem Aufsatze „Österreich-Ungarn und Deutschland in der Balkankrise" (I. Novemberheft 1908) erklärt, Aehrenthal habe durch die Art, wie er die Annexion Bosniens durchführte, die Kunst des Staatsmannes bewiesen. Deutschland sei mit dem Vorgehen Österreichs völlig einverstanden, obgleich dieses ganz selbständig gehandelt habe. „Bleibt der Friede erhalten, so müssen Deutschland und Österreich-Ungarn vereint dafür sorgen, daß die Türkei, befreit von all den Fesseln, die ihr heute noch die europäischen Verträge und Kapitulationen in ihrer Entwicklung anlegen, die Stellung, die sie unter den Mächten einnimmt, behaupte und durch innere Kräftigung noch verbessere", damit die uralten, jetzt brach liegenden Kulturgebiete dieses Reiches zu zahlungsfähigen Abnehmern der europäischen Industrie erzogen werden. — Für Lösung der Frage in kroatischem Sinne, d. h. Schaffung eines vereinten Königreiches Kroatien, plädiert Dr. Josip Frank in Agram („Die Eingliederung Bosniens und der Herzegowina", ebd.). — „Kaiser Franz Josephs Balkanpolitik" bespricht in anerkennender Weise Frh. v. Chlumecky im ersten Dezemberheft, das eine Reihe von Artikeln enthält, die sich auf das Kaiserjubiläum beziehen. Er bezeichnet es als eine Fügung ausgleichender Gerechtigkeit, daß dem greisen Kaiser die Genugtuung ward, „den Schlußstein zu einem der bedeutendsten seiner Lebenswerke setzen zu dürfen". — Wie „Galizien unter Kaiser Franz Joseph I." sich in kultureller Hinsicht entwickelt hat, schildert Adalbert Graf Dzieduszicki (ebd.), wobei

er zu dem Schluß kommt: „Im Gedächtnis der polnischen Nation werden die Gefühle der Dankbarkeit für Kaiser Franz Joseph fortbestehen, der ihr durch sein Vertrauen die Möglichkeit gab, sich aufzuraffen und all das wieder gut zu machen, was verschuldet worden war durch eine Jahrhunderte währende Vernachlässigung eines Landes, das früher der Schauplatz unausgesetzter Tatareneinfälle war."

„Das Zeitalter Kaiser Franz Josef des Ersten 1848—1908" betitelt sich das umfangreiche, mit reichem Bilderschmuck versehene Dezemberheft der Monatsschrift „Deutsche Arbeit" (VIII. Jahrg., H. 3), das in einer Reihe von Aufsätzen den Aufschwung Deutschböhmens auf allen Gebieten der geistigen und materiellen Kultur während der letzten sechs Jahrzehnte schildert. Die Regierungszeit unseres Kaisers sei eine ihrem tiefsten Wesen nach epochale Zeit für ganz Österreich und seine Völker, sagt Julius Lippert in dem einleitenden Aufsatze „Die Epoche unseres Kaisers Franz Josefs I.", eine Zeit der Umgestaltungen aller Grundlagen des staatlichen wie des kulturellen Lebens; freilich: „Zum Paradiese kann auch der beste Kaiser die Erde nicht machen. Hat er ja selbst an sich erleben müssen, wie weder Stellung noch Verdienst den Erdgeborenen von den grausamsten Schicksalsschlägen zu bewahren vermögen." Die folgenden, von Fachgelehrten verfaßten und an interessanten Angaben reichen Artikel stellen die Entwicklung Deutschböhmens dar auf dem Gebiete der mannigfachsten sozialen Arbeit, des Volksschul- und Volksbildungswesens, des Maschinen-, Berg- und Wasserbaues, des Gewerbes und der Industrie, der Literatur, der bildenden und Tonkunst, des Museum- und Institutswesens, so daß der Leser ein einheitliches Bild dessen erhält, was das Land vor dem Regierungsantritte des Kaisers war und was es jetzt ist.

Graf Theodor Zichy, der ehemalige österreichisch-ungarische Gesandte in Stuttgart und München, stellt sich in einem in der „Deutschen Rundschau" (Oktober, November 1908) veröffentlichten, trotz aller Gegenversicherungen etwas chauvinistisch gefärbten Aufsatze „Österreich und Ungarn" die Aufgabe, dem deutschen Leser die staatsrechtliche Stellung Ungarns zu Österreich zu schildern, zu beweisen, wie unrecht man den Ungarn tue, wenn man sie als unersättliche Streber betrachte, und zu zeigen, „daß der Dualismus unangefochten weiter" besteht. Er wirft den Österreichern vor, daß sie die ungarischen staatsrechtlichen Grundprinzipien, die jedem Ungarn als Dogmen seines politischen Glaubensbekenntnisses gelten, zu bestreiten trachten. Besonders bringe „die seit den letzten Wahlen relativ stärkste Partei der Christlich-Sozialen mit ihrem klerikalen Anhange" Ungarn wenig Sympathie entgegen, obgleich Ungarn „ihrer sonst sehr klugen Politik und ihren alle Achtung verdienenden humanitären Bestrebungen in keiner Weise im Wege" stehe. Die Frage, ob das „Bündnis" zwischen Österreich und Ungarn für beide Teile nützlich sei und ob der Ausgleich von 1867 sich bewährt habe, wird von Zichy entschieden bejaht. Für die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten erklärt er einzelne Reformen als Staatsnotwendigkeiten für Ungarn, wobei er den Vorwurf zurückweist, „daß sich Ungarn bei den gemeinsamen Angelegenheiten etwas schenken" lasse. Nach Berührung der Frage des getrennten Zollgebietes, die im Programm der Achtundvierziger die erste Stelle einnehme, sowie der Sprachenfrage, die wegen Aufrechterhaltung des nationalen Charakters Ungarns von Wichtigkeit sei, gibt der Verfasser der Hoffnung Ausdruck, der deutsche Leser werde die Haltung Ungarns Österreich gegenüber „milder beurteilen, wenn er die vorangegangenen Seiten nach dem Grundsatze »audiatur et altera pars« durchblättert" habe. — Unter dem Titel „Das Werk des

Kaisers" entwirft August Fournier in derselben Zeitschrift (Dezember 1908) eine Skizze von der „Aufwärtsbewegung der Donaumonarchie unter der pflichttreuen und rastlosen Mitarbeit ihres Herrschers", in welcher er das persönliche Einwirken Kaiser Franz Josephs I. auf die Entwicklung seines Reiches in warmen Worten würdigt. — Das Novemberheft bringt u. a. einen bisher ungedruckten „Brief Wilhelm von Humboldts über Schiller" an Körner, den Herausgeber der ersten Schiller-Gesamtausgabe. Das Original dieses Schreibens befindet sich, wie Albert Leitzmann in den begleitenden Ausführungen mitteilt, unter den handschriftlichen Schätzen der Public Library of the City of Boston in Nordamerika, die Leitzmann eine photographische Reproduktion des ganzen Schriftstücks zugesandt hat. Der Brief, vom 1. Oktober 1811 aus Wien datiert, enthält das Urteil Humboldts über die ihm im Manuskript vorgelegte Einleitung Körners zu der neuen Ausgabe sowie die Vorschläge zu einigen Änderungen und Streichungen, denen Körner z. T. gefolgt ist, — eine bisher nicht bekannte Tatsache. Humboldt dankt außerdem, daß Körner ihn unter den vertrautesten Freunden Schillers erwähnt, bittet jedoch, den „Staatsminister" fortzulassen und seinem Namen nur den Zusatz „Bruder des bekannten Reisenden" beizufügen (was denn auch geschehen ist), es sei ihm das die liebste Form, in der er sich zitiert sehen möchte. Zum Schluß spricht Humboldt in sehr herzlicher Weise von dem Sohn des Adressaten, dem Dichter Theodor Körner, der damals gerade in Wien weilte und ein gern gesehener Gast im Humboldtschen Hause war. — Unter den literarischen Kritiken der „Deutschen Rundschau" (Dezember 1908) findet sich eine Würdigung der Werke E. v. Handel-Mazzettis von Rich. M. Meyer, der die Hoffnung auf „Wiedereroberung des katholischen Publitums für die gesamte deutsche Literatur und Kunst" ausspricht; die Hauptträger dieser Hoffnung seien die Vereinigungen und Zeitschriften, die von katholischem Boden den Anschluß an die Gesamtentwicklung deutscher Dichtung suchen, wie „Hochland", „Gral" und „Ueber den Wassern".

Im Oktoberheft des „Türmer" untersucht Aug. Schlipper die Stellung Christi zum wirtschaftlichen und sozialen Problem („Jesus und die soziale Frage"). Christus habe das Streben nach Geld und Gut nicht verboten, solange man seine Bedürfnisse und Interessen in Schranken hält; diese Schranken zu bestimmen, sei dem sittlichen Empfinden des Einzelnen überlassen. Der von Jesus verurteilte Reichtum sei der Mammonismus, das Anhäufen von Gütern ohne nutzbringende Verwertung für sich oder andere. Jesus habe zwar kein soziales Programm aufgestellt, dennoch sei nie eine zündendere soziale Botschaft verkündet worden als seine Lehre von der Nächstenliebe, die allein imstande sei, dem Elend auf Erden zu steuern. — Als „eine grausame Rede" bezeichnet Leonhard Jacob seine Ausführungen über „Das Sterben der Kinder" (ebd., November 1908), das keine unabwendbare Notwendigkeit und nicht in der Schöpfungsordnung Gottes begründet sei. Die große Sterblichkeit der Kinder, zumal in den niederen Volksklassen, habe ihren Grund in den ungesunden Lebensverhältnissen, aber auch in der Entartung und Vergiftung des Menschengeschlechtes, sie dürfe nicht einfach als Tatsache hingenommen oder religiös verklärt werden, es sei vielmehr die große Aufgabe des Christentums, diese Tatsache aus der Welt zu schaffen, denn Jesus habe das Sterben der Kinder nicht gewollt, das habe er durch die „programmatischen Handlungen" der Auferweckung von Jünglingen und Jungfrauen bewiesen. — In demselben Heft findet sich die Wiedergabe eines Artikels aus der „Frankfurter Zeitung", in welchem Dr. Kurt Abel-Musgrave seine

Eindrücke von einer nationalen Pilgerfahrt nach Lourdes schildert, natürlich nicht ohne die Beschuldigungen zu wiederholen, die die Gegner von Lourdes immer wieder gegen den Gnadenort vorzubringen wissen. Eine Antwort auf diesen Artikel wie auf viele gleichartige, die anläßlich des Jubeljahrs der hl. Gnadenspenderin von Lourdes in akatholischen Blättern häufiger denn je auftauchten, gibt P. M. Meschler S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (1908, H. 10, „Zum Jubiläum Unserer Lieben Frau von Lourdes.“), indem er unwahre Behauptungen zurückweist — zum Beispiel den Vorwurf der Unreinlichkeit und Gesundheitsgefahr beim Gebrauch der Bäder — und die Wahrheit bestrittener Tatsachen feststellt. Es ist nicht seine Absicht, Propaganda für Lourdes zu treiben, sondern „die Gedanken zu klären, der Wahrheit das Wort zu leihen und sie zu verteidigen gegen Verdrehungen und falsche Anschuldigungen.“ In Ansehung des unsäglichen Guten, das Lourdes in der Welt nach allen Seiten wirkt, sei es pietätlos gegen Gott wie gegen die leidende Menschheit, den Gnadenort zu schmähen und das Vertrauen und die Freude, welche die Menschen zu ihm hegen, zu untergraben und zunichte zu machen.

Nachdem eine der im Dienste des sogenannten Reformkatholizismus stehenden Zeitschriften, die „Renaissance“, bereits 1907 eingegangen ist, folgt diesem Beispiel nun auch die andere, „Das zwanzigste Jahrhundert“, die sich selbst „Organ für fortschrittlichen Katholizismus“ nannte. Der Verlag teilt in der Nummer vom 12. Dezember 1908 den Lesern mit, daß das Blatt nach Neujahr nicht mehr erscheinen werde. Als Gründe werden genannt: „die andauernde Gleichgültigkeit des Laienpublikums in rein geistigen und religiösen Fragen und der bleierne Druck des seit dem Erscheinen der Enzyklika ungeschminkt funktionierenden kirchlichen Machtsystems“, insbesondere aber sei „die Zahl tüchtiger und überzeugungstreuer Mitarbeiter so zusammengeschrumpft, daß die wenigen sich außerstande sehen, für die Dauer die Zeitschrift sowohl auf einer angemessenen literarischen Höhe zu halten als auch in wahrhaft fortschrittlich-katholischem Sinne weiterzuführen“. Die Versicherung, daß die treu gebliebenen Mitarbeiter und Gelehrten durch das Eingehen des Blattes Zeit und Muße zu gewinnen hoffen für größere Arbeiten auf dem Gebiete des „fortschrittlichen“ Katholizismus, ist nicht imstande, das Eingeständnis des Niedergangs dieser Bewegung abzuschwächen.



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Glaube und Wissen.

Von **Richard v. Kralik.**

Glaube und Wissen! Diese beiden Schlagworte sind es, die fast alle geistigen Kämpfe der Gegenwart entzündet haben. Alle Streitfragen, auch die nicht bloß religiösen und pädagogischen, auch die politischen, die sozialen, die ökonomischen, gehen von diesem Kern aller Probleme aus. Eine mannigfaltige Abstufung in der Beantwortung dieser Fragen hat die ganze Parteienbildung in logischer Konsequenz zur Folge gehabt. Ob wir uns entscheiden, katholisch oder protestantisch, christlich oder nichtchristlich, gläubig oder ungläubig, konservativ oder fortschrittlich, autoritär oder freiheitlich zu denken und zu handeln, das hängt von der Auffassung ab, die wir über das Verhältnis von Glauben und Wissen haben. Und die Folgen dieser Auffassung machen sich in unserer alltäglichsten Entschließung ebenso geltend wie in den Entscheidungen der Weltgeschichte. Nichts ist daher praktisch wichtiger, als sich über dies Verhältnis zwischen Glauben und Wissen ganz klar zu werden. Es ist umso wichtiger, da der leidenschaftliche Streit der Parteien seine Nahrung zieht aus der Unklarheit, aus der absichtlichen oder unabsichtlichen Verdunkelung des eigentlichen Sachverhalts.

Die Gegner des Glaubens machen sich aus dem Begriff des „Glaubens" einen abschreckenden Popanz, um ihn wirkungsvoller bekämpfen zu können. Anderseits steigern sie den Begriff des Wissens mit einer Überhebung über die wahren Grenzen des Wissens, um dadurch den Triumph dieses „Wissens" zu erleichtern. Ihnen gilt der G l a u b e der Gläubigen entweder als kindliche Vorstufe des Wissens, oder als beabsichtigter Betrug einer selbstsüchtigen Priesterkaste, oder als eine psychologische Minderwertigkeit gegenüber der Intelligenz, demnach als das Finstere, als die Bekämpfung des lichten Wissens. Und anderseits gilt ihnen dies W i s s e n als die einzige Leuchte, die Geheimnisse der Welt und des Lebens zu erhellen, und zwar als eine vollkommene Leuchte, fähig, alles und jedes zu erhellen, ohne dabei der Mithilfe oder der Ergänzung oder der Kritik des Glaubens zu bedürfen.

Immer wieder hat man von beiden Seiten, von gläubiger wie von glaubensfeindlicher, versucht, diese Begriffe, um die der Streit entbrannt ist, festzustellen. Und mit Recht hat man diese wiederholte Mühe nicht gescheut. Denn alles, alle Entscheidung ist davon abhängig. Ich wenigstens denke so optimistisch von der menschlichen Natur, daß bei dem Kampfe gegen den Glauben die Unkenntnis und der Irrtum eine größere Rolle spielten als die Böswilligkeit und der Widerspruchsgeist. Eine größere, sage ich, nicht die einzige. Es liegt ja allerdings auch im Wesen der Menschennatur, daß sie nicht nur von der Einsicht, sondern auch vom Temperament, von der Recht-

haberei, von der Neuerungssucht um jeden Preis, vom Hochmutsdünkel, von der Streitlust hingerissen wird. Also gänzlich werden wir den Kampf nie beenden können. Schon deshalb nicht, weil wir ja auch von unserer Seite gerne gestehen wollen, daß wir hie und da ähnlichen Natürlichkeiten und Schwachheiten unterliegen und der hohen von uns vertretenen Aufgabe nicht immer ganz gerecht werden können. Aber durch jede sachliche, ruhige, logische Erörterung wird doch der Streit im ganzen geadelt und die Wage der Entscheidung ein klein wenig nach Seite der Wahrheit gezogen. Das muß uns genügen.

Darum halte ich es nicht für ganz aussichtslos, wenn ich diesen Streitpunkt noch einmal so scharf und bestimmt wie möglich zu formulieren suche. Ich werde mich dabei bestreben, nur von allgemein zugestandenen Voraussetzungen des Wissens und der Geschichte auszugehen, und dabei das Problem in den vollsten Zusammenhang mit der ganzen Kulturgeschichte zu bringen.

Und in der Tat, unser Problem kann nur gefördert werden, wenn wir es im Zusammenhang mit dem Ganzen, wenn wir es von dem überlegensten Standpunkt mit der Aussicht auf die ganze Welt betrachten und uns zugleich nicht vor der Mühe scheuen, in die tiefsten Schachte einzudringen. Mit schönen Redensarten, mit billigen Schlagworten ist dabei niemandem, am wenigsten der Sache genützt.

Ich möchte die Formel für unser Problem in dieser knappen Fassung aufstellen: Gibt es auf dieser Welt etwas Festes, etwas Bleibendes, etwas Sicheres, oder nicht? Das ist die Frage aller Fragen. Beantworten wir sie mit Ja, dann haben wir das Wissen wie den Glauben, die Religion, die Kirche. Beantworten wir sie mit Nein, dann haben wir nicht nur den Unglauben, den religiösen Zweifel, die Kirchenfeindlichkeit, dann haben wir auch den „Modernismus" in der Wissenschaft, das heißt die Skepsis, die Überkritik, den Relativismus, dann haben wir als weitere Folge die Selbstaufhebung der Wissenschaft, der Moral, des Lebens, — das Nichts, die Verzweiflung, das Chaos. Das will ich nun eingehender erläutern. Es gilt ja dabei offenbar nicht nur den Glauben, sondern auch die Wissenschaft zu retten.

Ja, auch die Wissenschaft. Wir wollen sie den sogenannten Modernisten gegenüber ebenso retten, wie einst Sokrates und Platon die wahre Wissenschaft gegenüber den Sophisten vertraten.

Das Verhältnis ist nämlich in beiden Fällen ein ganz ähnliches. Da traten im alten Griechenland als selbstbewußte Vertreter aller Wissenschaft jene Sophisten auf, an sich durchaus verdienstliche Arbeiter, die in bezug auf Geschichte, Naturkunde, Philologie und Philosophie, Staatsrecht, Politik und Moral fleißig gearbeitet hatten und ganze Generationen von strebsamen Griechenjünglingen gegen Kollegiengelder gut zu unterrichten verstanden. All das war ihnen gar nicht übelzunehmen. Ihr wissenschaftliches System hatte nur einen Fehler, einen Hauptfehler: es wurde nicht von der Überzeugung, vom Glauben getragen. Sie glaubten nicht einmal an ihr Wissen. Sie forschten, sie lehrten, aber sie glaubten nicht, daß alles Forschen und Lehren auf ein bestimmtes, objektives Wissensziel hingelenkt sei. Nur der Ehrgeiz, die Selbstsucht und die Ruhmsucht bewegten ihren großen Fleiß und beflügelten ihre Erfolge. „Alles fließt, alles ist relativ, alles ist widerspruchs-



voll, alles hat zwei Seiten." Das war der Kern ihrer Lehre. „Alles ist kritisierbar, alles verändert sich, alles entwickelt sich ins Ziellose, ins Grenzenlose. Es gibt keine feste, objektive Wahrheit, Güte und Schönheit, es gibt keine Moral, kein Recht und Unrecht, keine Verantwortlichkeit, keine Autorität. Und wenn es eine Wahrheit gäbe, so wäre sie für uns nicht erkennbar. Und wäre sie selbst erkennbar, so wäre sie nicht lehrbar, nicht mitteilbar, weil sich die einzelnen Subjekte wieder ganz subjektiv zu ihr stellen müßten." Diese Lehren der alten Sophisten sind durchaus nicht eine vorübergehende kulturgeschichtliche Erscheinung gewesen. Sie sind nur damals so klassisch formuliert und auch so klassisch widerlegt worden. Aber sie herrschen seit dem Engelsturz und seit dem Sündenfall in der Geistesgeschichte, sie treten in allen Jahrhunderten unter dem Scheine des Neuen, des Modernen, des eben erst Entdeckten, des Fortschrittlichen auf. Ich müßte die ganze Kulturgeschichte durchgehen, um ihre Zähigkeit und dabei ihre Wandlungsfähigkeit aufzuzeigen. Unter tausend Masken wiederholen sich immer wieder die alten Behauptungen. Es ist keine neue Entdeckung von mir, wenn ich in manchen Erscheinungen des modernen Wissenschaftslebens die Ähnlichkeit mit der Sophistik aufzeige. Bereits Schopenhauer hat das in seiner Weise, in seinem übertriebenen Haß gegen die Philosophieprofessoren seiner Zeit getan. Ich will aber bestimmter und weniger sujektiv als er die Punkte bezeichnen, in der die Sophistik und die dem Glauben feindliche Wissenschaft sich berühren.

Es ist vor allem der trostlose Skeptizismus, der Zweifel, das faustische Verzweiflungswort: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können." Zwei neuere Gelehrte haben diesem Zweifel den entscheidenden, bestimmenden Ausdruck gegeben: Kant, der Alleszermalmer, hat in seiner Kritik der reinen Vernunft nachzuweisen gesucht, daß die Vernunft über die Dinge an sich, über das Wesen der Welt, über Gott, Seele, Unsterblichkeit und Verantwortlichkeit nichts aussagen könne, und Dubois-Reymond hat noch einschränkender sein wissenschaftliches Ignoramus, ignorabimus erklärt; die Wissenschaft wird nach ihm nie über gewisse Welträtsel und gerade die wichtigsten: den Ursprung des Bewußtseins, den Zusammenhang des Geistigen und Körperlichen, die Entstehung des Lebens, etwas Bestimmtes aussagen können. Die Wissenschaft kann und soll daher nur beschreiben, die Vorgänge im Natur- und Geistesleben möglichst genau beschreiben; alle Forschung, alles Experiment, alles Grübeln kann nicht weiterführen.

Diese „Bescheidenheit" der Wissenschaft hat etwas scheinbar Großartiges, Voraussetzungsloses. Man sucht die Wahrheit mit dem Bewußtsein, sie nie zu finden, man fühlt sich als durchaus uneigennütziger Diener der Wissenschaft. Aber diese Bescheidenheit ist nur scheinbar. Sie ist in Wirklichkeit eine Überhebung über ihre eigenen Voraussetzungen. Der Satz, die Wissenschaft könne über Gott und Seele, Schöpfung und Leben nichts aussagen, geht unmerklich in den nihilistischen Satz über: „Also gibt es keinen Gott, keine Seele, keine Schöpfung, keine Wahrheit, kein Lebensziel. Alles ist problematisch."

Ein weiteres Kennzeichen der sogenannten modernen Wissenschaft ist ihr Verzicht auf einheitliches Wissen, ihr Verzicht auf die Universalität des Wissens, den Zusammenhang alles Wissens. Daher das schon so oft beklagte Spezialistentum. Aus den „Universitäten" sind „Spezialitäten"



geworden. Die Methoden der verschiedenen Wissenschaften fallen so stark auseinander, daß erst vor kurzem einer der berühmtesten Naturhistoriker, Ostwald, erklärte, es gäbe nur eine Wissenschaft, die Naturwissenschaft, und daß er den Vertretern der Geisteswissenschaften, den Philologen und Historikern, überhaupt die Wissenschaftlichkeit absprach. Diese Einseitigkeit wird natürlich von den Geistesgelehrten den Naturgelehrten, den „Naturförstern", mit gleich absprechendem Selbstgefühl zurückgegeben. Wir haben also hier auch eine ähnliche Erscheinung wie bei den alten Sophisten. Sie waren groß in Spezialitäten des Wissens, aber unfähig zur Universalität der platonischen Akademie und des aristotelischen Lyzeums.

Ein weiteres gemeinsames Merkmal ist die Entgötterung, die Entgeistigung der Natur. Sophistik wie „moderne" Wissenschaft leugnen, daß die Natur, daß die Welt ein Ausfluß der zielbewußten, göttlichen Schöpfertätigkeit ist, wie es alter Glaube und wahre Wissenschaft immer festgehalten haben. Nicht eine in die Schöpfung gelegte Zielstrebigkeit soll nach dieser sophistischen Ansicht die ganze Entwicklung der Natur bedingen, sondern der sinnlose Zufall, die blinde Notwendigkeit. Warum ist überhaupt etwas da? Aus Zufall. Warum ist es so, wie es ist? Aus Zufall. Wohin schreitet die Entwicklung? Was wird über das Ziel und das Ende der Welt entscheiden? Der Zufall. Der Zufall bringt jenen Schein einer zweckmäßigen natürlichen Zuchtwahl hervor, welche die so viel bewunderte Grundlehre des Darwinismus ist. Das ist nun allerdings eine Lehre, wodurch die Wissenschaft sich selber aufhebt, sich aufheben würde, wenn sie rücksichtslos und strenge daran festhielte. Aber auch hier wird diese Lehre mehr als Kampfmittel gegen den Glauben benützt, als daß man sie auf die Dauer der wissenschaftlichen Forschung zugrunde legen könnte.

Nunmehr aber komme ich zu der praktisch wichtigsten Lehre, die der alten Sophistik und der „modernen" Wissenschaft gemeinsam ist. Es ist die Leugnung der moralischen Verantwortlichkeit. Bei den alten Sophisten beruhte diese Lehre auf der Anschauung, daß Recht und Sitte, Staat und Gesellschaft eine willkürliche Einrichtung der Stärkeren zur Unterdrückung der Schwächeren seien. Von Natur aus gebe es kein Recht, nichts sei gut oder schlecht, nur die Willkür des Gesetzes mache es dazu, und das Gesetz wird nicht nach den Regeln der Gerechtigkeit gemacht, sondern nach dem Vorteil der gesetzgebenden Partei. Höchste Lebensregel ist daher nicht, so gut und so gerecht wie möglich zu sein, sondern so gewalttätig, verbrecherisch und grausam wie möglich, vorausgesetzt, daß man nur so schlau ist oder so stark, in diesem Kampf um den Vorteil zu siegen und nicht zu unterliegen. Der Verbrecher, der gestraft wird, hat sich eben nur verrechnet, ein moralischer Vorwurf kann ihn nicht treffen, denn es gibt keine Moral. Die „moderne" Wissenschaft kommt zum selben Ergebnis, aber mit einer noch feineren, anscheinend noch philosophischeren Begründung. Sie leugnet nämlich die Freiheit des menschlichen Willens. Der Wille werde ebenso von notwendigen mechanischen Bedingungen zu seinen Entschließungen gezwungen wie der Stein, wie die Wolke, wie der Fluß, wie das Feuer. Ist aber der Wille unfrei, ist er gezwungen, dann ist es ebenso unsinnig, einen Menschen wegen seiner Verbrechen zur Verantwortung zu ziehen wie den Stein, die

Wolke, den Fluß, das Feuer. Jeder folgt eben notwendig seiner Natur, seinen Anlagen, den ihn umgebenden Bedingungen. — Gewiß, diese Anschauung hat viel Bestechendes, ihr ist auch, wie jedem Irrtum, etwas Wahrheit beigemischt; aber in ihrer radikalen Einseitigkeit ist sie ebenso verderblich wie sie falsch ist. Bereits Kant ist vor den Konsequenzen einer solchen Lehre erschrocken und hat es für notwendig gehalten, seine wissenschaftliche Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens zu mildern durch den Ausweg, man müsse trotzdem aus praktischen Gründen die Verantwortlichkeit annehmen, man müsse praktisch wenigstens so handeln, als ob es eine Freiheit, eine Zurechnung gebe, so unbegreiflich die Tatsache des Gewissens inmitten dieser mechanisch bedingten Welt sei. Aber die neueren Vertreter dieser Lehre werfen diese Milderung als eine bedauerliche Schwäche des alten Kant entschieden beiseite und erklären das Gewissen auch nur als ein Wahngebilde.

Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich den größten Teil der moralischen und sozialen Schäden unserer Zeit auf diese „moderne" Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens zurückführe. Diese Lehre dringt von den Universitäten Stufe für Stufe durch alle Klassen der Gesellschaft. Was gestern die Professoren lehrten, lehren heute die Volksschullehrer, was gestern Nietzsche predigte und vor ihm schon manche Rechtslehrer, das befolgen heute nicht nur die Übermenschen, die Aristokraten und Fürsten des modernen Geistes, sondern auch schon die Schuljungen und die Plattenbrüder. Sie folgen eben alle ihrer Natur, sie gehorchen ihren Trieben, sie leben sich aus, sie übertreten die Paragraphen und schwören Meineide, und wenn es einmal schief geht, so ist das nur der unberechtigte Widerstand anderer Kräfte gewesen, die ebenso viel Recht oder Unrecht haben. Der Stärkere, der Schlauere, der Rücksichtslosere siegt. Gesetz, Recht, Moral, Religion sind nur die Verzierungen, der Aufputz dieser Kämpfe.

Schon vor einigen Jahren klagte mir ein Mitglied des deutschen Reichsgerichts in Leipzig, ein Protestant, darüber, daß jene, besonders von den Strafrechtsprofessoren gelehrte Unverantwortlichkeitstheorie alles Rechtsleben verpeste, und er begriff nicht, daß die Regierungen, die so viel für Gerichte, Zuchthäuser, Irrenhäuser und dergleichen täten, es nicht wagten, das Übel an der Wurzel, an den Universitäten anzufassen. Alle Rechtspflege, alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung sei also nur zum Spielball einer angeblich modernen Lehre gemacht, die sich fälschlich für wissenschaftlich ausgebe.

So hab ich also bisher versucht, ein Bild der sogenannten „modernen" Wissenschaft zu geben, das heißt, nicht der wahren Wissenschaft mit dem erfolgreichen und rastlosen Vermehren unseres Wissensschatzes, worauf unsere Zeit mit Recht so stolz und stolzer sein kann als jede andere. Nein, meine Aufgabe war, den Kern dessen zu fassen, was sich in offener Feindseligkeit gegen den Glauben als Gegensatz dieses Glaubens im Namen der modernen Wissenschaft ausgibt. Denn an der wahren Wissenschaft, an der Forschung arbeiten ja auch Gläubige mit gleichem Erfolge mit. Es wird nun meine Aufgabe sein, diese wahre Wissenschaft einfach dadurch zu bestimmen, daß ich sie im festen dauernden Bunde mit dem G l a u b e n zeige. Dabei gehe ich wieder, um das Gesichtsfeld zu erweitern, eine Weile in jene alte Sophistenzeit zurück. Denn geradeso wie die alte Sophistik in ihrem Wesen

mit der sogenannten modernen Wissenschaft die größte Ähnlichkeit hat, geradeso ist der Standpunkt unseres Glaubens am besten zu verstehen und zu zeigen an dem Standpunkt der damaligen Gegner der Sophisten. Denn bereits die klassischen Philosophen des Altertums, Sokrates, Platon und Aristoteles, haben die sophistischen Irrtümer und Spiegelfechtereien jener modischen Wissenschaftslehrer erkannt und widerlegt. Ihrer Leugnungssucht und Zweifelsucht, ihrer Zerstörungslust gegenüber haben sie die wahre Wissenschaft gerettet durch den Beweis der Wahrheit, die sich etwa folgendermaßen zusammenfassen läßt:

Es gibt dennoch trotz alles Zweifels, trotz aller Leugnung feste, ewige, dauernde Wahrheiten, Grundsätze, es gibt darum ein wahres Wissen, eine wirkliche Wissenschaft. Diese Wissenschaft ist eine Einheit, eine Harmonie alles Wissens. Natur und Geist geht von der schöpferischen Gottheit aus. Die Natur ist nicht einem toten Mechanismus unterworfen, sondern sie wirkt und entwickelt sich kraft der in sie gelegten Gesetze zielstrebig, nach einem vernünftigen Ziele hin. Die Seele des Menschen ist nicht durchaus dem notwendigen Mechanismus ihrer Anlage und ihrer Umwelt unterworfen, sie ist vielmehr frei, verantwortlich, selbständig der Natur gegenüber, sie ist unsterblich. Mit wunderbarer Folgerichtigkeit wurde dieser Plan einer wahren allgemeinen Wissenschaft von jenen drei großen Philosophen ausgebaut und siegreich gegen die Sophisten verteidigt. Alles ergab sich aus dem einen richtigen Grundsatz: es gibt feste Begriffe; daher gibt es eine wahre Wissenschaft.

Freilich war die Begründung dieser Lehre nicht leicht, sie war schwieriger als die Leugnung und der Zweifel. Sie konnte nicht ganz allein auf der Willkür der Forschung aufgebaut sein. Sie war nur möglich im Zusammenhang einer großen Überlieferung, im Zusammenhang mit der Autorität, die eine treue Überlieferung gewährt. Hier sind wir also auf dem Punkt, wo wir den Bund der Wissenschaft mit dem Glauben verstehen, den Bund der freien Forschung mit der Pietät gegen das Bestehende. Der wahren Wissenschaft stehen die Festigkeit des Gegebenen, die Natur, der Menschengeist, das Gewissen, die Religion, die Geschichte, der Staat, das Recht zur Seite mit der ganzen Autorität, die allein der Würde der Sache entspricht. Die Wissenschaft muß einen Respekt vor ihrem Gegenstand haben, er muß ihr heilig sein, sonst löst er sich freilich in Nichts auf, sonst löst sich auch die Wissenschaft in Nichts auf.

Jene alten Forscher waren kühn genug in ihrer Forschung, aber sie wußten, daß es geistiger Selbstmord gewesen wäre, wenn sie aller Voraussetzungen des Gegebenen gespottet hätten. Und sie erkannten, daß zu dem Festesten an ihrem Gegenstand das Heilige, das Göttliche, das Religiöse gehöre. Ihnen war die Forschung nach der Wahrheit, nach dem Wesen der Welt, des Menschen, der Rechtsordnung nichts anderes, als die Ergründung des Göttlichen. Ihnen waren Wissenschaft und Glaube eine harmonische Einheit, ihnen war Philosophie gleich der Theologie. Aristoteles nannte geradezu, was wir heute Metaphysik, oder ganz nüchtern die Lehre von den ersten Prinzipien nennen, Theologie. Nur eine solche Wissenschaft war in der Lage, heilsam auf das Leben und den Staat einzuwirken. Sie ging vom wirklichen Leben aus und erklärte, befestigte das wirkliche Leben. Nur eine solche Wissenschaft konnte Schule bilden. Daher sehen wir, während



die Sophistenschulen zerfallen, die Schulen der Sokratiker, Platoniker und Aristoteliker blühen, eine ganze Akademie, eine Universität bilden, alle Einzelwissenschaften anbauen und entwickeln.

Und nun ereignet sich die allerwichtigste Tatsache der Kulturgeschichte. Die wahre Wissenschaft, wie sie in dieser Schule entwickelt wurde, mußte einen neuen unlöslichen Bund mit der wahren Offenbarung, mit der christlichen Religion eingehen, sobald diese in die Erscheinung trat. Dieser Bund ist in dem berühmten Prolog des Johannesevangeliums ausgesprochen für alle Zeiten und wird bei jeder heiligen Messefeier immer wieder feierlich proklamiert: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Denn das Wort, der Logos, die zweite göttliche Person ist zugleich die Gesamtheit jener feststehenden ewigen, schöpferischen, vorbildlichen Ideen, auf denen alle Schöpfung und alle Wissenschaft von der Schöpfung beruht. Daher die Erscheinung, daß wir sofort und durch das ganze Mittelalter bis auf die Gegenwart jene wahre, schulgemäße Wissenschaft ständig im engsten Bunde mit dem Glauben sehen, so enge, daß beide fast in Eines zusammenzufallen scheinen.

Ich habe diesen Punkt deshalb so stark betont, weil wir nur in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Scholastik ganz verstehen. Man wundert sich immer wieder, warum denn die Kirche, warum denn besonders die beiden letzten großen Päpste Leo XIII. und Pius X. so großen Wert auf die Erhaltung und Belebung der Scholastik gelegt haben. Die Scholastik ist eben gegenüber allen älteren und neueren Sophisten die treue Erhalterin der wahren Wissenschaft geblieben, jener Wissenschaft, die auf festen Begriffen beruht und daher allein Festigkeit gewährleisten kann. Dies ist ihr Wesen; das Latein, die Ausdrucksweise, die Methode, die Anordnung und gewisse veraltete, aus der Mode gekommene Anschauungen oder Vortragsweisen sind dabei Nebensache.

Nun verstehen wir es auch, warum die feindlichen Vertreter einer „modernen" Wissenschaft weniger gegen den Glauben, als gegen eine gläubige Wissenschaft kämpfen. Aus demselben Grund hat Luther seinen Kampf gegen die Kirche mit einem Kampf gegen die Wissenschaft des Aristoteles eröffnet. Denn in der Tat, ist der Grundsatz der gläubigen, der klassischen Wissenschaft richtig, gibt es wirklich objektive, feste Begriffe, dann ergibt sich daraus alles weitere von selbst: Gott, die Autorität, ja die Kirche mit allen ihren Dogmen, die Offenbarung, die Übernatur, das Wunder, das Jenseits, sogar der „Klerikalismus" und der „Ultramontanismus". Gibt es aber keine festen Grundprinzipien der Wissenschaft, ist sie „voraussetzungslos" in diesem Sinne, dann gibt es auch all jenes nicht, dann gibt es aber auch keine gedeihliche Wissenschaft.

Wir sehen also, welches Interesse der Glaube an der wahren Wissenschaft hat, welches Interesse der Unglaube an der sophistischen Leugnung hat. Wir sehen, wie wichtig es ist, in diesen Streitfragen den hinter allen Schlagworten versteckten Kern der Sache zu erfassen. Wir sehen, wie falsch es ist, dem Glauben eine Gegnerschaft gegen das Wissen anzudichten, als ob er sich nur im Dunklen, im Finstern, im Schwarzen wohlfühle, als ob er das Licht, die Forschung scheue. Wir sehen, daß nicht auf Seite des Glaubens die Rückständigkeit, die Inferiorität, die Verdunklung, die Beschränkung der Wissenschaft zu suchen ist,

sondern auf Seite jener leugnenden, ungläubigen Wissenschaft. Diese modische, sich „modern“ nennende Richtung ist in der Tat rückständig, weil sie noch auf dem längst von der wahren Wissenschaft überwundenen Standpunkt der Sophisten steht. Diese sogenannte moderne Richtung, die sich erhaben dünkt über die gläubige Wissenschaft, ist inferior, weil sie sich mit einem inferioren Gegenstand begnügt und die eigentlichen Höhen des Wissens verschmäht, jene Höhen der Einsicht und Aussicht, die vor allem wissenswürdig sind, um deren Willen allein die Menschheit Wissenschaft betreibt, forscht und Wahrheit sucht. Diese sich voraussetzungslos und schrankenlos dünkende moderne Wissenschaft ist beschränkter als die gläubige Wissenschaft, da sie dem Wissen willkürliche und demütigende Schranken zieht. Die moderne, ungläubige Wissenschaft ist weniger frei, weniger lichtbringend, weniger kühn, weniger genial und weniger begeisternd als die gläubige Wissenschaft, denn sie beschränkt sich maulwurfartig mit dem grobsinnlichsten Stoff. Die gläubige Wissenschaft dagegen kennt keine Schranken, sie erobert die Geisterwelt, die Welt der Ideen, die Welt der Ewigkeit, den Himmel, die Gottheit und alle Geheimnisse der Schöpfung. Es ist ein törichter Irrtum, ihr vorzuwerfen, daß sie dabei von unwissenschaftlichen, unbeweisbaren Voraussetzungen geleitet und bestimmt werde. Die Voraussetzungen der gläubigen Wissenschaft sind nicht anderer Art als die Voraussetzungen der ungläubigen. Die ungläubige setzt voraus, daß es keine festen, ewigen Wahrheiten gebe, daß sich alles entwickle, durch Zufall entwickle, daß es keinen Zweck, keine Vernunft, keinen Gott, kein Wunder in der Mechanik des Geschehens gebe. Die gläubige Wissenschaft setzt das Gegenteil voraus. Die ungläubige beweist keine ihrer Voraussetzungen und kann sie nicht beweisen. Die gläubige Wissenschaft hat sie tausendmal nach ihrer Methode bewiesen. Beide rufen ihre Autoritäten an, aber nicht aus Willkür, sondern, weil sie überzeugt sind, daß sie für die Wahrheit zeugen. Beide beruhen auf Glauben. Aber der Glaube der Ungläubigen ist ein Selbstwiderspruch, der Glaube der Gläubigen ist mit sich einig. Allerdings nimmt die gläubige Wissenschaft an, daß nicht jede Wahrheit wissenschaftlich beweisbar sei, daß es übernatürliche Wahrheiten gebe, die durch Autorität, durch Offenbarung feststehen. Aber diese Überzeugung ist nicht unwissenschaftlich, nicht willkürlich, sie geht eben aus der Überzeugung hervor, daß es feste Wahrheiten gibt, daß es eine wirkliche Welt, eine wirkliche Wissenschaft gibt. Gibt es eine Natur, so muß sie auf einer Übernatur beruhen. Gibt es eine Wissenschaft des Begreiflichen, so muß sie auf Unbegreiflichem beruhen. Die Wissenschaft muß auf dem Glauben beruhen und nicht auf der Wissenschaft allein, ebenso wie ein Haus auf den Erdgrund und nicht in die Luft gebaut sein muß, oder ebenso wie ein Vogel oder ein Luftschiff nicht für sich im luftleeren Raum schweben kann, sondern der Voraussetzung der Luft bedarf. Das menschliche Wissen kann ebenso wenig aus eigener Kraft allein das Rätsel des Daseins lösen, wie der selige Münchhausen sich und sein Pferd, auf dem er saß, an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf reißen konnte. Wenn er das vorgibt in seinen Denkwürdigkeiten, so lachen wir von Herzen über diese lustige Lüge. Und wenn die moderne Wissenschaft ähnliches vorgibt, so muß sie es uns nicht übelnehmen, wenn wir dabei auch nicht ernst bleiben. Wer, wie der alte Archimedes, die



Erde bewegen wollte mittelst seiner mechanischen Maschinen, hätte doch dazu einen Stützpunkt außer der Erde gebraucht. Ebenso braucht der Forscher, der diese Welt begreifen will, einen Stützpunkt außer und über dieser Welt, eine Offenbarung aus einer Übernatur, die eben der Grund, die Ursache, die Erklärung dieser unserer Natur ist. Daß es nur durch solche Offenbarungen und Inspirationen möglich ist, festen Grund für das Wissen zu bekommen, das ergibt sich aus dem bedingten Wesen menschlichen Wissens von selbst. Und die Geschichte der Menschheit beweist uns weiters, daß es wirklich solche Offenbarungen und Inspirationen, unbegreifliche Einwirkungen von außen her gegeben hat und gibt. Die Offenbarung, das Wunder, die Inspiration, das Dogma, die Autorität, die Kirche und ihr Lehramt, das alles sind allerdings Voraussetzungen, die jenseits der Wissenschaft liegen, die aber eben von der Wissenschaft, von der Logik, von der Geschichte gefordert und als wissenschaftlich berechtigt erwiesen werden. Sie bewähren sich durch ihre Anwendbarkeit dadurch, daß die Rechnung mit ihnen stimmt.

Ich habe vor kurzem eine populäre Astronomie durchgeblättert, in der sich der kirchenfeindliche Forscher sehr ironisch über die vagen „Mythen" der Religion ausspricht; er biete dagegen als Mann der Wissenschaft nur streng Exaktes, Bewiesenes. Mit wachsendem Erstaunen fand ich aber, daß auch er kaum eine größere und wichtigere Frage berühren konnte, in der sich nicht die widersprechendsten Hypothesen und Meinungen der verschiedenen Forscher entgegenstanden. Und so steht es auf allen Gebieten irdischen Forschens.

Aber alle diese Mängel und Unvollkommenheiten der Wissenschaft sollen uns nicht abhalten, sie zu den höchsten Gütern der Menschheit zu zählen. Gerade der Glaube hat das höchste Interesse an der Wissenschaft. Die Kirche selber ist ja nichts anderes als eine großartige Weltakademie der Wissenschaft. Das Papsttum hat von jeher und bis zu diesem Tag seine Sendung dadurch bekräftigt, daß es sich mit wissenschaftlichen Instituten umgeben hat, ja selber zugleich auch ein wissenschaftliches Institut vorstellt. Der katholische Klerus ist gemäß seiner Vorbildung ein gelehrter Stand von vollwertiger, umfassender, akademischer Bildung. Er hat die allgemeinen Grundsätze der Wissenschaft in sicherster Weise in sich aufgenommen.

Er hat sich auch allezeit an den Spezialwissenschaften fruchtbringend beteiligt. Ich möchte nebenbei besonders auf die große und bisher noch kaum ausgenützte und gewürdigte Arbeit hinweisen, die in den unzähligen, von katholischen Geistlichen sorgfältig verfaßten Pfarrchroniken, Topographien, Ortsgeschichten, Bearbeitungen der lokalen Flora und Fauna liegt, abgesehen von der apologetischen, theologischen und soziologischen Betätigung. In der Tat, wenn heute Platon wiederkäme, er würde in der katholischen Kirche seine Republik verwirklicht sehen, wo die Weisen bloß durch die wahre Wissenschaft, nicht durch Gewalt herrschen. Und es ist wohl kaum ein Zweifel darüber, ob er sich mit seiner Autoriät auf Seite der gläubigen oder auf Seite der sophistischen, der ungläubigen Wissenschaft stellen würde.

Aus all dem ergibt sich, daß wir mit gutem Gewissen die Sache des Glaubens gegenüber dem Unglauben vertreten können. Es ist zugleich die Sache der wahren Wissenschaft, die wir vertreten, die Sache des Lichtes, der Freiheit, des Geistes, der Kultur, des Rechtes und der Wahrheit.



Es ist vor nicht langer Zeit das bedeutsame Wort von einem Kampf um die Universitäten, von einer Eroberung der Universitäten gefallen. Man hat dieses Wort in dem Sinne verdreht, als ob es sich dabei um einen parteipolitischen oder klerikalen Vorstoß handle, als ob man durch Eroberung der Universitäten den christlichen, den katholischen Parteien einen gewaltsamen Machtzuwachs verschaffen wolle. Nein, es handelt sich dabei um einen rein geistigen, idealen Kampf für die höchsten Güter der Kultur. Wir, die gläubigen Vertreter gläubiger, positiver Wissenschaft, wir sind es, die wir für die höchste Kultur, für die vollste Wissenschaft eintreten, gegenüber teils leichtsinniger, teils törichter, teils absichtlicher Preisgebung ihrer Grundlagen. Wenn wir die Vertreter der sogenannten modernen Wissenschaft noch einige Jahre so weiter ihre falschen, ihre unwissenschaftlichen Lehren von der Unfreiheit des Willens, von der Unverantwortlichkeit des Individuums, von der Zwecklosigkeit des Daseins, von dem toten Mechanismus der Natur, von der Nebensächlichkeit oder von der Leugnung alles Geistigen, aller Ideale, von der Leugnung der Seele, von der Leugnung einer objektiven Moral, eines objektiven Rechts, von der unbedingten Berechtigung der individuellen Triebe, vom rücksichtslosen Übermenschentum usw. usw. vortragen lassen, dann sind wir innerhalb einiger Jahrzehnte am Ende unserer Kultur. Dann erleben wir die Auflösung der Gesellschaft, der Familie, des Staates, aber auch die Auflösung der Wissenschaft selber, dann erleben wir das Chaos, den Zusammenbruch. Der Untergang des Volkes und auch der Untergang seiner Verführer ist dann gewiß. Um das vorauszusagen, braucht man kein Prophet zu sein. Ja, man braucht es gar nicht mehr vorauszusagen, denn wir erleben ja bereits alle Zeichen der Dekadenz, des Niederganges, der Barbarei. Negative Strömungen hat es ja immer gegeben. Aber niemals war die Negation alles Gesunden, alles Heiles, aller Vernunft so herrschend, so tyrannisch, so terroristisch wie jetzt. Dieser Terrorismus ist so groß, daß er leider auch mit seinem dumpfen Schrecken in unsere Reihen gedrungen ist. Man fühlt sich bei uns unsicher, man läßt sich überreden, daß man doch nicht so ganz recht hat, daß man sich dem modernen Zeitgeist der Verneinung wenigstens in etwas beugen müsse, daß unsere Sache eine verlorene, daß unserer zu Wenige seien. Dieser Terrorismus ist allerdings so groß, daß viele von den Gutdenkenden aus Schrecken schweigen und schweigend die Macht der rücksichtslosen Terroristen vermehren. Die Furcht ist eben ansteckend. Und in der Tat, das gewalttätige Vorgehen der Gegner ist furchterregend genug, es scheucht alle andern durch gräßliche Drohungen vom Plane. Es ist unduldsamer als je eine religiöse Konfession es war, selbstsüchtiger als je eine politische Partei.

Aber so überwältigend die Macht der Vertreter jener ungläubigen modernen Wissenschaft zu sein scheint, so ist sie doch nicht unüberwindlich. Sie trägt ja in sich den Keim der Auflösung, des Widerspruchs. Ja, die Zeichen mehren sich, daß in ihren Reihen selber sich allmählich eine richtigere Einsicht Bahn bricht. Manche ihrer überlegeneren Vertreter lassen unserem Standpunkt des Glaubens immer mehr Gerechtigkeit widerfahren und wenden sich, angeekelt von dem Cliquentreiben, von jenen ab. Anderseits gewinnt in unseren Kreisen die Einsicht von der Wichtigkeit dieses wissenschaftlichen Streits immer größere Bedeutung. Es wird darauf ankommen, daß sich die



Einsicht in die wissenschaftliche Berechtigung des Glaubens immer mehr wieder in den durch den Zweifel verwirrten Kreisen befestige. Wir müssen die Welt endlich davon überzeugen, daß wir nicht für eine Parteimeinung kämpfen, für ein Parteiinteresse, für die Herrschaft einer selbstsüchtigen Kaste, die nur auf Unterdrückung und Ausbeutung ausgeht, sondern daß wir ganz einfach unserer Pflicht gemäß für das Wissen und die Wissenschaft selber arbeiten in ihrer vollsten und reinsten Gestalt, in ihrem vollsten Umfang. Wir kämpfen dafür, daß es eine Wahrheit, eine ewige Wahrheit gibt, daß es ein Recht und ein Gutes gibt, daß die Wissenschaft dieses Recht zu hüten hat, daß es eine Moral gibt, eine Verantwortung des einzelnen. Wir kämpfen für die Würde der Menschheit, für die Würde des Geistes und der Seele, für unsere ewige Bedeutung. Wir kämpfen für die Würde der Geschichte, in der wir ein Werk der Vorsehung, nicht einen Narrenschauplatz der Willkür sehen. Wir kämpfen für die Würde der Natur, die wir nicht als ein Ergebnis seelenlosen Zufalls, zweckloser Notwendigkeit, als eine in Gärung gekommene faulende Materie ansehen, als eine grausame Züchtung von Nichtigkeiten, die keinen andern Zweck haben, als wieder vernichtet zu werden. Wir kämpfen für die Würde einer Weltanschauung, eines einheitlichen Weltbildes, eines Kosmos, einer harmonischen Schöpfung, die von göttlichem Geiste durchleuchtet, gelenkt und in die Höhe gehoben ist. Wir kämpfen für das Heil, die Erhebung, die Befreiung, den Fortschritt der Menschheit, gegen jene trostlose Lehre der modischen Wissenschaft, nach der die Menschheit für die Welt nichts mehr bedeutet als eine Kolonie von Ungeziefer, keinen Zweck, kein Ziel hat als Vernichtung, Verzweiflung, Trostlosigkeit.

Wir kämpfen für all das, weil es die Wahrheit ist, weil alle großen Geister der Vorzeit und der Gegenwart es als Wahrheit erkannt haben, weil wir in einer sorgfältigen Tradition alles Göttlichen und Menschlichen dafür die sichere Gewähr besitzen. Wir kämpfen dafür, weil wir überzeugt sind, daß der Sieg der gegnerischen Anschauung der Sieg des Irrtums, der Sieg des Unheils, das Ende aller Kultur wäre. Wir kämpfen dafür, weil wir überzeugt sind, daß die Wahrheit siegen muß, wenn sich nur pflichtbewußte Vertreter finden, die sich nicht scheuen, für sie einzustehen. — Wann dieser Sieg kommen wird?

In Wien gibt es einen Dr. Karl Lueger-Platz, dessen vier Seiten von folgenden vier Hauptgebäuden gebildet werden: Parlament, Rathaus, Universität und Burgtheater. Einst waren es vier Hauptburgen des sogenannten Liberalismus, der Glaubensfeindschaft, der Negation. Zwei dieser Burgen haben, wie neulich ein geistreicher Beobachter aus dem andern Lager bemerkt hat, bereits ihre Tore geöffnet: Rathaus und Parlament. Es war der Sieg des guten Rechts. Die beiden andern werden nachfolgen: Universität und Burgtheater. Es wird der Sieg der vollen Wahrheit und der reinen Schönheit sein.



Josef Pernter.

Gedenkrede, gehalten in der Leo-Gesellschaft in Wien am 1. Februar 1909 von **J. Hirn.**

Es war mir jedesmal eine Freude, wenn ich Gelegenheit finden konnte, im Kreise der Leo-Gesellschaft, diesem großen, mir so wohl vertrauten Freundeskreise, zu sprechen. Heute ist mir gründlichst anders zu Mute. Lassen Sie mich es offen bekennen, daß ich niemals schmerzlicher einer Anregung zu einem Vortrage gefolgt bin, als in dem Augenblicke, da mich das verehrte Präsidium unserer Reunion ersuchte, die Gedächtnisrede auf Pernter zu halten.

Heiß brennt noch die Wunde, da die Erde über dem zugeschütteten Grabe kaum trocken geworden, über den namenlos schweren Verlust des Unvergeßlichen und für uns Unersetzlichen; von neuem möchte die Träne fließen, da uns die Stunde des offiziellen Gedenkens an den Verewigten sein zwar nie erlöschendes Bild mit möglichster Treue vor die Seele zaubern soll.

Aber auch ein Gefühl der Unsicherheit ist es, das mich beschleichen will. Ich, der das Glück hatte, durch eine ziemlich lange Kette von Jahren zu den Intimen Pernters zu zählen, kann allerdings von ihm als dem Menschen, dem Freunde, dem Kollegen, dem Landsmanne und dem begeisterten Sohne seiner Kirche sprechen. Aber eine nicht zu verantwortende Lücke in der Vorstellung über ihn wäre es, wenn nicht auch dabei in gebührender Weise die Stellung gezeichnet würde, die er sich in der großen Gelehrtenrepublik errungen hat. Nun hat sich gerade in unseren Tagen eine so tiefgehende Differenzierung zwischen den einzelnen großen Wissens- und Forschungsgebieten vollzogen, daß es einem, der einem wesentlich anderen Wissenschaftskreise angehört, gar sehr erschwert ist, sich in eine sachgemäße Würdigung des wissenschaftlichen Arbeitens eines Kollegen auf einem ganz anderen Felde, im Falle Pernters dem naturwissenschaftlichen, zu vertiefen. Hier sollte eigentlich der Berufshistoriker dem Realisten den Platz räumen, um der Person wie der Sache gerecht zu werden. Meine durchaus gerechtfertigten Bedenken in dieser Richtung wurden nur dadurch einigermaßen behoben, daß einer der vertrautesten Mitarbeiter Pernters, der ihm an der von ihm geleiteten Anstalt jahrelang an der Seite gestanden, Herr Vizedirektor Dr. Pircher, das einschlägige Material zur Verfügung stellte, auf Grund dessen er bereits in der naturwissenschaftlichen Sektion unserer Gesellschaft dem Verstorbenen den pietätvollen Nachruf gehalten hat. Herrn Direktor Pircher schulden wir dafür unseren besonderen Dank.

In dem rebenbekränzten Gelände unfern der durch Tirol laufenden Sprachgrenze, wo deutsches und welsches Wesen sich scheidet, in Neumarkt, stand seine Wiege. In der zahlreichen Kinderschar (sechs Brüder, eine Schwester) war er der älteste. Der Vater war ein angesehener Weinbauer und Holzhändler, weit im Lande bekannt ob seines biederen, reellen Charakters, die Mutter eine emsig waltende, treu besorgte Hausfrau. Zu den Eigengütern

hatte der Vater den Pachtbau der ausgedehnten, zur ehemaligen Herrschaft Enn gehörigen Weinlagen übernommen. Auf dem weithin, auf einem Felsenabhang dominierenden Schloß gleichen Namens, dem altrömischen Endidae, in herrlicher, waldumgebener Lage verbrachte die Familie sonnige Sommertage. Den meisten von den Söhnen ließ der Vater Mittelschulunterricht zuteil werden. Einer starb als Gymnasialdirektor, einer wirkt in der Stellung eines Landesgerichtsrates, die andern wurden meist tüchtige Ökonomen und Wirte. Josef besuchte die Lehranstalten der Franziskaner und Benediktiner in Bozen und Meran und trat vor Ablegung der Reifeprüfung in den Jesuitenorden. Manche seiner Schulkameraden staunten, daß es den flotten Studio ins strenge Ordensleben zog. Mit voller Hingabe an den frei gewählten Beruf unterzog er sich all den Vorbereitungsakten des Novizen im Hause zu St. Andrae in Kärnten. Die im jungen Mann bemerkbare Neigung zu philosophischen und mathematischen Disziplinen fand bei den Ordensobern volle Würdigung, und Pernter konnte sich alsbald diesen Studien mit allem Eifer widmen. Mit Auszeichnung absolvierte er die vom Orden vorgeschriebenen Studiengänge und fand darauf seine Verwendung in den Schulen der Gesellschaft Jesu zu Preßburg, Kalocsa und Kalksburg als Lehrer der betreffenden Fächer. Der jahrelange Aufenthalt in Kalocsa verschaffte ihm die vollständige Beherrschung der ungarischen Sprache, die er dann zeitlebens so handhabte wie seine deutsche Muttersprache. Gleich hier sei verwiesen auf Pernters reiche Sprachkenntnis, die ihm bei seinen Studien und seinem späteren, mit einem wahrhaft internationalen Verkehr verbundenen Berufe außerordentlich zustatten kam. Er beherrschte auch das Italienische, Französische und Englische so sehr in Wort und Schrift, daß ihm die Leitung von wissenschaftlichen Kongreßverhandlungen in diesen Sprachen keine Schwierigkeiten verursachte.

Nur erfüllt vom Gedanken, als Jünger Loyolas zu leben und zu sterben, war er in das Scholastikat vorgerückt und stand nach neunjährigem Ordensleben an der Schwelle der Priesterweihe. Da erfaßt ihn ein körperliches Übelbefinden, das, in seinem Wesen unbestimmbar, einen chronischen Charakter anzunehmen droht, auch drückend auf seine Seelenstimmung wirkt; und auf den Rat seiner Obern entschließt er sich nach schwerem innern Kampfe zum Austritt aus der Sozietät.

Pernter stand in einem Alter, da andere nach Absolvierung der Hochschule schon einen praktischen Beruf gewählt haben und in demselben ihr Fortkommen finden. Er mußte, in die Welt zurückgekehrt, erst den Acheron der Matura übersetzen, er, der bisher schon vielen Schülern als bewährter Fährmann über dieses gefürchtete Wasser gedient hatte. Große Nöte gab es für ihn dabei allerdings nicht. Der jüngst verstorbene Hofrat Schneller, auch ein Mitglied unserer Gesellschaft, erzählte mir einmal, daß ihm die in Innsbruck unter seinem Vorsitz als Landesschulinspektor abgelegte Prüfung des „Privatisten" Pernter als ein Phänomen dauernd im Gedächtnis geblieben sei, Pernter habe auf die gestellten Fragen nicht schülerhaft geantwortet, sondern lehrerhaft belehrt. Nun war freie Bahn für akademische Lerntätigkeit. Selten wird ein Universitätshörer mit so schwerem Rüstzeug die alma mater betreten haben wie Pernter. Bei den Jesuiten hatte er schon intensive Fachstudien betrieben; hatte er sich ja auch des Verkehres mit dem

berühmten Astronomen P. Braun erfreut; dazu die der Jesuitenschule eigene tiefe philosophische Bildung, die ihm auch späterhin bei vielen Anlässen einen hohen Grad der Überlegenheit, besonders im Meinungsstreite verliehen hat. Zu seinem Hauptgebiete wählte er Physik, in Verbindung natürlich mit Mathematik. Ein paar Semester arbeitete er unter Pfaundler im Institut zu Innsbruck, dann namentlich unter Stefan in Wien, hier im Verein mit dem jetzigen Professor der Experimentalphysik an der deutschen Universität in Prag, Ernst Lecher, und F. Exner. In Wien erwarb er sich auch den Doktorhut. Nebstbei vorzüglich meteorologischen Beobachtungen unter Hanns Leitung sich zuwendend, qualifizierte er sich darin bald in so hervorragender Weise, daß er von seinem Lehrer 1881 als Assistent an die Zentrale auf der Hohen Warte gezogen wurde und sich 1885 als Privatdozent für kosmische Physik an der Wiener Universität habilitierte. Pernter ist nicht zeitlich, aber fachlich der erste Schüler Hanns, des eigentlichen Begründers der neueren wissenschaftlichen Meteorologie. Als Organisator nimmt er unter allen österreichischen Meteorologen den ersten Platz ein.

Publizistisch hat sich Pernter mit seiner Dissertation eingeführt, worin seine gemeinsam mit Lecher ausgeführten Untersuchungen über die Absorption dunkler Wärmestrahlen in Gasen und Dämpfen niedergelegt sind. Sein akademisches Studium mit der Lehramtsprüfung abzuschließen und sich auf Grund dieser dann etwa dem Mittelschuldienste zuzuwenden, daran hat er nie gedacht. Sein Lebensideal war die Forschung, der er sich, möglichst ungehemmt durch berufliche Verpflichtungen, ganz und gar weihen wollte, um, in ihrem reinsten Dienste stehend, nur der Förderung der Wahrheit zu leben. Freilich war es nun kein Prytaneum, das er bei Übernahme in die meteorologische Zentrale betrat. Es war dort noch ein so kleiner und wenig organisierter Beamtenkörper, daß selbst dessen wissenschaftlich geschulte Mitglieder sich mit den Arbeiten von Manipulanten und Diurnisten befassen mußten. Aber es mag da mit unserem Pernter ähnlich wie mit dem großen Preußenkönig gegangen sein, der bei der ihm auferlegten Strafarbeit eines Subalternbeamten bei der Domänenkammer in Küstrin sich jenen Blick in das staatliche Räderwerk aneignete, der ihn zum Reformator seines Staates befähigte. Ebenso hat sich auch Pernter in jenen Tagen schweren Dienstes mit allem, auch dem untersten Detail der Anstalt vertraut gemacht. Auch sonst war noch wenig für eine Bequemlichkeit wissenschaftlicher Untersuchung, wie sie dem jungen Meteorologen Pernter oblag, vorgesorgt. Ihn interessierte damals besonders die Zirkulation der Atmosphäre, welche für die höheren Luftschichten bis dahin nur aus der Bewegung der Wolken erschlossen wurde, eine Methode, die nur relative Bestimmungen der Windgeschwindigkeiten liefern konnte. Also hieß es eine ansehnliche Höhe erklimmen, um die notwendigen Geschwindigkeitsmessungen vorzunehmen. Dazu wurde der Hochobir gewählt (2047 Meter). Auch die Ausrüstung mit Instrumenten war noch eine bescheidene. Pernter trat die Wanderung an. Man wird seinem Opfermut um so größere Anerkennung zollen, wenn man weiß, wie beschwerlich ihm trotz seines kräftigen Baues stets ein Gang auf Höhen wurde. Schon eine Gehstunde bei Sonnenschein versetzte ihn in stärksten Schweiß, dem dann so heftige Kopfschmerzen zu folgen pflegten, daß er erst nach mehrstündiger Ruhe wieder gesellschaftsfähig

war. Tatsächlich mußte Pernter den primitiven Aufenthalt auf dem Berge früher verlassen, als in seinem Plane lag. Aber er hatte schon so viel wertvolles Messungsmaterial gesammelt, daß ihm gehaltreiche Abhandlungen entsproßten: Über den täglichen und jährlichen Gang des Luftdruckes auf Berggipfeln und in Gebirgstälern — Psychrometerstudien — Beitrag zu den Windverhältnissen in höheren Luftschichten.

Schon diese Arbeiten hatten ihm einen solchen Namen gemacht, daß er einen Ruf als Assistent zum russischen Zentralobservatorium erhielt. Aber der Zarenstaat reizte ihn nicht. Nach kurzer Überlegung lehnte er ab. Er blieb also der österreichischen Zentrale erhalten. Und daß ihm darüber sein Lehrer und Chef Hofrat Hann seine Freude ausdrückte, empfand Pernter als solche Ehrung, daß er noch in späteren Tagen versicherte, das sei die höchste Anerkennung, die ihm zeitlebens zuteil geworden.

Wieder folgte trotz amtlicher Überbürdung eine lange Serie wertvoller Abhandlungen, oft mehrere in einem Jahre: Über Dämmererscheinungen — Über die Temperatur der Sonne — Bemerkungen zur Bestimmung der Sonnentemperatur — Die Aufgaben der modernen Meteorologie — Tromben und Tornados — Szintillometrische Beobachtungen am Sonnblick — Eine Winterexpedition auf den Sonnblick — Messungen der Ausstrahlung auf dem Sonnblick — Die elektrischen Erscheinungen auf Berggipfeln — Die allgemeine Zirkulation der Atmosphäre — Die modernen Wetterpropheten — Der Krakataua-Ausbruch und seine Folgeerscheinungen — Zur Theorie des Bishopschen Ringes.

Wir sehen schon an den Titeln dieser Werke, worauf sich Pernters Beobachtungseifer in diesen Jahren namentlich warf. Eben dieser Eifer führte ihn mitten im Winter, Februar 1888, auf das neu erbaute Observatorium am Sonnblick, wo es ihm besonders die Ausstrahlung der Erde, die blaue Farbe des Himmels und die Szintillation der Sterne angetan hatten. Aber auch der wochenlange Höhenaufenthalt mitten in der Eisregion hat es ihm wieder angetan. Mit schmerzenden Füßen und einem Rückenmarkleiden trat er die Heimwanderung an. Die gebeugte Haltung, in der wir ihn alle gekannt haben, ist ihm von da an geblieben. Die herrlichen optischen Erscheinungen, die sich ihm auf dem Sonnblick — nomen et omen — dargeboten und die er als begeisterter Naturforscher da genossen, gaben seiner ferneren Forschungstätigkeit die entscheidende Zielrichtung, er wurde nun der weltbekannte Meister im Gebiete der meteorologischen Optik. Die erste Anregung hiezu schöpfte er wohl schon aus jenen prachtvollen Abendphänomenen, an die sich gewiß viele von uns noch aus der Mitte der Achtzigerjahre her erinnern werden, welche mit dem gewaltigen Ausbruch des Krakataua-Vulkans in Hinterindien zusammenhingen. Das größte und epochemachendste Werk Pernters ist diesen Impulsen entwachsen, seine Meteorologische Optik, die er in seinen letzten Jahren geschrieben und nahezu — leider nicht ganz (bis zum letzten Lieferungshefte) — vollendet hat.

Bereits dozierte Pernter ein Quinquennium, aber trotz seiner reichen wissenschaftlichen Betätigung rührte sich von einer akademischen Berufung nichts. Minister Gautsch, im löblichen Bestreben, die in mancher Hinsicht bisher stiefmütterlich bedachten Provinzialhochschulen auszugestalten, überraschte die



Innsbrucker Universität mit der Ernennung Pernters zum Extraordinarius für Meteorologie und kosmische Physik.

Man müßte unsern Pernter herzlich schlecht kennen, um nicht zu wissen, daß er sich in kürzester Frist eine feste, angesehene Position in seiner Fakultät zu schaffen verstand. Mit aller ihm so eigenen Energie und Arbeitsfreude betrat er die neugeschaffene Lehrkanzel. Freilich fühlte er sich alsbald beengt, da ihm nur ganz geringfügige Mittel zur Errichtung eines ihm so notwendigen Observatoriums zur Verfügung standen. Doch auch mit diesen leistete er das Menschenmöglichste und organisierte im Heimatlande verschiedene Beobachtungsstationen. Innsbruck, die bekannte Wirkungsstätte des Sirocco, war schon als solche für Pernter ein interessanter Studienort.

Seinen Innsbrucker Jahren gehören folgende Arbeiten an: Die Theorie des ersten Purpurlichtes — Die blaue Farbe des Himmels — Die Windverhältnisse auf dem Sonnblick — Falbs kritische Tage (eine scharfe Zurückweisung der Falbschen Aufstellungen) — Die Niederschlagsverhältnisse der Umgebung von Bozen in den Jahren 1891—93 — Zur Erklärung des täglichen Ganges der Windgeschwindigkeit — Über Häufigkeit, Dauer und die meteorologischen Eigenschaften des Föhns in Innsbruck — Die allgemeine Luftdruckverteilung bei Föhn.

In eben diese Zeit fällt seine deutsche Bearbeitung von Abercrombys Buch „Das Wetter". In manche der in diesen Abhandlungen niedergelegten Resultate hat Pernter in prächtigen oratorischen Darbietungen damals das Innsbrucker Publikum eingeführt. Mit wehmütiger Freude und Dankbarkeit gedenken wir heute noch der genußreichen Abendvorträge.

Im Jahre 1895 trat an Pernter eine entscheidende Frage heran. Hofrat Hann wollte sich von der Leitung der Zentrale zurückziehen und wünschte seinen Schüler Pernter zum Nachfolger. Er richtete zunächst eine private Anfrage an ihn. Sehr lebhaft erinnere ich mich der Stunde, da eines Tages Freund Pernter zu mir kam und mit mir den Fall besprach. Die Entscheidung wurde ihm nicht leicht. Es hatte sich um ihn ein intimer Freundeskreis gebildet, in dessen Mitte er sich außerordentlich wohl fühlte; er wäre kein Tiroler gewesen, wenn er das Glück, auf heimatlichem Boden zu wohnen, nicht gefühlt hätte; endlich prickelte es ihn damals, sich am politischen Leben seines engeren Vaterlandes zu beteiligen. Das alles wurde sorgfältig erwogen; wir kamen zum Schluß: er habe den Ruf anzunehmen.

Als er diese seine Entscheidung nach Wien mitgeteilt, erfolgte, gewissermaßen als Vorakt für das Weitere, seine Wahl zum korrespondierenden Mitglied der Akademie und 1897 seine Ernennung zum Professor für kosmische Physik und zum Direktor der meteorologischen Zentralanstalt in Wien.

Nun war Pernter so recht in seinem Element. Er betrat die Anstalt mit dem eisernen Vorsatz, ihre Reorganisation durchzuführen, sie auf jene wissenschaftliche Höhe zu bringen, daß sie ebenbürtig neben verwandten Instituten der anderen großen Kulturstaaten dastehe. Es schien ihm beschämend, wie der Status der österreichischen Zentrale bisher nur mit 11 Beamten figurierte, während die preußische 31, die französische 33, die englische 35, die russische sogar 39 aufwies. Nur der Kenner dieser Dinge kann ermessen, welche Schwierigkeiten es da zu überwinden galt. In ausführlichen Exposés



und Promemorien, in zahllosen mündlichen Vorbesprechungen und Konferenzen focht Pernter seine Sache durch. Einer dieser Vorträge schließt mit den Worten, er habe sein Wort, nur die äußerste Notwendigkeit zu berücksichtigen, getreulich gehalten und nur in schweren Kämpfen mit sich selbst in den vorangegangenen Monaten die äußerste Beschränkung seiner Vorschläge sich abgerungen; in tiefer Beklemmung und mit Seelenschmerz betrachte er das Resultat seines Entwurfes, denn es steige ihm die Schamröte ins Gesicht, wenn er Österreich an letzter Stelle stehen sehe.

Dank seiner Energie, dank dem einsichtsvollen Entgegenkommen der maßgebenden Persönlichkeiten im Unterrichtsministerium, Sektionschef v. Stadler und Hofrat v. Hampe, brachte er das große Werk vorwärts, ja es gedieh unter seiner klugen und dabei festen Erweiterungspolitik noch ein großes Stück über die Anfangspläne hinaus. Es folgten große Adaptierungen am Hause, die notwendige Vermehrung des Personals, die Erstellung der modernen Einrichtungen und Instrumente. Nun konnte Pernter auch eine neue Diensteinteilung entwerfen, wobei den wissenschaftlichen Beamten der Kalkulationsdienst abgenommen und sie der eigentlich wissenschaftlichen Tätigkeit gewidmet bleiben konnten. Nur sich selbst hat Pernter keine Erleichterung oder Beschränkung gewährt, er überwachte auch weiterhin den Ökonomatsdienst ebenso peinlich und regelmäßig wie den wissenschaftlichen Dienst. Nur in einigen Schlagworten seien die Ergebnisse solch aufreibender, nur zehn Jahre füllender Reformtätigkeit markiert: Schaffung der Observatoriums- und Stationsabteilung, Übernahme des Wetterprognosendienstes aus der Akademie an die Zentrale, Einrichtung eines Laboratoriums, eines Lesezimmers, eines Vorlesungssaales, tägliche, der Landwirtschaft wichtige Prognosentelegramme, wegen deren Herausgabe wieder langatmige Verhandlungen mit dem Ackerbau- und Handelsministerium nötig waren, Verhandlungen mit dem Kriegsministerium behufs Teilnahme an Ballonfahrten zu wissenschaftlichen Beobachtungen, Einrichtung des Gewitterbeobachtungsnetzes, einer eigenen Druckerei für Wetterkarten, Übernahme des Erdbebendienstes usw. Endlich mögen noch ein paar Zahlen Pernters Reform beleuchten: 1897 übernahm er die Anstalt mit 11 Beamten, heute zählt sie deren 24, 1897 betrug die wissenschaftliche Dotation 22.000 und heute beträgt sie 51.000 Kronen, das Gesamtbudget der Anstalt erforderte 1897 67.000 und heute 145.000 Kronen.

Man würde es begreifen, daß schon diese Tätigkeit das Leben eines Anstaltsleiters vollständig ausfüllt. Aber wir sind nicht zu Ende. Eben als Pernter die Zentrale übernahm, machte das Wetterschießen viel von sich reden. Er ging der Sache gründlich nach. Im Verein mit Dr. Trabert und Rat Suschnig arrangierte er in St. Katharein an der Lamming die Wetterschießversuche, auf Grund deren er die an das Wetterschießen geknüpften Erwartungen als überspannt und unbegründet erklären mußte.

Daneben ruhte seine literarisch-publizistische Tätigkeit keinen Augenblick. In diese Periode seines Schaffens fallen die Abhandlungen: Die Farben des Regenbogens — Neues über den Regenbogen — Versuch, der richtigen Theorie des Regenbogens Eingang in die Mittelschulen zu verschaffen — Zur blauen Farbe des Himmels — Untersuchungen über das Wetter-



schießen (mit Trabert) — Das moderne Wetterschießen (in der „Kultur", II. Jahrg., 1901, 2. Heft) — Allerlei Methoden, das Wetter zu prophezeien — Besondere Gattungen gefürchteter Winde — Untersuchungen über die Polarisation des Lichtes in trüben Medien — Die tägliche telegraphische Wetterprognose in Österreich — Bericht der Kommission für ein Sonnenobservatorium — Über barometrische Höhenmeßformeln — Die Form der Schneekristalle — Psychrometrische Tafeln, — und dazu das genannte große Werk über Meteorologische Optik, das ihn bis in seine letzten Tage beschäftigt und begleitet hat.

Für spätere Tage der Pensionszeit, wenn ihm Gott noch Kraft und Gesundheit gäbe, hatte er sich ein Unternehmen, einen Kosmos, vorbehalten, in dem die gesamte naturwissenschaftliche Erkenntnis unserer Zeit niedergelegt werden sollte. Gern sprach er von den Grundlinien dieses seines weitaussehenden Planes.

Sollte nicht — und damit schließe ich diese Aufzählung — eine kundige Freundeshand bereit sein, die kleineren so zahlreichen und wertvollen Abhandlungen, die bei ihrer Zerstreutheit in verschiedene Zeitschriften im Laufe der Jahre immer schwerer zu finden sein werden, zu einer Gesamtausgabe, sei es in toto, sei es nach Auswahl, zu sammeln? Möchte vielleicht unsere naturwissenschaftliche Sektion diesem Gedanken näher treten? Es wäre ein Denkmal, das ihr Gründer und Leiter, der große Gelehrte, wohl verdient und das, wie ich meine, auch der Gelehrtenwelt zu Dank errichtet würde.

Pernter war der Mann strengster wissenschaftlicher Exaktheit. Trotz seiner intensiven philosophischen Bildung, oder besser dank derselben, verabscheute er gründlich leichte Hypothesenbaumeisterei. Unternahm er die Konstruktion einer Theorie, so erwies sie sich gründlichst fundiert und bestand auch vor dem strengsten Forum der Fachmänner. So, um nur zwei Beispiele zu nennen, Pernters Erklärung der blauen Farbe des Firmaments, worin er einer älteren Hypothese des Lord Rayleigh gegen neuere zum Siege verhalf, und seine Forschungen über den Regenbogen, durch welche er gegen die Descartessche Annahme die richtige Erklärung Airys in ihr Recht einsetzte.

Sehr genau kannte er die Grenzen der von ihm vertretenen Wissenschaft. Seine Instruktion für den Wissenschaftsbetrieb an der Zentrale spricht diese seine Grundsätze in präzisester Form aus: „Die Beobachtungen in und an der Natur sind es allein, was den Geographen, den Geologen usw. akkreditiert: nur mehr beobachtende, und zwar an der großen Natur beobachtende Geographen, Geologen usw. werden noch anerkannt. Wir sind in denselben, vielleicht noch stärker diese Parole erfordernden Verhältnissen in der Meteorologie; und an der Zentralanstalt gilt daher der Satz: Nur die mit voller Hingabe die Naturvorgänge beobachtenden Beamten können als akkreditierte Meteorologen gelten, nur sie haben für die Wissenschaft Wert."

Daß diese ernste Devise vom Stabe seiner beamteten Mitarbeiter gewissenhaft beobachtet werde, darauf hat Pernter streng gesehen. Im Dienste verstand er keinen Spaß. Daneben war er aber seinen Untergebenen die personifizierte väterliche Güte; sie hatten an ihm einen wahren Freund.



Die Resultate seiner Forschungen hat er auch einem weiteren Publikum (in der Leo-Gesellschaft und im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse) in wahrhaft glanzvollen rednerischen Leistungen vermittelt. Auch auf der Lehrkanzel war er der die Hörer ganz in seinen Bann nehmende Professor, der die schwierigsten Probleme leicht faßlich zu gestalten und die trockenste Materie hinreißend zu beleben verstand. Mit Begeisterung saßen die Jünger zu seinen Füßen.

Aber auch auf seine Kollegen wirkten sein sprühender Geist, die Lauterkeit seines Charakters, das der wärmsten Freundschaft fähige Herz gewinnend und anziehend. Seine Heiterkeit, sein jedes Thema mit scharfem Verstand und lebendigster Beweglichkeit anfassendes Wesen machten ihn zu einem geselligen Elemente von seltener Güte. Eine Gesellschaft, in welcher Pernter weilte — und er konnte sehr lange verweilen, bis zur frühen Morgenstunde —, war gefeit gegen Langeweile und Stillschweigen. Wenn niemand anderer, dann schnitt gewiß er ein Thema an, dessen Abwandlung er oft zum größten Teil aus seinem eigenen geistigen Schatze bestritt. In Innsbruck war er der Mittelpunkt eines jede Woche sich treffenden Tabakkollegiums an einer Tafelrunde von einem Dutzend Universitätskollegen. Da saßen wir zusammen, jeder seine Pfeife schmauchend, Freunde mit den verschiedensten Anschauungen und Prinzipien. Alles, wie es eben der Zufall aufrollte, wurde eifriger Diskussion unterzogen. In wertvoller Weise kam man sich schon insofern näher, als jeder des andern Meinung aufrichtig zu achten lernte. Und unser Pernter war recht eigentlich der Rufer im Ideenaustausche. Genußreichere Konvivien als damals — diese Erinnerung tauschen heute noch die Überlebenden unter sich aus — hat keiner von uns erlebt. Jedem seiner Universiätskollegen war Pernter ein treu ergebener Freund. Er empfand es daher als bittere Kränkung, wie einen Stoß ins Herz, als bei jenem nach Luegers bekannter Rede eröffneten Haberfeldtreiben, in das der schon kranke Pernter mit seinem Briefe eingriff, darauf eine Beantwortung von Seite vieler Professoren erfolgte, die seine Kollegialität in Zweifel zog.

Im Studienjahr 1905/6 bekleidete er das philosophische Dekanat, es war das arbeitsbelastetste Jahr seines Lebens.

Sie werden mir erlassen, die Ehrungen aufzuzählen, die Pernter von Seite gelehrter Gesellschaften zuteil geworden; es ist deren, namentlich im Auslande, eine erkleckliche Zahl. Er war einer der ganz wenigen, die der Hann-Medaille gewürdigt wurden. 1901, da seine Anstalt ihren 50jährigen Bestand feierte, wurde er durch die Ernennung zum Hofrate geehrt. Ordenszeichen trug er nicht. So oft man ihm im Auslande einen Orden verleihen wollte, lehnte er mit der Begründung dankend ab, er wolle seine Brust nicht mit fremden Zeichen geschmückt sehen, solange sie kein einheimisches trage. Als tatsächliches Motiv aber bezeichnete er seinen Freunden: er wolle nicht durch fremde Dekorierungen eine einheimische provozieren. Auf zahlreichen Kongressen und wissenschaftlichen Konferenzen wie in Padua, Stuttgart, Petersburg, Paris, Southampton und Innsbruck führte er entweder den Vorsitz oder beteiligte sich in vielfach entscheidender Weise an den Verhandlungen. Hervorragende Teilnehmer daran rühmten ihm nach, daß keiner so wie er es



verstanden habe, die Knoten der verwickeltsten Diskussion zu lösen und aus dem Labyrinth der dissentierenden Ansichten einen positiven Ausweg zu finden.

Blickt man zurück auf Pernters wissenschaftliche Bestrebungen, so wird man nicht vorübergehen können an der Vereinigung, die auch heute hier sich versammelt hat, der Leo-Gesellschaft. Wie man das Kind nicht ohne den Vater nennen kann, so unsere Gesellschaft nicht ohne unsern Pernter. Der begeisterungsvollste Jünger der Wissenschaft war auch der treueste Sohn seiner Kirche. Wem könnte beifallen, die unzähligen Stunden kontemplativer Beschauung im stillen Kämmerlein oder der andachtvollen Schauer bei Anbetung des Allerheiligsten im Hause Gottes zu kontrollieren, all den stillen Akten der Frömmigkeit und christlichen Nächstenliebe nachzugehen, die dem Verewigten als Erfüllung der durch seine Religion geheiligten Pflichten galt? Das alles ist nur mit jenem Griffel aufgezeichnet, der das Buch des Lebens schreibt. Für Pernter war Religion nicht Privatsache, nicht nebensächliches Attribut, für ihn war sie volle Realität, das transzendentale Ferment, das den ganzen Menschen erfüllen und heiligend durchdringen soll. Und da war es nun ihm, in dem Religion und Wissenschaft in geradezu klassischer Harmonie verbunden waren, von früh an ein besonders schmerzlicher Gedanke, daß gerade in wissenschaftlichen, speziell in den ihm sonst so nahestehenden naturwissenschaftlichen Kreisen dieses harmonische Verhältnis, das er ja selbst als Tat und Erkenntnis mitlebte, als ein Nonsens, als eine Unmöglichkeit hingestellt wurde. Der Satz, daß der echte Forscher keine positiv-religiöse, vor allem aber keine katholische Weltanschauung haben, daß er vor allem kein strenggläubiger Katholik sein dürfe, berührte ihn auf das empfindlichste. Er fühlte sich dadurch, wie er schreibt, in seiner wissenschaftlichen Ehre getroffen. Noch als Privatdozent trat er in diesem Sinne mit seiner bedeutsamen Rede auf dem zweiten österreichischen Katholikentage in die Schranken der Öffentlichkeit und eben in jener Zeit ventilierte er mit mehreren Wiener Freunden, deren einige heute hier mit uns diese feierliche Gedenkstunde begehen, den Plan, eine Vereinigung vaterländischer Gelehrter und Künstler ins Leben zu rufen, die in ihren Statuten wie in ihren Leistungen den Beweis erbringen sollte, daß Katholizität und kräftige, künstlerisch wie wissenschaftlich einwandfreie Betätigung in der Arena menschlichen Geisteslebens einander nicht ausschließen. An der deutschen Görres-Gesellschaft hatte man bereits ein schönes Vorbild. So entstand unsere Leo-Gesellschaft. Als ihre Statuten behördlich bescheinigt wurden und sie also coram populo sich zeigen konnte, war Pernter bereits Professor in Innsbruck. In den Statuten war die Errichtung von Zweigvereinen vorgesehen, — augenblicklich stand es Pernter fest, Tirol mit Vorarlberg müsse den ersten dieser Zweigvereine bilden. Mit einem Feuereifer, wie er nur unserem Pernter eignete, ging er ans Werk. Selbst seine Nächststehenden hatten Zweifel und Bedenken, ob denn eine Werbung in einem verhältnismäßig kleinen Gebiet, wo es nicht viel materielle Unterstützung zu suchen gab und schon die lokalen Verhältnisse mit ihrer Dürftigkeit und Abschließung hinderlich zu sein schienen, von zufriedenstellendem Erfolge begleitet sein würde. Aber Pernter hatte nicht bloß ein Vertrauen, sondern auch eine Rührigkeit, um Berge zu versetzen. Sie hätten nur sehen sollen, wie er da wochenlang das Land bereiste von der einen äußersten Ecke zur

andern, selbst abgelegene Täler aufsuchte, wo er etwa einen Beamten, Arzt oder einen Geistlichen mit literarischem Interesse wußte, um als wahrer commis voyageur seines zu gründenden Vereines die Werbetrommel zu rühren. Und als er dann leuchtenden Auges die Gründungsversammlung eröffnete, konnte er den Erstaunten eine Liste von einem halben Tausend Mitglieder und Teilnehmer vorlegen. Gern unterzog er sich den Arbeiten des Vereinssekretärs. Eine innige Freude bereitete es ihm, die zweite Generalversammlung des Hauptvereins 1893 in Innsbruck begrüßen zu können. Die damaligen Publikationen des tirolischen Zweigvereins sind auf seine Initiative zurückzuführen; ebenso Christian Schnellers Hefte zur tirolischen Ortsnamenforschung und Ohrwalders vielbekanntes Werk „Im Reich des Mahdi". Namentlich an diesem letzteren lieferte er wieder ein Probestück seiner Intuition wie seiner Arbeitsvehemenz. Missionär Ohrwalder verlebte nach langer Gefangenschaft im Sudan einige Wochen der Erholung in seiner tirolischen Heimat und hatte eben ein Manuskript über seine Erlebnisse hochinteressanter Art fertiggestellt. Pernter erfuhr davon, nahm Einsicht und sogleich reifte ihm der Entschluß, das müsse sein Zweigverein herausgeben. Aber da gab es noch einen Haken. Ohrwalder, im Begriff auf seine Missionsstation in Afrika zurückzukehren, wollte mittels dieser seiner Arbeit der gänzlich verarmten Station eine namhafte materielle Unterstützung zuwenden: also hohes Autorenhonorar! Der Zweigverein hätte das nimmer leisten können. Pernter wußte Rat. In dem trefflichen, kongenialen Buchhändler Schwick fand er den richtigen Verleger. In rasch sich folgenden Auflagen gingen Tausende von Exemplaren in aller Herren Länder — und alle, Ohrwalder, der Verleger und der Zweigverein kamen auf ihre Rechnung. Dabei hatte Pernter, der auch das Vorwort geschrieben, seiner jungen Schöpfung, dem Zweigverein, in weiten Kreisen auch einen Namen gemacht! Er brachte denselben auf eine Höhe, die vielleicht nicht einmal er, noch weniger seine Freunde geahnt hatten. Wahrhaft glänzende Versammlungen wurden in den verschiedensten Landesteilen gehalten. Schon daß man wußte, Pernter erstatte den Jahresbericht, war eine Zugnummer. Möge man sich auch fernerhin in Tirol dieser schönen Traditionen erinnern!

Mit der Übersiedlung nach Wien beginnt Pernters Tätigkeit unmittelbar im Hauptverein. Selbstverständlich, daß er sogleich in das Direktorium eintrat. Wie oft haben wir in dessen Sitzungen seines Beirates und seiner Anregungen genossen! Am äußern Leben der Gesellschaft so intensiv teilzunehmen, wie es in Tirol der Fall gewesen, daran hinderte ihn die Bürde der übernommenen beruflichen Verpflichtungen. Aber ein Denkmal seiner Wirksamkeit aus dieser seiner letzten Lebensperiode hat er der Gesellschaft hinterlassen: die von der Leo-Gesellschaft ausgegangenen, von ihm im Verein mit Dr. Pozdena geleiteten Pendelversuche in der Rotunde waren ihm der nächste Anlaß, die Gründung einer naturwissenschaftlichen Sektion in die Hand zu nehmen, die schon lang der Gegenstand seiner Wünsche gewesen. Sie entwickelte sich schnell in erfreulichster Weise unter seiner bewährten Leitung. Wer erinnert sich nicht jener genußreichen, von Pernter geleiteten Sektionsversammlungen, in denen wir Wasmann gehört haben?

Gegen jene Anstürme, die immer in dem Rufe gipfeln, Katholizismus und wahre Wissenschaft seien unverträglich, hat die Leo-Gesellschaft ein laut



sprechendes Wahrzeichen der Widerlegung und des Protestes zu sein. Seit der Jahrhundertwende wurden diese Angriffe immer stärker und fanden unter anderm im Mommsen-Rummel ihren drastischen Ausdruck. Da litt es Pernter nicht länger, er griff zur Feder und schrieb seine „Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholizismus". Die Broschüre wurde viel gelesen, sie fand große Beachtung auch in gegnerischen Kreisen. Vor allem sei auf die vornehme Kampfesart hingewiesen, die ich als ein wahres Musterbild bezeichnen möchte. Mit der logischen Schärfe, die ihm in so hohem Grade eigen war, führt er den nicht zu widerlegenden Nachweis, daß auch die strengste Gläubigkeit der exaktesten Forschung nicht hinderlich sein könne. Aufs genaueste werden die immer wieder gebrauchten Schlagworte und Begriffe analysiert und ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung in stringenter Schlußfolgerung nachgewiesen. Das Ergebnis lautet: „Somit kann die Gleichwertigkeit des katholischen Forschers auch nach dem Prinzip der freien Wissenschaft nicht angefochten werden und er hat das volle Recht, ebenbürtig im Kreise der Forscher zu stehen." Eine ernste Widerlegung der gehaltreichen Schrift, von ein paar grämlichen Bemerkungen abgesehen, ist bis heute von niemandem versucht worden.

Haben in der eben geschilderten Weise die Angriffe auf die katholischen Gelehrten Pernters glänzende Waffe des Geistes aus der Scheide gelockt, so ist noch eines andern warmen Interesses zu gedenken und eines tiefen Kummers, dem er oft und oft begeisterten und begeisternden Ausdruck verliehen hat. Allen seinen Schülern war Pernter ein wahrer Freund, im Kreise der Jugend war er selbst wieder jung. Aber besonders nahe standen ihm die katholischen Studentenvereinigungen, nicht bloß wegen der von ihnen vertretenen Prinzipien, sondern weil er sie wegen derselben in der uns allen bekannten unqualifizierbaren Weise behandelt sah. Dagegen erhob sich schon sein strenges Rechtlichkeitsgefühl. Es war ihm Freude wie Pflicht, sich ihrer Sache anzunehmen. Er tat es mit hingebungsvollem Eifer bei den akademischen Beratungen, er tat es im unmittelbarsten Kontakt mit der katholischen akademischen Jungmannschaft, die in ihm stets ihren teilnahmsvollsten Ratgeber fand. Wie oft ergriff er bei Kommersen das Wort, um mahnend und anfeuernd seine jungen Freunde zu begrüßen und, wenn es noch nötig wäre, Gluten von seinem Herzensherde in die zujubelnde Korona zu streuen. Wissenschaft und Religion, dieses Thema variierte er bei diesen Gelegenheiten immer wieder, in jeder dieser Tischreden gleich geistreich, originell und hinreißend. Wovor er aber immer wieder warnte, das war: der Student möge sich bei allem Interesse für die aktuellen Lebens- und Staatsfragen nie hineinzerren lassen in die Tagespolitik. Hörte er darauf abzielende Kommersansprachen an, so meldete er sich alsbald zum Worte, um seine Korrektur anzubringen, ohne in seiner ebenso schlagfertigen als taktvollen Weise einen Mißton in den Festabend hineinzutragen. Sein letztes öffentliches Auftreten galt noch einer feierlichen Studentenversammlung: es war der große Kommers im Musikvereinssaal 1907, wo sich das von ihm freudig begrüßte Kartell aller farbentragenden katholischen Verbindungen der Wiener Bevölkerung vorstellte. Als schon halb gebrochener Mann schleppte er sich hin, seine Freunde zitterten schon ob dem Wagnis. Nochmals ergriff er in der altgewohnten Weise, in der es ihm niemand nachtat, das Wort, — es war sein Schwanengesang.

Am schönsten sah er seine freundlichen Beziehungen zur katholischen Studentenschaft belohnt, wenn er darin junge Männer entdeckte, die durch ihre Anlagen und ihren Eifer Hoffnung weckten, daß sie Hervorragendes im Bereiche der Wissenschaft leisten und so sprechende Argumente ad hominem für die Devise seines Lebens werden würden. Galt es in solchen Fällen, mit moralischer und materieller Unterstützung beizuspringen, so war für Pernter kein Opfer zu groß. Manch einer betet ihm heute dafür heißen Dank ins Grab.

Dieses warmherzige Eintreten für das katholische Glaubensideal, das sich in Pernter zum bewußten geheiligten Apostolat krystallisiert hat, entsprang nicht bloß einem nur traditionellen oder vagen religiösen Gefühle, sondern war ihm das von tiefster Überzeugung getragene und aus intensivster Geistesarbeit erwachsene Diktat. Ich verbrachte einmal einen Abend mit ihm in Gesellschaft mehrerer Kollegen. Wie immer, gab Pernter das Thema der Diskussion an. Bald begegneten sich die konträrsten Weltanschauungen, es gab ein heißes Gefecht, bei dem unserem Freunde der Gerstensaft doppelt gut mundete. Warf da einer der Anwesenden hinein: „Ach, unser Pernter glaubt halt auch alles Mögliche und Unmögliche." Da schnellt der Apostrophierte in die Höhe und, die Locke aus der heißen Stirne streichend, ruft er mit Stentorstimme dem Partner zu: „Wissen Sie, was ich glaube? Einzig nur das, was ich m u ß!"

Es bedarf wohl nicht erst einer begründenden Erklärung, daß ein solcher Charakter den Zeitbegebenheiten sorgsam lauschte, ja wohl auch den Anreiz in sich spürte, in das Räderwerk derselben kräftig einzugreifen. Während der ersten Jahre seines Innsbrucker Aufenthaltes ging ihm dieser Gedanke stark im Kopfe herum. Welche Umtunlichkeit und Agitationskraft er auch auf Gebieten entfalten konnte, die fernab von seinem beruflichen lagen, bekundete er damals, da er in seiner Vatergemeinde an die Gründung einer Kellereigenossenschaft schritt. Eine jüngere Strömung in der Tiroler konservativen Partei urgierte die Idee, auf dem Gebiete des Tirolerschulwesens, das infolge eines durch die negative Haltung des Landtages mangelnden Landesschulgesetzes tatsächlich recht im argen lag, reinen Tisch zu machen, d. h. einen gesetzlichen Zustand herbeizuführen, in welchem, zwar natürlich im Rahmen des Reichsgesetzes, dem Empfinden und den Bedürfnissen des Volkes tunlichst Rechnung getragen würde. Es kam zu sehr eingehenden Erörterungen mit den führenden Politikern, wobei Pernter den Hauptteil der großen Disputationen beitrug, und im Sinne derer, die er vertrat, fiel die Entscheidung, das Schulgesetz wurde gemacht. Er hatte an dieser Aktion Geschmack gefunden. Er hatte aber auch die Notwendigkeit einer gewissen Verjüngung — nicht Verdrängung — seiner Partei erkannt. Es reifte unter seiner Hand allmählig ein förmliches, auch schriftlich schon fixiertes Projekt, das ausklang in der Errichtung eines katholischen Fortschrittsklubs innerhalb der Partei, nicht mit der Aufgabe der Frondierung, sondern allmähliger Durchsetzung der zu propagierenden Reformgedanken. In engstem Freundeskreise besprach und begründete Pernter die Sache. Man wollte gemach, nicht stürmisch zu Werke gehen. Aber eben während jener Monate still gründlicher Überlegung machten sich schon die ersten Sturmboten jenes Konfliktes bemerkbar, der dann das katholische Tirol auf eine heute noch nicht abzuschätzende Zahl von Jahren entzweien sollte. Pernter wurde stutzig; einen Bruderkampf wollte er, so kampfesfreudig sonst



seine Natur war, nicht mitmachen. Da kam die erste Anregung zur Transferierung nach Wien und der hohen Politik war damit für immer der Abschied gegeben. Gewiß wäre mit Pernter eine imponierende Charaktergestalt in unsere Vertretungskörper eingezogen; die Vertretung katholischer Interessen hätte in ihm einen auserlesenen Kämpen gefunden. Aber was imponiert denn heute in unsern parlamentarischen Körperschaften? So wie heute die Dinge liegen, wird man sagen dürfen: Pernter hat den besseren Teil gewählt. Der Wissenschaft blieb er ungeteilt erhalten und der wirksamsten Verteidigung seiner Kirche hat er auch so keinen Augenblick vergessen.

Pernter war zur intensivsten Arbeit wie geschaffen, er hatte starke Schultern. Je mehr und Größeres auf sie gelegt wurde, umso besser; von Pernter gilt: es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Arbeit und Beruf hätten ihn nicht so bald überwältigt. Nicht eine Last, sondern Schläge, die bittersten Schicksalsschläge, die über den Menschen kommen können, sollten die starke Eiche vor der Zeit zu Fall bringen. Noch als Wiener Dozent hatte er sich ein trautes Heim gegründet, da er Elsa v. Vilas, gebürtig in seinem Heimatsorte, zum Altar geführt. Zwei Kinder entsprossen der Ehe: Hans und Marie, die kleine Muz, wie er sie immer im Kosenamen rief. Es war das schönste Familienleben, das man sich denken konnte. Im Sommer 1902 gab es noch ein kleines Familienfest; die herzige rotwangige Muz wurde gefirmt. Einige Wochen später stellte sich bei ihr ein Unwohlsein ein; es mußte ein Lungenspitzenkartarrh konstatiert werden. Trotz aller aufgewendeten Hilfe griff die tückische Krankheit um sich, im März des folgenden Jahres haben wir das blühende Kind zu Grabe geleitet. Tief gebeugt, aber noch nicht gebrochen, ertrug das Elternpaar den schweren Schlag. Pernter war untröstlich; aber der wahrhaft christliche Starkmut seiner Frau hat ihn wieder aufgerichtet. Die schwere Wunde schien zu vernarben. Nach einigen Monaten verfiel die treue Gattin in bedenkliches Siechtum; wahrscheinlich hatte sie sich bei der zärtlich besorgten Pflege des Mädchens den Todeskeim geholt. Fast zwei Jahre zog sich die Krankheit hin. Was immer ärztliche Kunst finden konnte, wurde aufgeboten. Noch erhoffte man Besserung von einem längeren Frühjahrsaufenthalt in Arco. Alles umsonst! In tief leidendem Zustand brachte sie der Gatte nach Hause. Für den kommenden Sommer hatte die Schwerkranke nur einen Wunsch: Reise nach St. Katharein, wo die Familie schon in den vorausgegangenen Jahren seit jenen Wetterschießversuchen stillerquickenden Ferialaufenthalt genommen hatte. Von den trübsten Ahnungen erfüllt, brachte Pernter die Kranke an das gewünschte Ruheplätzchen, — es wurde der Platz zu ihrer ewigen Ruhe: eine Woche nach ihrer Überführung dahin wurde sie dort bestattet (Juli 1906).

Das knickte den Stamm. Eben vollendete Pernter das überbürdete Dekanatsjahr, das ihn schon ernstlich müde gemacht, — und nun dieser Schlag. In den folgenden Monaten schien eine kleine Erholung einzutreten; mühsam schleppte er die Last der Arbeit, der er sich keinen Augenblick entzog, noch ein Jahr weiter. Aber es war nur Schein. So große Arbeitsfreudigkeit seine Natur besaß, so daß in ihr eine gewisse Heilung, weil Zerstreuung hätte erhofft werden können, noch größer war der nagende Schmerz, dem er sich, fast widerstandslos, mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Naturells hingab.



Fand er ein paar freie Tage, so eilte er — auch mitten im Winter — nach St. Katharein zum teuren Grabe. Zu Hause verbrachte er viele seiner freien Stunden im Schlafgemach der Verstorbenen, das er in eine Art Mausoleum verwandelt hatte. So fraß sich der Schmerz in sein Innerstes. Ein Herzleiden, dessen Symptome sich übrigens schon in früheren Jahren gezeigt, ergriff ihn, für das es keine Heilung mehr geben sollte. Im Januar 1908 kehrte er schon in einem desolaten Zustand von St. Katharein, das er nochmals aufgesucht, zurück. Die Ohnmachtsanfälle und Herzkrämpfe wurden immer häufiger und qualvoller. Wiederholt ließ er sich die Sakramente der Sterbenden reichen. Ein Aufenthalt im Süden brachte keine Besserung. Nur der äußersten Not gehorchend, nahm er im Mai Urlaub. Wenn ich ihn besuchte, traf ich ihn tief ermüdet. Bei meiner letzten Visite, am 12. Juni, sagte ich ihm nach kurzer Zwiesprache, ich hätte mir den heutigen Nachmittag arbeitsfrei gemacht, er sollte über mich verfügen. Da entgegnete er: „Ich danke Dir, — aufrichtig gestanden, ich vertrage auch Dich nicht mehr." Wir gaben uns noch die Hand und sein letztes Wort dabei war: „Abschied fürs Leben". — So fühlte er sich. Tief ergriffen schied ich von dannen.

Wenige Tage später bewerkstelligte der Kranke seine Transferierung nach Reischach bei Bruneck, wo er in der Familie seines Schwagers, eines tüchtigen Arztes, der sich mit Pernters Sohne in die Pflege teilte, die liebevollste Aufnahme fand. Allein Besserung war ausgeschlossen. Bereits traten zeitweilige Trübungen des Bewußtseins ein. Im Herbst ging es wieder nach Arco. Auf dem Wege dahin wurde in Neumarkt einige Tage gerastet. Und plötzlich trat eine Besserung ein, es war aber nur das letzte Aufflackern des Lebensflämmchens. In Arco wiederholten sich bald die früheren Zustände, die zu vollständiger Entkräftung führten. Ohne Todeskampf übergab er am Tage vor der Wintersonnenwende seine Seele ihrem Schöpfer.

Nur schwache Worte und flüchtige Züge sind es, mit denen ich das Bild der Persönlichkeit und des reichen Wirkens des Dahingegangenen schildern konnte. Bei allem Schmerze über die Trennung preisen wir es als ein Glück, diese hochbegabte, schaffensfrohe Natur nicht allein gekannt, sondern auch genossen zu haben. Gerade in diesem Kreise hier haben wir das Recht auf jenes schmerzlindernde Wort: Und er war unser. Wahrhaftig, wenn wir sein Erbe treu bewahren, wenn wir in seinem Geist und nach seinem Vorbild das Werk fortführen, so war und ist er unser und wird es immer bleiben.





Friedrich Baron de la Motte-Fouqué und Island.

Von J. C. Poestion.

Der Dichter des anmutigen Märchens „Undine“ verdankt es nur mehr dieser Dichtung und der nach ihr bearbeiteten und benannten romantischen Zauberoper Albert Lortzings, daß sein Name in der heutigen Generation noch allgemein bekannt ist. Seine übrigen Werke, auch der „Zauberring“, „Sintram“ und „Thiodolf“, die zusammen mit „Undine“ Fouqué nach den Befreiungskriegen zu einem der gelobtesten und gelesensten aller deutschen Dichter erhoben hatten, sind im großen und ganzen so gut wie verschollen und nur mehr für die Literarhistoriker interessant als Typen für eine längst entschwundene absonderliche Geschmacksrichtung in der deutschen Dichtung und im deutschen Publikum. Wenn ich mich hier gleichwohl mit dem „Don Quixote“ unter den Romantikern befasse, so geschieht es, um etwas ausführlicher, als es gelegentlich in meinem Buche „Isländische Dichter der Neuzeit“ (S. 22—23, Anmerkung) und durch Professor Dr. Paul Herrmann in der Unterhaltungsbeilage zur „Täglichen Rundschau“ vom 27. Juni 1907*) geschehen, die literarischen Wechselbeziehungen zwischen Fouqué und Island darzulegen und die dichterischen Apostrophen, zu denen jene Beziehungen beiderseits führten, einem größeren Kreise bekannt zu machen. Sind doch die betreffenden Gedichte Fouqués bereits so gut wie verschollen, die der Isländer aber in Deutschland überhaupt kaum jemals weiter bekannt geworden. Bei dem sympathischen Interesse jedoch, das Island jetzt auch bei uns zugewendet wird, dürfte es manchen Literaturfreund immerhin interessieren, diese gegenseitigen Huldigungen kennen zu lernen.

Über Fouqué hat Max Koch in Kürschners „Deutsche Nationalliteratur“ (146, II., S. 1) ausführlich und zutreffend geschrieben. Zum genaueren Verständnis gewisser Anspielungen in den mitzuteilenden Gedichten ist es jedoch angezeigt, einige Momente aus dem literarischen Schaffen des Dichters besonders hervorzuheben und zu beleuchten. Ich erwähne auch gleich hier, daß Baron Friedrich de la Motte-Fouqué einem einst in der Normandie ansässig gewesenen Geschlechte entstammte und sein Familienname, wie er selbst meinte, „von dem Nordlandsnamen Folko oder Fulko hergeleitet“ sein dürfte. Der Ahnherr der Fouqués war Folko von Montfaucon. Ich erinnere auch daran, daß Fouqué sein Lebenlang ein Ritter war vom Scheitel bis zur Sohle, sowohl als todesmutiger Kämpfer in den deutschen Freiheitskriegen wie als Sänger ritterlicher Tugenden und selbstloser Frauenminne. Sein Wahlspruch war die alte Ritterparole: »A Dieu mon âme, Ma vie au Roi, Mon coeur aux Dames L'honneur pour moi!«

*) Vgl. auch dessen „Island in Vergangenheit und Gegenwart“, I., S. 340.



Schon in seiner Knabenzeit hat Fouqué sich für die altnordische Sagenwelt und Dichtung begeistert. Er berichtet hierüber in seiner — nebenbei bemerkt, in einem oft wunderlichen Deutsch geschriebenen — „Lebensgeschichte" (Halle, 1840, S. 68—69) wie folgt: „Gar überwältigend trat mehr und mehr die altnordische Sagenwelt um diese Zeit in das geistige Leben und Weben des Knaben herein. Schon früher hatten ihn Anklänge aus Klopstocks Liedern auch in dieser Hinsicht ergriffen, und auch seine Stolberge und andere Sänger — namentlich aus der damaligen Göttinger Schule — hatten ihr lobenswertes Teil daran. Nun aber — wie ward dem etwa 12jährigen Knaben, als er bei einem Besuch in der Nachbarschaft auf dem Lande, beim Durchstöbern einer zahlreichen, aber wenig benutzten Büchersammlung, Sineds Lieder antraf, das hieß: die Gedichte des anagrammisierten Pater Denis aus Wien, den er wohl schon als Übersetzer Ossians kannte und ehrte, der sich aber hier als Druide eingeführt hatte und Lieder im altnordischen Heldenton sang: zum Teil ihm eigens von der Muse eingegeben, größerenteils aber aus der Edda*), für die damalige Zeit und Hilfsmittel getreu genug, übersetzt, mit belehrenden Anmerkungen begleitet. Kaum wagte Fritz, den frühe vaterlos gewordenen Besitzer dieses Schatzes, einen etwa um zwei Jahre älteren Knaben, zu fragen, ob ihm wohl diese neuentdeckte Urherrlichkeit auf ein paar Tage mitgegeben werden könne. ‚I, warum das nicht?' Hieß die gleichgültig freundliche Antwort. ‚Auf ein Jahr, wenn Sie wollen! Auch zwei Jahre, — auf so lange Sie Lust haben!' — Welch Entzücken! — Daß Fritz die ganze Freudenbescherung für höchstens zwei Taler hätte erb- und eigentümlich im ersten besten Berliner Buchladen an sich bringen können, war ihm freilich noch gar nicht eingefallen und ist ihm wirklich erst sehr lange nachher einigermaßen deutlich geworden."

Später, als Fouqué ernstlich nach dem Dichterlorbeer zu streben begann, entschloß er sich zum „regelrechten Gang in der Schlegelschen Schule". Mit A. W. Schlegel verknüpfte ihn ja auch ein Freundschaftsband. „Vorerst ward die tönendste aller heutig-europäischen Zungen, die spanische, dem Aspiranten zur Erlernung aufgegeben und mit freudigster Lust ging er auf das holde Ringen ein, zugleich auf das Studium und die Übung ihrer edelschwierigen Maße: Espinele, Glosse, assonierende Vierfüßler, durch weitausfliegende Romanzen und dramatische Szenen hin. Gleichsam zwillinghaft verband sich damit die Erlernung des Italienischen und die gründliche Auffassung seiner auch von den Spaniern benutzten schönen Formen: Sonett, Oktave, Terzine und anderer mehr" (A. a. O., S. 249.)

Schon in seinem ersten, 1804 erschienenen, von A. W. Schlegel herausgegebenen Werke „Dramatische Spiele", einer Sammlung romantischer Dichtungen, sind fünf Spiele in den „kunstreichen Formen der spanischen Poesie" gearbeitet. Aber gerade Schlegel war es, der den Dichter bald ermahnte, sich dem Norden zuzuwenden. Fouqué studierte dann mehr Isländisch, Dänisch und Schwedisch und verschaffte sich die „Nornagests-" und die „Völsunga-Saga" sowie den ersten Teil der sogenannten Eddalieder.

*) Vielmehr aus Saxo Grammaticus.

Gleich sein erster größerer Versuch auf nordischem Gebiete, „Sigurd, der Schlangentöter, ein Heldenspiel in 6 Abenteuern" (1808), das auch der 1810 erschienenen Trilogie „Der Held des Nordens" — die außerdem noch „Sigurds Rache, ein Heldenspiel in 6 Abenteuern" und „Aslauga, ein Heldenspiel in 3 Abenteuern" enthielt — einverleibt wurde, zündete mannigfach und fand den größten Beifall Jean Pauls, der Rahel und Schleiermachers, während Jakob Grimm, Brentano und andere davon nichts weniger als erbaut waren. Fouqué ahmte in dem Spiele auch die alten Skaldenformen und die Alliteration nach, wobei er zwar manche Regel nicht genau kannte, aber doch ein so großes Geschick in der poetischen Form zeigte, daß J. Grimm geradezu von einer „sündlichen Gewandtheit" im Versmachen sprach.

Die Trilogie behandelte die Nibelungensage in der nordischen Fassung. Fouqué schöpfte, wie er selbst im „Nachwort zu der Sammlung letzter Hand" seiner ausgewählten Werke im 12. Band berichtet, aus der Snorra-Edda, der Nornagests-Saga, der Völsunga-Saga und einigen Mitteilungen befreundeter Altertumsforscher. In einem Brief an Fichte vom 4. Oktober 1808 bezeichnet er als Spur, die er im „Sigurd" verfolgt und auch in „Sigurds Rache" verfolgen werde, die Snorra-Edda und des Isländers Torfäus „Norwegische Geschichte". Die einschlägigen Gesänge der Lieder-Edda kannte er noch nicht. „Wäre mir schon damals der zweite Teil von Sämundurs Edda zu Gesicht gekommen, die uralten Sangesgespräche zwischen Sigurd und Brynhildur und ähnliches enthaltend," schreibt er a. a. O., „ich hätte wohl kaum nur gewagt, meine Dichtung an den überlieferten Stellen anders als rein übersetzend zu gestalten. Erst Jahre lang nach Vollendung seiner drei Sigurds-Dichtungen konnte ihr Sänger den Einblick in jene uralten Lieder gewinnen."

„Der Held des Nordens" übte speziell auf einige Dichter eine wirklich zündende Wirkung aus. Chamisso dünkte ihr gegenüber sogar das Nibelungenlied „schmächtig und kümmerlich" und Körner widmete „der großen Tat des Skalden" begeisterte Verse. Die Hauptbedeutung der Fouquéschen Nibelungen-Trilogie liegt bekanntlich darin, daß hier zum ersten Male die n o r d i s c h e Fassung der Sage benützt worden ist. Max Koch bemerkt denn auch mit Recht (a. a. O., S. XXXIII): „Mag sein ästhetischer Wert auch höchst anfechtbar sein, in der von Hans Sachs bis Wilhelm Jordan, Friedrich Hebbel und Richard Wagner sich hinziehenden Reihe von Versuchen, für die alte deutsche Sage eine neue, der Gegenwart angepaßte Gestalt zu gewinnen, nimmt Fouqués die nordischen Quellen zum ersten Mal benützende Trilogie eine hervorragende Stelle ein; sie ist selbst wieder ein wichtiger Denkstein in der neueren Geschichte der Nibelungensage geworden."

Nach der Trilogie erschien 1813 „Alf und Yngwi", ein Trauerspiel in 3 Aufzügen, dessen wesentlichster Stoff der „Heimskringla" des Snorri Sturluson, und zwar der Ynglinga Saga entnommen, während das Beiwerk Erfindung des Dichters ist. Von kleineren Arbeiten, welche speziell isländische Stoffe behandeln, erwähne ich „Eine Grablegung auf Island", nach der Egils-Saga (in Prosa), in Friedrich Schlegels zu Wien erschienener Zeitschrift „Deutsches Museum" (1813), und das dramatisierte Abenteuer „Die Wiederbevölkerung von Island" im Jahrbüchlein deutscher Gedichte auf 1815, worin der Ton der isländischen Saga ausgezeichnet wie sonst wohl kaum

von Fouqué getroffen ist. „Hier sind wirklich einmal die trotzig schweigsamen Nordlandskämpfer ohne modern sentimental ritterliche Zutat in ihrem Handeln vorgeführt."

Im Jahre 1815 erschien der schon viel früher geschriebene zweibändige Ritterroman „Die Fahrten Thiodolfs des Isländers", wie der Dichter selbst meinte, eines seiner gelungensten Werke und „durch seine isländischen Studien rüstig unterstützt". Das Grundthema des seinerzeit vielgelesenen Romanes, der um das Jahr 1000 anfangs an der Südküste von Island, dann in Norwegen, in der Provence, in Toskana, auf Sizilien, in Nordafrika, Konstantinopel, Bulgarien und zuletzt wieder auf Island spielt, ist eine übertriebene Verherrlichung altisländischer Heldenhaftigkeit und Ritterlichkeit, im übrigen aber ein „kindisch abenteuerliches Gemisch von provençalischer Liebes- und byzantinischer Kriegsgeschichte". Die „isländischen Studien" waren just nicht allzu gründlich gewesen. Der Dichter besaß Kunde von dem edlen Häuptling Gunnar von Hlidarendi, von der Gerichtsverfassung des Althings und von den ersten Bekehrungen zum Christentum auf Island; er weiß auch über die Alfen Bescheid und daß sie „Lieblinge" genannt wurden; ja er kennt sogar die Tonart der Alfenlieder. Hingegen hat er eine ganz falsche Vorstellung von der Natur Islands; er spricht von Ulmbäumen auf Island, von Wäldern mit Wölfen, Forsten, aus denen das Wild schreit, usw.

Interessant als romantisches Gegenstück zu Dahns „Odhins Trost" ist dann noch ein Baldur-Drama, „Baldur der Gute", in 6 Abenteuern, in den „Heldenspielen" (1818), die außerdem drei Helgi-Dramen enthalten. Für „Baldur" dienten wieder (wie schon Krejči in Seyfferts Vierteljahrschrift f. Literaturgeschichte, VI, nachgewiesen) die Snorra-Edda, in der Hauptsache aber Saxo Grammaticus als Quelle, für die Helgi-Dramen die Helgi-Lieder in der Lieder-Edda; jedoch übersah es Fouqué, daß der Haddingen-Held ein anderer ist als die zwei vorigen, und entstellte so die Helgisage.

„Der Held des Nordens" wie auch die übrigen, nordische Stoffe behandelnden Werke des inzwischen in ganz Deutschland und im Auslande berühmt gewordenen Dichters fanden natürlich auch im Norden, zunächst in Dänemark, reichen Beifall, wie Fouqué selbst im mehrerwähnten „Nachwort" in folgenden Worten berichtet: „Diese Klänge fanden ihre Bahn in die nordische Heimat wieder heim und gewannen ihrem Dichter von dorther manchen Ehren- und Freudenkranz, worunter er vornehmlich die Freundschaft des edlen Dichters Ingemann zu schätzen weiß und die Huld von dessen mit Griffel und Malerfarbe lieblich begabten Gattin."*)

Daß unter solchen Umständen Fouqués nordische Dichtungen auch in den literarischen Kreisen auf Island selbst bekannt wurden, ist nicht zu verwundern, und eben so begreiflich erscheint es, daß sie in diesen Kreisen die

*) Der einst sehr beliebte und berühmte dänische Dichter Bernhard Severin Ingemann, der auch altisländische Stoffe, wie z. B. die Einführung des Christentums auf Island in dem Drama „Kampen for Valhall" behandelte, hatte Fouqué bereits 1824 in einem hübschen dänischen Gedichte in dem schleswigschen Taschenbuch „Eidora" gefeiert. Fouqué hinwieder übersetzte später „Drei Erzählungen" Ingemanns (1837) aus dem Dänischen und schrieb eine poetische Einleitung zu Gardthausens Übersetzung des dramatischen Gedichtes „Tassos Befreiung" (1826) desselben Dichters.

allermeiste Begeisterung erweckten. War es doch hauptsächlich die Behandlung isländischer Sagastoffe, die des Dichters Ruhm begründete, der überdies durch seinen „Thiodolf" das Hohe Lied von der altisländischen Heldenhaftigkeit und Ritterlichkeit in die Welt hinausgesungen und dadurch auf das früher fast vergessene „Eisland" ein strahlendes Licht geworfen hatte. Um Islands Dank den würdigsten Ausdruck zu verleihen, ernannte die isländische Abteilung der Isländischen Literaturgesellschaft, eines 1816 von dem weltberühmten dänischen Sprachforscher R. Kr. Rask gegründeten Vereines zur Förderung der isländischen Literatur, Fouqué im April 1820 zu ihrem Ehrenmitgliede. Der Dichter dankte für diese Auszeichnung zunächst wohl brieflich, „und zwar in solcher Weise, daß man daraus ersehen konnte, er sei einer der größten Freunde Islands und habe den Willen, die Mittel der Gesellschaft zu stärken," wie der Landesobergerichts-Assessor Bjarni Thorsteinsson in seiner am 30. März 1821 in der Jahressitzung des Vereines gehaltenen Rede mitteilte.*) Aber noch im Jahre seiner Wahl dankte er auch mit einem Gedichte „Island. Ein Skaldengruß", das er der isländischen Abteilung der genannten Gesellschaft einsandte. Die Vorstehung dieser Abteilung ließ das Gedicht auf eine Anzahl von Blättern drucken und versah es mit dem Zeitvermerk „Im Jahre 1820" sowie mit dem Zusatze (in dänischer Sprache): „Der berühmte Verfasser des obenstehenden Gedichtes ist im Jahre 1820 auf den Vorschlag des Herrn Stiftsamtmannes Moltke hin als Ehrenmitglied der Isländischen Literaturgesellschaft aufgenommen worden. Seine herzliche Antwort auf die Benachrichtigung hiervon ist am Schlusse des Gedichtes enthalten." In die gesammelten und die ausgewählten Gedichte hat Fouqué das Poem nicht aufgenommen; hingegen erschien es, wohl vom Dichter selbst beigesteuert, im 1. Jahrgang von „Eidora. Taschenbuch auf das Jahr 1823". Da dieses Taschenbuch selten geworden und schwer zugänglich ist, sei das Gedicht hier schon aus dem Grunde vollständig mitgeteilt, weil bei seinem Abdruck in der „Täglichen Rundschau" eine fatale Verschiebung von dreieinhalb Strophen unterlaufen ist, die sinnstörend wirkt. Die Strophenform soll wohl eine Nachbildung der sogenannten eddischen Ljódaháttr-Strophe darstellen, ihre Langzeile ist jedoch um zwei Hebungstakte zu lang. Das Gedicht lautet:

Island.

Ein Skaldengruß. (Der Isländischen Gelehrtengesellschaft geweiht.)

Hoch oben im herrlichen
Heldenberühmten Nordland —
Wie winkt herab ein weißes Wundergebild!
Schneeige Schleier
Umschweben die Jungfrau —
Doch unter den Schleiern, da blitzen ihr Augen voll Glut! —

Da tönen ihr tapfre,
Trauernde Lieder —
Auch Lieder von Lieb' und Fest, von den Lippen ihr süß! —

O wie du mir winktest
Durch wallende Träume,
Schneeige, glühende Schönheit, so lange schon! —

Knabe noch, kaum noch
Liedeskraft ahnend,
Gottbeschieden in eigner, glühender Brust
Lauscht' ich und lenkte
Leben und Geist schon
Hin nach ahnenden Hauchen, herquillend von dir!

*) Vgl. „Íslenzk Sagnablöð" 1820—21, Spalte 42.

Sämundur und Snorri!
Sucher der Vorwelt,
Ihr selbst im Innersten grauer Vorwelt jetzt —
Wo Bücher mir brachten
Bruchstücke der Kunde
Von euch — wie flog mir frisch verlangend das Herz!

Wie, als der Wala
Weissagende Lieder
Auftauchten mir einst; aus dürren Steppen her auf! —
Vergessen sich grämend,
Grauend im Bücherstaub
Lagen sie dort, und lachte kein Blick sie an.

Doch hatte der Barde
Der grünlichen Donau,
Sined hatte gesungen sie unsrem Volk,
Daß in deutschen Lauten
Dem Ohre sie klangen
Vernehmlich — aber vergessen blieb es und fremd!

Knaben, mir kleinem,
Klangen die Lieder —
Treulich taucht' ich hinein in den tönenden Geist.
Geregelte Geister
Gingen vorüber,
Lachten mein, und die Lippe noch war mir stumm;

Blieb auch besiegelt,
Bezaubert mir stumm noch
Durch viele Jahre der feurigen Jugend fort!
Und lösend zum Leben
Des Liedes sich endlich —
Da sang sie von südlicher Pracht, noch zauber-verstrickt.

Aber den Athem
Alter Gesänge,
Frühester Liebe — wohl fühlt' ich ihn frisch mir im Geist. —
Und wer hemmt die Wellen
Weitsehnenden Stromes,
Ob lang' auch gelockt und befangen vom lieblichen See? —

Kunde des Königs
Kühnlicher Helden,
Sigurdskunde, sie quoll mir aus sehnender Brust,
Rauschte dann rüstig,
Regsame Herzen
Weckend zu ähnlicher Wonn', in die Welt hinaus!

Und geworfen mir war
Der Würfel des Lebens,
Nordlands Sänger nannten die Sänger mich!
Ob lenkend nach Lüften
Des lockenden Süden
Bisweilen den Flug, blieb Nordland mein heimischer Herd.

Sind ja die Söhne
Sieghafter Normannen
Oft auch nach Osten und Süden gezogen zur Lust!
Galliens Gauen
Geliebten den Vätern
Meiner Väter, und munter rückten sie ein.

Aber der Anklang
Altnordischer Lieder
Zog mit ein, und zog aus den Herzen nicht.
Fern dann vertrieben
Aus fränkischer Heimat
Hielten wir fest ihn im holden, germanischen Land.

Und ich Letzter im Leben
Des leuchtenden Mannsstammes
Meiner Väter, verglimmendes Feuer ich —
Kühnlich noch kling' ich
Kläng' in die Saiten
Vom Nordland, Flügel noch schwingend einst mir um die Gruft!

Aber im ahnenden
Arbeitenden Herzen
Regte sich Zweifel: „Riesen und Ritter zwar
Nordischer Nächte
Erneuet dein Sang hier,
Aber das Nordland, denkt es des Sängers auch? —

Und die schneeige Schönheit,
Aus schäumenden Wogen
Auftauchend, mit tapferer Heklasglut in der Brust —
Island, du einsame
Insel der Helden —
Wehten wohl je die Winde zu dir meinen Gruß?" —

Sie wehten! Die Wogen
Des wallenden Meeres
Rauschten davon, und rauschten dir zu meinem Sang!
Dir, wo sich Wissende
Weltalter Lieder
Indes sammeln, sinnigen Ernstes, sehnender Brust;

Sehnend nach Sagen
Sieghafter Väter,
Nach den Gesängen gewaltiger Götterzeit! —
Tief gruben sie, treulich,
Tapfer den Schacht auf,
Und auf's neu' erschließt sein Auge manch' Heldenlied.

Beim Graben und Bauen —
Wiedererbauen aus Trümmern!
Ihr Weisen aus Island, gedachtet ihr hold auch mein.

Flügeltet fernher
Mir freundliche Kunde,
Grüßtet Genossen mich eures gediegenen Tuns.

Da biet' ich euch dankbar
Die schwertgeprüfte,
Die saitenrüstige Hand zum sinnigen Bund!
Sing' in dem Sangmaß
Sagenverkündender
Vorwelt euch an mit diesem freudigen Lied! —

Island, du innige
Inseljungfrau,
Du Schneegebilde voll schauerlich holder Glut,
Nun bin ich, nun bleib' ich
Kühnbrennenden Herzens
Dein Ritter, und rühmlich schmücket Dein Kranz mir den Helm!

Als Antwort auf den „Skaldengruß" erschien dann in den von der Isländischen Literaturgesellschaft herausgegebenen „Islenzk Sagnablöd" (1821—22, Spalte 75—80) ein Gedicht auf Fouqué, dem die folgende kurze Einleitung (in isländischer Sprache) vorausgeschickt ist: „Freiherr Major und Ritter de la Motte-Fouqué, einer der berühmtesten Dichter und gelehrten Männer Deutschlands, sandte voriges Jahr unserer Gesellschaft ein feierliches Lobgedicht in deutscher Sprache, betitelt ‚Island', das ihr zu großer Ehre gereicht und sehr hübsch gedichtet erscheint. Der Landesobergerichts-Assessor Bjarni Thorarensen hat nun darauf im Namen unseres Landes und unserer Gesellschaft mit nachfolgendem Gedichte geantwortet." Das Gedicht selbst, welches im Isländischen überaus prächtig klingt, kann in deutscher Nachbildung mit Bewahrung der Vers- und — regelmäßigen — Strophenform, aber freierer Behandlung der Alliteration etwa wie folgt wiedergegeben werden:

Islands Ritter.

Ein Held in bläulich
blinkender Brünne,
kühn unterm Goldhelm,
dem grüngeschmückten,
hält unterm Schild
eine Doppelharfe;
aufs Schwert gestützt
schlägt er die Saiten.

Auf dem Schild kann man lesen
in lohenden Runen:
„Gott geb' ich meine Seele,
dem König mein Leben,
das Herz den reinen Frauen;
die Ehre allein
will ich mir bewahren."

Er steht, wo die Spree
durch Auen strömt,
die Brust gegen Westen,
das Haupt gen Nordwest —
in lodernder Sehnsucht
die Liebesblicke
hingewandt
zum Heim des Magnets.

Er hatte früher
den Duft gewahrt,
den des Südens blumige
Fluren atmen,
in Lorbeerhainen
die kleine gefiederte

Sängerin gesehen
und schlug dann weich
und behend die Saiten
seiner Harfe.

Mit der nachtbetauten
Nachtigall Liedern
pries er die vornehmen
Frau'n der Provence
und Spaniens schlanke
schwarzäugige Damen —
den Blick gerichtet
ins Abendrot.

Da sah eine weiß
gewandete Maid er
mit feurigen Schwingen
zum Himmel schweben;
er sah, es war Saga —
sie stieg in den sausenden
Wagen des Nordlichts
und fuhr gegen Norden —

Der Wagen hielt,
wo eine andere
Maid inmitten
des Meeres saß,
mit Schnee gekrönt,
feurig und eisig,
furchtbar und schön —
und siehe: die Maid
hieß Saga willkommen.

Er sah auch gold'ne
Garben spielen
und bunter strahlen
als die Blumen der Provence;
sah Lichtstreifen glänzen
überm ganzen Himmel
und die beiden Mädchen
ins Helle schauen.

Dann vernahm einen Klang er
wie niemals früher:
Saga sang zur Harfe
und schlug die Harfe;
es widerhallte
in Gimles golden
glänzenden Hallen;
doch in der Erde
rollten Donner.

Dann sah er Blitze
in den Lohenbergen
und im Schein der Blitze
geharnischte Helden;
Wölsungen waren's*)
und Nordlandsrecken,
die Saga besang
bei der schneeigen Maid.

Sie brachte der schrecklich-
schönen ein Danklied,
weil sie am meisten
Saga geliebt;
denn ohne sie wäre
die Welt ohne Kunde
vom Wölsung-Geschlecht
und den Nordlandshelden.

Die meerumgürtete
Maid drauf zur Saga:
Ja, du bliebst treu mir
allein geneigt,
all die Jahrhunderte;
seit mich Eywind,**)
der ewig vermißte,
der herrliche Skald
der Könige, pries,
preist so mich wie er
kein Andrer wieder.

Dies hörte der mutige
Ritter und zog
unterm gold'nen Schild
die Harfe hervor
und sang mit Saga
Sieglieder des Nordens.
Lauschte früher die Welt,
so lauscht sie jetzt mehr noch.

Er trug nun ein Loblied
vor auf die Schneemaid
und erbot sich eifrig
zu ihrem Ritter.
Da war's, als wär' Eywind
ihr wieder erstanden,
und sie krönte den Helm
des Edelgebornen.

Und weiter hin noch
der Helmschmuck strahlt
als des Feuerbergs Schein;
doch die Eisfrau sagte:

*) Anspielung auf Fouqués Nibelungen-Trilogie; vgl. oben.

**) Der norwegische Dichter Eyvindr Skáldaspillir (d. h. der Skaldenvernichter oder Tönedieb), in der Mitte des 10. Jahrhunderts, welcher ein Lobgedicht „auf alle Isländer" dichtete.

„Du herrlich geborner
wie Eywind, der Held einst
unter den Skalden,
rein liebend wie Arnald,*)
dich allein wähl' ich
mir zum Ritter.

Dein Name Friedrich
gemahnt mich an meinen
mir teuren König;
dein weltbekannter
Geschlechtsname aber,
Motte Fouqué
gemahnt mich an die Kämpen
des Nordens, die erobert
die Normandie.

Fouqués Gesänge
auf des Südens Frau'n
werden lange bestehen
wie Feuerberge;
doch länger wird die Welt
seine Lieder hören,
Die des Nordens
Völker gepriesen.
Er doch wird heißen
für alle Zeiten
die schönste Zierde
seines Geschlechtes.

Fouqué war über die Anerkennung, die ihm von seiner geliebten „Heklas-Insel" zu teil geworden war, hoch erfreut. Nicht in seiner Lebensbeschreibung, wohl aber in dem erwähnten Nachwort gedenkt er denn auch seines persönlichen Verhältnisses zu Island und des Gedichtes Bjarni Thorarensens in folgenden warmen Worten, anknüpfend an die Stelle, wo er sich der Freundschaft Ingemanns rühmt: „Ja, selbst mit dem uralten Saga-Eiland, Island geheißen, ging ihm unmittelbar frischer Verkehr auf und hält sich noch immerdar lebendig. Hier nur die Erwähnung eines in der alten Heldensprache und ihren Maßen gedichteten Liedes an den Dichter, von einem edlen Islands-Sänger verfaßt, Bjarni Thorarensen geheißen, mit der Überschrift ‚Islands-Riddari' zu deutsch: Islands Ritter. Eine Ritterwürde, die der dadurch Geehrte nicht minder erfreulich hält als die ihm früher kriegerisch zu teil gewordenen."

Bjarni Thorarensen hat auch die ersten sechs Strophen und die Schlußstrophe des „Skaldengrußes" ins Isländische übertragen und diese sieben Strophen wurden als selbständiges Poem mit dem Titel „Island" in die sechs Jahre nach dem Tode des Dichters herausgegebene Sammlung seiner Gedichte aufgenommen (»Kvædi«, 1847). In Unkenntnis der Provenienz des Poems ward dann diesem in der zweiten Ausgabe der »Kvædi« (1884) die Bemerkung beigefügt: „Das Gedicht ist ein Bruchstück und scheint eine Übersetzung zu sein, ist aber doch in diese Sammlung aufgenommen worden, weil das Originalgedicht sich nicht mehr vorfand." Erst Steingrimur Thorsteinsson, der Rektor der „Allgemeinen Bildungsschule" (Realgymnasium) in Reykjavik und selbst ein ausgezeichneter Dichter, der in der isländischen Landesbibliothek ein Exemplar des erwähnten, längst in Vergessenheit und Verstoß geratenen Flugblattes aufgefunden, erkannte den Sachverhalt. Der Abdruck des „Skaldengrußes" in der „Eidora", von dem doch seinerzeit die literarischen Kreise Islands sicherlich Kenntnis erhalten

*) Ein Arnaldr Thorvaldsson wird im Skáldatal erwähnt als (isländischer) Skalde des dänischen Königs Valdemar Knútsson (1157—1182). Er ist identisch mit dem Sagamann Arnoldus Tylensis des Saxo Grammaticus. (Vgl. A. Olriks „Kilderne til Sakses Oldhistorie", Kopenhagen, 1894, II. Band; besonders S. 286 u. folgende); da aber von einer „reinen Liebe" dieses Skalden nichts bekannt ist, kann er hier nicht gemeint sein. Wer sonst? Etwa Arnold von Brescia?

hatten, war ihm wie schon den Veranstaltern und Komentatoren der beiden Ausgaben der Gedichte Thorarensens, aber auch Paul Herrmann, wie es scheint, unbekannt geblieben.

Steingrimur Thorsteinsson fühlte sich durch seinen Fund angeregt, auch die übrigen Strophen des „Skaldengrußes" poetisch nachzubilden, und hat hierauf die so ergänzte Übersetzung des ganzen Gedichtes in der isländischen Zeitschrift „Skirnir" (1905), die seit 1827 im Anschlusse an die „Sagnablöd" von der noch immer bestehenden Isländischen Literaturgesellschaft herausgegeben wird, zugleich mit einem die dichterische Eigenart Fouqués charakterisierenden Artikel veröffentlicht. Thorsteinsson hat es wunderbar verstanden, die von ihm übersetzten Strophen in Ton, Sprache und künstlerischer Behandlung vollkommen der Nachbildung anzupassen, welche die übrigen Strophen bereits durch Thorarensen gefunden hatten, so daß nun der „Skaldengruß" auch im Isländischen wie aus einem Guß gedichtet vorliegt. Durch die nicht allzu ängstlich getreue nachdichterische Behandlung der von sprachlichen Absonderlichkeiten nicht freien Originalverse von Seite der beiden isländischen Meisterpoeten hat das Gedicht in seiner isländischen Fassung überdies an Kraft und Schönheit des Ausdruckes so sehr gewonnen, daß diese die Urdichtung ganz bedeutend übertrifft. Thorsteinsson, der überaus verdienstvolle und geniale Dolmetsch von Meisterwerken der Weltliteratur, welcher die Isländer kürzlich auch mit der wunderbaren Poesie Petöfis bekannt gemacht hat, äußerte sich bei dieser Gelegenheit über den „Skaldengruß" mit folgenden Worten: „Das Gedicht ist sehr schön, und kein ausländischer Dichter mit Ausnahme etwa Oehlenschlägers — in dem Gedichte ‚Island, herlige Ö'*) — hat Island so hübsch und wacker apostrophiert." Und er fügt noch hinzu: „Es ist uns noch heute wertvoll als gewissermaßen erster Gruß aus Deutschland, von wo uns später so viele herzliche und wohlwollende Worte gespendet und die deutlichsten Beweise geliefert wurden, daß die Deutschen unser Volkstum in alter und neuer Zeit besser verstehen als die meisten übrigen Völker und uns bei jeder Gelegenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie waren und sind zu

*) In Oehlenschlägers „Digterværker og prosaiske Skrifter", 18. Bd., S. 102, wo jedoch die Verse mit den Worten „Island, Oldtidens Ö" beginnen. Dieses in Deutschland kaum sehr bekannte Gedicht Oehlenschlägers ist eigentlich auf Bertel Thorwaldsen gemünzt und lautet in deutscher Übertragung:

Island, des Altertums Hort, der Erinnerung mächtiger Tempel,
Hin zum entlegenen Strand fächle Gott Bragi mein Lied!
Kräftiges Feuer hat stets doch entfacht dein schimmerndes Bergeis.
Mächtig schirmten des Meers Wogen des Altertums Geist.
Dorten in Askurs Geschlecht erblühten die herrlichen Skalden.
Raget als Genius nicht Hekla dem Norden zuhöchst?
Geist verband mit Natur sich, und, traun, nicht verlockt von dem Zufall,
Baute den Tempel sich dort Saga mit Griffel und Schild.
Doch Jahrhunderte schwanden; den Schaum, der im Nebel dahinrollt,
Sendet uns Island erst jetzt von dem umbrandeten Strand.
Dichter, was singst du doch hier? Sag', kannst in die Sonne du schauen?
Wend' dich Italien zu, hör' auf das staunende Volk!
Helden erstehen vom Tod aus dem berstenden Marmel zum Leben;
Mit seinem Hammer hat Thor Griechenlands Götter erweckt!"

edelmütig und gebildet, um uns deswegen geringschätzig zu behandeln, weil wir arm, gering an Zahl und klein sind."

Steingrimur Thorsteinsson ist übrigens schon früher in engere Beziehung zu Fouqué getreten, indem er dessen „Undine" formvollendet, nur etwas gekürzt, ins Isländische übertragen hat.*) Er hat damit einen Herzenswunsch des Dichters, wenn auch erst nach dessen Tode, in glänzender Weise erfüllt. Schrieb doch Fouqué bei Besprechung des Erfolges und der Übersetzungen „dieser Lieblingsgabe seiner Muse aus dem mystischen Laboratorium des alten Wunderlings Theophrastus Paracelsus" in dem öfter erwähnten „Nachwort", nicht gewiß darüber, ob „Undine" auch in eine nordische Sprache übersetzt wurde: „Oder mögte vielleicht sie jemand in die uralte noch immer dort frisch lebende Heldensprache der mir ohnehin keineswegs entfremdeten Heklasinsel übertragen haben? Das wäre ja ein herrlicher Ehrenpreis für den Dichter!"

*

Noch ein zweites Mal kam es zu einem Austausch poetischer Begrüßung zwischen dem deutschen Dichter und Island. Fouqué blieb mit Island auch weiterhin in „unmittelbar frischem Verkehr" und hat z. B. der 1818 gegründeten Stiftsbibliothek (später Landesbibliothek) eine Anzahl von Büchern gespendet (vgl. „Islenzk Sagnablöð" X. 1825—1826, Sp. 58—59). Schon in „Cornelia" auf das Jahr 1822 veröffentlichte er auch wieder eine Islandsage „Throndur und Einarm". Dieser folgte sodann 1826 sein isländisches Hauptwerk: „Die Saga von dem Gunlaugur [sic!], genannt Drachenzunge und Rafn dem Skalden. Eine Islandkunde des elften Jahrhunderts. In drei Büchern wiedererzählt." (Wien, bei Anton Pichler). Es war dies eine freie Bearbeitung der altisländischen Gunnlaugs-Saga, und sie wurde vom Dichter „der Gelehrten-Gesellschaft Islands zu Reikawiik und Kopenhagen ehrerbietig und dankbar zugeeignet", mit einem poetischen „Anruf" auf die „Islandskunde" als Einleitung. Es ist zunächst nicht uninteressant, die Entstehung dieses Werkes kennen zu lernen, wie sie Fouqué selbst in einem „Nachwort" zum dritten Bande dieses Werkes erzählt:

„Vor einigen Jahren kam mir ein Bücherpaket von unbekannter Hand zu, mancherlei des Wichtigen und Seltenen für altisländische Literatur enthaltend. Vergeblich suchte ich nach einem Briefe des freundlichen Senders. Nur die zum Einpacken verwandten Bruchstücke eines in dänischer Sprache abgefaßten handschriftlichen Schifferberichtes gaben mir mit Wahrscheinlichkeit kund, die edle Gabe stamme aus unserem altverwandten Dänenlande her. Weitere Nachforschungen führten mich nur so weit: ein unbekannter Reisender habe wenige Meilen von hier das an mich überschriebene Paket abgegeben. Meine Danksagung und Bitte um nähere Bezeichnung und Mitteilung, durch die Hamburger Zeitung bekannt gemacht, blieb bis heute unerwidert. Lange rang ich mit mir, wie ich die zu der nun vorliegenden Arbeit benutzte, in jener Sendung mitbefindliche Saga verwenden solle. Denn zum dichterischen Weitersagen derselben fühlte ich mich auf alle Weise kräftig

*) Jetzt in neuer (unbefugter) Ausgabe in Amerika erschienen („Úndína. Eftir M. Fouqué", Winnipeg, 1907).



angeregt. — Sie heißt auf Isländisch: Sagan of [*recte:* af] Gunnlaugi Ormstunge [*recte:* Ormstungu] ok Skalld-Rafni. In der lateinischen Version lautet der Titel: Gunnlaugi vermilinguis et Rafnis poetae vict. [*recte:* vita]. Ex Manuscriptis Legati Magnæani etc., Hafniae 1775. — Zu einer ähnlichen Behandlung wie die meiner früheren nordischen Heldenspiele (Sigurd der Schlangentöter usw.) eignete sich der mehr epische als dramatische Gang der gegebenen Sage keineswegs. Ein Epos daraus in metrischem Klange zu bilden, fehlte es dem Wiedererzähler nicht an Lust, vielleicht auch nicht an Kraft. Aber was würden die Leihbibliotheken dazu gesagt haben, vermöge der an prosaische Übersetzungen gewöhnten Lesewelt? Und der Dichter mochte doch am wenigsten diesmal in die widerhallsleere Wüste hinaussingen, nur auf die ferne Möglichkeit einer künftig neu erwachenden metrischen Empfänglichkeit der Leser hoffend. Zur bloßen Übersetzung dagegen wollte sich nun sein einmal angeregter Sinn nicht verstehen. Da sagte ihm die innere Stimme, die bisher sein dichterisches Leben geleitet hat: ‚Erzähle du, wie so viele romantische Dichter erzählt haben, seit dem frühesten Beginne dessen, was ihr jetzt Romane nennt: mit Liebe und Treue sich an die Urschrift haltend, aber auch den inneren Eingebungen das Ausmalen und Mutmaßen verstattend.‘ Es ist geschehen. Und nach langer, ernster Prüfung tritt nun die sogestaltete Arbeit ans Licht. Möge sie vorzüglich dir genehm sein, du edler unbekannter Spender der Saga, ob du nun noch diesseit, oder, wie dein Schweigen mich es beinahe vermuten läßt, schon jenseit wandelst!“

Die „sogestaltete Arbeit“ ist dem Dichter aber schlecht gelungen. Er hat im „Ausmalen und Mutmaßen“ die erlaubten Grenzen so weit überschritten, daß er, wie schon M. Koch bemerkte, die gerade in ihrer gedrängten Kürze so ergreifende Saga von den beiden Skalden Gunnlaugr und Rafn, die um Schön-Helga ihr Leben ließen, durch die Ausrenkung auf drei Bände um den besten Teil ihrer Wirkung brachte.*) Hingegen verdient es wohl der „Anruf“, aus dem Dunkel der Vergessenheit gezogen zu werden. Er lautet:

Anruf.

Kehr' wieder mir in stiller Feierstunde,
Du traute Freundin, ernste Islandskunde:
Aus Gräbern tauchend halbverschollner Welt,
Vom Abendglanz die bleiche Wang' erhellt,
Die Stirne kranzumweht und Rätsellieder —
Wie Bienen Dich umsummend — kehre wieder!
Ich blieb im wechselreichen Leben — neu
Mit jedem Schnitt —, Dir ernste Freundin, treu.
Und ob nicht stets Dir meine Lieder klangen,
Du weißt, mich hielt Dein Lieben fest umfangen
Und glüh'nder stets in manchen Wunderschrein
Uralter Sagen blickt' ich still hinein.
Da hast Du auch viel Schönes mir erschlossen,
Hast mir erweckt viel herrliche Genossen

*) Mit größerem Geschick und Erfolg wurde der dankbare Stoff später behandelt, und zwar in epischer Nachdichtung von Anton Edzardi („Schön-Helga und Gunnlaug“, 1878), von Karl Bleibtreu („Gunnlaug Schlangenzunge“, 1879, zwei Ausgaben), in dramatischer Form von Wilhelm Heinzen („Isländisch Blut“, 1903).

Auf Haiden, Klippen und holdblüh'nder Flur!
Manch Einen sah ich! Mancher And're nur
Flog tönend mir vorbei auf Nebelwegen
Und rief, den Namen hüll'nd, mir Klang entgegen.
Von Solchem ward die Saga mir gebracht,
Die jetzt ich aufruf' aus der dunklen Nacht.
Sie schlief urlängst als trüber Nächte Beute.
Nun sprech' ich kühnlich: Saga! Jungfrau! Heute
Sollst neu ersteh'n Du, stark und freudiglich!
In Deiner Mutter Namen ruf' ich Dich,
Der altgefeiten reichen Islandskunde!
Auch Du mit andern Schwestern viel im Bunde,
Steig' neu empor und such Dir manch ein Herz,
Noch jung und stark und mild für Lust und Schmerz!
Vor Allen aber weih' ich Dich den Treuen,
Die jetzt auf Island Islandskund' erneuen
Und mich fernher beriefen sich zum Bund,
Schweb' hin! Tu ihnen Dank und Liebe kund
Von dem, der neu Dich hat erweckt in Tönen,
Verständlich allen echten Nordlandssöhnen. —
Die ernste Mutter winkt Dir: „Steig herauf!
Derselbe ruft Dich, der den Sigurdslauf
Und andre Norderlieder sang in Saiten!" —
Wohlauf! Wohlan! O schönes Nordlandsstreiten,
O schönes Nordlandslieben, Deiner Pracht
Folg' ich! Vielleicht zur letzten Liedesschlacht!

Auf die Widmung des Werkes antwortete im Namen der Isländischen Literatur-Gesellschaft der Vizepräsident ihrer Kopenhagener Abteilung, Finnur Magnusson, Professor für nordische Philologie und Altertumskunde, ein damals in hohem Ansehen stehender Gelehrter, mit einem Gedichte in deutscher Sprache, das „auf Kosten und Veranlassung der Gesellschaft gedruckt und eingebunden" wurde (vgl. Skirnir I, 1827, S. 77). Später ist es dann auch im XXIII. Jahrgange der dänischen Zeitschrift „Nyeste Skilderie af Kjöbenhavn" (Nr. 86, S. 1353—1358) abgedruckt worden. Finnur Magnusson war kein hervorragender Dichter. Seine Verse — das einfachste Edda-Metrum — sind ziemlich steif und hölzern und enthalten auch undeutsche Wendungen. In diesem Zusammenhange jedoch und als Probe deutscher Dichtkunst eines Isländers mögen sie hier um so eher Platz finden, als ich mich nicht erinnern kann, daß von dem Gedichte in Deutschland mehr als die von mir zuerst in meinem Buche „Isländische Dichter der Neuzeit" und dann auch von Herrmann mitgeteilte erste Strophe bekannt geworden ist. Eine mit „La Motte-Fouqué" betitelte Vorbemerkung in dänischer Sprache berichtet über den Anlaß zu diesem Gedichte und über den gefeierten Poeten, von dem es heißt, daß „dieser berühmte Dichter Deutschlands mit Vorliebe die Götterlehre und Heldensage des alten Nordens studiert habe, die er bei verschiedenen ästhetischen Darstellungen benützte". So habe er u. a. der alten Isländer Leben und Denkungsart in einer romantischen Erzählung in drei Bänden, der Sage von dem Gunnlaugur usw. geschildert. Diese sei der Isländischen Literatur-Gesellschaft mit „einem schönen Gedichte" zugeeignet, das der dermalige Obmann der Gesellschaft im Namen Islands also zu beantworten versucht habe:

Thules Gruß an Friedrich Freyherrn von la Motte-Fouqué.

Heil Dir hehrer
Held und Weiser,
Forscher der Vorzeit,
Frommer Barde,
Meister-Sänger
Meiner Taten! —
Dank und Gruß
Dir von Thule!

Aus dem freien
Franken-Stamme
Sproß ein edler
Ast im Süden;
Zwischen süßen
Sonnen-Reben,
Goldnen Äpfeln,
Ewgen Rosen.

Und es ward
Des Waldes Zierde
Doch verfolgt
Von dem Neide;
Bald des Mörders
Beil ihm drohte,
Und dem Haine
Hohe Flamme.

Nicht vernichtet,
Nur versetzt
Nach dem Norden,
Neue Sprossen
Trieb der Stamm
Im teutschen Lande;
Wiedergeboren
Ward die Eiche.

Heil Dir edler
Ast des Stammes!
Jetzt zum besten
Baum geworden;
Schönes und gutes
Schauen wir
Dir eingeimpft
Allenthalben.

Baum von Gottes
Geist belebt
Nannten den Mann
Meine Söhne;
Heute sing ich
So von Dir,
Motte Fouqué,
Mann der Teuten.

Sonnenerzeugten
Saft der Reben,
Odins Meth
Mir Du schenktest;
Quasers Blut
Quoll in Strömen
Beim Harfenschlag
Vom Schlangentöter.

Und mir glühten
Goldne Früchte,
Deine fromme
Freundesgabe,
Bei des Geistes
Göttermahle —
Thiodolfs hohe
Heldenlieder.

Nun die rothen
Rosenkränze
Zieren mich
Aus Südlands Gärten,
Herrliche drei,
Holdes Gewirk
Deines Geistes,
Deiner Hände.

Bot ich Dir
Den Blumensamen
Nicht umsonst,
Seltner Dichter! —
Als der schönen
Schwester-Rosen
Königin
Kenn' ich Helga.

So sie blühte,
Braut des Helden,
In der Jugend
Jubelwonne —
Auch die Dörner
Drängten sie,
Sie erblaßte,
Scheint doch wieder.

Dichtet auch
Die Drachenzunge,
Regt sich wieder
Rafn der Skalde,
Und sie kämpfen
Als im Leben,
Barde! in Deinen
Blumenzügen.

Sagen der Vorzeit
Sollen klingen
Ewig in meinen
Alpentälern,
In der Väter
Frühern Sprache —
Jetzt sie Teuts
Töne fassen.



Der Germanen
Gauen horchen,
Mit der Britten
Brudervolke,
Deinem Liede,
Lieber Sänger!
Wenn du schlägst
Die Skaldenharfe.

Sei gesegnet
Sohn von Brage!
Gleiche Gattin
Gab er dir:
Eurem Hause
Heil und Ehre:
Dank und Gruß
Dir von Thule!

Fouqué starb am 23. Januar 1843. Er hatte wohl bis an sein Lebensende in persönlichen Beziehungen zu Island gestanden; denn in der oben zitierten Stelle aus dem Nachwort zu den „Ausgewählten Werken", das aus dem Jahre 1841 stammt, bemerkte der Dichter ausdrücklich, daß sein Verkehr mit dem „uralten Saga-Eiland" sich „noch immerdar lebendig" halte. Um so seltsamer erscheint es uns, daß Finnur Magnusson in den Jahresversammlungen der Kopenhagener Abteilung der „Isländischen Literatur-Gesellschaft" vom 18. Februar 1843 und 5. März 1844 als Vorsitzender bei der üblichen Erwähnung der verstorbenen Mitglieder nicht auch des Todes des von ihm selbst einst so hoch gefeierten Ehrenmitgliedes gedachte, obgleich dessen Name schon im Mitgliederverzeichnis des Jahresberichtes 1843 gelöscht erscheint. Wie ist diese kaum begreifliche Kränkung der Manen des in Deutschland damals allerdings längst seines früheren Ruhmes beraubten Dichters zu erklären? Island blieb ihm unter allen Umständen dauernd zu Dank verpflichtet, denn er war sein „Ritter", der erste „Islandsritter".



Frühlingsmorgen.

Von Josef Weingartner.

Frühlingsmorgen, befruchtende Gnade,
Künftigen Lichtes erster Strahl.
Wolken, leuchtend vom Sonnenbade,
Ziehen segnend über das Tal.

Duftig liegt es über den Hängen,
Wie vom Blühen ein erster Traum.
Sonnenentgegen mit frohen Gesängen
Jubelt die Amsel vom höchsten Baum.

Über die Giebel schwirren die Tauben,
Tief im Blauen ein weißes Band,
Und den seligen Frühlingsglauben
Läuten die Glocken ins lächelnde Land.





Die landwirtschaftliche Produktion.

Von Dr. E. Schwiedland.

1. Gewinnung und Herstellung von Gütern im allgemeinen.

Der Reichtum eines Volkes hängt von der Menge der Güter ab, über die es verfügt; er umfaßt Sachgüter, Leistungen und den Repräsentanten beider: Geld. Die Quellen dieses Reichtums liegen auf verschiedenen Gebieten: in Naturgaben, in der Art des Volkes, in den wirtschaftlichen Tätigkeiten, denen es sich zuwendet, wie in den geschichtlichen Ereignissen, denen es unterliegt.

Man erlangt die Güter zunächst, indem man sie der Natur abgewinnt oder von Mitmenschen erwirbt. Ihre Beschaffung beschränkt sich oft auf die Aufgabe, sich ihrer zu bemächtigen. Sie werden dann (wie Beeren, Fische, erjagte Tiere, Erze und Kohle) errungen, okkupiert, geholt (eduziert). Diese Gewinnung der in der Natur vorhandenen Güter wird als „Urproduktion" bezeichnet. Dadurch verringert sich der jeweils gegebene Gütervorrat; das erjagte Tier wird getötet, der Holzbestand, das Lager von Erzen und Kohlen vernichtet oder verringert. Die sogenannte Urproduktion macht also die Güter bloß verfügbar, vermehrt sie nur in der Hand dessen, der sie dem Verbrauche oder sonstiger Verwendung zuzuführen beabsichtigt, ohne zur Mehrung der erreichbaren Vorräte an sich beizutragen; sie bereitet in Wahrheit vielmehr ihre Konsumtion vor.

Eine andere Art der Gütergewinnung bewirkt dagegen ihre Vermehrung oder „Produktion". Darunter ist ein Zweifaches zu verstehen: Hervorbringung neuer Güter und Verarbeitung vorhandener — Bewirken ihres Entstehens und Herstellung von Gegenständen aus ihnen —, natürliche Vermehrung der Stoffe und ihre Umgestaltung.

Die Forstwirtschaft, der Landbau, die Viehzucht leiten und veranlassen eine Reihe von vegetabilischen und animalischen Prozessen, um Hölzer, Rinden, Früchte, Tiere oder Produkte dieser zu gewinnen. Das ist Produktion in der Forstwirtschaft, im Ackerbau oder bei der Viehzucht: Hervorbringung, Erzeugung, natürliche Vermehrung.

Einer Be- oder Verarbeitung dagegen unterliegen die leblosen Stoffe, die in der Jagd und Fischerei, im Bergbau, in der Forst-, Land- und Viehwirtschaft gewonnen wurden. Diese mechanische oder chemische Verarbeitung macht sich natürliche Vorgänge und Eigenschaften der Stoffe zunutze und ist das Wesen der gewerblichen Tätigkeit: Umgestaltung, Verarbeitung, Herstellung von Sachen. (Umgestaltung ihrer Beschaffenheit oder bloß äußerliche Änderung: Vereinigung, Trennung bzw. Formung.)

Der Ackerbau besteht in einer planmäßigen Ausnutzung der Kräfte der Natur und bedarf dazu der Rohstoffe im Samen und der Hilfsstoffe im Boden,



in den Werkzeugen und Dungmitteln. Wirtschaftlich stellt sich das dar: als ein Erfordernis an Grund- (oder Anlage-) und an Betriebskapital; „Grund"kapital auch im Wortsinne, als Boden, einschließlich darauf verwendeter Meliorationen und mit ihm verbundener Rechte; das Betriebskapital bilden dem gegenüber die Wirtschafts- und Wohngebäude, der Bestand an Vieh, dann Naturalvorräte, Geräte und Geld, — letzteres sowohl zur Löhnung als zur Entrichtung von Steuern und Versicherungsprämien, zur Bezahlung der Werkmittel, der Gebäude- und Gerätereparaturen, zum Ankauf von Saatgut, Vieh, Kraftfutter und Kunstdünger und zur Verpflegung der Eigentümer und ihres Personals. Der gewerbliche Betrieb erfordert ebenfalls einen Grund (seinen Standort), dann Baulichkeiten und Maschinen (Anlagekapitalien), ferner Betriebskapitalien: Werkzeuge, Roh- und Hilfsstoffe sowie Geldmittel — wiederum sowohl zur Entrichtung von Löhnen als von Versicherungsprämien und Steuern — und endlich belebte Arbeitskräfte. Die landwirtschaftliche wie die gewerbliche Produktion verwandelt äußere Stoffe, sogenannte Rohstoffe. Gleichwie beim Ackerbau der keimende Samen in der Pflanze aufgeht, so bei der gewerblichen Verarbeitung die Haut in Leder, dieses in Schuhwerk, die Wolle in Garn, das Garn und Farbstoffe in Gewebe, diese in Kleidungsstücke. Die Rohstoffe wandeln sich nicht immer unmittelbar in gebrauchsreife („End"-)Erzeugnisse, sondern mitunter in „Halberzeugnisse", die ein Zwischenstadium bilden, aus dem sich verschiedenartige Enderzeugnisse gewinnen lassen.

Zur Umgestaltung der „Rohstoffe" werden Hilfsstoffe ebenso verbraucht — im Ackerbau Dungstoffe, im gewerblichen Betriebe Kohle, Schmieröl, Beleuchtungsstoffe u. dgl. — als bloß benützt, d. h. gebraucht, ohne daß sie in einem Produktionsakt auch schon aufgezehrt würden: so Baulichkeiten, Maschinen, Werkzeuge, belebte Arbeitskräfte. Diese verbrauchten oder benutzten Güter, Roh- wie Hilfsstoffe, verursachen Kosten; demgegenüber ergibt die Produktion eine Einnahme: den Erlös oder Rohertrag. Nach Abzug der Kosten von diesem Rohertrag zeigt sich, ob ein Überschuß, der Reinertrag oder Gewinn, verbleibt oder ob ein Verlust eintrat. Unternehmer veranschlagen den künftigen Wert der herzustellenden Erzeugnisse und berechnen anderseits die Kosten der zur Produktion erforderlichen Mittel, Arbeitskräfte und Abgaben, und entschließen sich je nach dem Ergebnis dieser Gewinstschätzung zu ihrer Tätigkeit, welche darin besteht, daß sie diese Kosten an die Hervorbringung beziehungsweise Herstellung neuer Produkte wenden.

Bloße Besitznahme der von der Natur gegebenen Güter besorgen die Jagd, die Fischerei und der Bergbau. Schon diese okkupatorische Erringung der von der Natur dargebotenen Güter setzt Arbeit wie Vorrichtungen voraus, — sowohl die Jagd und Fischerei als, weit mehr noch, der Bergbau. Diese Leistungen bringt der Unternehmer auf. Gebiete der Güterproduktion jedoch sind: das Forstwesen, der Landbau, die Viehzucht, das Gewerbe. An diese Gebiete der okkupatorischen und der produktiven Wirtschaft schließen sich als weitere Zweige der wirtschaftlichen Tätigkeit, ebenfalls unter der Leitung von Unternehmern, das Transportwesen, der Handel, die Kreditgewährung, das Versicherungswesen, der Nachrichtendienst und die Darbietung von Diensten.



In unserer Tausch- oder Verkehrswirtschaft bietet man eben Dinge aus, die im Vergleich zu den Kosten höher bezahlt werden. Man strebt nach gewinnbringenden Waren, die sich bezahlt machen; der Händler hat keine Ueberzeugung: er verkauft, was ihm Gewinn bringt; ebensowenig leitet den Unternehmer einer Produktion eine ethische Anschauung. Kulturell hätte es ja weit höheren Wert, wenn Mittel und Kräfte, die an die Herstellung von Luxusgegenständen gewendet werden, zur Herstellung von Nützlichkeiten für Notleidende verwendet würden, allein in Wirklichkeit werden alle Unternehmungen durch den privaten Vorteil des Unternehmers veranlaßt.

Wird nun das Enderzeugnis tatsächlich höher bezahlt als die Gesamtheit der Elemente, aus denen es entstand, so ist seine Herstellung für den Unternehmer lohnend, fruchtbringend. Die technische Produktion kann aber auch wirtschaftlich mißlingen, das heißt unproduktiv bleiben.

Die wirtschaftlich gelungene, ergiebige Produktion ist für den Unternehmer vom privaten Standpunkte aus „produktiv“. Wie verhält sich aber die Bereicherung des einzelnen Unternehmers zum Interesse der Gesamtheit? Die Art der Erwerbung und die Verwendung des Reichtums berührt ja die Gesellschaft. — Man hat frühzeitig die einzelnen Wirtschaftsgebiete nach ihrem Wert für die Gesamtheit einzuschätzen versucht. Die Merkantilisten wie die Physiokraten haben bereits jene Tätigkeiten feststellen wollen, die eine Bereicherung des Volkes bewirken. Das sind „produktive“ Zweige der Volkswirtschaft, die sie pflegenden Klassen „produktive Klassen“, im Gegensatze zu den „sterilen“. Die Merkantilisten erklärten vom Standpunkte der Gesellschaft als produktiv, das ist als volksbereichernd, jene Tätigkeit, die den Vorrat an Edelmetallen im Lande vermehrt; sie betrachteten die Edelmetallmenge der Welt als eine feste, gegebene Größe und strebten, von dieser Gold- und Silberdecke möglichst viel ins Land zu ziehen, möglichst wenig ans Ausland fallen zu lassen, und hielten demgemäß eine Tätigkeit für „produktiv“, wenn durch sie der Vorrat an Edelmetallen im Lande gesteigert wurde. Diesem Endziel paßten sie ihre wirtschaftlichen Mittel an.*)

Dann kamen die Physiokraten und schrieben „Produktivität“ allein dem Landbau zu. Nur dort werden Produktionselemente derart vereinigt, daß das gewonnene Produkt mehr wert ist als die verwendeten Produktionselemente, nur der Landbau ergibt mehr als eben Ersatz für das Aufgewendete; tatsächlich leben von den Erzeugnissen des Landbaues noch alle andern Klassen der Bevölkerung; die übrigen Zweige der menschlichen Tätigkeit bringen bloß soviel hervor, als man hingab für Rohstoffe und Arbeitsleistung. Schöpferisch wirke mithin allein die Natur im Boden.

Smith, als Kenner der aufkommenden Großindustrie, erblickte aber in der Arbeit den Faktor, der ein Volk wohlhabend macht. Seinen Anhängern erschien es, daß die Arbeit, die sich an einen Gegenstand fixiert, es bewirke, daß ein Produkt entsteht, welches mehr taugt als die zu seiner Produktion verwendeten Elemente. Ein Möbelstück entspricht den Bedürfnissen

*) Vgl. Schwiedland, „Einführung in die Volkswirtschaftslehre“ (Wien, Manz, 1909), S. 48 f.



in höherem Maße als die Bretter oder der Baumstamm, woraus es hervorgeht. Zu seiner Herstellung muß sich aber Arbeit in ihm mit verkörpern. Als die Elemente, deren man zu solcher Produktion bedarf, erkannte er die „Natur", das „Kapital" und die „Arbeit"; die letztere durchdringt bei der Produktion die ersteren.

Wenn man nun heute von der Produktivität einzelner Wirtschaftszweige spricht, so bedeutet das den Anteil, den sie an der Bereicherung des Volkes oder an der Beschaffung von Unterhaltsmitteln haben.

Zur Erhaltung und zur Wohlhabenheit eines Volkes trägt nun nicht bloß die Sachgütererzeugung bei, der es sich hingibt, sondern jedes der weiteren, vorhin erwähnten Wirtschaftsgebiete. Ihre Entwicklung bedingt sich wechselseitig; sie hängen zusammen und von einander ab. So ermöglichen die Okkupation und die Produktion die Entwicklung der andern Wirtschaftszweige und die Entfaltung dieser wirkt zurück auf die Güterproduktion und die Rohstoffgewinnung. Ohne den Bergbau z. B. konnte das neuzeitliche Fabriks- und Transportwesen nicht entstehen und umgekehrt haben die Bedürfnisse dieser Gebiete den Bergbau zu seiner heutigen Bedeutung entwickelt. Die Industrie und das Verkehrswesen entlohnen die Techniker, diese aber befördern ihrerseits die weitere Entwicklung jener Wirtschaftsgebiete. Das Geschäftsleben bedarf der Advokaten und Richter und ernährt sie; sie dagegen leisten durch die Weiterentwicklung der rechtlichen Gebilde dem wirtschaftlichen Leben Dienste, aus denen es seinerseits neue Möglichkeiten der Entfaltung gewinnt. Der Handelsbetrieb wie die Kreditvermittlung erfordern einen regen Nachrichtendienst und dieser wieder entfaltet das Verkehrswesen; der Landbau, die Industrie, der Seeverkehr wie der Handel bedürfen des Versicherungswesens, dieses des Nachrichtenverkehres und der Kreditgeschäfte. So ist die Entwicklung jedes dieser Gebiete durch jene der andern bedingt.

Was nun den Streit angeht, ob der Handel „produktiv" sei, so ist folgendes zu sagen. Der Händler kauft Gegenstände an einem Ort und verkauft sie an einem andern Ort oder er kauft Gegenstände in der Gegenwart, um sie später zu verkaufen, sei es am selben Ort oder anderwärts. Der Handel versetzt also einen Gegenstand an einen andern Ort und in eine andere Zeit, weil er glaubt, daß dieser Gegenstand am andern Ort, in der andern Zeit, höher bezahlt würde. Sofern diese Voraussetzung zutrifft, ist der Handel für den Händler ergiebig. Es fragt sich, ob er auch volksbereichernd ist. Man wird das nun wohl annehmen können, wenn er als Außenhandel die heimische Volkswirtschaft bereichert oder als Innenhandel die Erzeugnisse der modernen Kultur besser verteilt. Er vermehrt zwar die Güter nicht, vermittelt aber ihren Erwerb und somit ihre Benutzbarkeit. Umformung von Stoffen ist freilich mit ihm im Wesen nicht verbunden, doch kann er einem Volk, das mit andern Handel treibt, Wohlstand und Reichtum schaffen.*)

Auch Dienstleistungen können produktiv sein: vom privaten Standpunkte aus, indem sie die einzelnen Wirtschaften erhalten und bereichern, und volkswirtschaftlich betrachtet, sofern sie durch die Verarbeitung von

*) Vgl. Schwiedland, a. a. O., S. 10 f.

Stoffen zur Produktion von Sachgütern beitragen oder durch Schulung, Unterricht, Übung und Nachahmung die persönliche Leistungsfähigkeit auf wirtschaftlich bedeutungsvollen Gebieten erhöhen. Die Wirtschaftsgebiete des Transport-, Versicherungs- und Bankwesens sind es schon vermöge des Umstandes, daß sie die Sachgütererzeugung befördern, zu ihr mittelbar beitragen.

Jedenfalls reicht also der Begriff der volkswirtschaftlichen Bereicherung oder „Produktivität" über die Sachproduktion hinaus, — ebenso wie private Einträglichkeit sich an eine Reihe von Betätigungen außerhalb der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion knüpft.

Je mehr ein Erzeugnis im Verhältnis zu früheren Bestandteilen begehrt und je höher es bezahlt wird, desto größer ist die private Produktivität der Erzeugung, wie man es im Geschäftsleben ausdrückt: die Rentabilität. Der springende Punkt ist die Anpassung an die Begehr der Käufer und Wirtschaftlichkeit bei der Herstellung der Waren. Ebenso kommt es beim Handel auf die möglichste Wirtschaftlichkeit beim Erwerb und bei den sonstigen Auslagen und auf die möglichst hohe Bezahlung der dargebotenen Waren an, in den übrigen Wirtschaftsgebieten auf den Unterschied zwischen den Selbstkosten und den Preisen, die man für seine eigene Darbietung erzielt.

* * *

Zur Gütererzeugung im besonderen wirken nach der geltenden Lehre die „Natur", „Kapitalien" und „Arbeit" zusammen. Als „Natur" gelten der Boden sowie die Vorräte, die er birgt, und die Kräfte, deren Träger er ist.

Das Land, die räumliche Grundlage, der Standort jeder Produktion, ist meist nur beschränkt gegeben und muß daher durch Kauf, Miete oder Pacht erworben werden, und zwar umso teurer, je mehr es im ganzen beschränkt ist. Der besondere Standort der Produktion ist von Wichtigkeit beim Bezug der Roh- und Hilfsstoffe und bei der Abgabe der Produkte. Ungünstige Lage erhöht nach beiden Richtungen, beim Bezug und beim Absatz, die Schwierigkeiten, mithin die Transportspesen.

Sodann ist der Boden wichtig als Träger von Stoffen, die im Landbau die Produktion bewirken oder die dem Boden bergmännisch entnommen werden für Zwecke der Industrie und des Transportes.

Auch als Träger von Wasserkräften ist er von großer Bedeutung: je teurer die Kohle wird, desto mehr trachtet man, die Wasserläufe als Kraftquellen zu nutzen. Die Verschiedenheit des Bodens ist nach allen Richtungen groß; die Produktionsbedingungen, die er in sich birgt, sind daher ungleich über die Erde verteilt.

„Kapitalien" sind die sonstigen Sachgüter, außer Stoffen und Kräften der Natur, die zur Durchführung des Produktionsprozesses verwendet werden: Baulichkeiten, Vorrichtungen anderer Art, Roh- und Hilfsstoffe, bares Geld. Solche, die im Produktionsverlauf aufgehen, nennt man flüssiges oder bewegliches oder umlaufendes Kapital; sie verflüchtigen sich und kehren dem Unternehmer erst wieder im Preiserlös für seine Erzeugnisse zurück. So verschwinden z. B. die Lohnsummen aus seinen Händen. Kapitalien hingegen, die nur allmählicher Abnützung unterliegen, wie Gebäude, Maschinen, nennt man feste, fixe, unbewegliche Kapitalien. Anlagekapitalien sind jene, deren man zur Anlage des Produktionsunternehmens, Betriebskapitalien, deren man zu dessen Führung bedarf. Da das Kapital ein unentbehrliches Produktionsmittel

ist, muß man es, wenn man es nicht selbst besitzt, beschaffen, wobei für seine Darleihung ein Entgelt (Zins) bezahlt wird. Wer kein Kapital besitzt und keines auftreiben kann, kann auch nicht produzieren, sondern ist mit seiner Arbeitskraft darauf angewiesen, sich mit Kapitalbesitzern zu verständigen.

Man kann den Boden mit Recht als unbewegliches Kapital bezeichnen. Es ist aber herkömmlich, ihn als gesonderte Kategorie der Produktionsmittel zu bezeichnen. Um dies zu begründen, ließe sich auf die im ganzen beschränkte Menge an Boden hinweisen, die nicht erheblich vermehrt werden kann, sowie auf die Beschränktheit der fruchtbaren Eigenschaften des Bodens, welche das sogenannte „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag" bewirkt. Das heißt: es kommt ein Moment, wo im Falle gleichbleibender Technik ein Plus an Arbeit und Kapital, die an eine gegebene Ackerfläche gewendet werden, nicht mehr eine weitere gleiche Erhöhung des Reinertrages bewirkt; das Plus an Aufwendung entspricht nicht mehr einem gleichen Plus an Resultaten. Um einen Zuwachs des Ertrages zu erzielen, ist vielmehr unverhältnismäßig mehr Arbeit und Kapital aufzuwenden. Die Einnahme nimmt also von da an, im Verhältnis zur Aufwendung, relativ ab.*)

„Arbeit" ist Tätigkeit zur Herstellung oder zur Beschaffung von Sachgütern sowie zur Leistung von Diensten. Jede Tätigkeit, die diese Ziele bewirkt oder ihrer Erreichung dient, ist im wirtschaftlichen Sinne „Arbeit". Die geistige und körperliche Fähigkeit, auf solche Weise tätig zu sein, ist die Arbeitskraft. Leitende Arbeit ist vornehmlich geistiger, ausführende: geistiger oder manueller Art.

Die Natur übt in den Eigenschaften des Standortes, im Wind und in den Gewässern unleugbar Einfluß auf die Produktion. Ebenso ist mit Hilfe von Kapital, z. B. bei Anwendung einer Maschine, mehr zu erzielen, als wenn mit geringeren Mitteln gearbeitet wird. Für sich allein kann die Arbeit, wenn sie jener Faktoren entbehrt, nicht produzieren. Man kann ja nicht in die Luft hinaus arbeiten, sondern bedarf der Stoffe, an denen, und der Arbeitsmittel, mit denen die Arbeit betätigt wird.

Unternehmer vereinigen nun Arbeitsleistungen, Kapitalien und Naturkräfte zum Zweck der Produktion oder der sonstigen wirtschaftlichen Tätigkeiten, die sie auf ihre Rechnung ausführen lassen. So lassen sie die Darbietung von Sachen oder von Leistungen auf ihre Rechnung durch Organe vornehmen, die sie dafür bezahlen, wie der Gastwirt, welcher Speisen, der Kaufmann, der sonstige Waren, der Orpheumdirektor, der akrobatische Leistungen oder den Vortrag von Liedern und Tänzen bieten läßt.

Das Sichvereinigen, die gegenseitige Durchdringung der Produktionselemente erschafft neue Erzeugnisse. Hiezu sind aber außer Naturfaktoren, Kapital und Arbeit die gesamte gesellschaftliche Kultur und alle ihre Resultate gleichfalls Voraussetzung. Die Kultur der Vergangenheit wirkt mit bei der Produktion der Gegenwart. So sind also die gesamten kulturellen, staatlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse „Produktionselemente". Der Mensch benützt, indem er sie kombiniert, Leistungen, Erfindungen, Ent-

*) Wenn man den Boden zum „Kapital" zählt, wirkt das Produktionselement „Natur" zum Teil in Kapitalien, als deren Eigenschaft oder Zubehör.

deckungen, Kenntnisse, Kunstempfindungen, die aus der Vergangenheit überkommen sind. Wenn der Pariser oder Wiener Arbeiter sich zur Herstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse besonders eignet, dankt er das der größeren Feinheit, der Liebenswürdigkeit, dem Reichtum der Erfindung, dem erleseneren Geschmack, den er von seinen Vorfahren übernommen hat. So wirkt die Kultur der Vergangenheit wie der Gegenwart an unserer Produktion unleugbar mit.

Neben diesem gesamten kulturellen Bestand wird mitunter noch ein Faktor als Element der Produktion wie der sonstigen wirtschaftlichen Tätigkeit bezeichnet. Es fragt sich stets, ob ein dargebotenes Gut auch tatsächlich begehrt wird und in welchem Maße. Das wird nun mitbedingt durch die Gesamtheit der Verhältnisse, unter der die Darbietung den Menschen entgegentritt, d. i. durch die sogenannte Konjunktur: den Zusammenhang der äußeren Verhältnisse, die ein Ding oder eine Leistung begehrenswert oder nicht erscheinen lassen. Dafür sind nun die äußeren Umstände wie die ganze seelische Richtung einer Zeit maßgebend. Vor dreißig Jahren hätte sich der „Simplizissimus" nicht halten können, die Entrüstung hätte ihn hinweggefegt. Und ebenso ist jedes andere Unternehmen in seinem Erfolg von einer günstigen Verknüpfung der Umstände, d. i. von äußeren wie von seelischen Tendenzen der Kunden abhängig, die seine Waren und Dienstleistungen begehren und gewillt sind, sie in einem die Kosten entsprechend übersteigenden Verhältnis zu bezahlen. Insofern hat man also die Konjunktur den Elementen der Produktion zugezählt.*)

Die Produktionselemente der Natur, des Kapitals und der Arbeit erfordern aber vom Unternehmen, das sie verwendet, ihren Anteil am Produktionsertrag. Für ihre Mitwirkung wird ihnen ein Pachtbetrag, ein Zins oder Arbeitslohn zuteil.

2. Die Urproduktion. (Jagd, Fischerei und Bergbau.)

Die Bedeutung der Jagd für das wirtschaftliche Leben ist mit den Fortschritten der Kultur ungemein zurückgegangen. In kulturlosen Gebieten ist sie überaus wichtig als Grundlage der Nahrung wie des Tausches der erbeuteten Felle, Federn oder Knochen (Elfenbein). In Gebieten geringerer Kultur bildet sie noch einen wichtigen Erwerbszweig; so beschäftigen sich damit in Rußland angeblich über zehn Millionen Personen. Die russische Wildausfuhr beträgt nur $1^1/_4$ Millionen Kronen im Jahr; die Hauptwerte dieser Jagd bilden aber die Pelze, deren Ausfuhr 45 Millionen Kronen erreicht.

Je mehr die Bodenpflege sich entwickelt, umsomehr tritt der Ertrag der Jagd zurück. Obwohl bei uns der Wildexport im Jahre drei Millionen Kronen beträgt, wird sie doch wesentlich vom Standpunkte der körperlichen Stählung, der geistigen Erholung und des Vergnügens beurteilt. — Man unterscheidet hohe und niedere, mitunter auch noch mittlere Jagd, je nach den Tierarten, auf die sie abzielt.

Die Fischerei hat örtlich noch große Bedeutung: als natürliche (wilde) und als gepflegte (Zucht-)Fischerei (z. B. Teichwirtschaft). Nach ihren Standorten unterscheidet man Binnen-, Küsten- und Hochseefischerei. Die Küstenfischerei vollzieht sich entlang der Grenzen des eigenen Staates:

*) Biermann, „Zur Lehre von der Produktion" (Leipzig, 1904).



bis zu drei Seemeilen von der Küste. Sie ist für Holland und Frankreich wichtig infolge des Hering- und Sardellenfanges. Die Hochseefischerei befährt das freie, internationale Meer und rüstet Dampfer aus, um die Fischgebiete mit allen Mitteln moderner Technik auszubeuten, die Fische an Bord in Gefrierkammern einzulegen und an Land zu bringen. Im Anschluß an diesen Betrieb entfaltet sich die Fischkonserven-Industrie (Salzen, Räuchern, Einlegen) und die Verarbeitung der Abfälle (der Rogen wird zu Kaviar oder zu Fischfutter, die Lebern werden zur Gewinnung von Industrieöl und Medizinaltran, die Schwimmblasen zu Gelatine und Hausenblase, sonstige Abfälle wie ungenießbare Fische zu Fischguano, einem Dungmittel, oder zu einem Mastfutter für Fische verarbeitet und die Därme des Seeaals geben die Saiten der Tennisschläger). Diese Fischerei gewinnt wachsende Bedeutung. Ihr Wert wird jährlich für England und Japan auf je 180 Millionen Kronen, für Frankreich auf 100, für die Vereinigten Staaten auf 250 Millionen geschätzt.

Die Erträge der Binnenfischerei nehmen jedoch ab infolge der Überfischung der Wässer, der Vernichtung der Laichplätze durch Flußregulierungen und Industrieanlagen, dann wegen der Verminderung der Pflanzennahrung in den süßen Gewässern im Gefolge der Entwaldung. Bloß in Rußland hat die Binnenfischerei große wirtschaftliche Bedeutung durch die Kaviargewinnung und den Fischfang für Exportzwecke. (Wert der Kaviarausfuhr 7 Millionen Kronen, der Ausfuhr frischer Fische $2^3/_4$ Millionen.) Die Schuppen mancher Flußfische dienen der Herstellung künstlicher Perlen.

Besonders entwickelte technische Mittel erfordert die Gewinnung nutzbarer Mineralien im großen: der Bergbau. Steinbrüche und Torfstiche gelten nicht als Bergbaubetriebe, sondern als Ausbeutung der Erdfläche im landwirtschaftlichen oder gewerblichen Betriebe. Als Bergbau gilt insbesondere die Gewinnung der Erze und Kohlen und ihre rein mechanische Aufbereitung (Reinigung, Zerkleinerung, Sortierung u. dgl.) sowie auch ihre einfachste chemische Behandlung (in Röst- oder Koksöfen), ferner die Gewinnung von Grafit, Schwefel, Steinsalz, Erdwachs und Rohpetroleum, endlich im weiteren Sinne auch die Gewinnung von Magnesit, Gips und gewissen Erden.

Typen der wirtschaftlichen Betriebsorganisation im Bergbau sind der Abbau unmittelbar an der Erdoberfläche oder nach Wegräumung der Überlagerung: Tagbau, und die Gewinnung von nutzbaren Mineralien in größerer Tiefe unter der Erde, in unterirdischen Gängen (Strecken und Abbauen): Betrieb unter Tage oder Grubenbetrieb.

Das Aufsuchen der nutzbaren Mineralien auf ihren natürlichen Lagerstätten heißt Schürfen. Die Konstatierung der von den Mineralien ausgefüllten Gesteinsspalten (Gänge) oder mit dem Nebengestein parallel geschichteten Ablagerungen (Flöze, Lager) erfolgt mittels horizontaler Einbaue (Stollen), wenn sich die Lagerstätte ins Gebirge über der Talsohle fortsetzt, oder mittels vertikaler oder schief absteigender Einbaue (Schächte bezw. Tonnlagen), falls die Lagerstätte unter der Talsohle sich befindet. Im letzteren Falle kann das Mineralvorkommen auch durch Abstoßen von Bohrlöchern festgestellt werden.

Die Gewinnung der nutzbaren Mineralien auf ihrer Lagerstätte selbst heißt Abbau; er kann entweder durchaus manuell (Keilhauerarbeit) oder zum Teil maschinell (unter Verwendung von Bohr- und Schrämm-Maschinen)



erfolgen. Große Verwendung finden im Bergbaubetrieb die Sprengmittel; ohne sie wäre ein intensiver Betrieb unmöglich.

Die Ausnützung des Bodens durch den Bergbau ist die denkbar intensivste Nutzung, weil sie seine Substanz selbst, die Gaben der Natur, in unersetzbarer Weise verringert. Dabei sind kostspielige Einrichtungen notwendig: für das Abteufen der Schächte, für das Treiben der Stollen, das Stützen des Erdreiches auf weiten Strecken, die Lüftung und Wasserführung in den Gruben, die Beförderung der Menschen und Produkte unter Tag, ihre Heraufbeförderung ans Tageslicht, die Sortierung, Beförderung sowie Verladung der Kohlen, Erze, Erden und des Rohöls in oberirdischen Schachtanlagen. Diese Kapitalsanlagen gehen im Boden auf und bleiben mit ihm verbunden; sie sind in jeder Form festes Kapital. Zur Löhnung und zum Betrieb der Förderungs- und Lüftungsanlagen und Pumpen wird überdies umlaufendes Kapital verbraucht.

Was die Arbeit angeht, bedarf der Bergbau theoretisch gebildeter leitender Kräfte, die in montanistischen Hochschulen vorgebildet werden; dann gelernter Aufseher (Steiger) und ausführender Arbeiter (Häuer und Förderer), endlich gelernter Handwerker (Maschinisten, Heizer, Schlosser, Schmiede, Zimmerer) und gewöhnlicher Tagwerker. Neben den Einrichtungskosten kommt das Risiko in Betracht, das mit der völligen oder zeitweisen Unergiebigkeit eines Grubenfeldes verbunden ist. Auch abbauwürdige Grubenfelder beginnen oft erst nach Jahren ein Erträgnis zu ergeben. Mitunter nimmt die Ausbeute nach einer Reihe von Jahren ab, um erst nach einiger Zeit sich wieder zu heben. Überhaupt ist das Anhalten der Mächtigkeit der Lager und Gänge und mithin der Ertrag der Bergwerke nicht leicht voraus zu berechnen und von Bergbau zu Bergbau höchst verschieden. Schächte werden aufgelassen, andere ohne Gewinn oder in Erhoffung späteren Bergsegens mit Verlust weitergeführt. In Frankreich standen i. J. 1895 von 636 Kohlengruben nur 301 in Betrieb, in Belgien 1890 von 240 nur 134 und von diesen arbeiteten 12 mit Verlust, trotzdem damals die Kohlenpreise sehr hoch waren.

In bezug auf das Eigentum an Mineralien betrachtet das englisch-amerikanische Recht, dem auch Rußland folgt, die nutzbaren Mineralien als Bestandteil des Grundeigens; der Eigentümer des Grundes ist zugleich Eigentümer der unter der Oberfläche befindlichen Mineralien, sozusagen bis zum Mittelpunkt der Erde, — denn jenseits fangen die Rechte der Antipoden an. Anders das französische und das deutsche Recht, nach welchen das Eigentum an nutzbaren Mineralien vom Grundeigentum getrennt ist; der Finder von Mineralschätzen kann sie mit Bewilligung des Staates auch unter fremdem Grund ausbeuten. Zur Regelung der Verhältnisse ist dem Staate das ausschließliche Verfügungsrecht (Bergregal) an gewissen (daher „vorbehaltenen") Mineralien gewahrt und das Schürfrecht von einer staatlichen Ermächtigung abhängig. Die Verleihung des Bergwerkseigentums erfolgt durch den Staat; es beschränkt sich der Hauptsache nach auf das Eigentum an den vorbehaltenen Mineralien innerhalb eines bestimmten Feldes (Grubenfeld) und hat den Charakter eines unbeweglichen Eigens, das in das Bergbuch eingetragen wird. Der Schürfer hat den Grundeigentümer für allen Nachteil, der ihm durch die Schürftätigkeit erwächst, zu entschädigen. Der Bergbaueigentümer kann dagegen den Grundeigentümer für Bergbau- wie Schurfzwecke zwangsweise auskaufen, enteignen.



Die staatliche Aufsicht über den Bergbau sowohl hinsichtlich der Sicherheit des Betriebes selbst als auch der Sicherung von Personen und Eigentum gegenüber dem Bergbau üben eigene Bergbehörden (Bergpolizei).

Der Bergbau ist der Träger der industriellen Entwicklung sowie des Verkehrswesens und eine Quelle wertvoller Tauschmittel. Englands und Belgiens Reichtum beruht zum Teil auf ihm und in diesen beiden Ländern lebt der achte Teil der Bevölkerung direkt oder indirekt vom Bergbau.

Die Reihenfolge der Länder in bezug auf ihre Kohlenproduktion ergibt auch ihre industrielle Bedeutung. Im Jahre 1904 betrug die Kohlenförderung der Welt rund 800 Millionen Tonnen (1016 Kilogramm), u. zw. in den Vereinigten Staaten 320 (40 Prozent), in England 236 ($29^1/_2$ Prozent), in Deutschland 121 Tonnen (fast 15 Prozent). Die nächstwichtigen Länder Frankreich und Belgien weisen nur 34 bezw. 24 Millionen Tonnen aus. Die Vereinigten Staaten verbrauchen alle geförderte Kohle selbst, England exportiert ein Viertel, Deutschland ein Neuntel seiner Ausbeute. Mit der ausgeführten Menge alimentiert England freilich zum Teil seine eigenen Kolonien, aber an seinen Kohlenstationen im Mittelländischen Meere nehmen die Schiffe aller Staaten englische Kohle ein.

Die Kohlenstaaten beherrschen in der Regel auch die Erzeugung von Eisen und Stahl: in der Erzeugung von Roheisen hat indes Deutschland England überholt. Nordamerika erzeugt davon 18.000, Deutschland 9.900, England 8.800 Mill. T., und ähnlich ist auch das Verhältnis der Stahlerzeugung. Bei Zinn, Kupfer, Blei und Zink sind die Zusammenhänge zwischen den nationalen Märkten sehr rege und verschiedene Staaten sind ihre Verkäufer.

Vom Petroleum gewinnen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mehr als die Hälfte und Rußland nahezu die andere Hälfte der Gesamtproduktion, so daß diese beiden Gebiete zusammen neun Zehntel der gesamten Petroleummengen liefern. Unsere Gruben treten, so wichtig sie für Galizien sind, daneben sehr zurück.

Zu erwähnen ist die mitunter lebhaft auftretende Forderung, den Bergbau ausschließlich dem Staate vorzubehalten, also die vorhandenen Bergwerke ihren jetzigen Besitzern abzulösen, zu „verstaatlichen“ und künftig Schurfberechtigungen nicht zu gewähren. Dieses Verlangen hat verschiedene Ursachen: das lang bestandene Bergregal — das Hoheitsrecht des Staates, Bergbau zu treiben, — legt diesen Gedanken nahe im Angesichte der oft riesigen Gewinne, welche Bergwerksbesitzern zufließen, sowie der Angst vor der Erschöpfung der Bergwerke und der Klagen über Preiserhöhungen wie über den Nichtbetrieb von Besitzen, die auf eine künftige Preissteigerung der von ihnen zu gewinnenden Produkte hoffen. Auch waren es „nicht immer ernste, schaffende Unternehmer, welche sich die Bergbaufreiheit zunutze gemacht haben; nur allzu häufig ist es vorgekommen, daß Bergbauberechtigungen . . . erworben wurden . . . lediglich, um als Grundlage für Spekulationen zu dienen“. Eine andre vom Standpunkte des Gemeinwohls unerwünschte Entwicklung war die übermäßige Konzentration des Bergwerksbesitzes. „Es ist zwar eine anerkannte Tatsache, daß der Bergbau sich schon seiner Natur nach für den Kleinbetrieb wenig eignet und daß speziell der Kohlenbergbau unter den heutigen Verhältnissen nur als Großbetrieb in den Händen kapitalkräftiger Unternehmer richtig



gedeihen und seinen sozialen Pflichten verläßlich Genüge leisten kann. Von diesem Gesichtspunkte aus stellt die Konzentration im Bergbau eine Entwicklung dar, welche weder aufgehalten werden kann, noch grundsätzlich zu verwerfen ist, allerdings nur so lange, als sie nicht monopolistisch ausartet. Gerade in dieser Hinsicht aber hat die Entwicklung der letzten Jahre zu Bedenken Anlaß gegeben. Die Konzentration des Bergwerksbesitzes in den Händen weniger großkapitalistischer Gruppen ist in einem Maße vorgeschritten, welches unverkennbar auf monopolistische Bestrebungen hindeutet. Das Vorhandensein solcher Bestrebungen — die sich mindestens in demselben Maße auch im Kohlenhandel äußern — bedeutet aber zweifellos eine wirtschaftliche Gefahr für die Gesamtheit der Kohlenverbraucher und damit für das Gemeinwohl überhaupt. Jedenfalls ist es kein gesunder Zustand, wenn die Versorgung eines Landes mit einem der wichtigsten Gegenstände des allgemeinen Bedarfes im wesentlichen von den geschäftlichen Verfügungen und — was sehr nahe liegt — auch von den Verabredungen eines kleinen Kreises von Unternehmern abhängig ist. Die Gefahr einer ungenügenden Versorgung des Marktes bei gleichzeitiger Bedrückung des Konsums durch eine unmäßige Preispolitik ist unter solchen Umständen mindestens nicht ausgeschlossen."*)

So erwuchs die Empfindung, daß die Inanspruchnahme so unentbehrlicher und nicht vermehrbarer Güter durch Profitmacher überhaupt nicht angemessen sei. Die Verstaatlichung müßte freilich mit dem Auskaufen der vorhandenen Besitzer einhergehen und hätte den staatlichen, bureaukratischen, d. i. schwerfälligen Beamtenbetrieb sowie eine behördliche Festsetzung der Mineralienpreise zur Folge. Daß ein Staat diese Maßregel ergriffe, ist indes wenig wahrscheinlich, da die Staaten sogar eine viel einfachere, gleichfalls höchst wichtige Maßregel unterlassen, nämlich den Vorbehalt der Wasserkräfte. Obzwar diese geeignet scheinen, als Kraftquellen die Kohle zum Teil überflüssig zu machen, zumal wenn sie teuer wird, unterlassen es die Staaten, sich die Verfügung über ihre Kraft vorzubehalten. Und doch wäre dies viel einfacher, als für teures Geld zurückzukaufen, was bereits in den Händen Privater liegt.

3. Acker-, Vieh- und Forstwirtschaft.

Die Landwirtschaft bringt Nahrungsmittel und gewerbliche Rohstoffe hervor. Durch die Bewirtschaftung des Bodens regt sie seine natürlichen Kräfte an; sie kann auch in gewissem Maße den kultivierbaren Boden vermehren und verbessern. Ihre Erzeugnisse dienten in den Zeiten der Naturalwirtschaft dem Verbrauche des Grundbesitzers und seines Hauses, in unsern Zeiten jedoch dienen sie dazu, Gewinn zu erzeugen oder Geld zu erwerben.

Der Landbau erfordert viel Aufmerksamkeit, Vorsorge und Überlegung, selbst wenn er bloß empirisch betrieben wird, denn nicht zwei Jahre verlaufen gleich, Wetter wie Preisverhältnisse wechseln und man muß daher stets neuerlich überlegen und zweckdienliche Anstalten treffen.

Die Bodenpflege wird ergänzt durch Viehwirtschaft. Haustiere besorgen, neben Maschinen, die schwerste Arbeit, sind auch als Düngerlieferer geschätzt; als Verbraucher von Gras, Klee, Hafer, Heu, Stroh, vieler Wurzel-

*) Motivenbericht zur Berggesetznovelle der österr. Regierung, 1909, S. 11 f.

wie Körnerfrüchte bewirken sie indirekt die Entfaltung des Landbaues und verwandeln seine Erzeugnisse in menschliche Nahrung und in gewerbliche Rohstoffe, — also einerseits in Fleisch, Fett, Milch, andererseits in Häute, Wolle, Borsten usw. Die wichtigsten Nutzungen des Bodens bewirken daher die Äcker sowie die Wiesen und Weiden. Von den katastrierten landwirtschaftlichen Flächen sind in Österreich $35\frac{1}{2}$ Prozent, d. s. rund 11 Millionen Hektar, Äcker, — 23 Prozent, d. s. 7 Millionen Hektar, Wiesen und Weiden.

Was die Wiesen und Weiden angeht, ist der grundlegende Unterschied zwischen ihnen, daß die Wiesen gemäht, die Weiden aber abgefressen werden, denn dies bewirkt die Verschiedenheit ihres Pflanzenbestandes. Doch ist die Abgrenzung der Weiden sowohl gegenüber der Wiese als gegenüber dem Ödland unsicher; unfruchtbare Landstrecken, Bergabhänge, Moorgegenden usw. pflegen immer noch beweidet, eventuell als Hütungen bezeichnet zu werden, auch wenn die Nutzung nur äußerst gering ist.*)

Die **Natur** wirkt mit an der landwirtschaftlichen Erzeugung durch die Kräfte des Bodens sowie durch Sonne, Licht und Niederschläge; **Kapitalien** finden in mannigfachen Formen Verwendung: in Bauten, im sog. eisernen Bestand an Vieh, in Vorräten, Maschinen und Geräten; die **Arbeit** kommt in Betracht in der Mitwirkung eines größeren oder geringeren, für eine bestimmte Zeit gebundenen Personals. Tier- oder Maschinenarbeit wie die treibende Kraft von Wasser und Wind sind wirtschaftlich Äußerungen der Kapitalien, die erforderlich sind, um Vieh, Maschinen oder sonstige Anlagen zu beschaffen.

In großer Zahl schließen sich gewerbliche Betriebe an die Landwirtschaft: Zuckerfabriken, Brauereien, Brennereien, Erzeugung von Dörrgemüse, von Trockenkartoffeln, von Stärke, Ölpressen, Butter- und Käse-Erzeugung, Ziegeleien usw., und zwar, wenn sie den Rohstoff aus dem eigenen landwirtschaftlichen Betrieb gewinnen, als landwirtschaftliche Nebengewerbe, wenn sie Rohmaterialzufuhr von auswärts erfordern, als selbständige Gewerbe.

Volkswirtschaftlich ist von Belang, daß die Landwirtschaft zum Teil auch ihre eigenen Produktionsmittel, das Samengut und die Futterstoffe für den Viehstand, hervorbringen muß und nur der Überschuß darüber hinaus zur Gewinnung menschlicher Nahrung und gewerblicher Rohstoffe dienen kann. Die Produkte der Wiesen, Weiden und eines großen Teils der Äcker werden vorweg hiefür in Anspruch genommen.

Die Wirtschaftsleitung steht beim Besitzer selbst, bei besoldeten Verwaltern oder bei Pächtern. Bei der Selbstverwaltung leitet der Eigentümer des Bodens die Unternehmung; sein Interesse bestimmt ihn zu wirtschaftlichem Fortschritt und zur Schonung des Bodens. Verwaltung durch Beamte oder Verpachtung ist die Regel beim Großgrundbesitz. Das Interesse der Beamten ist freilich nicht durchwegs identisch mit dem Interesse des Unternehmers. Verpachtung ist die Überlassung der Nutzung des Bodens, ohne Betriebskapital, an einen Unternehmer, der für diese Nutzung den Pachtzins entrichtet. Seine Rechte und Pflichten gegen den Gutsbesitzer bestimmt der Pachtvertrag. Von Belang ist dabei die Dauer des Pachtverhältnisses. Wenn es sich nämlich nicht auf

*) Schnapper-Arndt, „Sozialstatistik" (1908), S. 300 f.; Conrad, „Statistik" II., S. 66.



eine lange Reihe von Jahren erstreckt, so besteht die Gefahr einer übermäßigen Ausbeutung des Bodens und ungenügender Verbesserungen. Dauert die Pacht hingegen 15—20 Jahre, so weiß der Pächter, daß es sich für ihn lohnt, den Boden zu schonen und zu verbessern, und in den letzten Jahren wird die Aussicht auf Erneuerung der Pacht sein Verhalten bestimmen.

Eine eigentümliche Form der Überlassung des Bodens gegen Anteil am Ertrag ist die Anteilwirtschaft, der Teilbau. Er kommt namentlich in der Form der Halbpacht vor, d. h. man überläßt dem Bodenbebauer die Hälfte des Ertrages, die andere Hälfte führt er an den Eigner ab.

Von gemeinsamen Unternehmungen der Landwirte haben in neuerer Zeit die Genossenschaften eine rasch wachsende Bedeutung gewonnen, namentlich in Frankreich. Sie haben entweder die gemeinsame Beschaffung oder gemeinsame Verwendung von Betriebsmitteln oder die gemeinsame Verarbeitung bezw. Verwertung der Produkte zum Ziele.

Was die technisch-wirtschaftliche Ordnung des Betriebes angeht, unterscheidet man vor allem nach dem Umfang der Betriebs- oder Besitzeinheiten kleine, mittlere und Großbetriebe. Hier bearbeitet eine Familie mit wenig Hilfskräften den Boden; dort sondert sich der Eigentümer vom Arbeiter, und zwischen beide schieben sich noch Zwischenorgane ein. Bezeichnende Ziffern lassen sich nicht allgemein geben, denn in mancher Gegend gilt als Kleinbetrieb, was anderwärts als größerer Betrieb (bzw. Besitz) angesehen wird. Die kleinsten Betriebe, die eine selbständige Existenz als Landwirt nicht mehr gestatten, deren Eigentümer sich daher als Landarbeiter verdingen oder städtische Arbeiter und Handwerker sind, um nur die überschüssige Zeit der Familie auf ihr Land zu verwenden, werden als Parzellenbetriebe bezeichnet. Sodann nennt man den Betrieb extensiv, wenn im Vergleich zur Ausdehnung des Bodens das darauf verwendete Betriebskapital oder die angewandte Arbeit geringwertig ist, — intensiv, wenn das aufgewendete Kapital oder die erforderliche Arbeit im Verhältnis zur bewirtschafteten Fläche groß ist. Solang Boden im Überfluß vorhanden ist, dehnt sich die Wirtschaft auf große Flächen aus: sie ist extensiv. In dem Maße aber, als mit der Vermehrung der Menschen der Boden kostbarer wird, müssen seine Erträge gesteigert werden; man wendet mehr Arbeit, mehr Hilfsmittel an, das investierte Kapital, die Betriebskosten, der Arbeitsaufwand steigen; die Wirtschaft wird arbeits- oder kapitalsintensiv. Verstanden wird hierunter das Verhältnis der aufgewendeten Mittel (Betriebskapital und Arbeit) zum Grundkapital; je namhafter das Kapital oder die Arbeitsmengen vergleichsweise sind, desto intensiver ist die Wirtschaft.*)

Endlich scheiden sich die Betriebe nach der Nutzung des Bodens, d. i. nach dem Wechsel, der zur Schonung des Bodens in der Wirtschaft durchgeführt wird. Danach, ob dieser Wechsel das Weideland mitergreift oder nur auf dem Ackerland sich abspielt, während die Weide stets dem gleichen Zwecke dient, werden mehrere „Betriebssysteme" unterschieden.

1. Die ältesten Formen sind jene der Weidewirtschaft. Sie sind den alten Stämmen eigen, die es noch selten lange an einem Platze aushielten,

*) Zu den Betriebsmitteln rechnet man neuerdings auch die Wirtschaftsgebäude.



keine Heimat hatten und noch weniger festen Grundbesitz. Die Herden bedingten ein Wechseln der Weideplätze. Deshalb konnte auch der Ackerbau nur sehr roh betrieben werden und man wechselte fortwährend mit der bebauten Fläche. Zur Erklärung dieses Betriebes mag an die sibirische und an die sogenannte Brandwirtschaft erinnert sein. Im südwestlichen Sibirien sät man den Buchweizen dünn und lose auf die frisch umbrochene oder einfach abgesengte Steppe. Die Frucht wächst, reift und wird auf dem Felde ausgeschlagen. Was beim Abmähen oder Austreten an Körnern ausfällt, ist zur Saat für das nächste Jahr hinreichend; es braucht im Frühjahr nur etwas geeggt zu werden. Ist aber der Boden erschöpft, so bricht man neuen auf. So wird auf neubesiedelten Gebieten vorgegangen.

Ebenso extensiv ist die Brennwirtschaft, bei der man Bäume fällt, die man nach dem Austrocknen verbrennt. Hernach wird der erste Regen abgewartet, die Asche mit einem Karst umgerissen und darauf gesät. Man verbrennt oft auch nur die Sträucher oder schält zum Teil die Rinde der Bäume ab, worauf sie allmählich vergehen. Der so gedüngte Boden wird benutzt, solang er reichlich trägt, dann beweidet, bis das heranwachsende Gestrüpp oder der entstehende Laubwald diese Nutzung hindert. Diese Form erhielt sich bei uns als sogenannter Waldbrand nach dem Fällen von Forsten. Man verbrennt da die Holzreste der Bäume und sät dann 1—2mal Getreide, bis ein neuer Waldnachwuchs sich bildet. Ähnlich der sogenannte Moorbrand. Diese „wilde Feldgraswirtschaft" ist die extensivste und zugleich primitivste Form des Landbaues. Geringe Erträgnisse und (infolge der Oberflächlichkeit des Anbaues) gewaltige Mengen von Unkraut kennzeichnen sie. Man beutet den Boden solang aus, als er zu einem Ertrag fähig ist, und verläßt (wechselt) ihn dann. In Alpen- und Überschwemmungsgebieten endlich hat sich die Weidewirtschaft erhalten. Diese ist ein sehr extensiver Betrieb; das zu ihrer Führung erforderliche Betriebskapital ist im Vergleiche zum Bodenkapital geringfügig. Der Ackerbau tritt an Umfang und Bedeutung hinter die Weidenutzung zurück; der Schwerpunkt der Produktion liegt in Viehhaltung und Viehnutzung. Es wird nur ungefähr soviel Korn gebaut, als die Familie samt den Knechten selbst verbraucht; neuerdings wird auch dieses, bezw. das Mehl, meist gekauft und nur der eigene Bedarf an Kartoffeln selbst gefechst.

Aus diesen alten Typen extensiver Wirtschaft haben sich die wesentlich auf Ackerbau beruhenden Betriebsformen entwickelt.

2. Unter ihnen steht voran die sogenannte Felderwirtschaft, bei der das Weideland dauernd Grasland bleibt; es liegt abseits, vom Wechsel unberührt. Die Felder tragen Mehlfrüchte, und Futter wird von den Wiesen oder Weiden genommen. Der Acker wird zu seiner Schonung in Felder geteilt, die nach einem bestimmten Turnus bebaut werden. Die verbreitetste und typischeste Form ist die Dreifelderwirtschaft. Der Acker wird da in drei Felder geteilt, wovon je eines mit Wintergetreide beziehungsweise mit Sommergetreide bebaut ist, während das dritte brach liegt. Daher sind in jedem Jahr Brache, Winter- und Sommergetreide vorhanden. Wintergetreide wird im Herbst gesät, überwintert und reift im nächsten Sommer (meist Weizen und Roggen); Sommergetreide wird im Frühjahre gesät und noch im selben

Sommer geerntet (wie Gerste und Hafer). Während der Brache bleibt das Feld unbebaut. Es begünstigt die Fruchtbarkeit des Bodens, wenn man ihn umbrochen der Atmosphäre aussetzt; da werden die Bodennährstoffe aufgeschlossen und in Verbindungen übergeführt, die von den Pflanzen leichter aufgenommen werden.

Bei der Zweifelderwirtschaft wird abgewechselt zwischen Brache und Sommerung oder Brache und Winterung. Da hier nur die Hälfte der Bodenfläche bebaut ist, produziert diese Wirtschaft wenig. Mitunter, namentlich in der Nähe von Städten, wo Dünger leicht zu haben ist, findet sich eine Einfelderwirtschaft, die auf demselben Acker, in seiner ganzen Ausdehnung, Jahr für Jahr dieselbe Körnerfrucht anbaut, z. B. in Italien auf den mit Maulbeerbäumen und Rebzeilen bepflanzten Feldern immerzu Mais. Anderseits gibt es auch eine Mehr-(Vier-, Fünf- usw.)Felderwirtschaft und eine sogenannte verbesserte Felderwirtschaft, welche keine reine Brache hat.

3. Die nächste typische Form, die „geregelte" Feldgraswirtschaft, ist intensiver als die bisherigen, denn sie kennt keine ständige Weide; hier ergreift also der Turnus der Bebauung auch das Grasland. Der Turnus der Felder schiebt sich, mit Grasland abwechselnd, allmählich über alle Grundstücke der Wirtschaft. Bei der in den österreichischen Alpen vorkommenden Form, der sogenannten Egartenwirtschaft, bleiben die Äcker zeitweise liegen und berasen sich dann vermöge der natürlichen Graswüchsigkeit des Bodens. Diese dem Graswuchs überlassenen Felder sind die Egarten (auch „Dreesch").

In den norddeutschen Küstenländern sind die Schläge durch Zäune oder Hecken (Koppeln) eingefriedet, um die Weidetiere dort ohne Hirten beisammenhalten zu können. So wird Brache gehalten, dann eine Anzahl von Jahren hindurch Getreide gebaut und dann der Schlag wieder liegen gelassen. Die sogenannte holsteinische Koppelwirtschaft hat einen Turnus von zehn „Schlägen": 1. Brache, 2. Winterung, 3. Sommerung, 4. Winterung oder Sommerung, 5.—9. Dreeschweide, 10. Hafer.

4. Noch intensiveren Betrieb zeigt die Fruchtwechselwirtschaft, denn sie bedarf keines Graslandes. Die Viehernährung erfolgt hier im Stalle und das Futter wird durch Ansaat (von Klee, Rüben u. dgl.) auf dem Felde gewonnen. Man wechselt dort mit den Früchten derart, daß Halmgewächse (also Getreide) mit Blattpflanzen (Hülsenfrüchten, Futterpflanzen, Wurzelfrüchten, Handelspflanzen) abwechseln. Da hier keine Brache besteht, werden an die Bodennährstoffe große Anforderungen gestellt; allein der Wechsel von Halm- und Blatt-, mithin von flachwurzelnden und tiefwurzelnden Pflanzen bietet den Vorteil, daß nicht nur die oberen, sondern auch die tieferen Bodenschichten zur Pflanzenernährung herangezogen werden. Die tiefwurzelnden Pflanzen ernähren sich vorzugsweise aus tieferen Bodenschichten; die nach der Ernte bleibenden Rückstände bereichern daher die Oberkrume auf Kosten des Untergrundes. Die flachwurzelnden Halmgewächse finden dann reichere Nährstoffe vor. Dieser Betrieb erzielt hohe Roherträge. Er ist besonders intensiv, weil er der Brache ganz entbehrt; die gesamte Fläche bildet Äcker und wird jährlich bestellt; dazu gehören aber viel Dünger, Saatgut und Arbeit. Die Düngung setzt wieder einen zahlreichen Viehstand, also Ankauf von Futter

oder die Verwendung von Kunstdünger voraus. Große Viehhaltung erfordert ihrerseits viele Stallungen und zahlreiche Arbeitskräfte.

5. Die sogenannte freie Wirtschaft endlich folgt keinem System: man bindet sich an keine feste Fruchtfolge, sondern bestellt jedes Jahr jedes Grundstück mit derjenigen Frucht, welche nach der jeweiligen Beschaffenheit von Boden und Klima, nach Verhältnissen des Marktes oder aus sonstigen Gründen als die zweckmäßigste erscheint. Die freie Wirtschaft ergibt unter Umständen die größten Erträge, stellt aber hohe Anforderungen an Sachkenntnis, Urteilskraft, Energie und Kapitalbesitz. Auch hängt ihr Erfolg mehr minder von glücklichen Spekulationen ab, weil die Konjunkturen viel rascher wechseln, als die auf sie basierten Produktionsprozesse zum Abschlusse kommen. Sie wird vielfach in der Nähe großer Städte betrieben.

Die wilde Feldgraswirtschaft, die älteste Betriebsform, ist also ganz extensiv: sie erfordert am wenigsten Arbeit. Bei der Felderwirtschaft und der geregelten Feldgraswirtschaft wird der Acker intensiver genutzt: es sind immer dieselben Felder, die bearbeitet werden; doch besteht noch Brache. Diese fehlt beim Fruchtwechsel, der daher weit intensiver, und zwar arbeits- wie kapitalintensiv, ist und den Boden durch reichliche Düngung ertragsfähig erhält, dafür aber auch von der Flächeneinheit höhere Erträge gewinnt.

Bemerkenswert ist, daß trotz des Anwachsens der Bevölkerung das Abströmen der Arbeitskräfte in die Industrie eine extensivere Gestaltung des Ackerbaues (Übergang vom Landbau zur Viehzucht) bewirken kann.

Die Viehzucht liefert gleich dem Landbau Nahrungsmittel und gewerbliche Rohstoffe. Sie richtet sich, was ihre Betriebsformen angeht, auf die Haltung von Zucht-, von Nutz- oder von Mastvieh. Zuchtvieh führt zur Gewinnung eines Nachwuchses an jungem Vieh, Schlachtvieh wird gemästet, Nutzvieh leistet Arbeit oder gewährt sonstigen Nutzen.

Bei der Haltung von Zuchttieren besteht der Ertrag der Wirtschaft in den gewonnenen Jungen, die aufgezogen und dann in mastfähigem und zugtauglichem Zustande oder ihrerseits als Zuchttiere verkauft werden.

Nutztiere gewähren Vorteil durch ihre Arbeit sowie durch Gebrauchsstoffe, die sie liefern. Als Arbeits- oder Zugtiere leisten sie Spanndienste, dienen zum Austreten von Frucht, bewegen Göpel, werden als Reit- wie Jagdtiere benutzt; als sonstige Nutztiere geben sie Milch (woraus in eingedickter Milch, Butter und Käse dauerbare Erzeugnisse gewonnen werden), geben Wolle, Eier (aus denen man Albumin und kondensierte Eidotter bereitet) und Honig.

Auf Erhöhung der Ausbeute bei der Schlachtung hat es die Schlachtviehhaltung oder Mastwirtschaft abgesehen. Da wird junges Magervieh, ausgemilchtes Vieh und ausgenutztes Zugvieh eingestellt, während einiger Monate aufgemästet und dann mit Gewinn zur Schlachtung verkauft, wobei nebst dem Fleisch und Fett Haut, Knochen, Borsten und sonstige Abfälle gewonnen werden. Namentlich in den nordamerikanischen Großschlächtereien werden alle Abfälle ausgenutzt. „Die Häute kommen zum Gerber, die Darmfette liefern ein wertvolles Material für die Erzeugung von Oleo-Margarinöl, das zur Erzeugung von Butterine in großen Mengen nach Holland ausgeführt wird (Export im Jahre 1892: 91½ Millionen Pfund im Werte von 9 Millionen Dollars). Die minderwertigen Fette werden zu Talg verarbeitet, Zunge,

Leber, Herz gesondert verkauft oder, gleich den Därmen, zur Wurstfabrikation verwendet. Blase und Luftröhre werden zu Umhüllungen für Schnupftabak und Glaserkitt verarbeitet, die Galle dient zur Farbenerzeugung für den Druck und die Anstreicherei, Hörner, Schienbeine und Schulterblätter zur Herstellung von Messergriffen und Beinknöpfchen, die Köpfe, kleinen Knochen, Knöchel, Füße, Sehnen, Klauen und Hautabfälle zur Herstellung von Leim und Dungmitteln. Aus dem Blute wird Albumin und Blutkuchen (ein Dungmittel und eiweißreiches Futter für Fische, Geflügel und Hunde) bereitet. Die Borsten werden dem Bürstenbinder, das Haar dem Matratzenmacher verkauft. Eine besondere Industrie bildet aber die Herstellung von Fleischextrakt gleichwie die Erzeugung von Pepsin und andern Digestionsfermenten." *)

Der Ackerbau liefert der Viehzucht Futtermittel sowie Stroh und Streu als Unterlage der Düngergewinnung. Das Futter verzehren die Tiere im Freien oder im Stall (Weidefütterung — Stallfütterung). Seit sich der Anbau der Futterkräuter verbreitet hat, ist es weniger notwendig, einen Teil des Besitzes brach liegen zu lassen, um vor der Aussaat und nach der Ernte das Vieh auf die Stoppelweide zu treiben, und das Wiesenareal konnte so beschränkt werden. Die Zunahme der Bevölkerung bewirkt eine Erhöhung der Fleischpreise und diese eine Vermehrung der Rindvieh- und Schweineproduktion. Dagegen geht die Schafzucht zurück, u. zw., wie es scheint, auch außerhalb Europas.

Großer Besitz ist nicht gleichbedeutend mit großem Betrieb. Ein größerer Besitz kann in kleine Betriebseinheiten zerlegt und verschiedenen Pächtern oder Teilbauern überlassen sein; umgekehrt können kleine Besitzer durch genossenschaftliche Vereinigung Mittel des großen Betriebes anwenden. Wenn wir aber von diesen Fällen absehen, können wir die Vorzüge des großen und des kleinen „Besitzes" vergleichen. Der große Besitzer gewinnt gegenüber dem kleineren, vermöge seines größeren Kapitales und Kredites, einen wirtschaftlichen Vorsprung. Ihm stehen auch höhere Bildung und die Hilfsmittel der Wissenschaft zu Gebote. Er kann an Maschinen und sonstigem Betriebskapital und an Bodenverbesserungen entsprechend investieren, mit technisch entwickelteren Mitteln arbeiten, mit Vorteil große Flächen einheitlich bestellen, die erste Verarbeitung seiner Erzeugnisse mit aller Genauigkeit und Reinlichkeit maschinell vollziehen, Neuerungen an Kulturpflanzen und Methoden ausproben und auch Vorräte vom Erzeugnis halten, wo es zweckmäßig erscheint, und jedenfalls versteht er auch, kaufmännisch zu rechnen. Dafür bearbeitet aber der kleine Besitzer selbst sein Eigen, das er von Kind auf zu hegen gelernt hat, während der große Besitzer mit indifferenten Arbeitern wirken muß. Die Intensität der Arbeit ist also größer beim Kleinbetrieb; er bedarf nicht der Aufsichtsorgane und verschiedenen Leiter wie der große Besitz und ist auch von der Marktlage unabhängiger, da er einen erheblichen Teil der Erträgnisse in natura verbraucht. Auch kann er Kulturen treiben, die besonderer Sorgfalt bedürfen, aber auch hochwertige Erzeugnisse liefern. Wird hier der Boden besser ausgebeutet, so ist die Ausnützung der sonstigen Kapitalien (Gebäude, Maschinen und Geräte) ungünstiger.

---

*) Schwiedland, „Die Frage der Einführung von Großschlächtereien in Österreich" (1896), S. 4.



In Frankreich bilden die bäuerlichen Wirtschaften vielfach Zusammenschlüsse in landwirtschaftlichen Genossenschaften, die den Kleinbetrieb der Mitglieder durch Mittel des gemeinsamen größeren Betriebes wesentlich zweckmäßiger gestalten und die Findigkeit des Landmannes erhöhen.

Das Forstwesen richtet sich auf die Bewirtschaftung des Waldes. Dessen Hauptnutzung ist Holz, Nebennutzungen: Gerberrinde, Harz, Streu, Beeren, Pilze usw. Das wichtigste Kapital des Forstbesitzers sind die Holzbestände des Waldes. Die Arbeitskräfte, deren er bedarf, sind Beamte, die an land- und forstwirtschaftlichen Akademien und Hochschulen für Bodenkultur wissenschaftlich vorgebildet werden, dann ausführende Organe: Leute mit elementarer Bildung, endlich eigentliche Waldarbeiter, die ständig angestellt oder unständige Tagwerker sind und die Fällungs- wie Kulturarbeiten besorgen.

Die wirtschaftlichen Typen des forstlichen Betriebes sind der Hochwald, Mittelwald und Niederwald. Im Hochwald werden die Bäume aus Samen gezogen (Samenholzwälder) oder als junge Pflanzen eingesetzt. Sie sind Nadelwaldungen; daher der Name Hochwald. — Im Niederwald hingegen verjüngen sich die Bäume durch Ausschlag aus Wurzeln; er ist immer Laubwald: Laubbäume haben die Fähigkeit, aus den Wurzeln und Stummeln des Schaftes Ausschläge zu entwickeln und so einen neuen Bestand zu bilden. Das ist namentlich bei Eichen die Regel. Manchmal wird der Bodenüberzug abgebrannt und dann zwischen den Stöcken ein bis zwei Jahre Fruchtbau getrieben, Roggen oder Buchweizen gesät, — ein vorübergehender Betrieb, den man Hackwald nennt. — Mittelwald ist die Verbindung von Samen- und Ausschlagholz, also von Hoch- und Niederwald, von Nadel- und Laubbäumen, im selben Bestand; dieser Betrieb ist insbesondere in Frankreich üblich. Der niederwaldartige Bestand heißt hier Unterholz, der hochwaldmäßige Oberholz.

Die Dauer der Reife und der Zeitpunkt der Abnutzung des Holzvorrates, die sogenannte Umtriebszeit, ist verschieden. Sie hängt nicht bloß von der Gattung der Bäume, sondern auch von den Zwecken der Wirtschaft ab: davon, ob getrachtet wird, das Holz in der geeignetsten technischen Beschaffenheit für einen bestimmten Gebrauch zu gewinnen (als Bau-, Schleif-, Gruben- oder Werkholz), oder ob es auf die größtmögliche Menge abgesehen ist, d. i. auf den Zeitpunkt, von dem ab weiteres Holz nicht mehr zuwächst, oder endlich, ob der jährliche Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben der Forstwirtschaft, also der Reinertrag, maßgebend ist, denn dann wird man sich lediglich nach den Marktpreisen richten: wenn das Holz teuer wird, viele Stämme fällen, wenn es wohlfeiler ist, den Bestand schonen und für lohnendere Zeiten aufbewahren.

Die Umtriebszeit ist bei Eichen 15 bis 25 Jahre, bei Nadelbäumen 80 bis 150 Jahre. Mittelwald hat keine einheitliche Umtriebszeit.





Der Ursprung des Paradiesesmenschen.

Berührungspunkte zwischen der hl. Schrift und den babylonischen Mythen.

Von Dr. theol. et phil. **Josef Slabý.**

Die Tatsache, daß alle Kulturvölker sich für die Herkunft des Menschengeschlechtes als Träger der Kultur interessierten und gerade der Entstehung des ersten Menschen auch in ihren Schriftwerken einen hervorragenden Platz angewiesen haben, ist schon wiederholt als wirklich zutreffend aufgezeigt worden.

Wenn die Gelehrten ihr Augenmerk in dieser Hinsicht auf die darauf Bezug nehmenden Berichte der ältesten kultivierten Völkerschaften richten und deren Daten mit den Angaben der hl. Schrift, welche auf die Frage nach dem Ursprung des ersten Menschen die bündigste und deutlichste und in ihrer vornehmen Einfachheit großartigste Antwort gibt, vergleichen, so ist das vollständig begreiflich und, in rechter Weise ausgeführt, sehr dankenswert. Namentlich gilt das rücksichtlich der alten Babylonier, von welchen ja die Israeliten, in deren Sphäre die hl. Schrift entstand, ihren Ausgangspunkt nahmen. Bei der heute anerkannten Wichtigkeit der Bibel-Babelfrage ist es sicherlich nicht unangebracht, in der babylonischen Bibliothek, so weit sie uns wieder zugänglich ist, eine kleine Auslese zu halten, um die dort gefundenen Nachrichten über den Ursprung des Menschen zu prüfen und mit den entsprechenden Partien in der Bibel zu vergleichen. Ein gelegentlicher Seitenblick auf die schriftlich fixierten alten Traditionen anderer Völker wird als Erläuterung und Vervollständigung nicht überflüssig erscheinen. Auf diese Weise kann es am ehesten gelingen, die Resultate des fortschrittlichen Gelehrtenfleißes, die häufig in nur den wenigsten zugänglichen Werken niedergelegt sind, zur Kenntnis weiterer Kreise zu bringen.

Die babylonische Anschauung über die Art, wie der erste Mensch auf dieser Erde geworden, hat für den Kenner der hl. Schrift schon deshalb einen ganz eigenartigen Reiz, weil die Bibel den Wohnort des ersten Menschen, die Wiege der Menschheit, in die Gegend Babylons verlegt: „Und ein Strom ging von Eden aus, den Garten (welchen Gott dem ersten Menschen als Wohnplatz und Arbeitsgebiet anwies) zu bewässern, alsdann teilte er sich in vier Flußläufe" (I. Mos. 2, 10, cf. 8, 15). Der erste von diesen Flüssen heißt Pišôn und umfließt die ganze Havila (I. Mos. 2, 10). Damit ist wohl der östliche Teil des mittleren Arabiens bis zum Persischen Golf gemeint. — Der zweite Fluß, welcher ganz Kuš umfließt, heißt Gihôn (I. Mos. 2, 13). Nach I. Moses 10, 7 ff. ist das Land Kuš am ehesten beim Persischen Golfe, und zwar bei seiner nordöstlichen Küste zu suchen. Und so können wir behaupten, daß der Fluß Gihôn in den Persischen Golf mündete und daß das Land Kuš die Ostgrenze Edens bildete. — Der dritte Fluß ist

Hiddekel [1]) = Tigris, der gen Aššûr fließt (I. Mos. 2, 14), der vierte Perat = Euphrat (I. Mos. 15, 18), „der Strom“, wie die Babylonier ihn selbst ideographisch als „das Wasser“ bezeichnen. [2])

So verstanden, bezeichnet die hl. Schrift die West-, Nord- und Ostgrenze Edens; die Südgrenze wird nicht angegeben, weil sie selbstverständlich ist, — nämlich das Persische Meer, in welches alle die erwähnten Ströme münden, als deren vornehmster der Euphrat erscheint. Somit wird man nicht fehlgehen, wenn man das Paradies in Babylonien sucht. Diese Ansicht findet auch darin eine beachtenswerte Stütze, daß die Bibel gleichwie den Stammvater des israelitischen Volkes (Gen. 11, 27; 12, 7) so überhaupt die Besiedelung der Welt gerade von Babylonien ausgehen läßt und ebendort den Anfang aller Kultur erblickt (Gen. 10, 8—12; 11, 1—9).

In der Tat gehören die schriftlichen Urkunden, welche gerade in dem Schutte der frühbabylonischen Städte gefunden wurden, zu den ältesten uns bekannten Aufzeichnungen und es wird darin wirklich auch ein Ort in Babylonien als Stätte angeführt, an welcher sich ein paradiesisches Baumheiligtum befand. In einer Beschwörungsformel von Eridu[3]) heißt es wörtlich:

„In Eridu wächst eine dunkle Palme, an einem reinen Ort ist sie entsprossen,
ihr Aussehen ist glänzend wie uknû-Stein [4]), sie überschattet den Ozean,
der Wandel (des Gottes) Eas ist in Eridu, voll von Überfluß“ . . .

Dabei wolle man beachten, daß dieses „Paradies“ im folgenden mit dem Menschen in Verbindung gebracht wird, von welchem in solchen Ausdrücken die Rede ist, die ganz gut auf das Zeitalter der ersten Menschen passen. Es darf sonach nicht wundernehmen, wenn sich ein immer lebhafteres und allgemeineres Interesse dafür kund gibt, was man von der Erschaffung der Menschen in jenen Gegenden erzählte, wo der erste Mensch lebte, und wie es erzählt wurde zur Zeit, als Abraham diese Länder verließ, also Hunderte von Jahren vor Moses.

Größerer Klarheit halber sei es gestattet, die einschlägigen Nachrichten Altbabyloniens nach fünf Gesichtspunkten zu gruppieren: Des Menschen Bildner, stoffliche Seite, geistige Seite, Modell (Vorbild), Bestimmung.

1. Des Menschen Bildner.

Die Entstehung des ersten Menschen wird in den babylonischen Mythen und Epen immer auf die schöpferisch bildende Tätigkeit einer Gottheit zurückgeführt. Ea, sein Sohn Marduk, die Göttinnen Aruru und Ištar erscheinen als Hervorbringer des Menschen.

---

[1]) i-di-ig-lat, d. i. Fluß der Dattelpalmen; (S. Muß-Arnolt, „Assyrisch-englisch-deutsches Handwörterbuch“, Bd. I, S. 22, col. 1 a).

[2]) purâ(t)tu, s. Halévy in Rech. crit. S. 259 f.

[3]) Eridu = jetzt Abu Šachrein, in Genesis IV, 18. In den sumerisch-akkadischen Urkunden heißt die Stadt Eridug[ga] = „gute Stadt“; in assyrischen: âlu (maḫâzu) ṭâbu = „die gute Stadt“.

[4]) Über „uknû-Stein“ s. Eberhard Schrader, „Keilinschriftliche Bibliothek“ Bd. III, 2, S. 15 + 31.

In der Beschwörungsserie Šurpu [1]) (Tafel IV, Zeile 70) heißt es: „Es trete auf Ea [2]), der Herr der Menschheit, dessen Hände die Menschen geschaffen haben."

Auch Marduk von Eridu galt als mächtiger Schöpfer des Menschen. [3]) Im Weltschöpfungsberichte (Brit. Museum 82 — 5 — 22, 1048), Zeile 17 und 20, heißt es von ihm: „Marduk ..... baute (er) die Menschen". [4])

Mit Marduk war an der Menschenschöpfung auch eine weibliche Gottheit tätig, namens Aruru; denn so lesen wir in der sogenannten Schöpfungslegende von Eridu [5]): Es „baute Aruru Menschensamen (d. i. das Menschengeschlecht) mit ihm (d. h. mit Marduk)..." Und nach der Sintfluterzählung hat die Göttermutter Mami [6]) sieben Männlein und sieben Weiblein „schön bilden lassen". Mami aber ist eine Erscheinungsform der Muttergöttin Ištar [7]) oder hatte letztere beim Menschenbilden mitwirkend zur Seite

Es begegnet uns demnach in den babylonischen Schriftwerken derselbe Grundgedanke von höchster Bedeutung, welcher die heilige Schrift in den Fundamentalsatz kleidet: Gott schuf den Menschen ... (I. Mos., 1, 26).

---

[1]) Diese Serie enthält eine Sammlung von Beschwörungen, denen eine symbolische kultische Handlung zugrunde liegt, die mit Verbrennen endigt (šurpu = verbrennen, s. Delitsch, „Assyrisches Handwörterbuch", S. 691, col. 1a, und Muß-Arnolt, „Assyrisch-Englisch-Deutsches Handwörterbuch", Bd. II, S. 1117, col. 1a). Die Serie bestand aus 9 Tafeln (vgl. O. Weber, „Die Literatur der Babylonier und Assyrer", S. 159).

[2]) Ea = Ἄος. In den assyrisch-babylonischen Urkunden heißt er bêl nimêki = „der Herr der unergründlichen Weisheitstiefe", šar apsî = „der Herr des Abgrundes", wobei nach Hehn (in „Sünde und Erlösung nach biblischer und babylonischer Anschauung", S. 23) zu beachten ist, daß apsû aus dem sumerischen ZU . AB = „Weisheitshaus" entstanden ist. Er heißt auch ba-an kul-la-ti = „der Erschaffer, Schöpfer des Alls" (s. Delitsch, „Handwörterbuch", S. 178, col. 1a). Sein Kultort war in Eridu.

[3]) Marduk = Bêl-Merodach; er wird genannt bêlu rabû = „der mächtige Herr", šar šamê u ersitim = „der Herr Himmels und der Erde".

[4]) S. Jensen, „Keilinschriftliche Bibliothek", Bd. VI, „Assyrisch-babylonische Mythen und Epen", S. 39.

[5]) S. Jensen, op. c., (S. 41, Zeile 21). — Dieser Text stellt eine unschätzbare Quelle für die urgeschichtlichen Vorstellungen der Babylonier dar.

[6]) Im Mythus „Ea und Atarhasis". — Der Text stammt aus Assurbanipals Bibliothek; es sind sehr lückenhaft erhaltene Reste von vier Kolumnen. Über deren Befund s. Jensen, op. c. (S. 274 ff.).

[7]) S. Alfred Jeremias, „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients" (2. Aufl., S. 171). — Ištar = die Göttin. Denn Iš-tar = ištaru und aštaru (Phönizisch) gleicht dem Assyrischen iltu = Göttin. — Ištar ist mârat Sin = „Tochter des Mondgottes Sin". — Man kennt Ištar ša Ninua = „Ištar von Niniveh" = Göttin der Liebe, und Ištar ša Arba-ila = „Ištar von Arbêla" = Göttin des Krieges (S. Muß-Arnolt, op. c., Bd. I, S. 125, col. 1a). — Über ištaru und aštaru s. „Zeitschrift für Assyriologie", III, 193—197.

2. Die stoffliche Seite des Menschen.

Das Material, aus dem der Mensch nach babylonischen religiösen Urkunden gebildet wird, ist ṭîṭu = Lehm. So heißt es im Gilgameš-Epos[1]): „Ṭîṭa ik-ta-ri-iṣ = kniff Lehm ab" (d. i. die Göttin Aruru), um den Eabani[2]) daraus zu bilden.

Von großer Wichtigkeit ist da auch das Weltschöpfungsepos Enuma eliš. Der Text stammt größtenteils aus der Bibliothek Assurbanipals, für welche er in neuassyrischer Schrift abgeschrieben wurde. Die erste Kunde von dem Originaltext brachte George Smith, der am 2. Dezember 1875 in der Society of biblical archeology in London zum ersten Male ausführliche Mitteilungen über die von ihm entdeckten Fragmente von fünf Tafeln des Epos machte. Seither ist es gelungen, den Text wesentlich zu vervollständigen, bis King so glücklich war, eine ganze Reihe wichtiger neuer Fragmente zu finden, von denen der Anfang der sechsten Tafel, der die Erschaffung des Menschen schildert, für uns besonders bedeutungsvoll ist (vgl. Weber, op. c., S. 44 f.).

In dem Epos heißt es:

„Als Marduk hörte die Rede der Götter, da nahm er
sich in den Sinn, zu schaffen (Kunstreiches).
Er öffnete seinen Mund und sprach zu Ea,
Was er in seinem Inneren sann, teilte er (ihm) mit:
. . . . . . ein Stück Lehm will ich abkneipen.
Will hinstellen den Menschen . . . . . .
Will erschaffen den Menschen, daß er bewohne (die Erde ?)"

Hier sei darauf aufmerksam gemacht, daß das Formen des Menschen, wie aus dem Wortlaut der zitierten Stelle ersichtlich ist, planmäßig erfolgte. So läßt auch die heilige Schrift Gott unmittelbar vor der Erschaffung des Menschen gleichsam planend sprechen: „Lasset uns den Menschen machen . . ." (I. Mos. 1, 26.)

Gleich wichtig ist das Gilgameš-Epos, dessen bisher zugänglich gewordenes Material ebenfalls fast gänzlich der Bibliothek Assurbanipals entstammt. Es beschreibt die Taten des Helden Gilgameš, des babylonischen Nimrod; Gilgameš wird geschildert als der, der in alles Einsicht hatte, dem auch das Geheimnisvolle offenbar war, der aus der Zeit, die vor der großen Flut liegt, Kunde brachte.

Auf der ersten Tafel des Gilgameš-Epos ist zu lesen: „Aruru wusch ihre Hände, kniff Lehm ab, ... Eabani schuf sie, einen Gewaltigen . . . ." Daher wird Aruru als Tonbilderin bekannt.[3])

Wer denkt da nicht an I. Mos. 2, 7: „Es bildete Gott, der Herr, den Menschen aus Erdenlehm" (Vulg.), oder mit Rücksicht auf den hebräischen und griechischen Text noch deutlicher: „. . . . ein Häuflein Staub von der

[1]) Jensen, op. c. (S. 120, Zeile 34).

[2]) Eabani bedeutet: „Der mich erschaffen hat, heißt Ea." Denn es ist ein zusammengesetztes Substantivum aus dem Gottesnamen Ea und banû = erschaffen.

[3]) S. Muß-Arnolt, op. c., Bd. I, S. 105, col. 2a und Jensen, „Kosmologie der Babylonier", S. 294, Anm. 1 und S. 514.

Erde", so daß also der erste Mensch dem Leibe nach eigentlich nichts anderes war, als ein gleichsam abgezwicktes und entsprechend geformtes Stück Erde. Deshalb ist auch der Name, welchen Gott den ersten Menschen gleich nach der Erschaffung gab — „Gott nannte ihren Namen Adam am Tage, da sie erschaffen wurden", Gen. 5, 2 — äußerst zutreffend (אדם = terrenus). Dieselbe Vorstellung geht übrigens durch die ganze Welt. Der erste indische Mensch, Purša, soll nach Dharma Śâstra auf Befehl Wischnus aus der Erde hervorgegangen sein. — Im chinesischen Fong-su-tong heißt es: „Als Himmel und Erde erschaffen waren, fehlte noch der Mensch. Niu-hoa nahm gelbe Erde und bildete daraus den Menschen". Bei den Griechen bildet Prometheus den ersten Menschen aus Lehm. Dieser Gedanke ist im Ägyptischen noch weiter ausgeführt, wo der Menschenbildner — Gott Chnum — an der Töpferscheibe sitzend den Menschen modelliert.

3. Geistige Seite des Menschen.

Der von der Gottheit geschaffene Mensch hatte nach den babylonischen Schöpfungsurkunden nicht bloß einen von Schöpferhand gebildeten Erdenleib, sondern auch einen damit verbundenen und mit gottverliehenen Eigenschaften ausgerüsteten Geist, welcher ebenfalls von der Gottheit stammte. Das schon oben erwähnte Gilgameš-Epos berichtet (Tafel I): „Aruru wusch ihre Hände, kniff Lehm ab, spuckte darauf, ... Eabani schuf sie, einen Gewaltigen . . . ."

Nach orientalischen Begriffen gehen mit dem Speichel die geistigen Eigenschaften von einer Person auf die andere über. Diese Anschauung fand z. B. Prof. Musil bei den Hwêtât-Beduinen. Bevor dort ein Neugeborner den Namen empfängt, wird das Kind auf die Arme eines angesehenen Mannes gelegt; dieser nimmt nun Speichel aus seinem Munde, legt ihn in den Mund des Knäbleins, haucht es an und sagt: „Nimm Speichel von meinem Speichel und wandle meinen Weg und du sollst heißen N. N."[1])

Durch den Speichel verlieh also die Göttin Aruru dem erschaffenen Menschen ihre göttlichen Eigenschaften, was in diesem einen Geist als geeigneten Träger miteinbegreift.

In dem Weltschöpfungsepos Enuma-eliš wird erzählt (Tafel VI): „Blut will ich (d. i. Marduk) sammeln, ein Stück Lehm will ich abkneipen, will hinstellen den Menschen, ... will erschaffen den Menschen . . . ." Nach diesem Berichte gab also Marduk dem Menschen sogar sein eigenes Blut und damit die darin lebende Seele. Im Blute wohnt nämlich nach orientalischer Anschauung die Seele.[2]) Diese Vorstellung oder wenigstens Ausdrucksweise ist auch der Bibel keineswegs fremd, vgl. z. B. Gen. 4f.: „Fleisch mit seinem Blute sollt ihr nicht essen. Denn das Blut euerer Seelen will ich, Gott, von der Hand aller Tiere fordern", und Lev. 17, 11: „Die Seele des Fleisches ist im Blute." Daß im besonderen die menschliche Seele von Gott ihren Ursprung herleitet, drückt die heilige Schrift wunderbar anschau-

[1]) Vgl. Alois Musil, „Arabia Petraea", III., S. 217.

[2]) Vgl. ebd., S. 140: „Das Blut soll nicht gegessen werden, weil darin die Seele, nefs, wohnt, die dann in den Esser übergehen würde."



lich und schön in den Worten aus: „Gott, der Herr, hauchte in sein (des aus Erdenlehm gebildeten Körpers) Angesicht den Odem des Lebens, und also ward der Mensch zum lebenden Wesen" (Gen. 2, 7).

Hier mag auch die Schöpfungsgeschichte des Berosus verglichen werden,[1]) welcher berichtet: Als aber Bêl (d. i. Marduk) das fruchtbare Land unbewohnt sah, befahl er einem der Götter, ihm (d. i. dem Marduk) den Kopf abzuschlagen, mit dem herabfließenden Blute die Erde zu vermischen und so den Menschen zu bilden. Oder nach der vom nämlichen Autor überlieferten Variante: Marduk habe sich selbst den Kopf abgeschlagen und die anderen Götter hätten das herabfließende Blut mit der Erde vermischt und daraus die Menschen gebildet. Deshalb seien diese vernunftbegabt und hätten Teil am göttlichen Verstande.

Am deutlichsten redet von der geistigen Seite des Urmenschen mit besonderer Rücksicht auf Verstand und freien Willen der Mythus von Adapa. Die Hauptfragmente dieses Mythus stammen aus dem Fund von Tel-el-Amarna, drei Fragmente sind nachträglich aus den Schätzen der Bibliothek Assurbanipals mit Sicherheit als zum Adapa-Mythus gehörig erkannt worden; der Bericht über den eigentlichen Schöpfungsakt ist leider nicht erhalten. — Nach diesem Mythus gab dem Adapa der Gott Ea:

„Klugheit, einen weisen und [. . . . .]
. . . .
Ein weites Ohr vollendete er ihm, die Gestaltungen des Landes zu offenbaren.
Selbigem, Weisheit gab er ihm . . . ."

Nach Jensen und Muß-Arnolt gilt den Babyloniern das Ohr auch als Organ des Verstandes. — Dann (Zeile 7) heißt es: „Der Kluge, der sehr Gescheite . . ." Beim Lesen dieser Sätze erinnert sich der Bibelkundige vielleicht an den „Baum der Erkenntnis" (Gen. 2, 9), „in der Mitte des Paradieses" (Gen. 3, 3), sicherlich aber an die Worte Gen. 2, 19 f.: „Gott, der Herr, führte alle Tiere des Feldes und alles Geflügel des Himmels zu Adam, daß er sehe, wie er sie nennete; denn wie Adam jedes lebende Wesen nannte, so ist sein Name. Und Adam nannte mit gehörigen Namen alles zahme Vieh und alles Geflügel des Himmels und alle wilden Tiere der Erde", worin die praktische Bestätigung dessen gesehen werden muß, was der Siracide mitteilt: „Er (Gott) gab ihnen (d. i. den ersten Menschen) Vernunft, Sprache, Augen, Ohren . . . und erfüllte sie mit weiser Lehre. Er teilte ihnen die Wissenschaft des Geistes mit . . . und ließ sie schauen die Herrlichkeit seiner Werke." (Eccl. 17, 5—7.)

Neben hohen Vernunftgaben besaß Adapa auch Willensfreiheit. Denn im obgenannten Mythus spricht der Gott Ea zu Adapa:

[1]) Den griechischen Text dieser Geschichte s. in Eusebius, Chronicorum liber prior (Ed. Schöne, S. 14—18). — Text und Übersetzung bei Zimmern: „Die Keilinschriften und das alte Testament" (3. Aufl., S. 448 ff.). Über die Schöpfungsgeschichte des Berosus und ihr Verhältnis zum Epos Enuma eliš s. Weber, op. c., S. 53 ff. — Vgl. auch Lenormant, I, S. 22, Anm. 1.

„Wenn du vor Anu [1]) hintrittst, ...
. . . .
den Befehl, den ich dir gegeben, laß nicht los;
die Worte,
die ich dir gesagt, sollst du festhalten!"

Ein Befehl, der nach Belieben „losgelassen", d. h. unberücksichtigt gelassen, oder „festgehalten", also vollzogen werden kann, hat nur dann einen Sinn, wenn er einem geistig vernünftigen und freien Wesen gegeben wird. Gerade deshalb ist auch das in der Bibel erwähnte Gebot (Verbot) Gottes (Gen. 2. 16 f.) ein vollgültiger Beweis für die Willensfreiheit unserer Stammeltern.

Besondere Beachtung verdient der Umstand, daß der Eigenname Adap, Adapa dem Namen Adam sehr ähnlich ist; ja es ist nicht ausgeschlossen, daß jener auch als Adab ausgesprochen wurde. Und dann darf nicht vergessen werden, daß Adapa am Heiligtume inmitten eines herrlichen Gartens lebte, der sich in Eridu, südlich von Ur, befand, also dort, wohin die hl. Schrift das Paradies verlegt. Ferner wird Adapa im Adapa-Mythus zêr a-mê-lû-ti = „der Menschensame" [2]) genannt; er gilt also der babylonischen Mythologie — wie der heiligen Schrift Adam — als Urmensch, als Menschentypus.

Nicht zu übersehen ist auch die Bedeutung, welche im Assyrisch-Babylonischen dem Namen Adapa zugeschrieben wird: „Richter, Lenker". Unwillkürlich drängt sich da die Vermutung auf, daß damit das Dominium ausgedrückt wird, welches Gott nach der Bibel dem ersten Menschen über die ganze sichtbare Schöpfung verlieh.

4. Modell (Vorbild).

Die babylonischen Mythen, welche von der Menschenschöpfung erzählen, sagen auch, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen wurde. So heißt es im Gilgameš-Epos:

„ . . . . . Du, Aruru, hast Gilgameš geschaffen.
Nun schaffe sein Ebenbild! . . . .
Als Aruru dies hörte, schuf sie in ihrem
Herzen ein Ebenbild des Anu.
Aruru wusch ihre Hände, kniff Lehm ab,
spuckte darauf,
Eabani schuf sie, einen Gewaltigen, einen großen
Sprößling . . . ."

Und in der „Höllenfahrt der Ištar" [3]) heißt es: „Ea schuf in seinem Herzen ein Bild, bildete Uddušunamir einen assinnu-Menschen"

[1]) Über die Etymologie des Namens vgl. Halévy in „Revue de l' histoire des Religions", XXII, S. 189, Anm. 1. — Gewöhnlicher Titel des Gottes Anu ist A-nim šar-ru = „Anu der König"; dann šamê ša Anim = „Firmament" (vgl. Muß-Arnolt, op. c., Bd. I, S. 64, col. 2 a; S. 65, col. 1 a).

[2]) Zêru, zâru, zar'u = Same (s. Delitzsch, „Handwörterbuch", S. 263, col. 1 a + 2 a und Muß-Arnolt, op. c., Bd. I, S. 294, col. 2 a; S. 295, col. 1 a).

[3]) Der Text dieses Unterweltmythus stammt aus der Bibliothek Assurbanipals.



(d. h. Diener Gottes). Eine andere babylonische Nachricht vom Schaffen nach dem Ebenbilde einer Gottheit ist in der angezogenen Sintfluterzählung „Ea und Atarḫasis" enthalten. Es handelt sich da um ein neu zu erschaffendes Menschengeschlecht, nachdem das frühere durch eine Flut der völligen Vernichtung anheimgefallen. Jedoch ist ein Schluß auf die Vorstellung bezüglich der Menschenschöpfung überhaupt gewiß nicht unberechtigt. In der Darstellung dieses ziemlich komplizierten Hervorbringens von Menschen heißt es: „Die Bilder der Menschen zeichnet Mami".

Der Hergang bei dieser Menschenschöpfung dürfte folgender sein: Der Gott Ea, der die Menschen zu schaffen imstande ist, sagt der Göttin Mami = Bêlit eine Beschwörung vor, und sie spricht sie über einem Stück Lehm aus. Dann kneift sie vierzehn Stücke davon ab, legt sieben davon zur Rechten, sieben zur Linken und zwischen sie einen Ziegelstein — diesen als ihr Symbol —, löst ihre Binde und ruft zweimal sieben erfahrene Frauen, die bereits geboren haben, herbei. Diese bilden aus den vierzehn Lehmstücken ebensoviele Menschen, sieben männliche aus den rechts, sieben weibliche aus den links liegenden, Mami aber vollendet diese Menschen sich selbst ihr zum Bilde. (Vgl. Jensen, op. c., S. 547.)

Zu erwähnen wären noch drei Zeilen (11—13) der IV. Kolumne des obgenannten Mythus, wo es (nach Zimmern und Delitsch) heißt: „Die Mutter, die das Schicksal bildet, vollendet sie (nämlich die Menschen) zu ihrem Gegenstück". — Unter der „schicksalbildenden Mutter" ist die Göttin Mami zu verstehen, die die Gestalten der Menschen formt. Sie gestaltete also die Menschen nach ihrem Bilde.

Die hl. Schrift legt auf die Gottebenbildlichkeit des Menschen einen ganz besonderen Nachdruck. (Gen. I. 26, 27; V, 1.)

5. Bestimmung.

Welches war endlich nach babylonischen religiösen Urkunden die Bestimmung des Menschen?

Darauf antwortet uns die letzte Tafel des Epos Enuma eliš, wo es vom Gott Marduk heißt, er „will erschaffen den Menschen, daß er bewohne (die Erde?), aufgelegt sei ihm der Dienst der Götter".

Der erste Mensch und in ihm das ganze Menschengeschlecht war und ist demnach dazu berufen, zunächst auf dem Schauplatz dieser Erde der Gottheit zu dienen. Ergänzend berichtet der Adapa-Mythus, daß Adapa im Heiligtume Eas in Eridu mit allerlei priesterlichen Funktionen betraut wird und insbesondere als Bäcker und Mundschenk Eas waltet. Nach II R 56, 16 sind diese zwei Ämter in gleicher Bedeutung beim Tempel Marduks Esagila zu finden unter den Namen Mînâ-ikul-bêli = „was trinkt mein Herr?" und Mînâ-išti-bêli, „was ißt mein Herr?" Auf den „Dienst der Götter" bezieht sich auch der schon oben erwähnte assinnu-Mensch, der Diener einer Gottheit. Muß-Arnolt übersetzt diesen Namen sogar mit Priester.

Es braucht nicht erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß auch nach der Erzählung der hl. Schrift den Menschen von Gott diese Erde als Feld für ihr Wirken angewiesen wurde (Gen. 1, 26, 28 f.; 2, 5, 15; 3, 23), welches — wie aus der ganzen Bibel erhellt — wesentlich gottesdienstlichen



Charakter an sich tragen sollte: „Den Herrn, deinen Gott, sollst du fürchten [anbeten] (Matth. 4, 10; Luk. 4, 8) und ihm allein dienen“ (Dt. 6, 13; 10, 20). — „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das macht den ganzen Menschen aus“ (Eccl. 12, 13).

* * *

Der Mensch entstand nicht von sich selbst. Die Gottheit hat den Menschen ins Dasein gerufen als meisterhafte Verbindung von Stoff und Geist. Göttliche Tätigkeit hat den menschlichen Leib aus Erdenmaterie geformt und mit ihm die Menschenseele als gottebenbildlichen Träger eines hochentwickelten Verstandes und freien Willens vereinigt zum Zwecke der vom Menschen als Gottesdienst über die Erde auszuübenden Herrschaft. Dies ist die Quintessenz der babylonischen und in manchen Punkten auch außerbabylonischen alten, besonders ägyptischen, Anschauungen über den Ursprung des Menschengeschlechtes, dessen erster Vertreter, mit beglückendem Überfluß bedacht, in einem Baumheiligtum Babyloniens der Gottheit diente. Ganz dasselbe berichtet uns die hl. Schrift hinsichtlich der Entstehung unserer Stammeltern im Paradiese Edens. Ein unbefangener Vergleich der aus den babylonischen Urkunden und den korrespondierenden Bibelstellen angeführten Worte zeigt jedoch sofort den himmelweiten Unterschied in der Auffassung und Darstellung der nämlichen Grundwahrheiten hier und dort.

Während in den Dokumenten Altbabyloniens die Menschenschöpfung verschiedenen „Göttern“ und „Göttinnen“ und manchmal nicht ohne Beihilfe von Gefährten oder Gefährtinnen zugeschrieben wird, läßt die hl. Schrift den ersten Menschen nur von dem einen wahren Gott erschaffen sein. Daß damit der Beruf des Menschen zum Polytheismus (babylonische Urkunden) respektive zum Monotheismus (Bibel) aufs engste zusammenhängt, ist nur die Folge des weniger und mehr idealen Standpunktes, welcher bei der Beurteilung der Entstehung des Menschengeschlechtes dort und hier eingehalten wurde.

Die Darstellung der Menschenschöpfung in den babylonischen Schriftwerken verliert sich in Beschreibungen von nebensächlichen, oft ans Lächerliche streifenden Details. Wie unzweifelhaft klar und mit welch unbeirrter Sicherheit und vornehmer Ruhe berichtet dagegen die hl. Schrift von des Menschen Ursprung und Bestimmung! Das ist der Wahrheit Gewand, Gebaren, Sprache, welche in der vollen Befriedigung des nach des Rätsels Lösung bange fragenden aufrichtigen Herzens ihren ungetrübten Widerschein und ihr hell tönendes Echo finden. Daher wird es auch nie gelingen, eine direkte Abhängigkeit der Bibel von den entsprechenden Partien der babylonischen Urkunden überzeugend nachzuweisen, so sehr sich auch verschiedene Gelehrte mit diesem Problem entweder schon befaßt haben oder noch abmühen werden.





Charles Kingsley.*)

Ein Blatt aus der Geschichte des christlichen Sozialismus in England.

Von Dr. **Roman Dyboski.**

Kingsley kam in einem protestantischen Dorfpfarrhause zur Welt. Sein Vater entstammte einer Familie, in der es viele Soldaten gegeben hatte (daher ein gut Teil von des Sohnes lebenslänglichen militärischen Sympathien); — er war zum ländlichen Gutsbesitzer erzogen worden, hatte aber sein Erbe durch die Sorglosigkeit seiner Vormünder verloren und sich als reifer Mann von dreißig Jahren zum kirchlichen Berufe entschließen müssen. Nach einigen anderen Pfründen erhielt er die Pfarrei zu Holne in Devonshire, wo der älteste Sohn, Charles, am 12. Juni 1819 geboren wurde, — später, 1830—36, jene zu Clovelly; er starb 1860 als Rektor von Chelsea bei London.

Charles Kingsley, ein frühreifes Kind — er soll mit vier Jahren Predigten und Gedichte geschrieben haben — hielt sein Leben lang die landschaftlichen Eindrücke der Kinderzeit fest: so finden wir die Sümpfe (fens) von Ostmittelengland (wo sein Vater von 1824—1830 Vikar zu Barnack in Northamptonshire war) in Hereward the Wake, die herrlichen Felsküsten von Devonshire, wo er in Clovelly rudern und Muscheln sammeln lernte, in Westward Ho wieder. Im Jahre 1831 kam er in die Schule zu Clifton und war Zeuge der Wahlrechtstumulte zu Bristol, welche ihn, wie er bekennt, für einige Jahre „zum Aristokraten" machten; 1832 kam er nach Helston in Cornwall. Er hat sich weder durch ausdauernde Studien ausgezeichnet noch durch sportliche Großtaten populär gemacht: seine Lieblingserholungen waren bezeichnenderweise schon damals weite geologische und botanische Exkursionen zu Fuß. Mit 17 Jahren kam er an das King's College der Universität London, wohnte aber bei den Eltern in Chelsea, wo er bald das kleinbürgerliche Philisterium der Pfarrhausbesucher als unsympathische Gesellschaft lebhaft empfand. So ging er denn im Oktober 1838 an das Magdalen College zu Cambridge, wo er sich schon zu Ende des ersten Jahres ein Stipendium erwarb und damit festen Boden gewann. In den nächsten Ferien lernte er auf dem Lande Fanny Grenfell, seine künftige Frau, kennen: mit der ihm auch in Gefühlssachen eigenen Männlichkeit des Ausdrucks bezeichnet er diesen Tag — den

*) Die Hauptquelle authentischer biographischer Nachrichten über Kingsley ist das zweibändige Werk, welches seine Witwe unter dem Titel Charles Kingsley: His Letters and Memoires of His Life in London 1877 herausgegeben hat. Auf diesem beruht auch die vortreffliche biographische Skizze von Leslie Stephen in Dictionary of National Biography. — Die Werke füllen in der soliden Macmillanschen Ausgabe 29 Großoktavbände; die Romane sind auch in verschiedenen Taschenausgaben der billigen Serien (wie Collins' Pocket Classics, Every Man's Library, Nelson's Cheap Classics und Century Library, verbreitet.



6. Juli 1839 — als seinen „eigentlichen Hochzeitstag". Eine (später zeitweise unterbrochene) Korrespondenz mit der Braut zeigt uns den jungen Mann im Banne jener das ganze gebildete England damals durchziehenden religiösen Zweifel, welche in der „Oxforder Bewegung" unter Newman, Pusey, Keble und Froude ihren Ausdruck und in den Tracts for the Times ihr literarisches Denkmal gefunden haben. In der Lektüre von Coleridge, Carlyle und Maurice suchte Kingsley Erlösung von den quälenden Gedanken, in mannigfachen Leibesübungen Zerstreuung: er rudert leidenschaftlich, macht als Angler weite Ausflüge in seine Jugendheimat, die fens, beteiligt sich als guter Reiter, der er schon von Clovelly her war, an den zu Pferde unternommenen geologischen Exkursionen von Sedgwick; auch das Boxen ließ er sich von einem Neger, der es als Beruf betrieb, beibringen. Systematischen Studien blieb er auch an der Universität abhold und nur angestrengter Arbeit in den letzten Monaten verdankte er den Ehrenrang im mathematischen tripos von 1841 und im klassischen von 1842. In diesem Jahre empfing er die Weihen und wurde Vikar zu Eversley in Hampshire, an der Grenze des Windsor-Waldes, und mit dieser Stätte seiner vieljährigen Wirksamkeit ist sein Name dauernd verbunden geblieben. In einem verlassenen und vernachlässigten Stück Land, voll öder Heideflächen, bewohnt von bornierten Landjunkern und verschlagenen Wilddieben, durchwandert von Zigeunern, suchte und fand Kingsley verständnisvolle Freunde nur in der nahegelegenen Militärakademie zu Sandhurst — er hat zeitlebens viel und gern mit Offizieren verkehrt —, machte sich aber durch unermüdliche Arbeit für das Wohl seiner analphabetenreichen und in stumpfsinnige religiöse Gleichgültigkeit versunkenen Pfarre bald ungemein populär: als er 1844 vom Vikariat zu Eversley zum Rektorat einer anderen Pfarrgemeinde vorgerückt war (was ihm auch die langersehnte Heirat ermöglichte), und als bald darauf die Pfarre von Eversley vakant wurde, setzten die Pfarrkinder selbst beim Kollator die Berufung Kingsleys durch. In hartem Kampf gegen tausenderlei Schwierigkeiten — die Finanzen der Pfarre waren zerrüttet, die Abgaben drückend, das Pfarrhaus selbst unwohnlich und ungesund — flossen die Jahre dahin: im philosophischen Sport des Angelns und im nationalen der Fuchsjagd fand der vielgeplagte Pfarrer Erholung. Sein Geist aber blieb die ganze Zeit im Banne der alten liberal-theologischen Aspirationen: die Werke von Carlyle, von Thomas Arnold, vor allem aber The Kingdom of Christ von Frederick Denison Maurice, den er 1844 persönlich kennen lernte und bald als seinen „Meister" verehrte, erweckten sein lebendigstes Interesse. Auch ein eigenes literarisches Werk ernsterer Art als die zahlreichen Gedichte der Studentenzeit ist nun herangereift: seit 1842 hatte er an einer Lebensgeschichte der heiligen Elisabeth von Ungarn gearbeitet; aus der ursprünglichen Erzählung zu einem Drama umgedichtet, fand das Buch nach mehreren erfolglosen Versuchen in der Firma Parker einen Verlag und erschien 1848 unter dem Titel The Saint's Tragedy mit einer Vorrede von Maurice, worin dieser das Recht eines Geistlichen, seinem Interesse für große Zeitfragen in einem Werke dieser Art Ausdruck zu geben, vindiziert; zugleich prophezeit er — und wie die gewaltigen Erscheinungen der nächsten Jahrzehnte zeigten, sehr mit Recht — einen neuen Aufschwung der englischen Historiographie, an dem sich der geistliche Stand, da er an der parteilichen Versumpfung der Geschichtschreibung mit Schuld

trage, nun auch hervorragend betätigen solle, und wozu dieses auf ernsten historischen Studien beruhende Drama von einem Geistlichen ein Vorspiel bilden möge. Denselben Anspruch auf Gründlichkeit der historischen Quellenstudien erhebt der Autor selbst in seiner eigenen Vorrede. Seine Vorlage ist die Vita der thüringischen Landgräfin von Dietrich von Appold, einem Thüringer und Zeitgenossen der Heiligen; Kingsley folgt ihm, bis auf Eliminierung der Wunder, ziemlich genau, die Heldin selbst aber wird ihm zur Verkörperung einer geschichtlichen Idee, „zu einem Sinnbild", wie er es ausdrückt, „von zwei gewaltigen geistigen Gegensätzen des Mittelalters: erstlich desjenigen zwischen biblischer oder unbewußter und kirchlicher oder bewußter Sittlichkeit, mit einem Wort zwischen Unschuld und Prüderie; zweitens aber des Kampfes zwischen gesunder menschlicher Zuneigung und der manichäischen Verachtung, mit welcher die ehelose Geistlichkeit die Namen Gatte, Weib, Eltern von aller Welt umgeben wissen wollte."

Die schrankenlose Wohltätigkeit, in deren Übung die Landgräfin Erlösung von ihren inneren Zweifeln sucht, bietet dem Autor Gelegenheit zu Bildern mittelalterlichen Bauernelends und Herrenübermuts, welche in ihrem Realismus wie in manchen Anachronismen schon an das kommende Yeast gemahnen. Als dann der Landgraf auf Kaiser Friedrichs II. mißglücktem Kreuzzug am Fieber zugrunde geht, erfährt Elisabeth, von des Gatten Mutter herzlos verstoßen, den härtesten Undank derer, welchen sie wohlgetan, und sagt sich nach vorübergehender Unterkunft beim Bischof von Bamberg von allem los, was sie noch an die Welt bindet, von ihrem wiedergewonnenen Besitz, ihren eigenen Kindern, ihren treuen Gefährtinnen, ihrem Vater, der sie vergeblich zu sich zurückruft, ja ihrer liebgewordenen Gewohnheit des Almosengebens, — und stirbt in einer elenden Lehmhütte an den aufreibenden Mühen der Krankenpflege und unter dem qualvollen Druck des Bewußtseins, als Gottgeweihte kein menschliches Wesen mehr haben lieben zu dürfen. In dieser selbständigen psychologischen Zutat spricht Kingsley die sozial-religiöse Idee aus, welche er in den Stoff hineingetragen hat.

Das liebevolle poetische Verständnis für mittelalterliche Kultur sowie insbesondere der dröhnende Ernst seiner sozialen These bereiteten dem Buche einen großen Erfolg. In Deutschland wurde Bunsen, welcher als preußischer Gesandter in London, 1841—1854, mit dem englischen Geistesleben der Zeit in innigsten Kontakt trat, zum begeisterten Kingsley-Apostel, und wie weite Kreise das Interesse zog, beweist der Umstand, daß die Wiener Hofbibliothek die Originalausgabe des Dramas besitzt.

In dieser Zeit hatte eine seit langem bestehende soziale Gärung in England im Chartismus ihren Höhepunkt erreicht. Es sei hier gestattet, zum Verständnis der nächstfolgenden Werke Kingsleys an ein paar historische Tatsachen zu erinnern. Das englische Parlament war schon im 18. Jahrhundert durch die Tatsache, daß die rasch aufstrebenden Industriezentren darin fast gar nicht vertreten waren und die Mehrzahl der Abgeordneten von der ganz willenlosen Wählerschaft kleiner Orte, der rotten boroughs, entsendet wurde, zu einer unrepräsentativen, ja unpopulären und durchaus korrupten Körperschaft herabgesunken. Diesen Übelstand beseitigte nun allerdings die große Wahlreformbill vom Jahre 1832, welche vor allem die Vertretung der großen Städte und



der unabhängigen Landgemeinden wesentlich erweiterte und welcher 1867, 1872 und 1885 wichtige weitere Schritte auf diesem Wege folgten. Das neue parlamentarische Regime bewährte sich auch unter den whigistischen Ministern Lord Grey und Lord Melbourne durch eine imposante Reihe fortschrittlicher Maßregeln: 1833 wurden die letzten Reste von Sklaverei in den Kolonien abgeschafft, desgleichen das Monopol der Ostindischen Handelsgesellschaft annulliert und so der Osten allen Kaufleuten geöffnet; 1834 suchte ein neues Armengesetz dem Wachstum des Pauperismus Einhalt zu tun; 1835 wurde die Selbstverwaltung der Gemeinden erweitert, 1836 der Kataster und die Kircheneinkünfte; auch wurde einem langgehegten Wunsche der Dissenters durch Zulassung der Zivilehe entsprochen; schon 1834 wurde ein fester jährlicher Beitrag zur Errichtung von Schulen ausgesetzt und 1839 ein Ministerialkomitee für Unterrichtsangelegenheiten geschaffen.

Trotz alledem war aber eine große Ursache von Elend und Unzufriedenheit noch nicht beseitigt: den Agrariern nämlich war es nicht nur gelungen, während der napoleonischen Kriege die Getreidepreise zu unerhörter Höhe hinaufzuschrauben, sondern auch dieses System durch ein im Parlament alten Stils mühelos durchgesetztes Verbot jeglicher Getreideeinfuhr mittels der berüchtigten Kornzölle vom Jahre 1815 einfach permanent zu machen. Der so geschaffenen Notlage der niederen Klassen konnten auch die Riesenfortschritte in Industrie und Verkehr, wie sie vor allem in der Eröffnung der ersten Eisenbahn von Liverpool nach Manchester (1830) zum Ausdruck kamen, nicht abhelfen und durch das gesamte Proletariat von Stadt und Land ging eine Bewegung, welche ihren Namen Chartism vom Hauptprogrammpunkt, dem Verlangen nach einer People's Charter, erhalten hat. Diese neue Konstitution sollte enthalten: allgemeines Wahlrecht, geheime Wahl nach dem Ballot-System (1872 eingeführt), alljährlichen Zusammentritt des Parlaments, gleichmäßige Wahlkreiseinteilung, Abschaffung eines Vermögenszensus als Bedingung der Wählbarkeit und Diäten für die Abgeordneten. Die letzten zwei Punkte wollen aus den englischen Verhältnissen verstanden sein, wo materielle Selbständigkeit die traditionelle Grundlage politischer Betätigung war und die Parteien noch bis in die neueste Zeit ihre Vertreter nach Bedarf selbst erhielten, was dann diese Geldfrage zu der noch heute lebhaft umstrittenen prinzipiellen machte, ob die Abgeordneten Delegaten, d. h. bloße Werkzeuge ihrer Wählerschaft, oder ob sie Mandatare, d. h. nur an gewisse allgemeine Parteigrundsätze gebundene Repräsentanten sein sollen, wozu natürlich materielle Unabhängigkeit notwendig ist.

Dieses radikale Programm wurde jahrelang in stürmischen Demonstrationen und Revolten gefordert; die Wogen der Erregung legten sich erst, als der geniale Sir Robert Peel mit starker Hand die Zügel der Regierung ergriff und 1846 die Kornzölle aufhob, worauf dann sein Nachfolger Lord John Russell das Prinzip des Freihandels auf allen Gebieten der Handelspolitik zur Geltung brachte. Eine Massendemonstration in den Straßen Londons mit erfolgloser Einreichung einer Monstre-Petition ins Parlament ist als einziges revolutionäres Ereignis des Jahres 1848 in England zugleich das letzte Echo des Chartismus.



Das war also die historische Lehre, welche die neuerstehende Partei der Christian Socialists vor sich fand, als sie sich unter der Führung von Frederick Denison Maurice um 1848 fester zusammenzuschließen begann. Ihr Programm wich besonders anfangs von dem chartistischen nicht wesentlich ab; nur in der Fundierung bestand ein kardinaler Unterschied, indem Maurice und seine Freunde in der Ethik des Christentums die einzig mögliche Grundlage zur moralischen und intellektuellen Hebung der arbeitenden Klassen erblickten. In organisatorisch-praktischer Beziehung vertraten sie von Anfang an besonders eifrig die Idee der kooperativen Assoziationen; ein langes Leben haben ihre zahlreichen Gründungen dieser Art freilich nicht geführt, die selbständigen Arbeitervereinigungen des industriellen Nordens vielmehr erwiesen sich als einzig lebenskräftig; wohl aber war es nur dem Einfluß der Christian Socialists auf die öffentliche Meinung zu danken, daß 1852 durch eine Parlamentsbill die rechtliche Stellung der Assoziationen anerkannt und normiert wurde.

In den Kreis dieser Männer trat Kingsley mit aller Begeisterung ein und hier wurde er mit dem Theologen Stanley, dem Historiker Froude, vor allem aber mit Thomas Hughes, dem berühmten Autor von Tom Brown's School-Days und seither seinem getreuen Freund, persönlich bekannt. An dem neubegründeten, von Maurice präsidierten Queen's College in Harley Street las Kingsley über englische Literatur, aber die schwere soziale Arbeit in Eversley und deren schon damals sichtbare Wirkung auf seine Gesundheit hinderten ihn an fruchtbarer Tätigkeit. Deshalb konnte er auch eine andere, wichtigere Gründung, das noch heute in glänzendster Entfaltung bestehende Working Men's College (1854), die erste europäische Volkshochschule, nicht tätig fördern. Wohl aber entfaltete er im Interesse der Partei eine rege publizistische Tätigkeit: in den Zeitschriften Politics for the People, The Christian Socialist und The Journal of Association erschienen seine Beiträge unter dem bekannten Pseudonym Parson Lot, welches er annahm, als er einst bei einer Meinungsverschiedenheit im Freundeskreise mit seiner Ansicht allein dastand wie Lot, als seine Schwiegersöhne die Ankündigung vom Untergange Sodoms für einen Scherz hielten. Die Broschüre Cheap Clothes and Nasty stellt das Elend der von Unternehmern ausgenützten Londoner Schneidergesellen an der Hand statistischer Daten in schaudererregenden Farben dar und empfiehlt die damals noch im fernen Traumland liegenden Produktiv-Assoziationen als Rettungsweg. Diese Publikation führt uns zu den zwei bedeutendsten Werken der Epoche hinüber, in welchen sich die ganze Bewegung ihr literarhistorisches Denkmal gesetzt hat: es sind Kingsleys Romane Yeast (erschienen 1848 in Fraser's Magazine) und Alton Locke (1850, bei Chapman & Hall). Sie sind Gegenstücke: der eine soll die Lage der arbeitenden Klassen auf dem Lande, der andere in der Stadt darstellen. Im ersteren lernt ein ernst veranlagter junger Adeliger, Lancelot Smith, auf dem Lande durch Verkehr mit dem Heger Paul Tregarva die ganze dumpfe, hoffnungslose Not der bäuerlichen Arbeiterbevölkerung kennen: die mannigfachen Bilder, welche vom Verhältnis dieser Klasse zum Landadel gegeben werden, kulminieren in der von Tregarva verfaßten Ballade über die Witwe des Wilddiebes: der Wald- und Wildbesitz der „Herrschaft" ist ja in allen Zeiten und Ländern der Hauptgegenstand von der Bauern Neid und Klagen gewesen. Im Begriffe, gemeinsam

mit Tregarva das Armenleben der Großstadt gleichfalls unmittelbar kennen zu lernen, kommt der Held mit der geheimnisvollen Gestalt eines sozial-religiösen Reformators in Berührung; an dem Punkt, wo er von diesem in die Mysterien des neuen Systems eingeführt wird, mußte Kingsley auf Wunsch seines Verlegers abbrechen: doch so wie er ist, hat der Roman einen Typus geschaffen, welcher sich dann oft wiederholt und der Literatur solche Beiträge zur Geschichte des religiösen Denkens in England geliefert hat wie etwa der vierzig Jahre nach Yeast geschriebene Robert Elsmere von Mrs. Humphry Ward. Mit einer Fuchsjagd am Anfang, einem Bauernkirchtag in der Mitte, einem Besuch in einem Künstleratelier gegen Ende, mit Typen wie der rohe alte Dorftyrann Squire Lavington oder der in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrende Luke Smith (ein Bezug auf Newman und dessen Anhang) bietet der Roman ein breites Bild der Gesellschaft.

Dem edlen sozialen Propheten, Jäger Tregarva, in Yeast steht in Alton Locke der warmherzige, alte schottische Buchhändler Sandy Mackaye gegenüber, welcher noch am Totenbette Robert Burns' gekniet hat, mit dem revolutionären Radikalismus der jungen Chartisten nicht mehr zu sympathisieren vermag, sich aber mitleidig des armen, wissensdurstigen Schneiderlehrlings annimmt, den er in seinem Laden über einem Buche weinen sieht. In der Form einer kurz vor dem frühen Tode geschriebenen Autobiographie erzählt das Buch die Schicksale dieses „dichtenden Schneiders" (Tailor and Poet ist der Untertitel), führt ihn aus der Hölle der Unternehmerwerkstatt in die herrliche Welt der Bessersituierten — man kann die Schilderung, wie er zum erstenmal Wälder und Wiesen sieht, nicht ohne tiefste Rührung lesen, — bringt ihn in Cambridge in wirksamen Gegensatz zum typischen, durch und durch unintellektuellen, rein physischer Kultur ergebenen undergraduate (es ist sein Vetter George, der ihm dann auch die still angebetete Lillian wegheiratet), läßt ihn durch den Tod seiner Mutter, deren strenger Puritanismus auch ein typisches Charakterbild bietet, aus dem schönen Traume erwachen und unter seinesgleichen zurückkehren, wo sich dann in den heißen Debatten der reform-gierigen arbeitenden Jugend ein imposantes Gesamtbild der Grundlagen und Entwicklung, der Erhabenheit und Schwäche der ganzen chartistischen Bewegung entrollt. Auch hier nimmt die Schilderung individueller religiöser Entwicklung einen breiten Raum ein: in dreijährigen Gefängnismeditationen, mit welchen er die Teilnahme an einer agrarischen Revolte büßen muß, sowie dann nach dem grotesk-tragischen Ende der chartistischen Bestrebungen, — durch den milden Einfluß einer edlen Frau, der jungen Witwe eines idealen Land-edelmannes, — kommt des Helden philosophische und soziale Gedankenwelt zur Reife und Ruhe. Zwei eingeflochtene Lieder, von denen eines das ganze Programm der Bewegung machtvoll zusammenfaßt, sind Perlen von Kingsleys lyrischer Poesie.

So revolutionär dies Programm klingt, so maßvoll, ja konservativ muß uns heute, wo die meisten Forderungen jener Zeit erfüllt und neue aufgetaucht sind, ein Sozialreformer erscheinen, welcher am Hause der Lords nie gerüttelt hätte und schon in der Vorrede zur 4. Auflage von Yeast sich mit den Fort-schritten im Wohlstand der arbeitenden Klassen und dem gehobenen moralischen Ernst des Klerus und Adels befriedigt erklären konnte, und welcher in der



Tat nie etwas anderes als energische Gesetzgebung — insbesondere in Bezug auf Volkshygiene, die ihm immer sehr am Herzen lag, — als richtigen Weg zur sozialen Reform bezeichnete.

Anders freilich war es damals. Den Roman Yeast mußte Kingsley, nur weil er darin ein durch die konventionelle Hypokrisie einer Mutter zerstörtes Liebesverhältnis ohne Prüderie dargestellt hatte, durch einen Aufsatz im Guardian mit dem Motto mentiris impudentissime gegen den Vorwurf der Immoralität verteidigen. Noch mehr: wegen einer Predigt über „Die Botschaft der Kirche an den Arbeitsmann" wurde ihm vom Bischof verboten, in der Diözese London zu predigen, und nur ein Massenmeeting von Arbeitern auf der Kennington-Heide erzwang die Zurücknahme dieses Verbotes.

Unter alledem litt Kingsleys Gesundheit mehr und mehr: er mußte in Bournemouth, in Devonshire und 1851 am Rhein Erholung suchen; dabei nötigte ihn finanzielle Bedrängnis, Schüler aufzunehmen, und die 150 Pfund Sterling für Alton Locke, das er nur mit äußerster Anstrengung zu Ende schrieb, brachten kaum vorübergehende Erleichterung.

Doch als in den ersten Jahren des sechsten Jahrzehnts die Aufregungen sozialen Kampfes sich legten, Gesundheit und Geldverhältnisse besser wurden, eröffnete sich eine neue und wohl die ruhigste Periode in Kingsleys Leben: wir sehen ihn in fast beschaulicher Stimmung zwei große historische Romane schaffen, und wenn er dann auch in Two Years Ago wieder zu aktuellen Problemen zurückkehrt, so tut er es doch im Tone der Mäßigung und Versöhnung.

Der erste der historischen Romane, die (wiederum in Fraser's Magazine erschienene) Hypatia mit dem aktualisierenden Untertitel New Foes with an Old Face, spielt im Jahre 413 n. Chr. in Alexandria, diesem kaleidoskopischen Chaos von absterbenden und aufstrebenden Rassen, Religionen und Kulturen: bunt wimmeln Griechen, Goten, Christen, Juden, Legionäre, Mönche und Philosophen in unruhvoll-bewegten Szenen durcheinander; Patriarch und Präfekt ringen in phantastisch verschlungenen Geheimintrigen auf Leben und Tod. Im Mittelpunkte der Erzählung steht die neoplatonistische Philosophin Hypatia, in den spiritualistischen Lehren, welche sie ihren Schülern im Museion vorträgt, eine Verkörperung des letzten Kampfes einer in Schönheit sterbenden Zivilisation um die verlorene Herrschaft über die Geister. Ihr gegenüber steht der junge Mönch Philammon, aus zwanzig Jahren weltfremden Wüstenlebens in dieses Babel gestürzt, zuerst Diener des Patriarchen, dann in die Atmosphäre von Hypatias Lehrsaal hineingezogen. Er findet eine verlorene Schwester wieder in Pelagia, der schönsten griechischen Buhlerin Alexandriens, muß sie im Amphitheater die Venus Anadyomene tanzen sehen, tötet im Kampfe um sie den einzigen Mann, den sie rein und innig geliebt, den Gotenprinzen Amal, und kehrt aus diesem welthistorischen Pandämonium in die Wüste zurück, wo er als Abt seines Klosters und seine Schwester als einsame Büßerin ihre Tage beschließen. Die ganze Fülle von Ereignissen ist in einen reichen Rahmen von Kulturgeschichte eingefaßt, der sich aus Gestalten zusammensetzt, wie die auf weiter Irrfahrt Asgard suchenden germanischen Recken, welche mit Alarik Rom geplündert haben, hier aber ihr Capua finden und ihres teuren Fürsten Leiche lassen, — wie die dämonische alte jüdische Intrigantin Miriam, in deren unheimlichen Händen die Fäden der Handlung immer



wieder zusammenlaufen, — wie endlich der aller Lebensgenüsse satte ultraphilosophische Jude Raphael Aben-Ezra, welcher dann durch Liebe zu einer Christin und durch die milde Lebensweisheit des heiligen Augustinus von Hippo zum Christentum bekehrt wird; zu diesem seinen neuen Glauben bekehrt er auch am letzten Tage ihres Lebens die unglückliche Hypatia und erhebt sie so aus tiefer geistiger Erniedrigung: denn sie ist zum Werkzeug in der Hand des schlauen Präfekten Orestes geworden, welcher ihr gleißnerisch die Erfüllung ihres Lieblingstraumes, die Wiederherstellung der alten heidnischen Religion, als Preis ihrer Hand versprach und in Wirklichkeit nur die Unterstützung ihrer Weisheit und Autorität zur Begründung eines afrikanischen Kaiserreiches haben wollte. Doch seine Pläne durchkreuzt die Niederlage des aufständischen Statthalters von Westafrika, Heraklian, vor den Mauern Roms, und Hypatia fällt der Wut des Pöbels zum Opfer: ihre grausame Ermordung wird nach Sokrates' Kirchengeschichte erzählt.

Stofflich verwandt mit diesem Roman ist eine Reihe von Vorträgen, welche Kingsley unter dem Titel The Schools of Alexandria in Edinburgh hielt. Ein Aufenthalt in Torquay, welchen Mrs. Kingsleys Gesundheit notwendig machte, hatte zum literarischen Ergebnis eine Reihe von Aufsätzen in der North British Review, welche später, in Buchform unter dem Titel Glaucus, or the Wonders of the Sea Shore vereinigt, eine der künstlerisch vollendetsten Früchte von Kingsleys in allen Zeiten und Lebenslagen andauernder Vorliebe für Naturbeobachtung bilden. Es war eine geruhige Zeit für Kingsley; so sammelte er im Jahre 1858 auch seine wenigen bisher in die Tagesliteratur hinausgestreuten Gedichte in einem Bande: sie können, wie Schröer mit Recht gesagt hat, in ihrer stofflichen und formlichen Vortrefflichkeit nur den Wunsch nach mehr der Art erwecken; an ihrer Spitze steht die klassische Dichtung Andromeda, welche mit Longfellows Evangeline den Ruhm teilt, das vollendetste englische Hexametergedicht zu sein. Die ganze Ungezwungenheit, mit welcher sich Kingsleys versatiler Geist in dieser glücklichen Zeit in den verschiedensten Richtungen erging, tritt auch in dem Kinderbuch The Heroes, or Greek Fairy Tales for my Children (1856), sowie in der interessanten Tatsache zutage, daß er während eines neuerlichen Erholungsaufenthaltes mit seiner Frau zu Bideford in Devonshire dort einen Zeichenkursus für junge Männer begründete und leitete. Hier zu Bideford, inmitten der atlantischen Küstenszenerie, in der Heimat der berühmtesten Seefahrer der elisabethanischen Zeit, schrieb nun Kingsley auch ein großes Buch über diese Helden: Westward Ho. Walter Raleigh, Francis Drake und Sir Philip Sidney treten darin auf, die Vernichtung der spanischen Armada wird in einem der ausführlichsten Kapitel erzählt, der gerade und unerschrockene Sir Richard Grenville, dessen Heldentod Tennyson in einer Ballade besungen hat, ist mit besonderer Liebe gezeichnet. Der Held der Erzählung, Amyas Leigh, macht noch als halbwüchsiger Bursche Drakes Weltumseglung mit, wird später zum gefeierten Seefahrer und Helden, verfolgt einen Spanier, der ihm seine Geliebte entführt hat, auf abenteuerlicher Fahrt nach Westindien, sieht aber seinen Feind erst nach der Armadaschlacht mit seinem Schiff an den Felsklippen von Devon untergehen. Der farbenreichen Bilderpracht langer Irrfahrten und Wanderungen in den amerikanischen Tropen steht als machtvollste Szene

die Schilderung des Seesturmes gegenüber, während dessen von ein und demselben Blitzstrahl der heimkehrende Amyas geblendet und die dämonische Verkörperung seiner ungestillten Rachsucht, der finstere Puritaner Salvation Yeo, getötet wird. Der ältere Bruder des Helden, Frank Leigh, eine ätherische Blüte von humanistischer Bildung, höfischer Ritterlichkeit und edelster Reinheit der Gesinnung, bezahlt ein phantastisch-romantisches Abenteuer auf jener westindischen Fahrt mit Gefangenschaft und Tod. Die dritte Hauptgestalt ist das schöne Naturkind Ayacanora, als Frucht ehebrecherischer Liebe zwischen einem englischen Abenteurer und einer schönen Spanierin geboren, als Königin eines Indianerstammes im Urwald aufgewachsen, von Amyas nach England gebracht, zuletzt Frau und getreue Wärterin des blinden Kapitäns. Alle die gigantischen Taten und Ereignisse, die ganze strotzende Lebensfülle des damaligen Englands sind in den glühendsten Farben dargestellt: die Begründer der englischen Handelsmacht werden gleich begeistert gepriesen wie die Heroen der Dichtkunst, von denen Edmund Spenser sogar persönlich eingeführt ist. Und alle dem steht ein schwarz in schwarz gemaltes, unverhohlen parteiisches Bild von der Perfidie und den falschen Ehrbegriffen der Spanier, den Grausamkeiten der Inquisition und den geheimen Umtrieben der jesuitischen Propaganda in England gegenüber. Ein durch und durch chauvinistisches, einseitiges Buch und dennoch von Interesse für jedermann, eben weil die größte Epoche im Leben der großen Nation all der Begeisterung Gegenstand ist. — Und eine neue Epoche kriegerischen Ruhms für sein Volk glaubte wohl Kingsley damals herannahen zu sehen, als er gerade dieses Buch dem Eroberer und Kolonisator von Borneo, Sir James Brooke, widmete, als er die Fahnen der in die Krim abgehenden Regimenter segnete und sich vom Stahlbad des Krieges eine Wiedergeburt nationaler Kraft versprach, als er die Brave Words to Brave Soldiers schrieb, welche wie Tennysons Kriegsballaden in Tausenden unter die Soldaten verteilt wurden. Alle diese kriegerischen Träume, so durchaus im Einklang mit Kingsleys ständigen militärischen Sympathien, helfen uns das letzte große Werk dieser Epoche verstehen: Two Years Ago, 1857 im Pfarrhause zu Eversley geschrieben. Inhalt des Romans ist die Bekehrung des jungen Arztes Tom Thurnall, in welchem glücklich bestandene Abenteuer und Gefahren in allen fünf Weltteilen jeden Glauben an überirdische Lenkung menschlicher Geschicke ausgelöscht und ein vermessenes Selbstvertrauen großgezogen haben, zur naiven, kindlichen Unterwerfung unter die Macht einer göttlichen Weltregierung. Das Werkzeug dieser Bekehrung ist die arme Dorfschullehrerin Grace Harvey, deren aufopfernden Heroismus der Doktor im gemeinsamen Kampfe gegen die Cholera in einem kleinen westenglischen Küstenfischerdorfe bewundern lernt; doch vollends besiegt wird der hartherzige Weltmann erst, als er, statt sich im Kriege auszuzeichnen, achtzehn Monate im russischen Gefängnis schmachtet und so im verwegenen Ringen gegen Gottes Stärke unterliegt. Sie aber, das liebende Weib, sucht ihn inzwischen wie Longfellows Evangeline in allen Greueln des Krimkrieges als Krankenpflegerin zwei Jahre lang vergeblich, nur um sich in seinen Augen von einem häßlichen Verdacht reinigen zu können, den er im Herzen fortgetragen: er hatte sie beschuldigt, ihm gerade in dem Augenblick, als sie ihn als Schiffbrüchigen an der Felsküste des Dorfes dem Rachen der See entrissen hatte, den Gurt mit dem Ertrag



seiner australischen Goldgräberarbeit vom Leibe gestohlen zu haben. In Wirklichkeit war ihre Mutter die Diebin gewesen; und darin triumphiert lang nach deren Tode die in schwerstem Leiden ausharrende sittliche Gewalt der Heldin, daß die überwundene Weltklugheit des bekehrten Mannes den Verdacht bedingungslos aufgibt und ihr alle Erklärungen erläßt; durch diese Befreiung vom letzten dunklen Fleck in seinem Weltbilde wird auch des Mannes innerliche Wandlung vollendet. Doch das geschieht erst, als sie sich endlich im Hause des alten, blinden Vaters wiederfinden, zu welchem der welterfahrene Sohn durch alle Erlebnisse hindurch eine selbstlose, kindlich reine Verehrung bewahrt hat und dem die immer opferwillige Grace in des Sohnes Abwesenheit zur Pflegerin und Tochter geworden ist.

Eine ganze Reihe anderer ähnlicher Bekehrungen sind noch in die Erzählung mit verflochten: ein völlig in ästhetische Selbstkultur versunkener Amerikaner wird zum begeisterten Kämpfer gegen die Negersklaverei der Südstaaten durch seine Liebe zur Schauspielerin Maria Cordifiamma, in deren Adern Negerblut fließt und welche der wackere Tom Thurnall auf einer seiner Abenteuerfahrten der schmachvollsten Knechtschaft entrissen hat; das in eitel Luxus und gedankenloser Selbstherrlichkeit aufgewachsene Aristokratenkind Valentia lernt Ernst und Sinn des Lebens kennen, als sich der stille und schüchterne Dorfpfarrer Frank Headley durch heroischen Anteil am verzweifelten Kampfe gegen die Cholera ihre Achtung und Neigung verdient; dieser Pfarrer selbst wird durch die so gewonnene Vertrautheit mit Unglück und Leiden aus einem starren anglikanischen Hochkirchler zum verständnis- und liebevollen Menschentröster; der gutmütige, hohlköpfige Gardeoffizier Lord Scoutbush geht aus den Schrecknissen von Cholera und Krieg als ernster Gutsherr und Wohltäter seiner Pächter hervor; der rohe Landjunker Squire Trebooze erhebt sich erst durch schwere Krankheit aus Trunksucht und Brutalität; und selbst der leidenschaftlich reizbare, lebensunfähige Dichter Elsley Vavasour — ein Bild der Vertreter jener spasmodic school, welche Alexander Smith inaugurierte und der Held von Tennysons Maud wiederspiegelt — stirbt schließlich als Opfer des Opiums in dem reuigen Bewußtsein, durch maßlose Eitelkeit und krankhaften Selbstkult einem treuen, liebevollen Weibe die Welt zur Hölle gemacht zu haben. Und über allen diesen ringenden und reifenden Menschen steht als des Dichters Idealgestalt der einzige völlig abgeschlossene Charakter, Major Campbell, welcher seinen inneren Kampf längst ausgekämpft hat und immer wieder helfend, erlösend in die Geschicke der anderen eingreift. So ist also dieses Werk, eines der umfangreichsten Kingsleys, im wesentlichen eine um die zwei großen Geschichtsereignisse — Cholera-Epidemie und Krimkrieg — herum gruppierte Galerie von Bildern individueller sittlicher Entwicklung und Läuterung im Rahmen der damaligen englischen Gesellschaft.

Wie wir nicht zuletzt aus Two Years Ago ersehen, war Kingsley in diesen Jahren von seinem alten Radikalismus recht weit auf der Bahn der Versöhnung mit den „Mächten dieser Welt" vorgeschritten und es ist symptomatisch, daß er, der wie Tennyson für die edle Persönlichkeit des Prinzgemahls Albert ungeheuchelte Sympathie hegte, nun 1859 zum Hauskaplan der Königin (one of the Queen's chaplains in ordinary) ernannt wird. Eine andere und leider verhängnisvolle Ehrung trugen ihm die historischen Romane ein: im Jahre



1860 wurde er zum Professor der neueren Geschichte an der Universität Cambridge ernannt. Dieses Ehrenamt hatte allerdings seit jeher einen literarischen Charakter: in der elisabethanischen Zeit z. B. war dieser Professor geradezu der offizielle Poet der Universität. Aber wie einst bei Schiller, so hat bei Kingsley die wissenschaftliche Arbeit als drückendes Hemmnis der freien literarischen Betätigung entgegengewirkt, wenn ihn auch die Stellung, wieder wie Schiller, mit 371 Pf. St. jährlich der finanziellen Notlage entrückte, und wenn auch die wenigen obligaten Vorlesungen — Kingsley hat nur bis 1863 in Cambridge residiert und es dann nur zweimal jährlich besucht — merely ornamental waren, wie man in England zu sagen pflegt. In der Tat zeigt der unter dem Titel Roman and Teuton veröffentlichte Vortragszyklus mehr von der synthetisierenden kulturhistorischen Intuition des Romanschriftstellers als von systematischer Gelehrsamkeit, die Kingsleys beweglichem Geiste immer fremd blieb; und in diesem Sinne ist Kingsley als Geschichtsforscher von der fachlichen Kritik entschieden abgelehnt, von Max Müller aber in einer Vorrede zum Sammelbande mit pietätvoller Wärme charakterisiert worden. Überhaupt hat er sich in der kurzen Zeit viele Verehrer und Freunde unter der akademischen Jugend erworben und an diesen Kreis wendet er sich, wenn er in der Vorrede zu einer Neuauflage von Alton Locke diesen Roman als Dokument des wichtigsten Gebietes der modernen Geschichte seinen Studenten zu lesen empfiehlt. Auch an äußeren Ehrungen fehlte es nicht: der Prinz von Wales — heute König Eduard VII. — studierte eine Zeitlang unter der speziellen Leitung Kingsleys; sein Vorschlag freilich, den Dichter durch einen akademischen Ehrengrad auszuzeichnen, scheiterte an dem Widerstand der hochkirchlichen Partei unter Pusey. Eine andere bittere Kränkung zog sich Kingsley selbst zu: in einer Rezension über Froudes Geschichtswerk in Macmillan's Magazine (1860) hatte er den gewagten Satz gebraucht: „Die Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen ist nie eine Tugend des römisch-katholischen Klerus gewesen," und die bissige Bemerkung hinzugefügt: „Pater Newman sagt uns selbst, sie sei es nie gewesen und brauche es im allgemeinen auch nicht zu sein." Newman protestierte und Kingsley gab anfangs zu, ihn mißverstanden zu haben; als aber Newman ihre ganze diesbezügliche Korrespondenz mit einem polemischen Kommentar veröffentlichte, kehrte Kingsley in einer Broschüre unter dem Titel What, then, does Dr. Newman mean? zu seiner ursprünglichen Behauptung zurück und rief dadurch die berühmte Apologia pro Vita Sua hervor, worin Newman seiner sensitiven Natur den schmerzlichen Zwang auferlegte, 45 Jahre seines inneren Lebens schonungslos zu enthüllen, dadurch aber die Ehrlichkeit und Ernstlichkeit seiner Bekehrung zum römischen Katholizismus glänzend erwies und sich die ungeschmälerte Hochachtung aller Besten in Mit- und Nachwelt ein für allemal sicherte. Kingsley aber hatte eine empfindliche Niederlage erlitten und von seiner gänzlichen Unfähigkeit zur Dialektik durch mancherlei Mißdeutungen und verworrene Argumentation demütigende Beweise erbracht.

Diese schwere Kränkung und der Druck des Amtes wirkten nachteilig auf Kingsleys Gesundheit: 1864 mußte er in Frankreich, 1865 an der Küste von Norfolk Erholung suchen; erst 1868 aber konnte er sich jene Erleichterung gönnen, deren er seit Jahren am meisten bedurfte: er teilte sich in die Pfarr-

arbeit in Eversley mit einem Vikar, Mr. Harrison, der dann pflichtschuldigst die Tochter seines Rektors geheiratet hat und später Pfarrer in dem berühmten Clovelly in Devonshire geworden ist; Mrs. Harrison hat sich als Schriftstellerin unter dem Pseudonym Lucas Malet einen Namen gemacht. Eine große Last fiel endlich von Kingsleys Schultern, als er nach neun Jahren seine Professur niederlegen konnte (1869); noch in demselben Jahre machte er auf Einladung des englischen Gouverneurs von Trinidad eine genußreiche Reise nach West-Indien, deren Eindrücke in dem Buche At Last niedergelegt sind.

Daß diese neun wissenschaftlichen Jahre dennoch auch Früchte zwanglosesten literarischen Schaffens getragen haben, ist gewiß ein seltener Beweis geistiger Elastizität. Im engsten Zusammenhang freilich mit historischen Quellenstudien steht Hereward the Wake (1866). Im Anschluß an die lateinischen Gesta Herewardi Saxonis wird hier die Geschichte eines sagenberühmten Geächteten erzählt, welcher als last of the English (wie ihn der Untertitel nennt) noch im Jahre 1071 die nordenglischen Earls Eadwine und Morkere in ihrem Verzweiflungskampfe gegen den normännischen Eroberer unterstützte, sich in den Sümpfen Ostenglands lange und ausdauernd behauptete und zu einem der legendär-literarischen Vorläufer der Gestalt Robin Hoods wurde. Die Naivetät der Erzählung, welche der Autor der saga-artigen biographischen Chronik vortrefflich abgelauscht hat, ist künstlerisch ebenso wirkungsvoll wie die Landschaftsschilderungen der Kingsley so wohl bekannten Sumpfgegend.

Ein anderes Werk aber zeigt uns Kingsley ganz außerhalb seiner geschichts-wissenschaftlichen Vorstellungskreise im Spiele reiner Märchenphantasie schwelgend: die 1863 veröffentlichten Water Babies. Es ist eine reizvolle Kindergeschichte, aber voll bedeutungsreicher Allegorien für Erwachsene. Der arme, ganz wie Oliver Twist geplagte Kaminfegerlehrling Tom wird von einer Wassernixe dem Elend seines Daseins entführt, verwandelt sich in ein vier Zoll langes Elfenknäblein und lebt so zuerst im vertrautesten Verkehr mit den Fischen, Amphibien, Insekten, kurz der ganzen Tierwelt eines schottischen Bergbaches; und erst als er unter dem erziehlichen Einfluß all dieses wunderbaren Kleinlebens ringsumher die Knabenschwächen, welche ihm rohe menschliche Gesellen anerzogen, so vor allem die Tierquälerei, langsam abstreift, wird er besserer Gesellschaft würdig, kommt flußabwärts bis in die See hinaus und verlebt an der Küste von St. Brandans Insel (der platonischen Atlantis) im Kreise ungezählter Scharen von seinesgleichen, seligen kleinen Wasserelflein, unter der Aufsicht zweier gütiger Feen eine glückliche Zeit, umgeben von den bunt und liebevoll ausgemalten Mirakeln der Fauna und Flora des Meeres. Doch noch ist seine Erziehung zur Vollkommenheit nicht vollendet; er muß erst einmal „das Ding tun, das er nicht mag", und dieses ist nichts anderes als eine weite Reise durch die abenteuerlichsten Welten zuerst an den Nordpol, wo er die allwaltende erhabene Eisgestalt der „Mutter Natur" von Aug' zu Auge sieht, und dann noch weiter und weiter, bis er seinen grausamen irdischen Meister Grimes zur Strafe in einem Kamin festgeklemmt findet, für ihn bei einer der Feen die Begnadigung zum Ausfegen des Ätna-Kraters erwirkt und, so durch Mitleid mit seinem größten Peiniger moralisch geläutert, von seiner edlen Beschützerin auf dem kurzen Zauberwege einer geheimnisvollen Hintertreppe wieder in das glückliche Heim der Wasserelflein



zu seiner besonders liebgewordenen Freundin, dem Mägdlein Ellie, zurückgebracht wird. Dieser dritte Teil, die wunderbaren Reisen Toms zum Nordpol und „ans andere Ende von Nirgends“ führen uns mit offenbarer Nachbildung des dritten Buches von Swifts Gulliver in schnurrigster Abwechslung durch eine Reihe von phantastischen Satiren auf die Torheiten mancher sozialer und wissenschaftlicher Modetheorien in Kingsleys Tagen, wie denn hinter allen ungezählten tollen Einfällen des Märchens wie ein Goldgrund des Autors große Liebe zu armen und vernachlässigten Kindern und seine Begeisterung für die Ergebnisse evolutionistischer Naturforschung hindurchleuchtet.

Das Werk gehört zu einer Gattung von Büchern, welcher das berühmte, von Charles Lutwidge Dodgson unter dem Pseudonym Lewis Carrol ungefähr in denselben Jahren (um 1862) verfaßte Kindermärchen Alice in Wonderland für immer die Krone aufgesetzt hat. Gerade die ungeheure Popularität dieser reizvollen Geschichte der Traumabenteuer eines kleinen Mädchens sowie das neuere Gegenstück dazu, die Knabengeschichte Peter Pan von J. M. Barrie, sind wohl die Ursache, daß Kingsleys Buch, dessen naturwissenschaftliche Anspielungen auch ihre Aktualität verloren haben, nur noch wenig gelesen wird.

Mit dem ganzen Schwung neubelebten Interesses warf sich der von seiner Last befreite Kingsley 1869 in seine alten Interessensphären: die Rede, mit welcher er in diesem Jahre den sozialwissenschaftlichen Kongreß zu Bristol eröffnete, wurde in mehr als 100.000 Exemplaren verteilt. In Chester, wo er seit 1870 als Kanonikus residierte, suchte er durch Führung eines botanischen Kursus und durch Vorlesungen über die Geologie der Stadt das Interesse für Naturwissenschaften zu beleben, wie denn bei ihm selbst — vielleicht in natürlicher Reaktion gegen die abgelaufene historische Periode — dieses Gebiet, welches er nie ganz vernachlässigt, fortan bis zum Lebensende das Haupt- und Lieblingsstudium blieb. Er war ein warmer Bewunderer von Darwin, Huxley, Lyell und trat mit Eifer für die heute ja sehr popularisierte, damals aber nur von höheren Geistern wie Tennyson und Maurice kaum geahnte Idee von der Vereinbarkeit von deren Forschungsergebnissen mit dem religiösen Glauben ein. Mehr als philosophische jedoch interessierten ihn immer wieder die praktischen Probleme: seine alte Propaganda für soziale Hygiene nahm er jetzt wieder auf, und eine Vorlesung darüber, welche er im Jahre 1872 als Präsident des Midland Institute hielt, hatte die Systemisierung dieses Lehrgegenstandes sowohl an dieser Institution wie an der Lehrerbildungsanstalt Saltley College zur Folge.

In Westminster, wo Kingsley die letzten zwei Jahre seines Lebens als Kanonikus zubrachte, konnte der durch die Aufregungen seiner vielfachen initiatorischen Tätigkeit erschöpfte Mann keine fruchtbare Wirksamkeit mehr entfalten. Die einzige noch erwähnenswerte Episode ist eine Erholungsreise nach Amerika auf Rat seines Sohnes Maurice, welcher dort als Eisenbahningenieur tätig war. Mit der charakteristischen geräuschvollen Gastfreundlichkeit der Amerikaner empfangen, bereiste Kingsley Kanada, kam nach Salt Lake City, San Francisco und Colorado Springs, wo er länger verweilte. Nach seiner Heimkehr begann er zu kränkeln, und als er sich schwer verkühlt zu Neujahr 1875 von London nach Eversley begab, lag er dort alsbald totkrank darnieder und verschied Ende Januar 1875, ohne in den letzten Stunden seine getreue Lebens-



gefährtin um sich gehabt zu haben, welche unglücklicherweise gerade zur selben Zeit mit einer schweren Krankheit rang. In Eversley, wo er sein soziales Lebenswerk getan, wurde er auch begraben. Die Leichenfeier vereinigte politische, literarische, militärische und theologische Würdenträger, und auch die Fuchsjäger des Distrikts gaben hoch zu Roß und mit den Hunden an der Koppel dem Prediger des „Muskelchristentums" bis zur Kirchhofsmauer das letzte Geleit; in der Westminsterabtei aber hielt ihm der getreue Genosse seiner Arbeiten und Bestrebungen, Dean Stanley, einen ehrenden Nachruf.

Noch in demselben Jahre folgte Kingsley sein Freund und Meister, Frederick Denison Maurice, und schon 1876 auch sein um elf Jahre jüngerer Bruder, der gleichfalls als Romanschriftsteller sehr bekannte Henry Kingsley, vom Krebs dahingerafft, ins Grab.

Kingsley bietet in seinem Leben und Sterben das ergreifende Bild eines Mannes, welcher der sensitiven Empfänglichkeit eines unermüdlich und vielseitig tätigen Geistes physisch zum Opfer fällt. Von allem Anfang an pedantisch-systematischen Studien abhold, hat er jedes seiner vielen wissenschaftlichen, künstlerischen und vor allem sozialen Ideale mit einem Eifer und einer Begeisterung gepredigt, welche vor bewußter, zerrüttender Überarbeitung und Überaufregung nie zurückschreckten.



Im Abenddämmern . . . .

Von Richard Seys-Inquart.

Im Abenddämmern kam ein Singen
Vom märchendunklen Walde her,
Das fiel wie dumpfes Glockenklingen
In meine Seele, sehnsuchtsschwer.

Es war ein Lied, so leidentsprossen,
Wie Grabgesang in tiefer Nacht.
Da hab' die Augen ich geschlossen
Und jenem Klange nachgedacht.

Und wie das Lied, so schien mein Leben:
Versehnt, verträumt und heimwehbang,
Mein ganzes Leiden, Ringen, Streben
War eingesargt in jenem Klang. . . .





Wien im Roman.

Von **Hans Brenner.**

Die blaue Blume der Romantik begann zu verblühen und das Märchenland Orplid versank, wie einst die Insel Atlantis in den Wogen des Meeres, in den Fluten der Zeit; ein Geschlecht, das kompaktere Nahrung verlangte, wuchs heran und die Dichtung, die immer ein Spiegelbild der Menschen ist, die sie schaffen und die sie genießen, zeigte in ihren Reflexen den neuen Weg, den die Menschheit eingeschlagen. Kein größerer Gegensatz und kein bedeutsameres Symptom als des träumerischen Novalis buntes Phantasiespiel „Heinrich von Ofterdingen" und der kraftvolle, das Volk bei der Arbeit suchende Roman Freytags „Soll und Haben". Aber nicht nur jede Zeit ist sich die nächste, — dasselbe gilt auch vom Ort. Goethes Romane spielen noch „irgendwo" in Deutschland, doch mit dem Erwachen des Volkes zu größerer Eigenkraft gewinnt die lokale Sonderheit an Farbe, die Dichtung stellt sich auf den Boden größerer Wirklichkeit. Man könnte das in einer literarhistorischen Darlegung sehr genau entwickeln und die Etappen des Weges in allen Einzelheiten verfolgen. Aber hier soll nur ein besonderes Moment herausgehoben werden: der Großstadtroman.

Für Frankreich war er ja seit langem nichts Neues. Viktor Hugos »Notre Dame de Paris« ist bereits 1831 erschienen, die zehnbändigen »Mystères de Paris« Eugen Sues ein Jahrzehnt später, während sich in Deutschland kaum erst schüchterne Anzeichen regten, die Dichtung so streng zu lokalisieren. Bemerkenswert ist übrigens, daß es gerade einer der sonst gegenwartfremdesten Poeten jener Zeit ist, der verträumte Grillparzer, der seine rührende Novelle vom armen Spielmann (1847) mit der unverkennbaren Eigenart seiner Zeit und seiner Vaterstadt, des vormärzlichen Wien, in einer Weise ausstattete, daß man ihn daraufhin fast als Vorläufer unserer modernsten Heimatkünstler begrüßen möchte. Aber als eigene Literaturgattung entwickelte sich der deutsche Großstadtroman doch erst seit dem treibhausartigen Aufblühen Berlins nach dem deutsch-französischen Kriege. Mit den Grundspekulationen gedieh auch die Literaturspekulation und die mannigfachen, sozusagen über Nacht aufsprießenden Umgestaltungen der Stadt gaben einen fruchtbaren Nährboden ab für „Milieuschilderungen" jeder Art. In Wien, das selbst langsam und stetig sich entwickelt hat, das die Kluft zwischen engem, altmodischem Städtchen und moderner Weltmetropole nicht mit einem Sprunge übersetzte, ging auch die literarische Verwertung der bodenständigen Eigenart nur langsam und allmählich vor sich. Nach jenem ersten, fast zufälligen Versuche Grillparzers und einigen gleichzeitigen Messenhausers, des



harmlosen Freiheitsschwärmers und Dichterlings der Revolutionszeit, dauerte es — wenn man von den literarisch kaum in Betracht kommenden Erzeugnissen von Breier, Scheibe und Langer absieht — verhältnismäßig lange, bis die Wiener Literaten wieder daran dachten, ihre Vaterstadt zum „Ort der Handlung“ zu machen. Aber auch dann noch blieb sie zuerst nichts weiter als das: nur eine zufällige Erwähnung des Stefansturmes, des Praters, des Kahlenberges oder anderer „Wahrzeichen“ der schönen Kaiserstadt an der Donau erinnert den Leser daran, wo die Geschichte spielen soll, die im übrigen ebenso gut in jeder anderen Großstadt vor sich gehen könnte. Es war den Verfassern dabei nicht weiter um die Eigenart der Umwelt und deren Einfluß auf die Menschen, auf die Entwicklung der Charaktere zu tun. Den Anfang mit der wirklichen Milieuschilderung, dem Entwerfen von porträtgetreuen Bildern aus keinem andern als eben dem Wiener Leben, haben wohl die Theaterdichter und die Lokalhumoristen gemacht, — unter den letzteren allen voran und alle überragend Eduard Pötzl, der das von ihm gepflegte Genre, die in das Gewand einer Humoreske gehüllte satirische Zeit- und Sittenschilderung, zum Rang eines literarischen Kunstwerks erhoben hat. Die Menschen, die er zeichnet, sind in Gesinnung, Sprache und Benehmen, in ihren Tugenden wie in ihren Fehlern unverfälschte Wiener, die wir als solche erkennen, ohne daß uns der Schauplatz genannt werden müßte.

Allmählich besannen sich auch die Romanschreiber oder vielleicht noch früher die Romanschreiberinnen auf das Wienertum. Während z. B. den Büchern der Marriot noch alles spezifisch Charakterisierende fehlt, — ihre unglücklich geliebten Priester, rohen Tierquäler, verbitterten alternden Mädchen und verzogenen Kinder können auf jedem andern Boden gerade so gut gedeihen wie auf dem Wiener Pflaster, — schlägt Marie von Ebner-Eschenbach schon die unverkennbare Wiener Note an, nicht nur in ihren Bildern aus der österreichischen Aristokratie, sondern ebenso in jenen aus den schlichtbürgerlichen Kreisen der Hauptstadt. Als Beispiel dafür möchte ich ihre Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin“ (Berlin, Gebr. Paetel, 1893) anführen: Hochoben im dritten Stock eines alten Hauses in der Nähe des Stefansdomes führt Lotti ein stilles Leben ganz nach ihrer eigenen Weise. Sie hat von ihrem prächtigen alten Vater das Uhrmacherhandwerk erlernt und übt es auch nach dessen Tode weiter aus, denn ihre Uhren sind ihr ans Herz gewachsen. Einmal freilich, vor vielen Jahren, ist sie bereit gewesen, sich von ihnen zu trennen, — damals, als sie die Braut des jungen Dichters Halwig geworden war. Aber gar bald hatte sie in ihrer Güte und Klugheit eingesehen, daß Halwigs Liebe zu ihr nur Einbildung gewesen, und da hatte sie ihn freigegeben und sich klaglos in das einsame Verblühen und Altern gefügt. Ein Zufall — eine Uhr, die ihr zum Reparieren anvertraut wird und die sie als einst von ihr selbst für den Verlobten verfertigt erkennt, — führt sie neuerdings mit Halwig zusammen, der der Gatte einer schönen, jungen Frau und ein beliebter Schriftsteller geworden ist, oder richtiger: der Schreiber vielgelesener Sensationsromane, die seines Talentes nicht würdig sind. Seine Rieseneinnahmen genügen noch nicht, um die Luxusbedürfnisse seiner verhätschelten Frau zu befriedigen und deren vornehme,

aber arme Familie zu unterstützen, und obgleich seine Nerven durch die angestrengte Arbeit gründlich zerrüttet sind, will er seine Schaffenskraft auf Jahre hinaus einem schlauen Verleger verschreiben, um für den Augenblick eine größere Geldsumme in der Hand zu haben. Lotti aber, deren einstige Liebe tiefem Mitleid gewichen ist, weiß das zu verhindern: sie verkauft eine herrliche Sammlung altertümlicher Taschenuhren, die ihr Vater angelegt hat und die sie bisher um keinen Preis der Welt hergeben wollte. Vor dem leeren Schränkchen, das den Schatz beherbergt hat, kommt ihr der tröstende Gedanke: „Jetzt könnte ich mir einbilden, daß alles noch beim alten ist. Was braucht man denn, um Liebes, das man einst besaß, immer zu behalten? — ein gutes Gedächtnis und einige Phantasie.“ Halwig, der nie von diesem Opfer erfahren hat — Lotti hat ihm das Geld durch seinen Advokaten als in einem Erbschaftsprozeß gewonnen zustellen lassen —, kehrt zwar nach kurzer Ruhepause wieder zu seiner Romanfabrikation zurück, Lotti aber bereut ihr Opfer keineswegs: hat es doch Anlaß dazu gegeben, daß ihr Pflegebruder und treuer Kamerad Gottfried im Ärger über ihre Selbstverleugnung seine jahrelange Liebe für sie verraten und sich ihr Jawort errungen hat. — Diese einfache Geschichte weiß die Verfasserin ganz seltsam anheimelnd zu erzählen, ein wenig sentimental, ein wenig humoristisch, mit jenem leisen Anklang an das „Biedermeierische“, der eben das Charakteristische daran ist und deutlicher als detaillierte Lokalbeschreibungen bezeugt, daß Lotti an der Donau und nicht etwa an der Spree ihre Uhrmacherwerkstatt aufgeschlagen.

Einen genaueren äußeren Rahmen hat Moriz von Ebner-Eschenbach, der Gatte der Dichterin, für seine zwei Wiener Geschichten »Hypnosis perennis« und „Ein Wunder des heiligen Sebastian“ (Stuttgart, Cotta, 1897) gebaut. In der ersten, einer phantastisch-romantischen Erzählung von einer Gräfin, die durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen wird, Küchenmagd zu werden, berührt z. B. die Schilderung von der Firmungsfeier des armen Schusterbuben echt wienerisch: „Nach der Firmung führte uns Roberts in einem Einspänner in den Wurstelprater . . . Der Herr Firmpate ließ sich nicht spotten, Francis bekam eine silberne Uhr und Kette, und keine Schaustellung war so teuer, daß wir sie nicht besucht hätten. Wir speisten sehr gut in einer Praterwirtschaft“ usw. Als Gegenstück dazu befindet sich im „Wunder des heiligen Sebastian“ eine jeden Wiener ebenso sehr anheimelnde Beschreibung der Fronleichnamsprozession, an der Kaiser und Kaiserin teilnehmen. Aber auch durch eingestreute Bemerkungen über die Stadt selbst, das Leben in den Straßen und den Charakter der Bewohner erscheinen die beiden netten kleinen Erzählungen streng lokalisiert. Mehr noch ist das bei den Werken von Karlweis der Fall, dessen Romane gleich seinen Theaterstücken von echter Wiener Luft durchweht sind. In „Reich werden“ (Stuttgart, Bonz, 1894) z. B. wirkt gleich der Anfang so „bodenständig“ wie möglich: die Beschreibung der kleinen Hofwohnung am Ottakringer Marktplatz, in welcher die brave Frau Lina, die Gattin des Bankbeamten Bruckner, sich so fleißig und so lustig plagt, während draußen eine alte Drehorgel das einschmeichelnde „Das is halt weanerisch —“ quiekt. Es ist als spränge man mit beiden Füßen zugleich mitten hinein in das arbeitsreiche, enge Dasein der Wiener Bürgersfrau aus niederen Kreisen, deren Hauptsorge darin besteht, daß der knappe Gehalt des Mannes nicht



recht reichen will, und die keine andere Freude kennt als das Selbstgenügen der erfüllten Pflicht, den Sonntagsspaziergang mit Kind und Kegel und ab und zu einen kleinen Plausch mit der Nachbarin. Frau Lina ist nämlich die Tochter einer ehrsamen Wäscherin aus der Sechsschimmelgasse und hat ihre Kindertage zum größten Teile auf der Straße verbracht, ist dann die Studentenliebe Bruckners geworden, der bei ihrer Mutter ein „möbliertes Kabinett" bewohnte, — und schließlich war die Heirat halt nicht mehr gut zu umgehen gewesen. Jetzt ist Lina die tüchtigste Frau und sorgsamste Mutter, die man sich denken kann und die ihres Mannes Sehnsucht nach Reichtum nicht begreift; sie fühlt sich vollkommen glücklich bei der vielen Arbeit und dem kargen Auskommen. Bruckner selbst aber hat von dem Aushilfslehrer Litzl, einem Sonderling, der eine armselige Dachkammer bei der Familie bewohnt und sich in stiller Schwärmerei für Lina verzehrt, von einem noch unbekannten Kohlenlager auf einem ungarischen Gute gehört, verrät das Geheimnis an einen ehemaligen Schulkollegen, den reichen Bankier Reinwaldt, schließt mit diesem einen Vertrag, ohne Litzl davon eine Silbe zu sagen, und gewinnt bald das Vertrauen des Bankiers und — die Gunst der schönen Gattin desselben in so hohem Maße, daß Reinwaldt ihn erst zum Prokuristen, dann zu seinem Kompagnon macht. Der Reichtum stellt sich ein und wird durch waghalsige Spekulationen schnell vergrößert, ohne daß Bruckners Gelddurst gestillt wäre. Lina aber fühlt sich nicht wohl in der Prachtvilla draußen im Cottageviertel; der Mangel an Beschäftigung quält sie und läßt ihr Zeit, sich um den Gatten zu grämen, dessen Untreue sie ahnt. Sie sehnt sich zurück nach den bescheidenen Verhältnissen, denen sie entstammt, und ihre Sehnsucht findet Erfüllung: nach einer schweren Krankheit, während welcher Linas liebevolle Pflege ihn rührt, macht Bruckner dem Verhältnis zu der Frau seines Chefs ein Ende, diese aber rächt sich durch die Herbeiführung eines Bruches zwischen den beiden Freunden. Anfangs scheint Bruckner als selbständiger Börsenspekulant nur noch treuer vom Glück begleitet, dann aber kommt es zum Zusammenbruch. Leichten Herzens verläßt Frau Lina den Prunk, in dem sie nicht heimisch zu werden vermochte, und stellt sich mit Mutter und Tochter an den Waschtrog und das Bügelbrett. Ihren Mann aber hat die Sucht nach Reichtum noch immer nicht verlassen; wie einst an der Börse, so versucht er jetzt sein Glück in der Lotterie, wozu er die mühsam erworbenen Ersparnisse seiner Frau entwendet. Der Schluß wird etwas gewaltsam herbeigeführt: Lehrer Litzl, dem es inzwischen recht jämmerlich ergangen, ist durch einen Zufall hinter den Verrat gekommen, den Bruckner in der Kohlenangelegenheit an ihm verübt hat; als er nun auch noch von den Diebereien hört, die der Tiefgesunkene an der eigenen Familie begeht, kennt seine Wut keine Grenzen und er wird zum Mörder. „Jetzt kann er kein neues Unglück über Sie bringen!" ist seine einzige Rechtfertigung der Frau des Erschlagenen gegenüber. — Zu wahren Kabinettstückchen prächtiger Milieuschilderung gibt dem Verfasser Frau Linas erstes Auftreten in der Gesellschaft Anlaß, während die gelungene Beschreibung eines gemütlichen Kaffeetratsches zwischen ihr, der Nachbarin und der derb-humorvollen Wäscherin ein köstliches Pendant dazu bildet.

In den allerletzten Jahren sind die „Wiener Romane" so zahlreich aufgetaucht wie Pilze nach dem Regen. Mancher von ihnen ist von der



auswärtigen Kritik für den Wiener Roman par excellence erklärt worden, der Wiener selbst aber hat bisher immer noch bedenklich den Kopf geschüttelt: „So sind wir nicht!" Der Grund dafür ist in einer gewissen Einseitigkeit zu suchen, die sich bei Büchern dieser Art schwer vermeiden läßt; jeder der Verfasser steht naturgemäß auf seinem eigenen Standpunkt, sieht — oft durch die Brille des Vorurteils behindert — nur eine bestimmte Seite des Wienertums, malt zu schwarz oder zu rosig, je nachdem ob das Gesehene seinem Geschmack entspricht oder seinen Widerspruch erregt, und so entsteht statt des lebensvollen Porträts nur allzu oft ein Zerrbild, das den mit der wahren Sachlage nicht Vertrauten irreführen muß. Der Fremde, der sich nach einem einzigen dieser Bücher einen Begriff vom Wesen des Wieners schaffen soll, ist übel daran! Es wird ihm vielleicht gelingen, sich ein Bild von dem Aussehen der Stadt zu machen, — denn in den meisten neueren Romanen finden sich vorzügliche, mit dichterischer Anschaulichkeit entworfene Beschreibungen einzelner Stadtteile, des Praters, der Umgebung von Wien usw., — aber jenes gewisse, vielbesungene und vielgeschmähte Etwas, das eben, „dem Weaner sein' Schan" ausmacht und schwerer zu erfassen ist als das nüchterne, viel weniger komplizierte Wesen des Berliners, wird ihm nur nach der Lektüre möglichst vieler und verschiedenartiger von Wienern für Wiener geschriebener Romane verständlich werden. Das soll hier an einigen der typischesten Erscheinungen der letzten Zeit gezeigt werden.

Eine besondere Gruppe unter den neueren Wiener Romanen — wie ja in der modernen Literatur überhaupt — bilden die Bücher mit einer ausgesprochenen Tendenz, einem Angriff auf eine bestimmte politische oder kirchliche Richtung, auf eine bestimmte Partei, eine bestimmte Gesellschaftsschicht. Daß es in Büchern dieser Art mehr als in allen anderen von Verzeichnungen und Verzerrungen wimmelt, liegt in der Natur der Sache. Im Verfassen solcher Tendenzromane ist Heinrich Keller groß. Sein Buch „Ketten" (Berlin, Fleischel & Co., 1907), das mit gemütlichen, dem Leben der kleinen Leute nachgeformten Szenen in einem alten Vorstadthofe beginnt, wächst sich zu einem plumpen Angriff auf die Unlösbarkeit der Ehe aus. Resi Wendel, die hübsche und fleißige Greislerstochter, heiratet den reichen Fabrikanten Greifeneder, der sie und ihre Eltern durch den für sie unerschwinglichen Luxus von Praterfahrten und Ausflügen in den Wienerwald zu blenden weiß. Kaum aber ist sie seine Gattin, als sie sich erinnert, daß ihr Herz eigentlich ihrem ehemaligen Wohnungsnachbarn, dem lustigen Mechaniker Karl Binder, gehört, der wegen ihrer Heirat die Stadt verlassen hat. Sie spielt sich als die unverstandene Frau auf, quält ihren Mann auf die ungezogenste Art, und als nach einigen Jahren Binder mit einer Tasche voller Geld heimkehrt, zieht sie ohne langes Besinnen zu ihm zu „gemeinsamem Haushalt". Die Ehebruchsklage des betrogenen Gatten macht jedoch der Herrlichkeit ein Ende und zwingt das Paar, das über diese Wendung der Dinge höchst entrüstet ist, zur Flucht „in ein Land, wo die Menschen vernünftiger sind". Als Gegenstück zu den Wienern, die sich für die Heiligkeit der Ehe einsetzen und daher von Keller als Dummköpfe und Heuchler geschildert werden, tritt außer dem in England „gescheit" gewordenen Binder ein Berliner Schauspieler auf, ein Freimaurer, der sich mit seiner Frau nur standesamtlich trauen läßt und

daher als edler Kämpfer gegen Lüge und Heuchelei geschildert wird. Daß man die Ehe heilig halte, ohne zu heucheln, scheint für Keller ausgeschlossen zu sein. — Noch dicker trägt er in seinem neuesten Roman auf: „Unterlehrer Straub“ (ebd., 1908), worin er die „Tragödie des freisinnigen Lehrers“ schildern will. Straub, für den Religion nicht existiert, wird von der christlichsozialen Obrigkeit, die nach Kellers Ansicht natürlich wieder aus lauter Heuchlern besteht, auf ungerechteste Weise behandelt, bleibt aber „nackensteif“ und kann schließlich nach vielen Leiden an einer neugegründeten Privatschule seine Erziehungsprinzipien durchführen. Die Gehässigkeit des Verfassers gegen alles, was mit Kirche und Glauben zusammenhängt, macht sich in geradezu kindischer Weise Luft; den Hauptgegner Straubs z. B., den „intrigierenden“ Katecheten Kloiber, zeichnet er ungefähr so, wie „der kleine Moritz sich den Jesuiten vorstellt“; der Freisinnige, der Deutschnationale und der Sozialdemokrat dagegen prangen in Charakterstärke, Edelmut und Gescheitheit.

Sieht Keller im Gros der Wiener scheinheilige Dummköpfe, so erscheinen sie Carl Conte Scapinelli als „Phäaken“. In seinem so betitelten Romane (Leipzig, Staackmann, 1907) hat er den Wiener Mittelstand aufs Korn genommen. Das Hauptinteresse des Lesers wird auf die Figur des Dr. Kastner gelenkt, des jungen Advokaten, der vom Ehrgeiz der Mutter fast wider seinen Willen in die Politikerlaufbahn gedrängt und zum Verzicht auf Jugendfreude und Liebesglück gezwungen wird. Willig fügt die stille, blasse Toni Salinger, die Tochter eines alten Staatsbeamten, sich in die ihr zugewiesene Rolle der „ewigen Braut“, bewundernd verfolgt sie das Vorwärtskommen des Geliebten, der bald in politischen Kreisen eine gewisse Berühmtheit erlangt. Er hat eine neue Partei gegründet, die Mittelstandspartei, für deren Interessen er mit Wort und Tat eintritt und die schnell an Anhängern zunimmt. Denn der Dr. Kastner, der versteht es, mit diesen Phäaken umzugehen, die sonst für nichts als Essen, Trinken und „Drah'n“ zu haben sind und deren Heerführer er werden möchte, um an ihrer Spitze Wien zurückzuerobern von den fremden Arbeitern, von den eingewanderten Nationen, vom hastenden, modernen Großstadtgeist. Er übt eine eigene Macht auf die Menge aus und wenn er, der großgewachsene Mann mit dem hübschen blonden Vollbart, dem üppigen, hochzurückgekämmten Haar und den gutmütigen Augen im vollen, gesunden Gesicht, die Rednerbühne betritt — „der echte, rechte Volksvertreter, halb Biedermann, halb Künstler, halb der schöne, reife Held“ — so fliegen ihm alle Herzen zu. Seine frische heitere Art, sein derber Witz, ja selbst seine gelegentlichen Grobheiten finden den jubelnden Beifall der Zuhörer. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß dem Verfasser bei der Schilderung der persönlichen Eigenart Kastners Bürgermeister Dr. Lueger als Modell vorgeschwebt hat. Im weiteren Verlauf der Handlung ist er dann freilich von diesem Modell ganz abgewichen. — Um den Mittelstand zu heben, dem kleinen Geschäftsmann die Konkurrenz mit dem Großkapitalisten zu erleichtern, gründet Dr. Kastner ein Warenhaus. Solange die oberste Leitung ganz in seinen Händen ruht, geht die Sache einigermaßen, aber Uneinigkeit unter den Teilnehmern und Verleumdung von außen zwingen ihn bald, den Vorsitz niederzulegen, und da muß das Unternehmen denn schon nach wenigen Monaten an den Hauptgläubiger, eine große Bank, verkauft werden. Damit

hat Dr. Kastners Partei eigentlich Schiffbruch gelitten; er selbst gibt sie auf, denn diesen Phäaken, die immer nur tändeln, lavieren wollen, diesen feucht-fröhlichen, harmlosen Egoisten, die selbst für wichtige Dinge keinen Ernst aufbringen können, an den Taten anderer aber immer was zu bekritteln finden, diesen allzeit fidelen Nörglern und Räsonierern ist nun einmal nicht zu helfen. Und Dr. Kastner, der im Grunde genommen auch nicht anders ist als sie, beschließt, fortan nur sich und seiner Toni zu leben, die er als ergrauter Fünfziger nach dem Tode seiner Mutter doch noch zum Altar führt. Zürnen kann er seinen Wienern nicht: „Phäaken seid ihr, verfressene, versoffene, aber sauliebe Kerle!" ruft er ihnen zu. — Scapinelli hat sich nicht die Mühe genommen, die Wiener dort zu beobachten, wo sie etwas leisten, wo sie den Kampf ums Dasein, um eine Stellung in der Welt geradeso tapfer und energisch kämpfen wie ihre Nachbarn im Norden und Westen. Er hat seine Studien am Biertisch, in der Heurigenschenke, im Volksprater, bestenfalls in Versammlungslokalen und Vereinssitzungen gemacht und meint nun, den „Urwiener" zu kennen, als dessen Typus er wiederholt den reichen Fuhrwerksbesitzer Maderl bezeichnet: „Diesem Maderl konnte nichts an, kein Unglück, keine Zeit! Das war der richtige, leichtsinnige Wiener. Ein bißchen jammern und raunzen, und dann wieder lustig, ausgelassen sein, bis ans Lebensende!" Maderls Lebensphilosophie heißt: „Hauptsach' ist, man laßt sich's selbst so gut gehn, wie's möglich ist. Die paar Jahrln, die man auf dera kugelrunden Wölt is, derf ma sich net verleiden lassen. A g'mütlicher sicherer Verdienst, a gute Kost, a fesches Weib und an feinen Trunk. Mehr braucht der Mensch net!" Wären die Wiener so, wie Scapinelli sie schildert, dann hätte er in der Tat recht, sie die Todgeweihten zu nennen und ihnen den Untergang zu prophezeien: „Zugrund, zugrund werd's gehen, Wien wird nimmer mehr den Wienern gehören, sondern den Fremden. Die Türken habt ihr vor Jahrhunderten siegreich geschlagen vor Wien, aber den heutigen Feind, die Böhmen, Italiener, Ungarn, die Juden, die wendet ihr nimmer ab!" Er hat eben Einzelzüge ihres Charakters, die unbestreitbar an der Oberfläche ihres Wesens liegen und daher dem flüchtigen Beobachter ganz besonders auffallen, als Gesamtheit genommen und sich daraus „den Wiener" konstruiert; so ist sein Geschöpf eine Hülle ohne Kern geworden. Ob er diesen Fehler in seiner gegenwärtig in der „Neuen Freien Presse" erscheinenden Erzählung „Prater" vermieden hat, läßt sich vorläufig noch nicht übersehen. Wenig verheißungsvoll klingt, was gleich in einer der ersten Nummern vom Prater, dem „Symbol der Monarchie", gesagt wird: „Der Wiener hält ihn für furchtbar wienerisch, für echt, für unverfälscht. Aber auch er ist wie Österreich: kein Halm dort ist mehr wienerisch im alten Bürgersinn! Der Lärm asiatisch, das Publikum gemischt, aber das fremde Element voran, ganze Riesenetablissements total tschechisch. Die Veteranenkapellen spielen türkisch, die Bosniaken tanzen mit den Iglauerinnen, der Ungar mit der Böhmin, nur der Wiener hat ausgetanzt."

Max Burckhard hat es in erster Linie auf den österreichischen Juristenstand abgesehen, dem er ja selbst angehört. Es fallen nebenbei Streiflichter auf das Wiener Leben im allgemeinen, das der ehemalige Burgtheaterdirektor mit recht kritischen Blicken betrachtet. So schildert er in „Simon Thums" (Stuttgart, Cotta, 1897) einen jungen Faulenzer und Don Juan, der jeder



ernsten Beschäftigung mit großem Bogen ausweicht, sich durch Schlauheit und Arroganz mehr auszeichnet als durch Wissen und Liebenswürdigkeit und trotzdem seinen Weg zu machen weiß, sowohl beim Gericht, wo er als Praktikant die Vormittagsstunden mit Zigarettenrauchen verbringt, als in der Gesellschaft, deren weibliche Kreise er durch geschickt angebrachte Schmeicheleien und durch die Beschaffung pikanter Lektüre für sich gewinnt. Doch diese Erfolge genügen dem strebsamen jungen Manne noch nicht: er führt mit Glück einen kühn ersonnenen Feldzug gegen die Tugend eines kleinen Ladenmädels, versäumt aber nicht, sich gleichzeitig durch seine Vermählung mit einer reichen, wenn auch nicht besonders sittenstrengen jungen Dame und die Teilnahme an den etwas dunklen Geschäften seines Schwiegerpapas eine angenehme Zukunft zu sichern, und stirbt schließlich als hochangesehener, mit Adel und Wappen geschmückter „Ehrenmann". — In seltsamem Lichte erscheint bei Burckhard das weibliche Geschlecht, — oder soll es speziell die Wienerin sein? Alle Mädchen, mit denen Simon Thums zusammentrifft, von dem bescheidenen Ladenfräulein und der geschäftskundigen Tochter des jüdischen Wucherers bis zur eleganten Gesellschaftsdame, nehmen es mit der Tugend nicht sehr genau. Das heißt denn doch die Sage von der „Gutmütigkeit" des Wiener Mädels „mit dem goldenen Herzen" zu wörtlich nehmen. Und die Übertreibung auf diesem Gebiet läßt darauf schließen, daß Burckhard auch sonst seine oft sehr amüsante und witzige Spottsucht zu locker im Zügel hält und daß somit die scharfen Spitzen, die er gegen den Amtsgang bei Gericht, die Sträflingsbehandlung, das Protektionswesen u. dgl. zu richten liebt, nicht allzu ernst aufgefaßt werden dürfen. An solchen Spitzen ist sein neuester Roman, „Die Insel der Seligen" (Berlin, Fischer, 1909), vielleicht noch reicher als seine bisherigen Werke. Diesem Buch müßte ein hoher literarischer Wert zugesprochen werden, wenn der Verfasser nicht unbegreiflicher Weise durch eine plötzliche, ganz unmotivierte Abschwenkung und Weiterführung an der Stelle, wo die Geschichte eigentlich zu Ende sein sollte, den günstigen Eindruck verwischen würde. Der Inhalt des Romans, dessen Tendenz sich gegen die Todesstrafe richtet, ist, nach den Hauptmomenten zusammengefaßt, folgender: Dem „Schani", der schon wiederholt wegen kleiner Vergehen mit der Polizei zu tun gehabt hat und daher schwer Arbeit findet, gelingt es, durch die tatkräftige Hilfe seiner Freundin Kathi, die sich als Wäscheputzerin etabliert und ihn in Dienst nimmt, die Laufbahn eines ehrlichen Arbeiters zu beginnen. Aber ein Streit mit Kathi zwingt den Eifersüchtigen, das Haus zu verlassen und sich einige Tage im Wiener Walde herumzutreiben. Er ahnt nicht, daß gerade in der Nacht vor seinem Verschwinden ein Raubmord an zwei alten Frauen, Kundinnen der Kathi, begangen worden ist und daß verschiedene Umstände ihn als den Mörder erscheinen lassen. Schani wird verhaftet und schließlich trotz seines Leugnens zum Tode verurteilt. Das hat er nicht erwartet: er war der festen Überzeugung, daß man einen Unschuldigen unmöglich verurteilen könne, ja, daß die Herren vom Gericht überhaupt nicht das Recht hätten, einen Menschen, den sie gar nicht kennen, der ihnen nichts Böses getan hat, zum Tode zu verurteilen. „Die Stärkern sind sie. Gut. Dann sollen sie's aber auch sagen. Und dann sollen s' sagen, wir hängen dich auf, weil wir glauben, daß du das 'tan hast, und weil wir die Stärkern sind. Aber sie sollen mir

keine Geschichten von Recht und Unrecht und von Verbrechen erzählen." Und dabei bleibt er trotz aller Vorstellungen seines Verteidigers. Sein Nichtbegreifen, Nichtfassenkönnen, seine Todesangst wirken wahrhaft erschütternd. Wenn die Menschen, die für die Todesstrafe eintreten, nur einmal darüber nachdenken würden — meint der Verfasser —, „was es heißt, einem Menschen die Stunde seines Todes festzusetzen und kundzumachen und dann ihn leben zu lassen, ihn dieser Stunde entgegenzittern zu lassen, um ihn dann kalten Blutes vom Leben zum Tode zu befördern, — sie müßten sich entrüstet und schaudernd abwenden von dieser Marter, der einzigen Marter, die die Natur, da sie den Tod erfand, ihren Geschöpfen erspart hat, die aber nun die Menschen dem Sterben hinzufügen, ihre grausame Bestialität stolz mit dem Namen der Gerechtigkeit schmückend." — Und nun steht Schani vor dem Scharfrichter und beteuert noch einmal seine Unschuld an dem Morde, den er mit dem Tode büßen soll, — ja, an diesem Morde! Aber wie um sich an seinen Richtern zu rächen, ihnen zu zeigen, wie wenig ihre Gerechtigkeit und Weisheit wert sind, legt er unter dem Galgen das Geständnis ab, daß er trotzdem ein Mörder ist, daß er vor Jahren, als er noch unter anderem Namen in der Provinz lebte, sein untreues Weib und dessen Liebhaber getötet hat und daß dies Verbrechen nie an den Tag gekommen ist. Seine Richter aber, die bisher an seine Unschuld nicht glaubten, zweifeln jetzt an seiner Schuld. Die Hinrichtung wird verschoben, neue Verhandlungen, neue Untersuchungen beginnen. Und nun kommt die oben erwähnte Wendung, durch die Burckhard aus der ergreifenden Tragödie eine nicht einmal komisch wirkende Burleske macht: ein geschmackloser „Briefwechsel" zwischen dem Verfasser und seiner Romanfigur erinnert den Leser plötzlich daran, daß Schani ja nur in der Phantasie des Herrn Dr. Burckhard existiert, der ihn jetzt nach Belieben begnadigen oder verurteilen lassen kann, und dann verliert sich der Faden der Erzählung in der weitschweifigen Schilderung einer politischen Krise, um schließlich auf der „Insel der Seligen", einem neugeschaffenen Deportationsort für zum Tode Verurteilte, langsam, ohne das erloschene Interesse des Lesers neu anzufachen, im Küstensande zu verlaufen. Verwundert fragt man sich: Wie kann ein geistreicher Schriftsteller sein eigenes Werk so ohne allen Grund der Wirkung berauben? — Doch das ist eine Frage, die uns hier eigentlich nichts angeht, für unsern Zweck ist es wichtiger, daß die in die Haupthandlung eingestreuten Episoden aus dem Wiener Volksleben — Szenen an der Donau zur Zeit des Eisstoßes, Gespräche zwischen Schani und seiner Kathi oder dieser und der Nachbarin, Streifereien durch die Umgebung der Stadt usw. — in Ton und Schilderung an Echtheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Einen sonderbaren Begriff muß der Uneingeweihte aus Arthur Schnitzlers neuestem Wiener Roman „Der Weg ins Freie" (Berlin, Fischer, 1908) von unserer Kaiserstadt bekommen, erscheint sie darin doch geradezu als eine Judenstadt, in der hie und da ein Christ vereinsamt umherirrt. Diese Darstellung wirkt um so überraschender, als der Held des Buches ein wohlsituierter Aristokrat ist, ein Baron Georg v. Wergenthin-Recco. Der junge Adelige verkehrt merkwürdigerweise fast ausschließlich in jüdischen Kreisen, besucht die Jours der reichen Madame Ehrenberg mit der



schönen Tochter und dem plebejischen, auf seine Abstammung stolzen Mann, sitzt im Kaffeehaus beim Tisch jüdischer Literaten, wird der vertraute Freund zweier von ihnen, behandelt einen jüdischen Sozialdemokraten wie seinesgleichen, kurz, er scheint sich nur bei Juden wohlzufühlen, obgleich die meisten von ihnen ihn mit einer gewissen Überlegenheit behandeln. Nur das Mädchen, das er für ein Jahr an sich fesselt, um es dann — prosaisch ausgedrückt — sitzen zu lassen, ist eine Christin, die aber ihrerseits auch wieder nur mit Juden verkehrt. Die Judenfrage wird in dem Buche von allen möglichen Seiten beleuchtet, denn all diese Juden, die als sehr talentierte, geistreiche, originelle Persönlichkeiten gezeichnet werden (wie Eingeweihte behaupten: mit Porträtähnlichkeit), sprechen eigentlich von nichts anderem als von Antisemitismus, Zionismus, Rasse, Nation usw. — Der Weg ins Freie, der dem Roman den Titel gab, ist des musikalisch begabten Georg Abreise aus Wien — der Stadt, in der man immer in Gefahr sei, sich zu verlieren — nach Detmold, wo ihm eine Kapellmeisterstelle winkt und wo man ihn mit einer Art von gutmütigem Mitleid behandelt, weil er aus Wien kommt. „Denn, wenn der Name dieser Stadt vor den Leuten erklang, merkte es Georg ihren vergnügten und etwas spöttischen Mienen an, daß, gesetzmäßig beinahe wie die Obertöne auf den Grundton, sofort gewisse andere Worte mitzuschwingen begannen, auch ohne daß sie ausgesprochen wurden: Walzer . . . Kaffeehaus . . . süßes Mädel . . . Backhendel . . . Fiaker . . . Parlamentsskandal". Seine Wiener Freunde sagen ihm: „Daß Sie sich entschlossen haben, Wien zu verlassen, das war eine gute Idee von Ihnen. Hier hätte man Sie jedenfalls noch einige Jahrzehnte lang für einen Dilettanten gehalten. Das ist schon einmal nicht anders in Wien . . . . Ohne ein Zeugnis von draußen werden Sie hier nicht ernst genommen." Ist das wirklich nur in Wien so? Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande, heißt schon ein sehr, sehr alter Spruch, der nicht in Wien entstanden ist!

Von einem ganz andern Standpunkte als Schnitzler betrachtet das Überhandnehmen des Judentums in Wien Franz Josef Gerhold in dem Roman „Gärungen—Klärungen" (Wien, Österreichische Verlagsanstalt), der eine Art Schlüsselroman vorstellt: Herr Moriz Ehrenreich, Herausgeber der „Morgenpresse", dürfte identisch sein mit einer in Journalistenkreisen sehr bekannten Persönlichkeit. Der Leser wird hier auf die Zustände bei der Wiener Presse aufmerksam gemacht, wobei manches „Redaktionsgeheimnis" und mancher Geschäftskniff der jüdischen Zeitungsverleger verraten werden. Das Reklamewesen, das Züchten und Protegieren von „Künstlern" in der eigenen Clique, das widerliche Geldprotzentum und sonstige Rasseneigentümlichkeiten der Juden werden vom Verfasser gründlich gegeißelt. Empfänge im Palais Ehrenreich, Premieren in der Oper, Hochzeiten, Künstlersoupers und Kostümbälle bieten die Gelegenheit dazu. Martin Gruber, einer der wenigen Christen in dem Buche, ein Journalist, der für jüdische Blätter arbeitet, wird durch die Betrachtungen, die er auf einem vorzüglich geschilderten „Praterfest" bei Ehrenreichs anstellt, zum ausgesprochenen Antisemiten. „Ihm war plötzlich, als ob er in eine fremde Welt geraten wäre, als ob er, der Wiener, zu Gast wäre in seiner Vaterstadt. Und es wurde ihm auch klar, wohin er geraten war: unter die Nomaden . . . Von Ost und West, von Süd und



Nord fallen sie seit Jahrzehnten wie die Heuschrecken auch in die Wienerstadt, diese Nomaden." Und Gruber schreibt eine Broschüre über die Wiener Nomaden, welche die Wirkung hat, daß ihr Verfasser für das führende jüdische Blatt einfach nicht mehr existiert, auch nicht, als er seine Wahl in den Reichsrat durchsetzt. „Er gehörte fortan zu jenen öffentlichen Wiener Persönlichkeiten, die nie mehr im Blatt genannt werden dürfen."

Eine Gattung für sich bilden unter den Großstadtromanen die Künstlerromane. Die Malergeschichten, die in München heimisch sind, spielen in der Wiener Literatur keine große Rolle, wenngleich auch sie Vertreter gefunden haben — ich brauche da nur an Torresanis „Oberlicht" zu erinnern —; dafür hat Wien seine Schauspielerromane, denn die Bühnenkunst ist bekanntlich neben der Musik dem Wiener die liebste, die verständlichste, die familiärste der Künste und alles, was mit dem Theater in Beziehung steht, kann seines Interesses sicher sein. Deutlichen Ausdruck findet diese Theaterbegeisterung in Hermann Bahrs neuestem Buch: „Die Rahl" (Berlin, Fischer, 1909). Die Rahl, die große Tragödin, hat die ganze Stadt bezaubert. Schweigend erträgt ihr gräflicher Gemahl ihre Treulosigkeiten, ohne Murren lassen die Kollegen sich ihre hochmütigen Launen gefallen, willig fügen ihre Freunde sich ihren Absonderlichkeiten, das Publikum jauchzt ihr zu, wo und wann es sie erblickt. Und sie, das einstige Wiener Vorstadtmädel, berauscht sich an ihren Triumphen, an ihrer Kunst, sie bewundert ihr eigenes Spiel, während sie auf der Bühne steht, — und weiß dabei besser als irgendwer, daß sie im Alltagsleben eine ganz unbedeutende, herzlose, ja sogar gemeine Frau ist, die sich unter anderem dazu hergibt, einen sie anschwärmenden Gymnasiasten in die Geheimnisse der Liebe einzuweihen. Unter den zahlreichen Nebenfiguren fällt der „schöne Hofrat Wax" auf, ein begeisterter Verehrer Wiens, der sich mit den Worten einführt: „Noch eine Woche, wenn's so bleibt, dann stellen wir die Tische hinaus und sitzen vor dem Café und dann werden Sie erst sehen, was das ist, der Wiener Ring im Wiener Frühling mit den Wiener Frauen! Wenn das wo anders wär', gar in Berlin, das Geschrei! Aber wir sind halt bescheidene Leut'!" Er kennt kein größeres Vergnügen, als einen Fremden mit den Schönheiten und der Eigenart seiner Vaterstadt bekanntzumachen, als deren Verdienst er sogar klimatische Vorgänge und Naturerscheinungen in Anspruch nimmt. „Seit Jahren schlug er im Ministerium vor, ein Departement für Fremde zu schaffen, ‚zur Entdeckung Wiens'. Der Anfang aber wäre dann mit den Wienern selbst zu machen, die doch ihre Wiener Stadt ja gar noch nicht kannten." Es steckt ein gut Teil Wahrheit in dieser Behauptung des schönen Hofrats Wax!

Ein Stückchen Theaterwelt aus dem Wien Heinrich Laubes und Hans Makarts, aus dem Wien jener Tage, da noch Kaiserin Elisabeth an der Seite des Kronprinzen Rudolf beim Praterkorso sich von der dichtgedrängten Volksmenge zujubeln ließ, zeichnet Ignotus — bekanntlich das Pseudonym des ehemaligen Stadttheaterdirektors Adam Müller-Guttenbrunn — in „Die Dame in Weiß" (Wien, Konegen, 1907). Hier dürfen wir einen der täglichen zwanglosen Nachmittagsempfänge bei Laube mitmachen, in der Operngasse, hoch oben im vierten Stock, in dem bunt, aber nicht ohne Intimität eingerichteten „literarischen Salon", der namentlich für junge Schauspieler

und Schriftsteller ein Wallfahrtsort geblieben war, auch als Laube am Wiener Theaterleben nicht mehr aktiv teilnahm. Wir dürfen aus der Hand einer Pflegetochter Laubes, die nach Frau Idunas Tod die Hausfrauenpflichten versah, eine Tasse Mokka entgegennehmen und ein paar Worte mit dem alten Theaterfeldherrn selbst reden, der vom bequemen, etwas erhöhten Lehnstuhl aus die ganze Gesellschaft mit seinen hellen, geistvollen blauen Augen überschaute. „Wie ein Patriarch saß er da im Kreise seiner Freunde und Jünger, die alle zu ihm aufblickten und sein Wort hörten. Er sprach nicht viel, aber wenn er redete, stockte jedes andere Gespräch in diesem Kreise." Er erhob sich nie, wenn ein neuer Gast eintrat, doch jeder in seinen Salon Eingeführte wußte, daß der Sitz neben dem Hausherrn stets für den Zuletztgekommenen freigemacht werden mußte. So kam Laube mit jedem seiner Gäste in persönliche Berührung. — Auch einen Besuch des Kaisers im Künstlerhause zur Eröffnung einer Gemäldeausstellung läßt Ignotus uns mitmachen; dabei zeigt er durch eine scheinbar unbeabsichtigte Bemerkung, daß der Kaiser der Makartschen Farbenpracht die schlicht seelenvolle Malart anderer Künstler vorzog. Diese kulturhistorischen Details bilden das eigentlich Wienerische und zugleich den eigentlichen Wert des Buches, mit dessen Hauptpersonen und Geschehnissen, die übrigens nur zum Teil in Wien spielen, man sich nicht befreunden kann. Es läuft da mancherlei Unerquickliches und Unnatürliches mit unter, wie man es in Büchern vornehmen Charakters nicht zu finden erwartet.

In L. Andros Novelle — die auf dem Titelblatt stehende Bezeichnung Roman trifft hier wohl kaum zu — „Das offene Tor" (München, Süddeutsche Monatshefte) haben wir es mit Sängerinnen und Musikern zu tun. Die Hauptperson ist der originelle und daher verkannte Komponist Renatus Feyertag, dessen Schicksal in gewisser Hinsicht an das mancher anderer Tonkünstler in Wien erinnert; vielleicht hat dem Verfasser Hugo Wolf vorgeschwebt, vielleicht gar Beethoven. In Armut und in gesuchter Einsamkeit, sich oft sogar vor den wenigen Freunden verschließend, die ihm helfen wollen, lebt und arbeitet Renatus in seinem dürftigen Stübchen; zuweilen wandert er hinaus nach Schönbrunn oder durchstreift die ältesten Stadtteile Wiens, um den tieferen Zusammenhängen mit dem Gewesenen nachzuspüren; er ruft sich gern „neben der etwas parvenühaften großen Dame, der Stadt von jetzt, die liebliche kleine Kokette von einst zurück". Er tut nichts, um das Publikum für sich zu gewinnen, denn seiner Meinung nach hat nicht der Künstler zum Publikum zu kommen, sondern das Publikum zum Künstler; als aber bei der von seinen Freunden durchgesetzten Aufführung eines seiner Werke ein Mißerfolg erzielt wird, macht er einen Selbstmordversuch. Er wird gerettet, die Freunde wirken in der Stille weiter für ihn und schließlich öffnet ihm eine Aufführung in München das Tor des Ruhmes. Anstatt aber hindurchzuschreiten, zieht er es vor, zu sterben, — denn der steile Pfad, der zum Ruhmestor führte, war ihm schöner als das erreichte Ziel. — Für Andro sind die Wiener, in denen Scapinelli leichtsinnige, allweil fidele Phäaken sieht, mutlose Schwächlinge, die auf jede Anregung zur Tat die Antwort geben: „Es wird schon schief gehen! Es nutzt ja doch nichts!" „Hat es jemals einen Kämpfer unter diesen weichen, schlaffen, ich geb' es

ja zu, ganz feinen, ganz zart empfindenden Menschen gegeben?" — Nicht uninteressant sind ein paar Bemerkungen über das äußere Stadtbild. „Schauen Sie sich die Karlskirche an," sagt Renatus einmal, „wie zart und scharf die Kuppel und die beiden Säulen gegen den Himmel stehen. Das ist das Symbol von Wien, — die Karlskirche mit ihrer feinen südlichen Barockanmut, mit den grünen Anlagen zu ihren Füßen und ihrer ganzen freien, heiteren Schönheit. Unser vielbesungener, angehimmelter Stefansturm sagt mir gar nichts." Und ein Fremder, ein Schwabe, antwortet darauf: „Ueberhaupt ist Ihre Stadt seltsam; Bilder, Bilder Schritt auf Schritt. Aber kein Gesamteindruck, kein Charakter, nichts, was einem bliebe. Schauen Sie z. B. München an; gehen Sie durch irgend eine Straße und als perspektivischer Abschluß in weiter Ferne winkt Ihnen immer etwas, was Ihnen Lust macht, Ihr Ziel zu erreichen, ein Gebäude, ein Denkmal, etwas, das sich frei in den Himmel hebt und eine feine Silhouette gibt. Alles mit Geist, mit Kunstempfindung, mit feinster Berechnung durchgeführt. So ein Straßenbild haben Sie hier überhaupt nicht. Ihre berühmte Ringstraße? Eine Schnur, an der Perlen von allen Größen, allen Arten willkürlich und lückenhaft aufgereiht sind. Gestern sah ich mir den Platz an, auf dem Ihr gotisches Rathaus, Ihr Renaissance-Burgtheater und Ihr hellenisches Parlament sich gegenseitig anlächeln. Du lieber Gott!" Aber der biedere Schwabe kommt zu dem Schluß, daß es dem Fremden doch ebenso ergehe wie dem Wiener selbst: er schimpft über Stillosigkeit und Verwüstung, aber „dann liegt doch die weiche blaue Luft darüber und das viele Grün dazwischen und die Konturen werden weich und harmonisch und nichts stört mehr. Ihr seid ein stilloses Pack, aber Ihr habt Grazie".

Ein Problem aus der Künstlerwelt hat auch Wilhelm Degré zum Vorwurf seines umfangreichen Romans „Die Familie von Gießen" (Berlin, C. Wigand, 1907) gewählt, der uns in die Siebziger- und Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts versetzt, in die Zeit der Schwindeljahre und der Offenbachschen Operetten. Der Verfasser will beweisen, daß die Theaterprinzessin sich trotz anfänglich guten Willens nicht in das Alltagsdasein einer braven Hausfrau und Mutter zu schicken vermag. Die fesche Tini vom Karltheater heiratet den klugen, ernsten Dr. Gießen, dem zuliebe sie ihren Beruf aufgibt. Aber obgleich Gießen als Leiter eines großen Sanatoriums die Sucht seiner Frau, in der Gesellschaft zu glänzen, befriedigen kann, obgleich Tini Mutter zweier reizender Töchter wird, stellt sich bei ihr bald das Heimweh nach dem Theater ein. Sie versucht durch Teilnahme an der damals in Wien in Mode kommenden Frauenbewegung ihrem Leben „Inhalt" zu verleihen, wird — um die Freiheit der modernen Frau zu dokumentieren — die intime Freundin eines Malers, aber die Theatersehnsucht erlischt nicht und als eine der Töchter verheiratet, die andere an den Folgen eines Fehltrittes, zu dem sie durch die „Erziehung zur Freiheit" gelangte, gestorben ist, läßt Tini Gatten und Freund im Stich und zieht mit einer italienischen Operettentruppe nach Amerika. Dr. Gießen wird zum Gewohnheitstrinker, erwürgt in einem Anfall von Raserei seine Tochter und stirbt am Herzschlage. Diese an und für sich knappe und dramatische Handlung ist durch endlose Reden für und gegen die Frauenemanzipation und durch zahlreiche Wieder-

holungen zu zwei dicken Bänden von zusammen mehr denn tausend Seiten angeschwollen! Es fehlt nicht an fesselnden Partien, an gemütlichen Schilderungen des Wiener Lebens und interessanten Vergleichen zwischen Wiener- und Berlinertum, aber sie verlieren sich in dem Wust von stilistischen Unbeholfenheiten und weitschweifigen Reflexionen wie die wenigen Rosinen der allzu sparsamen Hausfrau in einem Riesengugelhupf; wer sie „herausklauben" will, braucht Zeit und Geduld.

Seltsamerweise fehlt es unter den Wiener Romanen an einem eigentlichen Studentenroman, obgleich die Musensöhne doch im gesellschaftlichen wie im politischen Leben der Stadt durchaus nicht unbemerkt bleiben. Ansätze zu einem solchen finden sich in Fritz Stüber-Gunthers „C. i." (Stuttgart, Bonz & Co.). Die Handlung ist in die Jahre verlegt, da die antisemitische Partei in Stadt- und Gemeinderat ans Ruder kam, die Partei der „Urwiener", die in ihrer Fürsorge für das Allgemeinwohl so manches halten mußte, was ihre liberale Vorgängerin nur versprochen hatte. Diese politische Entwicklung, dieses Werden und Wachsen des neuen Wien führt der Verfasser in einzelnen, mit einander nur lose verknüpften Episoden vor, zwischen welche Bilder aus dem Burschenleben, aus Beamten- und Journalistenkreisen eingeschoben sind. Denn der Held des Buches, Martin Lambrecht, ist Beamter und zugleich farbentragender Student — er hat sich als Jurist inskribieren lassen —, wird später, nachdem er wegen leichtsinniger Schulden und Furcht vor der ersten Mensur cum infamia (C. i.) kassiert worden, Redakteur bei einem „deutschnationalen" Blatt und schließlich Kontorist in einer großen Buchhandlung und liebevoller Gatte seiner ehemaligen Schülerin. Die Burschenschaft hat inzwischen das C. i., das seine Philisterlaufbahn stark behindert hat, in einfache Entlassung umgewandelt und Martin kann an der Wiege seines Erstgeborenen stolze Zukunftspläne bauen. Trotz einiger humoristischer Partien liegt ein drückender, fast quälender Ernst und eine zielstrebige Willenskraft in dem Buche, die einen seltsamen Kontrast bilden zu dem fröhlichen Leichtsinn der Scapinellischen Phäaken oder der energielosen Mutlosigkeit der Androschen Künstler, aber auch zu der krankhaften Nervosität des jungen Studenten, der in „Hans Jäckels erstes Liebesjahr" von Franz Nabl (Berlin, Fleischel & Co., 1908) die Hauptrolle spielt. Hans Jäckels Unglück ist es, daß er nur immer in der Vorfreude glücklich zu sein vermag, nach Erfüllung seiner Wünsche jedoch nichts als Enttäuschung, Trauer oder gar Ekel empfindet. So ist es ihm als Knabe mit der ersehnten Elektrisiermaschine gegangen, so geht es ihm als Jüngling mit der Liebe. Jahrelang hat er gegen die Liebe angekämpft, um sich seine ideale Auffassung zu erhalten, doch wie stets, so unterliegt er auch hierin, und das Leben breitet sich trübe und genußlos vor ihm aus. Außer mit diesem angehenden Paralytiker werden wir mit einem zynischen jungen Mediziner bekannt gemacht, ferner mit einem „süßen Mädel", wie man es schon zum Überdruß oft in der neueren Literatur antrifft, und mit einer reichen Bürgersfamilie, in der der Vater ein Lebemann häßlichster Art, die Mutter eine Demimondaine ist. Diese nichts weniger als sympathischen Gestalten mit ihren zumeist recht unerquicklichen Erlebnissen sind auf den vorzüglich gezeichneten Hintergrund jenes Wiener Lebens gestellt, das uns auf den Straßen, im Prater, im Volks-

garten, im Kaffeehaus, im Theater entgegentritt. Die Farbenfrische und Naturtreue dieses äußeren Bildes der Stadt versöhnen ein wenig mit der sonstigen Unerfreulichkeit des Buches.

Nur leise und zart wird die Wiener Note in Emil Lucas eigenartigem, in Form eines Selbstbekenntnisses abgefaßten Roman „Tod und Leben" (ebd.) angeschlagen, und doch hört der aufmerksame Leser ihren Klang deutlich heraus. Das Buch läßt sich mit keinem der bisher genannten vergleichen, es bildet eine Gattung für sich, — eine Gattung, die im Gros des Lesepublikums nicht viele Freunde finden wird, denn das ist keine Unterhaltung für müßige Stunden, sondern eine Lektüre, die ein Hineindenken, ein Nachsinnen verlangt, die nicht gleichmütig hingenommen werden kann, sondern zur Stellungnahme — bald zu Widerspruch und bald zu Beistimmung — zwingt. Der Inhalt ist nicht leicht zu erzählen; es „geschieht" ja so wenig in diesem Roman, der ganz Reflexion, ganz Seelenanalyse ist. Ein schwermütiger junger Grübler mit überfeinen Nerven, der sich einem im Sonnenlicht umherirrenden, blinden und frierenden Schatten der Vergangenheit vergleicht und jeden Morgen mit einer neuen Last aufsteht, „der Last des gestrigen Tages", verliebt sich in ein Mädchen, von dessen Schönheit, Frohsinn und Seelenharmonie er für sich Genesung erhofft. Nach einigen Wochen des Glückes aber kommt ihm die Erkenntnis, daß er, der zerrüttete, abwärtsgleitende Pessimist, nicht das Recht habe, dieses junge, frische Wesen an sich zu fesseln, daß es seine Pflicht sei, das Mädchen freizugeben. Der Gehorsam gegen diese Pflicht führt ihn an den Rand des Wahnsinns und schließlich bis zu einem Selbstmordversuch, doch er wird gerettet und erlangt mit der leiblichen auch geistige Genesung: aus dem Umgang mit der Natur schöpft er neuen Lebensmut und den Glauben an sich selbst, an die Menschheit und an einen Gott. Er fühlt, daß er kein Staubkorn ist, das verweht, kein kunstvoller Mechanismus, der zusammengefügt wird und wieder zerfällt, sondern ein ewig Unzerstörbares, ein Wesen, das für sein Tun verantwortlich ist. — Um diese knappe, an und für sich einfache Fabel hat der Verfasser das bunte Geranke seiner Ideen, seiner Phantasien und Träume geschlungen, und in all dies Ungreifbare, Tiefinnerliche hat er reizende Miniaturbildchen aus dem Wirklichkeitsleben gesetzt: poesiedurchtränkte Schilderungen des Wiener Waldes, den er sich „zu eigen geschaffen hat mit Jubel und Tränen", des Schönbrunner Parks, der sich einhüllt „in das Schweigen seiner Vergangenheit", der Stadt selbst, für die er die hübsche Metapher findet: „Eine große, Stein gewordene Erinnerung, die sich den zarten Herbstschleier der Vergangenheit sinnend ums Haupt geschlagen." Eine an originellen Bemerkungen reiche Definition wird dem Wienertum gewidmet, jenem Wienertum, das Johann Strauß in der „Fledermaus" verkörpert hat: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist! (Nebenbei bemerkt: die Erwähnung der „Fledermaus" und ihrer faszinierenden Wirkung auf das Publikum fehlt fast in keinem der Wiener Romane.) Und in eigenartiger Weise wird der Wiener Walzer — gleichsam als Verkörperung des Wienerischen — analysiert: „Wiegende Ruhe, im Ebenmaß schweben, der Welle gleich, absichtslos, mühlos und ziellos . . . Schaukeln und drehen auf einer Stelle, lässig bald hieher, bald dorthin schleifen. Eine wogende Linie sind alle Leiber, und doch kein

Stoßen, kein Drängen, kein Streifen ... Es ist der echte Tanz, der Walzer, der Tanz des Weibes, der Tanz des Wieners ... Es ist die einfachste Form des Lebensgefühls, atmende Kugel sein; aus ihr hat der Wiener einen Kult und Gottesdienst gemacht, der da heißt ‚Drahn'." Und dann folgt eine etwas übertriebene Schilderung des Wieners in Fest- und Weinlaune, in der „Verkauft's mein G'wand"-Stimmung.

Durch die Form des Selbstbekenntnisses dem Buche Luckas verwandt, sonst aber auch nicht einmal einen annähernden Vergleich mit ihm aushaltend, ist Emil Scholls zweibändiger, in seiner Weitschweifigkeit und Nietzsche-Philosophie herzlich langweiliger Roman „Arnold Bach" (Berlin, C. Wigand, 1908). Der Erzähler stellt sich gleich auf der ersten Seite als Enkel eines polnischen Juden vor, malt in düstersten Farben seine entbehrungsreiche Jugend, während welcher er von seiner christlichen Umgebung viel zu leiden hat, und flicht einige realistisch wiedergegebene Straßen- und Schenkszenen ein, die den versöhnenden Humor vermissen lassen, der sich bei solchen Volksszenen fast immer entdecken läßt. Der weitere Lebenslauf Bachs — Arbeit, Studium, Familienleid jeder Art, sich stets wiederholende Enttäuschungen in Freundschaft und Liebe — spielt sich nur zum Teil in Wien ab.

Wiener ganz besonderer Art sind die Bewohner von „Haus Nummer 37" (Wien, Wiener Verlag, 1908), das Karl Adolph weit draußen an der Peripherie der Stadt, dort, wo die geraden, breiten Straßen des 10. Bezirks sich noch ziellos im freien Felde verlaufen, für seine Leser erstehen läßt. Wer nicht über eisenfeste Nerven verfügt, der nehme das Buch nicht zur Hand, denn seine Helden sind Plattenbrüder und „Pülcher", bei denen das Schnappmesser lose in der Tasche steckt, tobsüchtige Trunkenbolde, die ihre abgehärmten Weiber und halbverhungerten Kinder mißhandeln, jüdische Brantweinschenker, die dem armen Vagabunden den letzten Heller abnehmen, Frauen und Mädchen, für die der Begriff Moral überhaupt nicht existiert, — und als einzige „Lichtgestalten" darunter ein Volkssänger von nie versiegendem „Hamur" und nie zu stillendem Durst, ein braver Arbeiter, den verschmähte Liebe zum Mörder macht, und ein fleißiger Student, den die Geldsäcke seines jüdischen Schwiegerpapas zur Verleugnung seines Christenglaubens bringen. Das Spiegelbild dieser häßlichsten Nachtseiten des Großstadtlebens ist von erschreckendem Realismus, aber was mit dem Buche, das auf höheren literarischen Wert wohl keinen Anspruch erhebt, versöhnt und es hier erwähnenswert macht, ist ein gewisses Etwas in der Art des Schilderns und im Geschilderten selbst: ein Gemisch von Derbheit und Gutmütigkeit, Roheit und Sentimentalität, Spottsucht und Mitleid, Sittenlosigkeit und Ehrlichkeit, Jähzorn und Humor. Das Wiener Proletariat, in das sich so viele fremde Elemente mischen, ist in der Literatur nicht oft so naturgetreu porträtiert worden wie hier, und die wenigen „Urwiener", die sich darin finden, — „echte Kinder jenes einst vielgepriesenen, heiteren, leichtsinnigen, gutmütigen Wien, auf die in Wahrheit das Wort vom goldenen Herzen paßt", — sind hier mit Liebe und doch ohne Verheimlichung ihrer Schwächen und Fehler abkonterfeit.

Und nun zu ein paar Meisterwerken in der Wiener Literatur, zu ein paar Büchern, bei denen man das Lesetempo ganz unwillkürlich verlangsamt,



um den Genuß nur ja nicht zu verkürzen: zu Emil Ertls prächtigen kulturhistorischen Romanen „Die Leute vom blauen Guguckshaus“ und „Freiheit, die ich meine“ (beide Leipzig, Staackmann, 1906 und 1908). — Das blaue Guguckshaus stand heute vor hundert Jahren in der Zieglergasse auf dem „Brillantengrund“, wie man in Altwien das Schottenfeld, die unter der Dominialgewalt des Schottenstiftes stehende Vorstadt, nannte, weil die Gattinnen der reichen Seidenweber jener Gegend auf Bällen und im Theater ihre Mitschwestern aus den andern Vorstädten durch den Glanz ihrer Juwelen überstrahlten. Und Besitzer des Guguckshauses war der redliche alte Seidenweber Kebach, den es so furchtbar kränkte, daß das Burgtor nicht frisch angestrichen wurde, — „Ein Kaiser von Österreich, und so ein Burgtor!“ pflegte er ganz bekümmert zu sagen, — und daß das Geländer der Stadtgrabenbrücke alleweil wackelte, und der es Anno 1809 durchsetzen wollte, daß die „Parlez-vous“ über den Linienwall purzeln; Kebach, der seiner hübschen, gescheiten Wettl ein liebevoller Vater, seinem alten Schwiegervater, dem fleißigen, kindlich frommen Salzküfel, ein treuer Sohn und den zahlreichen Arbeitern in der großen Werkstatt, in der so manches Original am Webstuhl sitzt, ein gerechter Herr ist. Wie es im Guguckshaus und in dessen Umgebung während der Franzosenzeit zuging, was seine Bewohner und deren Freunde in jenen Tagen und Monaten an Leid und Freud', an Angst und Jubel erlebten, das schildert Ertl mit einer Erzählkunst und Anschauungskraft, die nicht leicht übertroffen werden können. Die ganze Zeit mit ihrer ruhigen Beschaulichkeit, ihrer Arbeitsfreude und treuen Pflichterfüllung, ihrem Patriotismus und ihrer Begeisterungsfähigkeit, ihrer kindlichen Wichtigtuerei und Lust am Kannegießern ersteht farbenfrisch vor unserem Auge und wird uns so lieb und vertraut, daß uns fast etwas wie Heimweh nach ihr ergreift. Und wie wuchtig, wie fortreißend wirkt neben der gemütlichen Schilderung der Friedenstage die Beschreibung der gewaltigen Schlacht bei Aspern, deren Kanonengebrüll bis zum stillen Guguckshaus herübertönt und Schön-Wettls Herz in bangen Schlägen um den mitkämpfenden Geliebten erzittern läßt! Was ist doch diese Wettl für ein Prachtmädel in ihrer besonnenen Hausfraulichkeit, ihrer kindlichen Fürsorge für den „Herrn“ Vater und Großvater und ihrer innigen, von jeder Überschwänglichkeit freien Liebe zum jungen Nachbarssohn! Das Schaffen prächtiger Charaktere ist überhaupt Emil Ertls Spezialkunst; seine Bücher sind reich an originellen Käuzen, aber nie haben wir bei ihnen das Gefühl des künstlich Konstruierten, des mühsam Aufgestöberten. Wir bewundern nur die Geschicklichkeit, mit der er, der Schriftsteller von heute, sich in längst vergangene Zeiten, in längst verflogene Gefühle und Ideen hineinzuleben vermag; wir zweifeln keinen Augenblick an der Existenz all dieser Prachtmenschen und können uns nicht entscheiden, welchem unter ihnen wir den Vorzug geben sollen. Schweren Herzens trennen wir uns am Schlusse des Buches von ihnen allen, ja selbst das Scheiden von den Webstühlen, den Schweif- und Zettelrahmen, den Kaviliergestellen und sonstigen uns bisher ganz unbekannten Dingen wird uns nicht leicht, denn die Liebe, mit welcher die braven Seidenweber sie behandeln, ist durch Ertls Schilderungskunst auch in uns wach geworden. Daher freuen wir uns ganz kindisch, daß wir in „Freiheit, die ich meine“ Wiedersehen mit ihnen



feiern dürfen. Denn ohne eigentlich in Zusammenhang mit dem vorigen zu stehen, ist dies Buch als dessen Fortsetzung zu betrachten. Wer die Leute vom blauen Guguckshaus kennt, findet ihre Spuren in der Geschichte ihrer Enkel und Urenkel wieder. Das „Sturmjahr“ ist es, das Jahr 1848, in das uns Ertl diesmal geleitet, um uns zu erzählen, was die Mitglieder der vielköpfigen Familie des Schottenfelder Seidenfabrikanten Leodolter in den Revolutionstagen erlebten und erlitten, wie jedes von ihnen und ihren Freunden und Feinden sich die „Freiheit“ vorstellte und welche Enttäuschungen sie ihnen allen, jedem in seiner Art, bereitete. Die trauliche Behaglichkeit, die im Guguckshaus herrschte, ist durch politische und soziale Kämpfe verdrängt; die neue Zeit hält unter Kanonendonner, Musketengeknatter und Blutvergießen Einzug in Herzen und Köpfe, in Familien und Werkstätten. Man kann Ertls Buch ruhig, trotz einiger unnötiger Abschweifungen in das allzu Romanhafte, „den“ Roman des Revolutionsjahres nennen, denn es wird keinem andern gelingen, ein besseres Bild von dem stetig anwachsenden Freiheitsdrang der vorhergehenden Jahre, dem Aufeinanderplatzen der Gegensätze, der Verwirrung in den Straßen der Stadt und in den Gemütern ihrer Bewohner zu entwerfen. Man begreift angesichts dieser Verwirrung die Gedanken des alten Vinzenz, der nicht einig mit sich ist, ob es recht von ihm sei, auf die kaiserlichen Soldaten zu feuern, und sich schließlich tröstet: „Wenn der heilige Petrus an der Himmelstür am End' Geschichten macht, so beicht' ich ihm halt alles, wie es war. Dann wird der heilige Petrus ein Einsehen haben und wird sagen: Komm nur einer, alter Vinzenz! In dem Durcheinander da unten, da haben sich Gescheitere, als du bist, nicht aus'kennt!“ — Der Verfasser ist bei seinen Seidenwebern in die Lehre gegangen: so kunstvoll und farbenreich wie sie ihre kostbaren, herrlich gemusterten Seidenzeuge webt er seine Erzählung, daß wir Faden für Faden neu bewundern müssen und uns an der schimmernden und doch so gediegenen Pracht nicht satt freuen können.

Hat somit das Wien der Vergangenheit in Ertl den unübertrefflichen Chronisten gefunden, so ist dem Wien der Gegenwart vielleicht in Rudolf Hans Bartsch der Schilderer erstanden, nach dem es sich bisher vergebens gesehnt. Bartsch folgt in seinem Roman „Die Haindlkinder“ (Leipzig, Staackmann, 1909) nicht dem Beispiel seiner zahlreichen Vorgänger: er nörgelt und räsoniert nicht, er zeichnet mit Liebe, mit schwärmerischer Liebe für seine schöne Vaterstadt und deren ruhmvolle Vergangenheit. Vater Martin Haindl, die sympathischeste und charakteristischeste Figur des Buches, ist ein treuer Verehrer des Alten, Hausväterischen. Weit draußen vor der Stadt, auf einem „süß verträumten Bergnäschen“, baut er nach bewährten Grundsätzen des bürgerlichen Landhauses sein „Osterhäusl“, unschön von außen, aber voll warmer Gemütlichkeit im Innern, reich an knickebeinigem Gemöbel aus Ältervaters Tagen, die Wände geschmückt mit einer „Ahnengalerie jener treuherzigen oder häufiger noch koketten kleinen Miniaturen auf Elfenbein“, die in keiner altbürgerlichen Familie fehlen, — kurz, ein Haus, in dem die alte Zeit träumt, „die Nimmerwiederzeit, die sich Vater Haindl so verklärt dachte, wie sie niemals gewesen war“. In diesem trauten Heim wachsen die Haindlkinder auf, die stille, wenig beachtete Marilene und die drei über-

mütigen Buben, die des Vaters Stolz sind. „Ganz sollt ihr werden! Ganz sollt ihr sein!" predigt er ihnen in jeder stillen, nachdenklichen Stunde; „des Österreichers Unglück ist, daß er alles und nichts ist ... Zwölfstimmig murmeln im Donaublut die Völker, die sich hier die Hände reichten, und was ein richtiger Österreicher ist, der hat zwölf Seelen oder noch mehr. Daher ihm alle Farben des göttlichen Malkastens zugefallen sind und er der bunteste, aber leichteste Vogel unter den deutschen Völkern worden ist!" Die Buben suchen des Vaters Rat zu befolgen und „unablenkbar Wollende" zu werden, jeder seiner Veranlagung nach, — und doch erreicht keiner das Ziel, das er sich steckte. Leider hat der Verfasser sich nicht die Mühe genommen, ihren Werdegang sorgfältig darzustellen; nur episodenhaft, gleichsam sprungweise, rückt ihre Entwicklung vorwärts und unerwartet schnell steht der Leser vor der Tatsache, daß der älteste, Benedikt, der „Lebehaindl", früh gealtert und gichtleidend in das Osterhäusl zurückkehrt, um sich von seiner bisher kaum beachteten Gattin liebevoll pflegen zu lassen, während Johannes, der „Geisthaindl", mit der Frau seines Bruders Rupert ins Weite zieht, einer unseligen, jahrelang bekämpften Leidenschaft nachgebend. Auf der Flucht wird die Frau von einer Art Verfolgungswahn ergriffen, der sie überall vor der Rache des verratenen Mannes zittern läßt; sie zwingt Johannes zu einer halsbrecherischen Wanderung in unwegsamer Gebirgseinsamkeit und findet dabei einen grausigen Tod. Johannes aber wird gerettet, erhält Ruperts Verzeihung und beschließt, Priester zu werden, — nicht etwa, weil er ein überzeugter Gläubiger ist, sondern weil er kein anderes Mittel weiß, den Menschen Liebe zu erweisen und Trost zu spenden. Bartsch nimmt wiederholt Gelegenheit, die Schönheit der katholischen Kirche zu preisen, aber leider geschieht dies in einer Weise, die deutlich verrät, daß es ihm nur um die äußere Schönheit des Kultes zu tun ist; Kern und Wesen des Glaubens hat er nicht erfaßt. Daher fallen hie und da Bemerkungen über die Kirche und ihre Diener, die jedes gläubige Gemüt verletzen müssen. Das, ist neben dem schon erwähnten Mangel an ausgereifter Durchführung der Charaktere und dem indiskreten Betonen des Erotischen ein Fehler des Buches, das sonst so reich an Schönheiten — namentlich sprachlichen — ist. Die landschaftlichen Reize der Wiener Umgebung z. B. sind selten mit solcher Farbenpracht und so viel Sinnigkeit geschildert worden wie von Bartsch.

Auffallen muß es, daß unter den vielen Wiener Romanen der letzten Jahre sich kein einziges Werk eines treukatholisch gesinnten Autors befindet. Vielleicht wird Baronin Handel-Mazzetti diese Lücke ausfüllen: eine Neubearbeitung ihrer bei dem ersten Erscheinen im Jahre 1903 unbeachtet gebliebenen Arbeit „Brüderlein und Schwesterlein" wird gegenwärtig in der Zeitschrift „Über den Wassern" veröffentlicht; die wenigen bisher erschienenen Nummern lassen jedoch noch nicht beurteilen, ob wir es hier mit einem „echten" Wiener Roman zu tun haben. Jedenfalls aber kann man sicher sein, daß darin endlich auch der Katholizismus zu Worte kommt, — nicht entstellt und verzerrt, wie in den Büchern der Freisinnigen, sondern in all der Reine und Schönheit, in der er gottlob auch in der Kaiserstadt an der Donau noch zu finden ist.





Queiroz Ribeiro und sein »Himmelssteig«.

Von **Louise Ey.**

Dr. Gaspar Queiroz Ribeiro d'Almeida e Vasconcellos, der portugiesische Dante, entstammt einer der angesehensten und ältesten Familien Portugals. Aus der Provinz Beira Alta gebürtig, studierte er in Coimbra die Rechtswissenschaften und ließ sich in Lissabon als Rechtsanwalt nieder. Seine Rednergabe und elegante Ausdrucksweise, zusammen mit dem leidenschaftlichen Interesse für Politik — das wir mit der aus den Versen des Mystikers sprechenden Verinnerlichung kaum in Einklang zu bringen vermögen — prädestinierten ihn für das Abgeordnetenhaus, wo er gegenwärtig, wie schon in mehreren andern Legislaturperioden, als einer der hervorragendsten Redner glänzt. Bemerkenswert sind auch seine forensischen Arbeiten, die ihres juridischen Wertes wegen oft zitiert werden.

Als lyrischer Dichter führte er sich mit der Sammlung »Tardes da Primavera« (Frühlingsabende) ein, die ihm den ungeteilten Beifall der Kritik eintrug und die Prophezeiung, daß er eines Tages unter den Lyrikern des Landes einen hervorragenden Platz einnehmen werde.

Diese Erwartung erfüllte sich mehr und mehr, als der Dichter, durch Schmerz vertieft und verinnerlicht, unter dem Titel »Cinzas« (Asche) eine dem Gedächtnis seiner frühverlorenen Gattin gewidmete Sammlung ergreifender Gedichte herausgab, der er eine dritte, »Pedras falsas« (Falsche Steine), folgen ließ.

Überall begegnen wir bei Ribeiro derselben Reinheit der Form bei glücklichstem Ausdruck und persönlichem künstlerischem Empfinden, das uns besonders ergreift, wenn es, wie auf vielen Seiten seiner letzten Schöpfung, des vorliegenden »Caminho do Céu« (Himmelssteig), sich im Schmerz äußert.

Der Dichter führt in diesem Epos den Gedanken aus, daß der Mensch durch die Liebe, diesen unerschöpflichen Born aller Schönheit und Größe, aus dieser Welt des Materialismus, der Selbstsucht, des rücksichtslosen Niedertretens fremder Interessen zu einer vollkommeneren Welt aufwärts geführt wird. Dieser Aufstieg vollzieht sich nicht mit einem Male, er geschieht in Etappen. Auch die Liebe erfährt Wandlungen. Der Erdenrest, der den ersten Phasen noch anhaftet, wird immer weniger „zu tragen peinlich". Der „Nebel" des ersten Gesanges wandelt sich in die läuternde „Flamme" des zweiten. Die zwar ideale, aber doch noch irdisch begehrende Liebe, wie sie der erste der sechs Gesänge in Petrarca verkörpert, zeigt sich schon im Feuer der Entsagung gereinigt und in ein demselben unirdischen Ziele zugewendetes Seelenbündnis verwandelt in der Erscheinung Heloisens. Noch mehr über das Irdische hinausgewachsen, in luftigen „Wolken", erscheint im dritten Gesang Dante in seiner Liebe zu Beatrice, als Station



zwischen Himmel und Erde mit nach oben gerichtetem Blick. Im vierten Gesang, „Mondlicht" betitelt, gibt der Dichter, nach dem Muster einiger Exegeten, in der biblischen Liebe der Magdalena zum Herrn eine Verquickung der großen Sünderin mit der Maria, Marthas Schwester. Das „Mondlicht" des Titels deutet bereits auf das Abstreifen alles Irdischen hin in den keuschen Strahlen himmlischen Lichts. Die rührende Gestalt der Gottesmutter, gratia plena, in ihrer zwiefach geheiligten Liebe, der Mutterliebe und der Liebe zum Herrn, führt uns der fünfte Gesang, „Morgenröte", vor. Die Morgenröte ist das Himmelstor, durch das wir zur letzten Region, zur höchsten Staffel dieser „Himmelssteige" gelangen: zur Sonne, zu Jesus, dem Licht der Welt, zu Gott, der die Liebe ist . . . nicht eine Phase der Liebe, sondern die Liebe selbst, zu der die nun geläuterte und vollendete Seele ihren Flug nimmt. Und so läßt der Dichter seine Himmelsleiter mit den Füßen auf der Erde stehen und mit dem Scheitel am Thron des Höchsten lehnen.

Das Poem ist nicht doktrinär, sondern schlicht, „einfältig" religiös, für alle suchenden Herzen geschrieben. Es ist auf historischer Basis errichtet; aber der historische Boden ist hier wie die Erde, aus der Blumen sprießen.

Wie in allen seinen Werken, so stellt sich der Dichter in bezug auf die Form auch im „Himmelssteig" die höchsten Aufgaben, die er aber restlos löst. In das feierliche Maß der Terzinen sind der erste und dritte Gesang gegossen. In vierzeiligen Strophen fließt der zweite und in sechszeiligen der vierte, während im fünften Gesang die getragenen Jamben, in denen die Rede der Gottesmutter einherschreitet, wirkungsvoll unterbrochen werden von leichten, den Reigen der die Jungfrau umschwebenden seligen Geister versinnbildlichenden Daktylen. Im sechsten (letzten) Gesang wechselt die fünfzeilige mit der sechszeiligen Strophe.

Der vierte Gesang wurde bereits ins Italienische übersetzt und soll demnächst auch in englischer, französischer und spanischer Sprache erscheinen.

Wenn es mir mit der Nachdichtung, aus der hier einige Proben folgen, gelungen sein sollte, das Interesse des deutschen Lesers, der sich bisher damit begnügte, die „Lusiaden" des Camoens — und auch die kaum mehr als den Namen nach — zu kennen, auch für die moderne Literatur Portugals zu gewinnen, so würde ich mich reich belohnt fühlen.

Erster Gesang: Der Nebel.

Von ödem Berg, den Schweigen rings umhüllte,
Blickt' ich schlaflosen Aug's zu nächt'ger Stunde
Zur Erd' hinab, die bleiches Mondlicht füllte.

Ich saß geneigten Haupts, mit stummem Munde,
Und hatte Zeit und Raum um mich vergessen:
Mir schwand mein Denken in der stillen Runde.

Schwand ein Jahrhundert, seit ich so gesessen,
Den Arm gestützt an jener Felsen Lehnen?
Ein Augenblick? Ein Tag? Nicht ward's gemessen.

Momente gibts, die sich zu Stunden dehnen,
Voll Leids, Erinnerns ... wohl auch voll Erwarten
Von künft'gem Glück, zu säumig unserm Sehnen.

Von Efeuranken wie in einem Garten
Verborgen halb, sah ich von meinem Steine
Auf einen Kampfplatz, wo sich Bestien scharten

Zu wildem Streit. Im stillen, bleichen Scheine
Des Mondlichts tobt die Schlacht, die blut'ge, grimme,
Wo Glieder man zerreißt, zerstampft Gebeine.

Mit Schakal, Tiger mischt der Leu, der schlimme,
Mit Wolf, Hyäne mit dem gieren Blicke,
Mit Wildschwein und mit Panther seine Stimme.

Und das zerfleischt einander, reißt in Stücke,
Um den noch blut'gen Zahn aufs neu' zu wetzen,
Die Nacht erschütternd mit Gebrüll und Tücke.

„Mein Gott, die Wut!" so stamml' ich voll Entsetzen,
„Mit gier'gen Krallen Beute zu erlangen
Den Raubtierzähnen, reißt man sich in Fetzen!

Wie steht nach jenen Auen mein Verlangen,
Wo wilde Tiere gleich den Lämmerherden,
Wo Lieb' und Friede alle gleich umfangen,

Wo Gottesleugner fromme Beter werden!" —
Das Bild versank, so wie Gewitter kommen
Und fern verhallen. — Wenig ob der Erden

Kam es wie lichter Nebel hergeschwommen:
Ich hatt' das Aug', die Stirn, den Fuß erhoben,
Der bald das Haupt des steilen Bergs erklommen,

Und nun befand ich mich im Nebel droben.
Horch! war das nicht ein unterdrücktes Stöhnen?
Wie Quellenseufzer halb mit Schlaf verwoben?

„Wer mischt sein Seufzen meinen Klagetönen?"
So forschte ich. Und eine Stimm' umschwebet
Mein horchend Ohr wie freundliches Versöhnen;

Ein Traumgeflüster, das nur die umwebet,
Die mit der Seele lauschen; das zu lesen
In Versen nicht, doch im Gedächtnis lebet.

„Wer spricht?" so fragt' ich, „welch verborgen Wesen
Läßt meine Seele schmerzlich tief erschauern
Und nicht an seinem Anblick mich genesen?"

(O heil'ge Illusion! Du schmerzlich Trauern
Um ferne Heimat, die — ach! — längst zerstörte!
Um meines Herdes eingestürzte Mauern!) — *)

Da ich ein Rauschen wie von Vögeln hörte,
Die schlafend im Gezweig die Flügel heben,
So blickt' ich auf und sah vor mir — betörte

Mein Auge mich? — ein lichtes Wesen schweben.
Das sprach in einem Ton, den nichts beschreibet:
„Kennst du mich nicht? — Ich war Petrarch im Leben.

Ich liebt' ein Weib, das mir, der unbeweibet
Durchs Leben ging, zur Qual ward und zur Plage,
Und seit sie tot, mein Hoffen ist und bleibet.

So neige denn dein Ohr dem, was ich sage;
In meinem Schicksal gibt es viel zu lernen,
Und lernst du draus, verstumme meine Klage.

Aufs neu' belebt nun Leidenschaft die fernen
Erinnerungen, die sich scheu verborgen
Dem Tag, die keusch sich nur bekannt den Sternen.

*) Durch diese Verse will der Dichter, der den Tod einer über alles geliebten Gattin betrauert, m. E. andeuten, daß er sich von der Seele der geliebten Abgeschiedenen umschwebt wähnt. Anm. d. Übersetzerin.

Charfreitag ist's. Ein lichter Frühlingsmorgen.
Im Tempel schlagen viel' profane Herzen,
Die — arme Sünder — um ihr Heil sich sorgen.

Auch ich, ein Jüngling, lass' im Schein der Kerzen
Die leichtbeschwingte Phantasie durcheilen
Das Meer der Freuden, Täuschungen und Schmerzen.

Der regen Phantasie folgt ohn' Verweilen
Die Leidenschaft, und daß ihr Grund auch werde,
Seh' eine Fee die Menge ich zerteilen.

Das Goldhaar ihres Haupts schleppt bis zur Erde
Und küßt den Nacken ihr von Elfenbeine;
Harmonisch ist ihr Gang, sanft die Geberde.

Im Lächeln öffnet sich der Mund, der feine;
Und alles um sie her erschließt, entzündet
Ein Augenpaar von wundersamem Scheine,
Des schwarze Tiefe niemand je ergründet.
Ich stand entrückt: die ich für Trug gehalten,
Die Liebe, hatt' mir ihre Macht verkündet.

Und sah doch unter knieenden Gestalten
Den Leib ich nur, der mir den Sinn verführte:
Die Seele sollte sich mir erst entfalten.

Wenn einem Weib der Tugend Preis gebührte,
Sie war es, die von stürmischem Verlangen
Und stummer Huldigung gleich Unberührte.

Denn während ich im Busen streng gefangen
Mein schmerzliches Geheimnis schweigend trage,
Hat Laura freundschaftlich mich stets empfangen.

Doch öffnet sich mein Mund zu banger Frage,
So hüllt in dichte Schleier sie die Züge
Und flieht vor mir und meiner stummen Klage.

Der lichte Tag wird mir zur Nacht. Ich füge
Voll Ehrfurcht mich, doch freudlos dem Bedingen
Und such' in Leid und Einsamkeit Genüge.

Mein wehes Herz zum Schweigen ganz zu bringen,
Hab' ich ein Mittel nun mir auserlesen:
In Versen Leid und Liebe auszuklingen.

Doch welche Sprache wählen? Anmut, Wesen,
Die edle Kraft vom klassischen Latein.
Versteht sie nicht, noch kann ihr Mund es lesen.

Nicht leih' drum Adlerfeder ich für meine
Der Seelen Tiefe malenden Terzinen;
Die Taube diene mir, die schlichte, reine

Das Idiom, das spröde mir erschienen,
Ward weich und rein und süß, so möcht ich wähnen,
Da's meiner ew'gen Sehnsucht mußte dienen.

Gesegnet seien meine Schmerzen, denen
Ich oft geflucht; der Sang, den sie geboren,
Er lebt, hat Seele, lächelt unter Tränen.

Doch manche Nacht hab ich darum verloren,
Wo sich kein Schlaf auf meine Lider senkte,
Wo Fieber mich und Alp zum Opfer koren,

Da ich mein bestes Werk mit Tränen tränkte . . . ."
Petrarca schwieg, als wie in tiefem Sinnen,
Dieweil auch ich auf Schweigen mich beschränkte.

Drauf hört' ich ihn bewegt aufs neu beginnen:
„Oftmals wenn ich den Blick zurückgewendet,
Scheint alles mir an Glanz nun zu gewinnen.

Ein seltner Tag, an dem mich einst geblendet
Ein Blick, ein holdes Lächeln, eine Geste,
Täuscht momentan mein Leid mir als vollendet.

Ach, ihrer Stimme Laut, er macht zum Feste
Mir jeden Tag. Verborgen nach ihr spähen
Von weitem nur, ist süßer Qualen beste

Es reißt mich fort. Ich kann nicht widerstehen.
Bei ihrem Anblick fühl' ich mich verzücket,
Gehör' der Erd' nicht, wenn ich sie gesehen.

Der sel'ge Quell, zu welchem sie sich bücket,
Der Boden, über den ihr Fuß geschritten,
Die Blumen, die er knickt und die sie pflücket,

In mein Gedächtnis wie in Stein geschnitten,
Brünstig gesalbt durch meiner Küsse Gluten,
Sind Zeugen, wie ich liebend hab gelitten.

Nun werden Wünsche wach und überfluten
In wildem Strom des schwachen Willens Wehre,
Raubvögeln gleich, die ungesättigt ruhten.

Und wie in Eifersucht ich mich verzehre,
So haß ich, wer in rechtlichem Genusse
Das Weib umarmt, das schmerzlich ich entbehre.

Wie viele gatten sich in heißem Kusse!
In wieviel Herzen wohnet zärtlich Trachten!
Nur ihre Augen, gleich dem trocknen Flusse,

Sie sagen „Trinken!" nicht, vielmehr: „Verschmachten!"
Und sind für meinen Durst ohn all Empfinden ....
Der Mondschein stirbt und dunkel fühl' ich's nachten.

Nicht will als Tantalus ich mich hier finden:
Ich will hinaus aus diesen bittern Qualen,
Vergessen will ich oder überwinden!

Ich ging, da kaum Aurorens erste Strahlen
Für diese Welt, nicht für mein Herz erglommen,
In einem Martertum, das nichts kann malen.

Vergeblich, daß ich Flüss' und Meer durchschwommen!
Daß tausendjähr'ge Wälder ich durchzogen!
Daß ew'ge Berge rastlos ich erklommen!

Durch Städte, Dörfer, Klöster, Meereswogen,
Auf breiten Straßen und auf schroffen, rüden,
Ist stets ihr süßes Bild mit mir gezogen.

Ich wollte fest sein, zog nach Nord und Süden,
Legt zwischen uns viel tausend Wegestunden,
Um meinen Kummer schließlich zu ermüden,

Um endlich an der Seele zu gesunden.
So sieht den Schiffer man das Meer durchschneiden,
So reißt der Pflüger seinem Acker Wunden.

Doch ist ihr Schicksal gegen meins zu neiden:
Dieweil sie nachts ihr Haupt zur Ruhe betten,
Find' Rast ich nicht, noch Schlaf für meine Leiden.

Denn meine Seele liegt in Sklavenketten
Auf ewig zu der strengen Herrin Füßen,
Vor deren Tyrannei sie nicht zu retten.

Ob nah, ob fern, nichts gibt's, mir zu versüßen
Die bittre Pein, die mir kein Hoffen mindert,
Als daß sich unsre Seelen schmerzlich grüßen.

Damit ihr stetes Wachsen werd gehindert,
Flieh' ich, ein Klausner, in den stillen Orden
Der Einsamkeit. Sie hat die Qual gelindert.

Die Jahre gingen: ich bin still geworden,
Wie selbst ein Feuerbrand zuletzt verglühet;
Wie Sturmgebraus sich wandelt zu Akkorden,

So Freundschaft nun aus Liebessturm erblühet.
Vorbei der wilde Kampf, der endlos lange,
In dem mein Herz sich fruchtlos hat gemühet.

Und die mich stets gemieden, scheu und bange,
Gestattet mir, daß ich zu ihrer Seiten
Nun seufzend lausche ihrer Stimme Klange.

Der süße Blick, mit dem in ew'ge Weiten
Sie träumend sah, die Schönheit ihrer Glieder, —
Verwandelt ward's im schnellen Lauf der Zeiten.

Doch ihre Seele stieg zu meiner nieder,
Um dann auf Tugendflügeln, unbeflecket,
Sanft zu entschweben zu den Engeln wieder.

Da plötzlich — ich war fern — hat mich erschrecket
Von ihrem jähen Tod die schlimme Kunde,
Der sie auf schwarze Bahre hingestrecket:

Da habe ich geflucht der bittern Stunde,
Der Welt, den Menschen und dem Herrn des Lebens,
Das Herz noch zuckend und mit blassem Munde.

Nur wer einmal des ewigen Entschwebens
Geliebter Wesen höchste Qual getrunken,
Gefühlt, wie jeglich Hoffen nun vergebens,

Ermißt den Schmerz deß, der da hingesunken
An ihrem Sarg verzweifelt sucht' Genesen, —
Bis tröstend Licht fiel wie ein Gottesfunken

In meine Seele. Was sie mir gewesen,
Seh ich nun deutlich, wie die Nacht entweichet,
Die mich die Sternenschrift gelehrt zu lesen.

Sie hatte mich geliebt! Ich fühls . . . Es reichet
Mir ihre Seele aus gespalt'nem Steine,
Dieweil mein Herz ein Ahnen still beschleichet,

Den ernsten Kranz von höchster Liebe Reine,
Die still entsagend sie gewollt bewahren
In ihres Busens tiefverborgnem Schreine.

Und was an Stolz und Kälte ich erfahren,
An herber Strenge: Rauch nur war's gewesen,
Die Gluten zu verhüll'n von heißen Jahren.

Ich hatt', ihr unbewußt, im Blick gelesen,
Mit dem beim Abschied einst sie mich umfangen,
— Schon banger Ahnung voll ihr ganzes Wesen, —

Was unter Selbstqual und in Herzensbangen
So oftmals, seit ich zeitlich sie verloren
Mir wiederholt, in Zärtlichkeit befangen

Die Lichtgestalt, die sehnsuchtsvoll beschworen
Von meiner Sehnsucht, aus dem nächt'gen Schweigen
Und geisterhaften Dunkel ward geboren.

O Heil der Teuren, die im wilden Reigen,
Im Strom der Menschheit, der im Schlamme mündet,
Rein blieb . . . und starb . . . und ihres Herzens Neigen,

Von heil'ger Fackel leis und keusch entzündet,
Still opferte; wenngleich entflammt, geblendet
Von ihrem Licht, blieb unversehrt, entsündet.

Und wenn sie, dem ihr Herz sich zugewendet,
Und der ihr folgt, deß Sinne sie betörte,
Kein Lächeln, scheu verheißend, je gespendet!

Es durft' nicht sein, daß sie mir angehörte!
Und wenn mein Sang sich frei und fromm erhoben,
Ist's, weil kein Erdenstaub den Flug ihm störte.

In wunderbarem Reiz fühlt' ich verwoben
In ihr die Kraft, mein Blut zu unterdrücken,
Mit Glauben, der mich wieder aufgehoben.

Nie wagt' mein Mund, zu ihrem sich zu bücken,
Doch ihre Seele, ewigkeitsbeflügelt,
Sank in die meine, selig, in Entzücken.

Wie mancher Neider, der im Sumpf sich spiegelt,
Sieht wohl mit bösem Zweifel und mit Spotte
Auf diese Liebe, die der Tod besiegelt!

Ihr Seelenziefer, blindgebor'ne Rotte,
Ihr dauert mich in euren Niederungen,
Verlassen, wie ihr seid, vom güt'gen Gotte!

Sie hat die Siegespalme sich errungen
Im tapfern Streit mit ihrem eignen Herzen;
Und wie ein starker Held die Todesschmerzen,
Hat sie versagte Liebe still bezwungen.*)

Und ich, der ach! in Schwäche nur gerungen,
— Des lichten Sterns ein Abglanz, wie von Kerzen
Der blasse Schein, — mein Leiden zu verschmerzen,
Hab' ich der Nachwelt dies mein Lied gesungen.

Und hab' daran gefeilt in treuem Sorgen,
Damit die Zeit, die gierig alles zehrte,
Ihn nicht zerstöre heut schon oder morgen.

Sieh, wie sich unser Leid zu Segen kehrte:
Glut ward zur Kühle, da sie sie gemeistert,
Mein Leid ward Lied, da meiner Lieb' sie wehrte . . . ."

Petrarca schwieg. Und wie nun sein Geflüster
Im All erstarb, verweht' er, lang gestrecket,
Wie eine Seele, die durchs Weltall geistert.

Vergebens, daß die Hand ich ausgerecket,
In Wunsch und Furcht, ihn an mein Herz zu drücken,
Den wieder Nacht und Grabesdunkel decket!

Verschwunden war er meinen scheuen Blicken,
Und wieder fand ich trostlos mich alleine,
Verirrt, verlassen auf des Berges Rücken.

Doch sieh: im Heidekraut am Wegesraine,
Da braut der Nebel, leuchtet weiß und ballet
Zu Flammen sich und glüht in hellem Scheine.

Ein Strom von weißem Feuer mich umwallet,
In dem's von Seufzern tönt, die halberstickt,
Und wie von Steingeröll im Sturmwind schallet.

Das Auge schließ' ich, als es das erblicket,
Und höre brausend doch wie Meeresschäumen
Das wilde Tosen, das mein Herz erschricket.

Da hallt's von Klagen, die in wildem Bäumen
Von Qual, Enttäuschung schreien aus dem Grunde;
Von toten Küssen schallt's und schlimmen Träumen.

Beim schaurigen Gewoge tief im Grunde
Packt' meinen Geist ein namenloses Sehnen,
Den Flug zu heben in derselben Stunde,

Zu flieh'n aus dieser Welt der Pein und Tränen. —
So strebt' ich aufwärts, daß ich weiterschreite
Durch Traumgefilds geheimnisvolles Wähnen.

Den eben ich noch sah an meiner Seite,
Deß Worte Ungeahntes in mir schufen,
Erschloß mir hohen Sinn für lichte Weiten.

Dem Wandrer gleich, den ferne Stimmen rufen
Zur Heimat hin, nach der sein Sinn begehret,
Erklomm ich rüstig rauhen Berges Stufen,

Der Nebelstreif in Flamme nun sich kehret.

---

*) Es ist nicht ersichtlich, warum der Dichter hier und in dem folgenden Verse statt der Terzinen Vierzeiler gewählt hat. Doch habe ich geglaubt, dem Original getreu, diese Unregelmäßigkeit beibehalten zu sollen. Anm. d. Übers.

Fünfter Gesang: Die Morgenröte.

Das Mondenlicht erstarb im Morgendämmer,
Da nunmehr wie ein Held nach stolzem Sieg
— In Rosen wandelnd weiße Wolkenlämmer —
Der junge Tag dem Schoß der Nacht entstieg.

Und siehe, aus den Rosenwolken schwebet
Opalgleich eine Lichtgestalt hervor,
Mit schlichtem Ausdruck, — doch die Stirn umwebet
Ein lebend Diadem: der Engel Chor.

In heil'ger Scheu sank auf die Knie ich nieder
Vor dieser Gottesmutter Lichtgestalt,
Dieweil die Schar der Engel heil'ge Lieder
Im Wechselsange anhebt, daß es schallt.

Chor.

Quell du des Lebens, des Tags und der Freude,
Mutter vom neu uns geborenen Licht,
Fehltest du, Kön'gin, im Demantgeschmeide,
Kraft uns zu spenden vermöchte es nicht.
Blühend im Duft der Orangen und Myrten,
Liebt dich die Erde, das Himmelsgezelt.
Ehrfurchtsvoll neigen sich Kön'ge und Hirten,
Mittlerin, Mutter des Lichtes der Welt!

Die Gottesmutter.

Das Morgenrot, der Sonne Königsbote,
Aus ihrem heil'gen Schoße es erlohte,
Von ihrem warmen Odem ward's geweiht.
Nicht mir gehöret meine Strahlenkrone:
Ich bin die Tochter nur von meinem Sohne,
Ich gab nur Leben, er Unsterblichkeit.

Chor.

Aus einem Lächeln wardst du geboren,
Tröst'rin der Menschheit, die sehnend dich sucht!
Land der Verheißung, das einst ihr verloren,
Trägst für sie blühend jungfräuliche Frucht.
Liebe erschauert auf all deinen Wegen,
Milde Verzeihung ihr tröstliches Teil;
Zuversicht, Herrlichkeit, himmlischer Segen
Wartet nun ihrer und ewiges Heil.

Gratia plena.

Die Gottesmutter.

Zur Mutter von des Menschen Sohn erkoren,
Bin ich die Braut nun des, den ich geboren,
Er tu' in Gnaden mir, wie ihm gefällt!
Er ist der Fürst, ich seines Thrones Stufe,
Die niedre Magd, gehorsam seinem Rufe,
Des Himmelskönigs und des Herrn der Welt.

Chor.

Goldener Stern du, dein tröstlich Gefunkel
Rettet die Menschheit vor göttlichem Zorn,
Führet die Kinder der Welt aus dem Dunkel
Sacht zu des Lichtes urewigem Born.
Arche der Sühne, auf zürnenden Wogen
Flutest du, einzig nur du gottgerecht,
Wölbest den söhnenden, heiligen Bogen
Fromm zwischen Schöpfer und Menschengeschlecht.

Die Gottesmutter.

Damit zu einem hellen Sterne werde
Die Arche, so entwachsen sünd'ger Erde,
Baut sie der Schöpfer aus besonderm Holz.
Mit Teppichen aus Hermelin geschmücket,
Birgt Gott in ihrem Schoße sie verzücket
Und bietet ihre Stirn der Sündflut stolz.

Chor.

Fürsprecherin der verstoßenen Kinder,
Taube, die mutig aufs Meer sich gewagt,
Trägst du den Ölzweig für reuige Sünder,
Sinnbild des Friedens, der wieder uns tagt,
Rein wie die Flocken des Schnees dein Gefieder,
Hebet und senkt sich im Flug dir die Brust,
Freude verkündest der Menschheit du wieder,
Strahlt aus dem Aug' dir in heiliger Lust.

Die Gottesmutter.

Auf Erden war der Glaube eingeschlafen.
Da kam der Herr zu richten und zu strafen,
Doch hat ihn bald sein grimmer Zorn gereut.
Er sah mich an und in geweihten Stunden
Hab' Gnade ich vor seinem Aug' gefunden,
Ward ich vor allen hochgebenedeit.

Chor.

Rose von Saron, liebliche Blüte,
Du bist der Bogen vom heiligen Bund,

Siegel von Gottes verzeihender Güte,
Siebenfarb leuchtend auf wolkigem Grund.
Noah, der Gotteserwählte, erschaute
— Andacht im dankbar erhobenen Blick —
Wie dich der Finger Jehovahs erbaute:
Glauben nun kehrte der Menschheit zurück.

Die Gottesmutter.

Mit frohem Lächeln hoch vom Himmelszelt
Verkünd' den Bund ich Gottes mit der Welt,
Den seine Gnade liebevoll beschloß.
Doch kaum beginnt der bunte Hochzeitsreigen,
Als sich die Farben ineinander neigen,
Das Licht erzeugend, daraus ich erfloß.

Chor.

Die du geboren aus läuternder Flamme,
Du bist der feurige Busch des Herrn,
Auf des Berg Horebs geheiligtem Kamme,
Welchem selbst Moses nur nahet von fern.
Altar und Leuchte der ewigen Gluten,
Redet aus dir uns der göttliche Mund;
Brennest und wirst nicht verzehrt von den Fluten
Lautersten Feuers, o Keusche, im Rund.

Die Gottesmutter.

Das Feuer, welches meinem Schoß entsteiget,
Ist frisch wie Tau, der sich vom Himmel neiget:
Es läßt mich neu erstehen, neu erblüh'n.
Und von dem feur'gen Busch die Flammenwogen,
In breiter Flut sind sie dahingezogen,
Um still im Meer der Ewigkeit zu glüh'n.

Chor.

Treueste Führerin irrender Seelen,
Du bist die feurige Säule im Meer.
Schattenden Wolken gebeust du, daß fehlen
Müsse die Deinen des Pharaos Heer.
Nächtens die tröstlich pfadweisende Leuchte,
Tags eine Wolke, aus Nebel gebraut,
Führst du durch Dürre der Wüste wie Feuchte
Drohender Meere, wer dir sich vertraut.

Die Gottesmutter.

Es kommt der Bräutigam mit der Verlobten;
Durch Meer' und Wüsten, die gefahrumtobten,
Führt sicher mich die allzeit mächt'ge Hand.
Die Straße kenn' ich zu dem Born des Lebens,
Und wer mir nachfolgt, der geht nicht vergebens,
Den leit' ich freundlich ins verheiß'ne Land.

Chor.

Zuflucht und Wiege fromm kindlicher Liebe,
Du bist das Land der Verheißung, das Heil,
Das, wenn dem Gläub'gen nichts Irdisches bliebe,
Israel wird, deinem Volke, zuteil.
Glücklich entronnen der Knechtschaft Gefahren,
Leiden und Mühsal und bitterster Not,
Findet im Land der Verheißung nach Jahren
Honig und Milch es und Manna und Brot.

Die Gottesmutter.

Wer hätt' mein Seelenwirken je gespüret,
Wär' Israel zum Jordan nicht geführet,
Der durch den Christustäufer ward geweiht?
In Sündenfesseln hätten sie geschmachtet,
Den Heiden und Verlornen gleich geachtet,
Und nie geschmeckt den Glanz der Herrlichkeit.

Chor.

Thronhimmel du, von Gestirnen umschwebet,
Du bist die hochgebaut' heilige Stadt,
Wo sich der ewige Tempel erhebet,
Den der Sohn Davids gegründet uns hat.
Gläubige knien an deinen Altären,
Heben anbetend die Blicke empor;
Stimmen einst irrender Völker vermehren
Deiner Erwählten lobsingenden Chor.

Die Gottesmutter.

Hoch von Jerusalem, von Zion schaut
— Durch königliche Meisterhand erbaut —
Mein Tempel, drin der Meister selber thront.
Indes die Stadt, darin der Tempel steht,
Hüllt in den Mantel sich der Majestät,
Drin Menschenlieb' und Gottesglaube wohnt.

* * *

Die Stimme schwieg, die mir den Sinn gefangen,
Und andere Chöre mischten sich zum Chor.

Und von Propheten, Patriarchen klangen
Preislieder nun der Jungfrau an mein Ohr.
Apostel, die den Glauben einst verkündet,
Und Märtyrer, vom Morgenrot gekrönt,
Und Beichtiger, die Reuige entsündet,
Und Jungfrau'n mit der Palme, die versöhnt,

Und Heilige aus aller Welten Zonen,
Sie beugen huldigend das fromme Knie,
Und Selige aus allen Regionen, —
Ein wundersam Gemisch voll Harmonie.

Und es erfüllt Musik der ew'gen Sphären
Nun triumphierend rings das weite All;
Es bildet das Orchester zu den Chören
Der Vögel Sang, der Berge Widerhall.

Chor.

Wüste und leer waren Raum noch und Zeiten,
Laut nicht noch Licht, weder Meere noch Hain,
Frühling noch Herbst, — die unendlichen Weiten
Füllte des Ewigen göttliches Sein.
Du nur allein, schon in Fürsicht empfangen
Von dem urschöpf'rischen, heiligen Geist,
Schwebtest in ahnendem bräutlichen Prangen,
Sündlose Brücke, die erdenwärts weist.

Die Gottesmutter.

Als aus dem Nichts das All einst ward geboren,
Da hat mein Mund der Sprache Ton verloren,
Und nur des Herzens Stimme wurde laut.
O heiliges Mysterium! Unergründlich
Ist deine Tiefe mir und unerfindlich
Das Wunder, das ich meinen Gott geschaut.

Chor.

Dunkelheit deckte die schlummernde Erde,
Zu ihr herab stieg der Himmlischen Schar,
Als auf des Ewigen schöpfrisches „Werde!"
Fleisch ward das Wort, dem dein Schoß der Altar.
Aber o siehe! im nächtlichen Dunkel
Losch nicht der Stern, der das Licht uns gebracht:
Lieblich erglänzet sein Demantgefunkel
Heute noch tröstlich durch heilige Nacht.

Die Gottesmutter.

Ich habe unter Tränen oft gefragt:
„Wie war es möglich, daß ich niedre Magd
Die Mutter ward vom Heiland, meinem Herrn?"
Und wenn ich ihn an meine Brust gedrücket,
So war anbetend ich in Gott verzücket
Und neigt' das Haupt in Andacht seinem Stern.

Chor.

Wehe, es nahte die bittere Stunde,
Die wie ein Schwert durch die Seele dir drang,
Wo du voll Jammer mit blutender Wunde
Folgtest dem Sohn auf dem Golgatha-Gang.
Rose der Schmerzen! Nun zürnst du dem Lose,
Das dich gemacht eines Hochaltars Zier?
Siehe, es schwillt unter Dornen die Rose,
Aber die Dornen auch wachsen mit ihr!

Die Gottesmutter.

Als Todespein empfand ich meinen Frieden;
Denn harrte Leiden meines Sohns hienieden,
So war's nur billig, daß ich mit ihm litt.
Und war es nun einmal sein heil'ger Wille,
So hielt den sieben Schwertern ich auch stille
Und fühlt' im Weh des Schmerzes Wollust mit.

Chor.

Horch, es erhebet im All sich ein Raunen:
„Mutter, wo ist nun dein göttlicher Sohn?"
Und es wächst an wie zum Schall von Posaunen
Und der Drommeten betäubendem Ton:
„Tochter, wo blieb nur dein Vater? O sage,
Braut du, wohin dir der Bräutigam kam?"
Schmerzensgesalbte, in lautloser Klage
Weinst du um ihn, den sein Lieben dir nahm.

Die Gottesmutter.

Es hatte der Erlöser im Erblassen
Mir andern Sohn zum Troste hinterlassen,

Mit dem in Trauer ich mein Herz vereint.
Und Frieden fand ich, als wir unsere Schmerzen
Nun wechselseitig an des Andern Herzen
Um unsern teuren Toten ausgeweint.

Chor.

Himmelwärts allzeit dein Sehnen gerichtet,
Löst sich von Erden allmählich dein Fuß:
Scharen von Engeln nun führen zu lichten
Höh'n dich hinauf nach des Ew'gen Beschluß.
Christus selbst eilet zu deinem Empfange
An das geöffnete, himmlische Tor,
Führt unter seliger Geister Gesange
Dich zu des Ewigen Throne empor.

Die Gottesmutter.

Königliche Ehren mein Geleite,
Weil ein König schritt an meiner Seite,
Gott, den einst mein niedrer Schoß gebar.
Christus kam, die Mutter zu begrüßen,
Die in Sehnsucht trauernd ihm zu Füßen
Betend lag so manches Erdenjahr.

Chor.

Siehe, er neigte sein Ohr deinem Flehen,
Hob dich zu seinem hochheiligen Thron,
Wo ihm zur Rechten in himmlischen Höhen
Ewig du schauest den göttlichen Sohn.
Licht ist dein Kleid, von der Sonne gewoben,
Demant die Tränen, die einst du geweint;
Selige Scharen nun preisen und loben
Dich mit dem Schöpfer und Sohne vereint.

Die Gottesmutter.

Von Sonnenglanz mein ganzes Sein erfüllet,
Wie es dem höchsten Lichtesborn entquillet
Bin ich die Bettlerin im Strahlenkleid.
Nichts bin ich aus mir selbst. Demüt'gen Sinn
Gab mir allein der Herr, und mein Gewinn
Ist, was mir Gottes Gnade nun verleiht.

Chor.

Sinnbild der Liebe! Entfalte die Flügel,
Teile die lodernden Flammen so licht!
Meer voller Glanz! Über Berge und Hügel
Flutest du, aber erschöpfest dich nicht!
Wende, o Königin=Jungfrau, die Blicke
Auch auf die irdische Heimat von einst!
Hilf ihr zum Glauben, zum Frieden, zum Glücke,
Füll' mit dem Licht sie, darin du uns scheinst!

Die Gottesmutter.

Es gibt ein hoch Gesetz der freien Gnade,
Zu welchem alle Sterblichen ich lade,
Und das die Richtschnur meines Daseins ist.
Die Mutter bin ich armer Erdenkinder,
Und zur Erlösung aller reu'gen Sünder
Starb mir am Kreuz auf Golgatha der Christ.

* * *

Nun sank das Schweigen rings aus lichten Sphären,
Und Stille stieg empor im weiten Raum:
Undeutlich die Gestalten, wie durch Zähren
Verschleiert, schattenhaft, erkennbar kaum.

Apostel, Patriarchen und Propheten
Und Heil'ge, Märtyrer und Greis und Kind
Verloren Form und Farbe und verwehten,
So wie ein Odemzug verweht im Wind.

Und von den Engeln einer nach dem andern,
Ein Lächeln in dem lichten Angesicht,
Wie Sterne, die uns bei dem nächt'gen Wandern
Geleuchtet, schwanden nun im Morgenlicht.

Zuletzt die Jungfrau, deren Stimme Süße
Wie Balsam lindernd sich ins Herz mir stahl;
Sie schwebt' dahin, zerrann . . . doch Segensgrüße
Entsandte sie ins stille Erdental.





Umschau.

Aus Zeitschriften. — Viel Stoff bot den Blättern während der letzten Monate der Haeckel-Braß-Streit. Der Zoologe Dr. Arnold Braß hatte im vorigen Jahr eine Broschüre veröffentlicht („Das Affenproblem," Leipzig, Biologischer Verlag), in welcher er nachwies, daß Professor Haeckel einige in seinem letzten Werk („Das Menschenproblem") enthaltene Abbildungen von Embryonen absichtlich gefälscht habe, um die Abstammung des Menschen vom Affen zu beweisen. Der Vorwurf der Fälschung ist übrigens auch schon früher und nicht nur einmal gegen Haeckel erhoben worden: eine ganze Reihe von Forschern hat schon vor Jahren die merkwürdige Beweisführung Haeckels gerügt, der z. B. in der ersten Auflage seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" dreimal denselben Holzschnitt nebeneinander abdrucken ließ, um zu zeigen, daß die Embryonen des Hundes, des Huhnes und der Schildkröte sich völlig gleichen. Obgleich Dr. Braß' Enthüllungen bald nach Erscheinen der Broschüre in mehreren Blättern besprochen wurden, ließ Haeckel selbst sie zuerst unbeachtet; wahrscheinlich hoffte er, sie würden wie die früheren vergessen werden. Erst als ein Artikel in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" die Forderung aussprach, Haeckel möge „sachlich und eingehend darlegen, auf welche Weise jene Bilder zustande gekommen sind, wo sich die Originalpräparate befinden" u. s. w., veröffentlichte er in der „Berliner Volkszeitung" (29. Dezember 1908) eine Antwort, in welcher er in erster Linie seine Gegner und den „Keplerbund", dem über 300 deutsche Naturforscher und Ärzte angehören und dessen Kuratoriumsmitglied Dr. Braß ist, beschimpft und nur in wenigen Zeilen den gegen ihn erhobenen Vorwurf berührt: „Um dem ganzen wüsten Streite kurzerhand ein Ende zu machen, will ich nun gleich mit dem reumütigen Geständnis beginnen, daß ein kleiner Teil meiner zahlreichen Embryonenbilder (vielleicht 6 oder 8 vom Hundert) wirklich (im Sinne von Dr. Braß) ‚gefälscht' sind, — alle jene nämlich, bei denen das vorliegende Beobachtungsmaterial so unvollständig oder ungenügend ist, daß man bei Herstellung einer zusammenhängenden Entwicklungskette gezwungen wird, die Lücken durch Hypothesen auszufüllen und durch vergleichende Synthese die fehlenden Glieder zu rekonstruieren." Auf gut Deutsch also: Herr Professor Haeckel mußte fälschen, weil seine Behauptungen sonst mit den wissenschaftlichen Tatsachen nicht gestimmt hätten! Weiterhin versichert er, die meisten der in Lehr- und Handbüchern enthaltenen morphologischen, anatomischen, histologischen und embryologischen Figuren seien nicht exakt, sondern mehr oder weniger zurechtgestutzt, schematisiert und konstruiert; es hätten sich also Hunderte von Fachgelehrten desselben Verfahrens bedient wie er. Daß die wissenschaftliche Welt diese Beschuldigung nicht stillschweigend hinnehmen wird, beweist vorderhand die Erklärung, die der „Keplerbund" veröffentlichte, um gegen Haeckels Beleidigungen zu protestieren und sich „etwaige weitere Schritte" vorzubehalten. Haeckels Anhänger erließen darauf-



hin ihrerseits eine Erklärung, in welcher sie „zwar die von Haeckel in einigen Fällen geübte Art des Schematisierens nicht gutheißen, aber im Interesse der Wissenschaft und der Freiheit der Lehre den von Braß und dem ‚Keplerbund' gegen Haeckel geführten Kampf aufs schärfste verurteilen", die Deszendenztheorie könne „durch einige unzutreffend wiedergegebene Embryonenbilder keinen Abbruch erleiden". Da auch diese Veröffentlichung von der Gegenpartei nicht unbeantwortet blieb (vgl. Freiherrn v. Pechmanns „Offenen Brief" an den Münchener Zoologieprofessor Hertwig in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 19. Februar 1909), wird die Angelegenheit wohl noch immer weitere Kreise ziehen. Es verdient übrigens festgestellt zu werden, daß die meisten Zeitungen, die Haeckels Antwort aus der „Berliner Volkszeitung" abdruckten, das Wichtigste, nämlich das Zugeständnis der Fälschungen, fortgelassen haben und somit das Publikum glauben machen wollen, Braß sei ein gewissenloser Verleumder. — Den Haeckel-Braß-Streit behandelnde Aufsätze finden sich unter anderem in: „Stimmen aus Maria-Laach" (1909, H. 2), „Der Katholik" (XXXIX, H. 2), „Der Geisteskampf der Gegenwart" (1909, H. 1 u. 2), „Der Türmer" (XI, H. 5 u. 6), „Allgemeine Rundschau" (1909, H. 9), „Literarische Beilage zur Kölner Volkszeitung" (1909, Nr. 9) und in „Die Umschau" (XIII, H. 7), wo Dr. L. Reh sich Mühe gibt, Haeckel als edlen, wahrhaftigen Mann und Märtyrer seiner Wissenschaft hinzustellen.

P. J. Beßmer S. J. nimmt in den „Stimmen aus Maria-Laach" (1909, H. 1) Stellung zu der Theorie von der Entstehung der Religion aus dem „Unterbewußtsein", die von verschiedenen modernen Autoren, allen voran von dem amerikanischen Religionspsychologen William James, zur Bekämpfung der übernatürlichen Offenbarung ausgenützt werde. Beßmer untersucht, auf welchem Wege James zu dieser Theorie kommt, was unter dem Ausdrucke „das Unterbewußte" zu verstehen ist und ob das Unterbewußte wirklich als Quell wahrer Religion gelten darf, und kommt zu dem Schluß, daß James sich auf Irrwegen befindet, weil das Unterbewußtsein — das praktisch genommen ein Herabsinken des Menschen von der Höhe seiner Natur, ein Zurücktreten von Verstand und Willen, ein Spiel der Phantasie und Gefühle bedeute — die Religion nicht entstehen lassen könne. Die Theorie von James sei der Todesstoß nicht nur gegen die geoffenbarte, sondern auch gegen die natürliche Religion. Wahre Religion könne sich eben nur auf klarer Vernunfterkenntnis aufbauen. „Wie uns die ehrwürdigsten und heiligsten Geschichtsquellen, die heiligen Bücher des Christentums, erzählen, hat die Religion ihren Ursprung im persönlichen Verkehr der ersten Menschen mit Gott, also in gnadenvoller, den Menschen nicht geschuldeter übernatürlicher Offenbarung. Es kennzeichnet den gottentfremdeten, undankbaren Wissensstolz modernster Religionsgeschichte, daß sie die Möglichkeit einer tatsächlichen Uroffenbarung nicht einmal als Hypothese in ihre Betrachtungen einbeziehen will."

Den wenigsten Sängern und Freunden des schönen Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht" dürfte bekannt sein, was Jos. Gottlieb über dessen Entstehung im „Deutschen Hausschatz" (1909, H. 6) erzählt. Das Lied ist durchaus nicht so alt, wie man nach seiner weiten Verbreitung annehmen könnte. Sein Dichter ist der 1792 in Salzburg als Sohn eines armen Soldaten geborene, 1815 zum Priester geweihte Josef Mohr, der im Entstehungsjahre des Liedes Koadjutor in Oberndorf a. d. Salzach war. Während einer Wanderung durch die Winternacht vom 23. auf den 24. Dezember 1818 fügte er die schlichten, innigen Worte, die ihm durch den

Sinn zogen, zum Gedicht, das er gleich am nächsten Tage durch den Kantor und Organisten des Ortes, den 1787 zu Hochburg im Innviertel geborenen Franz Xaver Gruber, in Musik setzen ließ. In der Christnacht sangen Dichter und Komponist das Lied im Duett vom Chore der St. Nikolauskirche zu Oberndorf, ohne sich träumen zu lassen, daß ihre Schöpfung wie im Fluge durch die Welt zu ziehen bestimmt war. Seither ist sicher kein einziges Weihnachtsfest vergangen, an dem das „Stille Nacht, heilige Nacht" nicht von frommen Lippen erklungen wäre. Es ist in viele fremde Sprachen übersetzt worden, hat sich in die christlichen Familien aller Konfessionen Eingang verschafft und ist durch Missionäre auch zu den Heiden getragen worden, so daß es mit vollem Recht auf die Bezeichnung weltbekannt Anspruch erheben darf. Nach dem Dichter und dem Komponisten hat niemand gefragt. Sie sind in den einfachen Verhältnissen, in denen sie gelebt hatten, gestorben: Mohr am 4. Dezember 1848 als Vikar zu Wagrain im Pongau, Gruber am 7. Juni 1868 in Hallein. Eine von dem letzteren im Jahre 1854 abgefaßte Urkunde, die sich im Besitze seines Enkels, des Pfarrchordirektors Gruber in Meran, befindet, bestätigt die mitgeteilte Entstehungsgeschichte des frommen Weihnachtssanges.

Interessante Angaben über „Die ersten deutschen Drucker in Italien" enthält der so betitelte Aufsatz Dr. Kl. Löfflers in den „Historisch-politischen Blättern" (143. Bd., H. 1). Danach gebührt der Ruhm, die erste Druckerstadt Italiens gewesen zu sein, dem kleinen latinischen Städtchen Subiaco, und in dem dortigen Benediktinerkloster, das lebhafte Beziehungen zu Deutschland unterhielt, hat die Wiege des italienischen Buchdrucks gestanden. Die ersten Drucker aber waren der aus dem Dorfe Schwanheim am Main gebürtige, der Mainzer Erzdiözese angehörende Kleriker Konrad Sweinheim und der Prager Arnold Pannartz, der als Kölner Kleriker bezeichnet wird. Beide sind wahrscheinlich 1464 in Subiaco eingetroffen. Der erste Druck, den sie im Kloster als Probe ihres Könnens herstellten, war ein Donat für kleine Knaben (pro puerulis), von dem leider kein Exemplar mehr bekannt ist. Dagegen befindet sich ein Exemplar eines in Subiaco gedruckten Cicero, De oratore ad Quintum fratrem libri tres, in der Bibliographischen Sammlung des Deutschen Buchgewerbehauses in Leipzig. Der Begründer der Sammlung, Heinrich Klemm, hat es 1882 für 6275 Mark gekauft. Es hat einen Vermerk von A. Tridentone, daß dieser das Buch am 30. September 1465 verbessert und emendiert habe. Ein drittes der in Subiaco entstandenen Druckwerke — Laktanz, De divinis institutionibus — trägt die Datierung vom 29. Oktober 1465. Von Bedeutung bei diesen ersten italienischen Drucken ist, daß sie von der gotischen Type der deutschen Frühdrucke abweichen und, wenn auch noch keine reine Antiqua, so doch eine „semiromanische" Type aufweisen. Im Laktanz kommen überdies die ersten mit griechischen Lettern gedruckten Stellen vor. Im Jahre 1467 übersiedelten Sweinheim und Pannartz nach Rom, wo sie in einem den Brüdern de' Massimi gehörenden Hause in der Nähe des Campo di Fiori, dort, wo heute der Palazzo de' Massimi steht, eine Druckerei einrichteten. Korrektor der Druckerei war der lombardische Gelehrte Giovan Andrea de' Bussi von Vigevano, den Papst Paul II. 1469 zum Bischof von Aleria machte. Er versah die aus der Druckerei hervorgehenden Werke mit schwungvollen Widmungsschreiben an den Heiligen Vater, und aus dem Umstand, daß dieser die Dedikationen annahm, schließt Löffler mit Recht, daß die landläufige Meinung, Paul II. sei kein Freund der Neuerung gewesen, nicht richtig ist. 1472 richtete Bussi im Namen der deutschen Drucker eine Bittschrift an Papst Sixtus IV., in welcher geklagt wird, daß die Druckerei, die bis



dahin 12475 Bände hergestellt hatte, sich nicht rentiere; das Haus sei voll von Druckbogen, aber leer von allem Notwendigen. Die Hoffnung der Besitzer richte sich nur noch auf Hilfe durch den Heiligen Vater. In einer wahrscheinlich gleichzeitig mit dieser Bittschrift eingereichten Eingabe bitten Sweinheim und Pannartz den Papst um kirchliche Pfründen und einige andere Benefizien. Ihre Forderungen fanden volle Erhörung und sie bekamen eine Exspektanz ausgefertigt, durch die Sweinheim 1474 eine Präbende am St. Viktorstift in Mainz erhielt. Er blieb jedoch in Rom, trennte sich von seinem bisherigen Genossen, wendete sich dem Metallschnitt zu und begann die Herstellung eines großen Werkes: 27 Karten in Kupferhochschnitt für die Kosmographie des Ptolemäus. Aber nach drei Jahren, 1477, starb er und die Arbeit wurde von seinem Landsmann Arnold Buckinck zu Ende geführt. Es ist das erste Werk mit derartigen Karten, die vorzüglich gelungen sind. Pannartz, dessen Namen sich in den Kanonikerverzeichnissen deutscher und italienischer Kirchen nicht findet und der die Druckerei im Hause Massimi allein weiterführte, scheint bereits 1376 gestorben zu sein. Wertvoll ist die dem Aufsatze von Löffler beigegebene Übersicht über zwei Bücherverzeichnisse des Verlags Sweinheim und Pannartz aus den Jahren 1470 und 1472, woraus Titel, Anzahl der Exemplare und Preis (in päpstlichen Dukaten) der aus ihrer Druckerei hervorgegangenen Werke zu ersehen sind. — Ob die mystischen Erscheinungen ins Gebiet des Irrsinns zu verweisen sind oder nicht, wird in denselben Blättern (143 Bd., H. 4) in dem Artikel „Der pathologische Charakter der mystischen Frömmigkeit" untersucht. Der äußere Schein spreche zweifelsohne dafür, daß zwischen Mystik und Geisteskrankheit Beziehungen bestehen, denn viele der großen Mystiker litten an Zuständen, wie sie besonders bei Nervenkranken zu beobachten sind. Daher werde die Ekstase, die für den Theologen eine Stufe des beschaulichen Lebens ist, von den Psychologen als eigenartiger Reiz- und Lähmungszustand des Gehirns angesehen, in dem die religiöse Idee die Tätigkeit des ganzen übrigen Organs unterdrücke, oder als ein ungewöhnlicher Zersetzungsprozeß des Nervengewebes, eine Art Hypnose der Affekte und Gedanken. Daß in der Ekstase größte Aufmerksamkeit, höchste Gefühlserregung und Ausschließlichkeit religiöser Vorstellungen herrschen, geben auch die Theologen und die Mystiker selbst zu, doch haben diese Empfindungen nichts Gemeinsames mit denen, von welchen Irrsinnige befallen werden. Nach sorgfältigen Vergleichen der voneinander abweichenden Ansichten der Psychologen und der Mystiker kommt der ungenannte Verfasser zu dem Schlusse, daß die mystische Frömmigkeit, ganz allgemein gesprochen, nicht als krankhaft bezeichnet werden könne. „Gewiß kleidet sich manche geistige Gestörtheit in das Gewand mystischer Frömmigkeit, und eine richtige Diagnose mag oft recht schwer sein. Dagegen ist die Frömmigkeit der großen Mystiker, ihre Glaubens- und Hoffnungsfreudigkeit, ihre Gottesliebe, ihre Arbeits- und Leidensbereitschaft, ihr Pflichtgefühl so fest, lauter und beständig, daß die Annahme eines pathologischen Ursprungs derselben uns vor das größte Rätsel stellen würde."

Mit einer interessanten, ja in gewisser Hinsicht Aufsehen erregenden Artikelserie konnte die von Dr. Kausen in München herausgegebene „Allgemeine Rundschau" den neuen Jahrgang beginnen: Der Beuroner P. Hildebrand Bihlmeyer, Herausgeber des „Hagiographischen Jahresberichtes", belehrt in einer Reihe von Aufsätzen (Ein „dunkler Schatten" oder „Dr. Nikolaus Heim" als Hagiograph. VI, H. 1—4) die katholische Welt über die wahre Persönlichkeit des während der letzten Jahre durch zahlreiche Werke bekannt gewordenen, von der Kritik mit einigen



Einschränkungen günstig beurteilten Hagiographen Dr. Nikolaus Heim (vgl. Allg. Literaturblatt XII, S. 747; XIV, S. 743), der in seinem neuesten, vor wenigen Monaten erschienenen Buche „Johannes, der Vorläufer des Herrn", in dem er sich als streng orthodox bezeichnet und am Modernismus scharfe Kritik übt, den Wortlaut eines ihm vom Heiligen Vater für ein früheres Werk erteilten Belobigungsschreibens veröffentlicht. Wer sollte angesichts so beruhigender Tatsachen dem fleißigen Hagiographen Mißtrauen entgegenbringen? Doch P. Bihlmeyer, den es stutzig gemacht hatte, daß der Name Nikolaus Heim weder in Keiters noch in Kürschners Literaturkalender, weder in Herders Konversationslexikon noch im „Wer ist's?" oder sonstigen Listen hervorragender Persönlichkeiten verzeichnet steht, daß man es hier also wahrscheinlich mit einem Pseudonym zu tun habe, fragte sich, was für Gründe der gefeierte Hagiograph wohl dafür haben möge, so selbstlos sich ins Dunkel eines Pseudonyms zu hüllen, so lange und so heroisch sich selbst zu verleugnen? Zumal die Bescheidenheit nicht gerade seine Haupttugend zu sein scheint: in den Schriften Heims war dem P. Bihlmeyer ein gewisses Prunken mit seinen Kenntnissen, seiner Belesenheit aufgefallen, zu dem sich ein selbstbewußtes Pochen auf seine Orthodoxie und ein ostentatives Hervorkehren seiner „römisch-katholischen" Gesinnung gesellen. Auch sonst hatten einzelne Eigentümlichkeiten in den Werken den Verdacht P. Bihlmeyers erregt, daß der Autor nicht das sei, wofür er sich ausgibt. Er ging der Sache nach und seine literarischen Beziehungen spielten ihm bald wichtiges Untersuchungs- und Beweismaterial in die Hand, das er nun zum Teil in geschickter, das Interesse des Lesers aufs höchste fesselnder Weise zur Veröffentlichung bringt. Wir können uns hier nur mit dem Resultat dieser spannenden Untersuchungen befassen. Zuerst ersah P. Bihlmeyer aus ihm zur Verfügung gestellten Briefen an Verleger, Kritiker, Gelehrte ꝛc., daß „Dr. Heim" nicht der einzige Deckname des „gefeierten Hagiographen" sei, der vorgab, dauernd im Auslande zu leben und an ihn gerichtete Briefe nach Resina bei Neapel schicken ließ: zwei von ihm geschriebene beleidigende Schmähkarten an einen seiner Kritiker waren mit „Prof. Dr. Rosen" gezeichnet; in einem Schreiben an einen katholischen Verlag, der ein Werk von ihm in Druck genommen hatte, jedoch durch mancherlei Zwischenfälle mißtrauisch geworden war und energisch auf Lüftung des Pseudonyms drang, gab er sich für einen englischen Konvertiten aus, dessen wahrer Name Claus of Miron laute und der 1860 auf der Reise zu Fürth in Bayern geboren sei, viel Schweres im Leben erduldet und sich als Schriftsteller manchmal auch M. de' Monti genannt habe. Da der Verleger sich mit diesen geheimnisvollen Angaben nicht zufrieden erklären konnte, versuchte er es, durch Zurückhaltung des Honorars seinen rätselhaften Geschäftskorrespondenten zur Beschaffung einer amtlich beglaubigten Legitimation zu veranlassen, doch statt einer solchen traf nach einiger Zeit ein umfangreicher Brief an — des Verlegers Mutter ein, worin der Herr Dr. Heim alias Prof. Rosen alias Claus of Miron gestand, eine D a m e zu sein, u. zw. die Tochter eines preußischen Generals, der dem fürstlichen Hofe in Detmold nahe gestanden; ihr Name sei Anna The Losen. Aus dem Professor, der sich bisher bald als Priester, bald wieder als „kein Pfaffenfreund" bezeichnet hatte, war also plötzlich ein altes Fräulein geworden. Damit aber war die Wahrheit noch immer nicht aufgedeckt, sie kam erst durch die Intervention eines Auskunftsbureaus, zu dem einige Verleger schließlich Zuflucht nehmen mußten, an den Tag. Darnach scheint „Dr. Nikolaus Heim" identisch zu sein mit einem 1863 zu Höchstadt in Bayern geborenen Josef Rush, der eine Zeitlang Franziskaner zu Banjaluka in Bosnien, dann Novize im Kloster

der Eremiten O. S. B. in Camaldoli war, von wo er 1884 entlassen werden mußte, bevor er irgendwelche Weihen erhalten hatte. Auf Grund gefälschter Zeugnisse mit nachgemachten Siegeln ist Rush vom apostolischen Delegaten in Konstantinopel 1886 zum Priester geweiht worden, worauf er sich als Missionär Don Josaphet nach Palästina begab. Als die Fälschungen in Bayern, wohin Rush wiederholt zurückkehrte, bekannt wurden, entzog er sich der gerichtlichen Verfolgung durch die Flucht ins Ausland. „Gewiß ein vitae curriculum, wie man es im 19. Jahrhundert kaum für möglich halten würde!" heißt es in einem Schreiben vom erzbischöflichen Generalvikariate in Bamberg, an das sich ein Verleger um Auskunft über Rush gewandt hatte. In einem im März 1904 an verschiedene deutsche Ordinariate gerichteten offenen Brief, der an Unhöflichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, bestreitet Rush seine Identität mit „Dr. Heim", denn er, „den Borniertheit und Intoleranz vor bereits fast zehn Jahren in die Opposition getrieben", sei nicht „so stupide", der katholischen Literatur Freundschaftsdienste zu leisten. Trotz dieses Protestes scheint die Identität nach P. Bihlmeyers Ausführungen nicht mehr zweifelhaft, zumal „Dr. Heim" nach Erscheinen des ersten der in Rede stehenden Artikel in der „Allgemeinen Rundschau" sowohl deren Verfasser als den Erzabt von Beuron und Dr. Kausen mit Drohtelegrammen und Drohbriefen bedacht hat, in denen er bedauert, so „unklug gewesen zu sein und gewissen Leuten Waffen in die Hände gegeben zu haben". Klerus, Lesepublikum und literarische Kritik können P. Bihlmeyer für seine zur Vorsicht mahnenden Aufklärungen nur dankbar sein und den in Aussicht gestellten weiteren Veröffentlichungen über den „Fall Heim" mit Interesse entgegensehen.

In derselben Zeitschrift (H. 3) spricht Dr. Michael Eberhard-München über „Klerus und Bildung", wobei er den oft gehörten Vorwurf widerlegt, daß es dem Klerus an wissenschaftlicher Bildung fehle. „In keiner Fakultät wird wohl im Durchschnitt so regelmäßig und intensiv studiert wie an der theologischen Fakultät; manche Seminarien sind geradezu Musteranstalten ernsten, stillen Fleißes. Auch was allgemeine Bildung angeht, können die Theologen mit jedem anderen Stande sich messen; man frage nur die Buchhändler, in welchem Stande sie ihre meisten Kunden haben." Es sei zwar nicht zu bestreiten, daß mancher Landpfarrer aus Mangel an geistiger Nahrung vor der Zeit geistig verknöchert, doch selbst ein solcher habe immerhin noch zehnmal mehr Bildungsgehalt in sich als unzählige Akten- und Bureaumenschen. Zu bedauern dagegen sei, daß der gute Kern der inneren Bildung des Klerus sich oft in zu rauher Schale verberge: der häufig zutage tretende Mangel an äußeren Formen trage viel zu dem Vorwurf der Unbildung bei. Dem Landpfarrer müsse freilich gleichwie dem Landarzt und Gutsbesitzer erlaubt sein, rural zu leben, der Stadtgeistliche aber dürfe um seiner selbst, um seines Einflusses willen die notwendigen gesellschaftlichen Formen nicht unberücksichtigt lassen. „Eine gewisse Nüchternheit, Einfachheit, Schlichtheit und Geradheit im Benehmen wird niemand am Priester tadeln, sondern sogar lieben . . . Auch wird man gerne den Priester davon entheben, den modemäßigen Anstand mitzumachen; er tritt als Apostel von Ideen auf, die über die Zeit erhaben sind." Es gereiche dem Klerus nur zur Ehre, daß in seinen Reihen Stutzer nur selten zu sehen sind, die alte, goldene Anstandsregel aber laute: „Weder Stutzer, noch Bauer!" — In Heft 8 berichtet Johannes Eckardt unter dem Titel „Ein literarischer Grazer Universitätsskandal" von der Blamage, die sich die Grazer mit ihrem liberalen Gemeinderate an der Spitze zugezogen haben, indem sie eine Kritik Hofrat Professor Schönbachs über den Roman „Zwölf aus der Steiermark" von

Bartsch (vgl. „Hochland", Novemberheft 1908) einfach nicht verstanden, vielleicht auch nicht verstehen wollten. Hofrat Schönbach erwähnte in jener Kritik die niedere Meinung von den Grazer Frauen, die in dem Romane zum Ausdruck kommt. Seine Gegner aber stellten die Sache so hin, als habe er seine eigene Meinung ausgesprochen, also von sich selbst aus die Frauenwelt der Murstadt verurteilt. Die liberale Presse — nicht bloß die Grazer — scheute sich nicht, gegen den Gelehrten, über dessen Kompetenz in literarischen Fragen man wohl kein Wort zu verlieren braucht, zu Felde zu ziehen, und sogar in Professorenkreisen erhob sich eine Stimme, die — Schönbachs Entfernung von der Universität verlangte! Es war der Professor der Geologie Doktor Hoernes, Wanderredner für die „Freie Schule", der sich dieses geistige Armutszeugnis ausstellte. Schließlich nahm das Germanistische Seminar in Graz gegen die Angriffe auf Hofrat Schönbach Stellung und machte dadurch der Angelegenheit ein Ende. Die Mitwelt aber hat sich wieder einmal überzeugen können, daß die Schildbürger noch nicht ausgestorben sind. — Aus dem sonstigen Inhalt der „Allgemeinen Rundschau", die stets zu allen wichtigen Tagesfragen Stellung nimmt, sei noch ein Aufsatz des apostolischen Protonotars Msgr. Grafen Vay de Vaya und zu Luskod „Über die Seelsorge auf Auswandererschiffen" (H. 6 und 8) erwähnt. Graf Vay de Vaya berichtet darin von der segensreichen Tätigkeit des St. Rafaelsvereines, der sich der katholischen Auswanderer nach Kräften annimmt und z. B. in Bremen eine Kapelle errichtet hat, „wo die Durchreisenden nicht bloß der Segnung eines Gottesdienstes teilhaft werden, sondern ihnen sich auch die Gelegenheit bietet, in ihrer Muttersprache zu beichten und vor der mühseligen Fahrt die heilige Kommunion zu empfangen". Es haben dort im vergangenen Jahre 20244 Auswanderer an der heiligen Messe teilgenommen und 8094 die heiligen Sakramente empfangen. Msgr. Graf Vay hofft nun den Verein auch für eine ihm, dem Fachmann in der Auswandererseelsorge, sehr am Herzen liegende Sache zu gewinnen: die Systemisierung von Priesterstellen auf Auswandererschiffen, wo der geistliche Beistand oft notwendiger und — in Anbetracht der unsicheren Lage und der nachdenklichen Stimmung, in der die Reisenden sich meist befinden, — auch wirksamer sei als der ärztliche, für den doch stets gesorgt sei. Bisher sei in dieser Hinsicht nichts geschehen; selbst wenn sich zufällig ein katholischer Priester auf dem Schiff befindet, so sei es ihm nur in den seltensten Fällen möglich, die heilige Messe zu zelebrieren oder zu predigen, während für die Protestanten ausnahmslos ein Sonntaggottesdienst abgehalten werde.

Derselbe Verfasser bringt in der „Deutschen Revue" (1909, H. 1—3) die Fortsetzung seiner Reisebilder aus „Großbritannien jenseits des Ozeans" (vgl. „Die Kultur" X., H. 1, S. 124), indem er die Lage der nach Kanada Einwandernden — jährlich ca. 100.000 — während der Reise und der ersten Tage nach ihrer Ankunft, die sozialen Zustände im Lande, das Wachsen und die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung, die moralischen Faktoren der Kolonisierung usw. schildert.*) — Im 1. (Januar) Heft 1909 derselben Zeitschrift ist der (nicht gezeichnete) Artikel „Der Krieg in der Gegenwart" enthalten, der von Kaiser Wilhelm II. beim Neujahrsempfang der kommandierenden Generäle als sich mit seinen Ansichten über die militärische Lage Deutschlands vollkommen deckend bezeichnet und daher in der Presse viel besprochen wurde. Der Artikel entwirft ein Bild vom Zukunftskriege und von der Politik der

*) Über die nicht besonders günstige Lage speziell der österreichischen Auswanderer in Brasilien handelt der Artikel „Unsere Auswanderer in Brasilien", von Dr. Leopold Caro in der „Österreichischen Rundschau" (XVIII, H. 3).

europäischen Mächte, wobei es zum Schluß heißt: „Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sieht sich Österreich für geraume Zeit nach jener Seite gebunden. Es verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung, kann ihm selbst eine solche nicht gewähren. Der gegnerischen Taktik ist es gelungen, jedem der beiden einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Überlegenheit erst einen, dann den andern Gegner niederzuwerfen. Österreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen." Aber auch nach der Trennung seien Deutschland und Österreich noch stark und sollen daher durch inneren Zwiespalt geschwächt werden; deshalb werden in Österreich der Nationalitätenhader durch Vorstellungen der Diplomatie, durch zum Kampf ermutigende Abordnungen und durch die Presse emsig geschürt. „Und doch ist für den ferneren Kampf, er mag mit den Waffen in der Hand oder mit andern Mitteln geführt werden, wenigstens nach außenhin ein ‚einig Volk von Brüdern' nötig sowie eine große, starke, mächtige Armee, die von einer festen Hand geführt wird und von unbedingtem Vertrauen erfüllt ist." — Von Interesse sind in den genannten Heften der „Deutschen Revue" auch die „Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen über den Feldzug von 1866", die unter anderm die Schlacht bei Königgrätz mit großer Ausführlichkeit behandeln, und eine Reihe von Briefen von „Wessenberg an Gentz", mitgeteilt von Professor Dr. August Fournier (Märzheft). Baron Johann Wessenberg, österreichischer Gesandter im Haag, war 1831 zur Londoner Konferenz delegiert worden, wo er eine recht schwierige Stellung auszufüllen hatte. Die Briefe sind durchwegs politischen Inhalts und tragen wesentlich zur Beurteilung der damaligen Lage bei.

Dem „Augustinerprälat Johann Gregor Mendel, Entdecker der Vererbungsgesetze", widmet zum 25. Todestage P. Aug. Padtberg S. J. in „Natur und Kultur" (VI, H. 8 u. 10) eine mit großer Wärme geschriebene Würdigung seiner Verdienste um die moderne Biologie. Mendel, 1822 als der Sohn bescheidener Bauersleute in Österreichisch-Schlesien geboren, hatte frühzeitig für den eigenen Unterhalt sorgen müssen, trotzdem aber auf das Studium nicht verzichten wollen. Nach Absolvierung der philosophischen Jahrgänge in Olmütz fand er auf seine Bitte Aufnahme im Augustinerstift zu Brünn, von wo er nach Empfang der Priesterweihe zum Studium der Naturwissenschaften an die Universität Wien geschickt wurde. Nach Brünn zurückgekehrt, wirkte er vierzehn Jahre hindurch an der dortigen deutschen Oberrealschule als Professor der Physik und Naturgeschichte, ohne seine Privatstudien zu vernachlässigen: sein Hauptinteresse galt den Vererbungsgesetzen, die er durch Kreuzungsversuche an Erbsen und Bohnen, an Zierpflanzen und an Bienen festzustellen trachtete. Ein bescheidenes Schriftchen, „Versuche über Pflanzenhybriden", das 1865 in den Verhandlungen des Brünner Naturforschervereines erschien, war die Frucht dieser Studien, die von den zeitgenössischen Forschern nicht weiter beachtet wurde. Erst vor wenigen Jahren wurde die wissenschaftliche Welt durch den Botaniker de Vries auf Mendels Forschungsergebnisse aufmerksam gemacht; heute ist der Name des bescheidenen Brünner Gelehrten den Biologen aller Länder bekannt und ein von zahlreichen Fachgelehrten unterzeichneter Aufruf fordert auf, das Gedächtnis des „weltberühmten, unsterblichen Forschers" durch Errichtung eines Denkmals vor dem Augustinerstift in Brünn zu ehren. Mendel war 1868 vom Stiftskapitel zum Prälaten erwählt worden; bald darauf bat ihn die Ackerbautreibende Gesellschaft, deren Zentralausschuß er angehörte, um Übernahme des Referates im Landessubventionskomitee, der Land-

tag aber übertrug ihm 1877 die Ehrenstelle des Direktors der Mährischen Hypothekenbank. Die Verpflichtungen, die diese Würden ihm auferlegten, ließen ihm nur noch selten Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, boten ihm dagegen erwünschte Gelegenheit, sich als Wohltäter der Armen und liebenswürdiger Gesellschafter zu bewähren. Seine letzten Lebenstage waren reich an körperlichen Leiden, denen der am 6. Januar 1884 eintretende Tod ein Ende machte.

In der Bonner Wochenschrift „Deutsche Wacht", dem Organ der Deutschen Vereinigung — die sich vor etwas mehr als einem Jahr von der Zentrumspartei abtrennte, um den Kampf gegen „konfessionelle Verhetzung" aufzunehmen, dabei aber Unfrieden in das eigene Lager trug —, schreibt Prof. Dr. Wilhelm Kosch über „Karl Domanig und Alfred Ebenhoch als deutschnationale Dichter" (II, H. 5). Die bodenständige Poesie sei für den deutschösterreichischen Patrioten heutzutage, in den Zeiten politischer und nationaler Zerklüftung, der einzige Trost und sie sei wurzelfest genug, „um zu beweisen, daß deutsche Art und deutsches Wesen mit dem Begriff Österreich eine unlösbare Einheit bilden". Der Verfasser, der Domanig einen Heimatdichter im schönsten und edelsten Sinne des Wortes, einen kernhaften Tiroler Sänger nennt, bespricht eingehend das literarische Wirken des Dichters und geht dann zu Alfred Ebenhoch über, der Politik und Poesie in seinem Lebensberuf auf das glücklichste vereint habe. Es ist freudig zu begrüßen, daß die beiden Dichter, deren Wert in der Heimat längst erkannt wurde, durch diese Ausführungen auch dem norddeutschen Lesepublikum näher gerückt werden. — Domanigs Persönlichkeit und dichterisches Schaffen haben überdies in einem längeren Essai von E. M. Hamann im „Gral" (III, H. 1—4) die verdiente Würdigung gefunden.

Mitten im Herzen Tirols, zwischen den Bergkolossen des Wilden Kreuzes und der Amthorspitze, zieht sich von Sterzing nach Osten zu das Pfitscher Tal. Strenge Winter sind in dieser Hochgebirgswelt keine Seltenheit, die Winter in den Zwanzigerjahren des 17. Jahrhunderts aber müssen es besonders arg getrieben haben, da sie die Bewohner des Tales zu einem frommen Gelübde veranlaßten. Der am 18. November 1628 ausgestellte „Verlobnusbrief", der sich im Innsbrucker Statthalterei-Archiv befindet, wird von J. Kraft in den „Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs" (VI, H. 1) wörtlich mitgeteilt. Wir entnehmen daraus, daß Gott die Pfitscher „aus woluerdienter straff" eine lange Zeit hindurch mit kaltem Wetter, feuchtem, grobem Schnee und Reif „genedigclich haimbgesuecht" hatte, so daß sie unter Mißernten leiden mußten. Da sie nun fürchteten, daß der Zorn des Herrn noch länger anhalten könnte, wenn sie sich nicht zu größerem christlichen Eifer und inbrünstiger Gottesfurcht bekehrten, so gelobten sie — „ain ganze gmain alda in Pfitsch" — in der betreffenden Urkunde Gott, der hl. Jungfrau und allen Heiligen, verschiedene eingerissene Mißstände abzustellen; z. B. sollte „hinfürter in eewig zeit" jede einzelne Person, die sich im Pfitscher Tale ernährte oder aufhielt, „khaine dauon ausgenommen oder abgesöndert", dem sonn- und feiertägigen Gottesdienste andächtig beiwohnen, sich am Sonntage jeglicher Arbeit enthalten, „sonderlichen auch des bishero geyebten malens"; die „kräxentrager" aber sollten am Sonntage nicht weiterwandern, sondern den Tag des Herrn an dem Ort, wo er sie traf, in Ruhe und Stille zubringen. Samstags sollte um 2 Uhr, an anderen Feierabenden um 3 Uhr nachmittags die Arbeit eingestellt werden. Wer von den Pfitschern dieses Gelübde brechen würde, der sollte jedesmal ein Bußgeld von 1 Gulden 30 Kreuzern in die Kirchenkasse zahlen, außerdem aber durch die Gerichtsobrigkeit je nach Art



des Vergehens an Gut oder im Armutsfalle an Leib gestraft werden. Damit aber niemand sich entschuldigen könnte, das Gelübde der Gemeinde sei ihm unbekannt geblieben, sollte der Verlöbnisbrief alle Jahre einmal oder nötigenfalls öfter von der Kanzel oder auf dem Friedhofe „zu menigclichs wissen und nachrichtung offenllichen publiciert, verkhindt und verlesen werden". Die in Gegenwart des Pfarrers von Pfitsch Christian Fäbor und des Gerichtsschreibers Daniel Kofler in zwei Exemplaren ausgefertigte Urkunde ist durch das Siegel des „Johann Babtista Bockh zu Arnholz, pfleger der herrschaft Strasperg und Sterzingen", bekräftigt worden — Ob die Pfitscher ihr frommes Gelübde auch heute noch mit so anerkennenswerter Strenge einhalten?

Die Redaktion von „Nord und Süd" hat sich an die Gelehrtenwelt Deutschlands mit der Bitte um Meinungsäußerung über das Thema „Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft" gewandt, um „eine Revision alter und würdiger, historisch in ihrer Existenzberechtigung genügsam erwiesener Geistesinhalte" zu veranstalten, und beginnt im Februarheft 1909 mit der Veröffentlichung der zahlreich eingelaufenen Antworten. Dr. Georg Simmel, Professor an der Universität Berlin, eröffnet die Debatte. Nach seiner Ansicht sind es nicht sowohl einzelne wissenschaftliche Ergebnisse, die den Glauben erschüttern, als „die allgemeine wissenschaftlich-intellektualistische Stimmung der Zeit". Der Begriff Gottes sei für die Wissenschaft nicht angreifbar, die Mitwirkung des göttlichen Willens zur Erhaltung des Seins unwiderleglich. „Abgesehen von Einzelheiten, die den Kern des Christentums nicht treffen, ist ein logisch entscheidender Gegenbeweis gegen die religiösen Überlieferungen durch die Ergebnisse der exakten Wissenschaft nicht zu führen". Trotzdem schließe der wissenschaftliche Geist als ganzer „das Festhalten an den überlieferten religiösen Inhalten aus", nicht aber auch „die inneren Bedürfnisse, die bisher von solchen Inhalten befriedigt worden sind". Wie dieser Widerspruch zu lösen wäre, sei heute noch nicht abzusehen.*) Geheimer Justizrat Professor Dr. Josef Kohler schreibt, seine persönliche Anschauung habe große Ähnlichkeit mit dem Hegelschen Panlogismus, während Geheimer Medizinalrat Professor Dr. H. Senator sich „im Wesentlichen" mit den religiösen Anschauungen „der großen jüdischen Propheten (Jesajas bis Micha)" einverstanden erklärt. Sein Kollege Professor Dr. Gustav Fritsch gibt sich in einer weitausgreifenden Ausführung Mühe, die herrschenden religiösen Anschauungen als mit den einfachsten Grundlehren der Wissenschaft unvereinbar hinzustellen. Seine Darlegungen entbehren nicht der Komik; so sucht er z. B. die Unmöglichkeit aller überirdischen Erscheinungen, deren in der heiligen Schrift Erwähnung geschieht, sowie der Auferstehung des Fleisches dadurch zu beweisen, daß bei den überirdischen Wesen kein Stoffwechsel, folglich auch keine Kraftentwicklung stattfinden könne, ohne Kraftentwicklung aber könne niemand sprechen, gehen, sich aufrechthalten u. dgl. Zum Schlusse hat Professor Fritsch aber doch die Güte, ein aggressives Vorgehen gegen den Glauben für verwerflich zu erklären, denn ein gewisser religiöser Halt sei für die große Mehrzahl der Menschen notwendig und „das muß auch von den Vertretern der Wissenschaft rückhaltlos anerkannt werden: es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Afterweisheit nichts träumen läßt". — Hoffentlich werden im weiteren Ver-

*) Über die Anschauungen, die Simmel in seiner Schrift „Die Religion" ausgesprochen hat, vgl. den sehr beachtenswerten Aufsatz „Religion in Theorie und Praxis" in den „Historisch-politischen Blättern" (Bd. 143, H. 3 u. 4).



lauf der Umfrage auch katholische Gelehrte zum Wort zugelassen werden. Andernfalls läßt sich nur ein ganz einseitiges Ergebnis voraussehen.

Im Januarheft der durchaus nicht in katholischem Sinne geleiteten Berliner Halbmonatsschrift „Das literarische Echo" (XI, H. 7) ist in dem Artikel „Der Malthusianismus der Dichter" von Eduard Fueter (Zürich) von den falschen Folgerungen die Rede, die von manchen Kulturhistorikern aus der Literatur einer Zeit auf die Zeit selbst gezogen wurden. So müsse u. a. die novellistische Literatur des Mittelalters und der Renaissance seit langem schon als Beweis für die Verderbtheit des Klerus vor der Reformation dienen. „Hat denn nicht von jeher die populäre Possenliteratur ihr Hauptvergnügen darin gefunden, Personen, denen man im Leben ihres Amtes wegen Respekt zeigen muß, ins Lächerliche zu ziehen?" fragt Fueter. So sei z. B. in den Schwänken und Lustspielen von heute der Polizist regelmäßig eine komische Figur, der Geheimrat und der Bürgermeister ein Schwachkopf, womit doch noch lange nicht gesagt ist, daß das im Leben zutreffe oder auch nur vom spottlustigen Publikum als zutreffend angenommen werde. Die Wirkung dieser Art von Literatur bestehe eben darin, daß sie die Dinge auf den Kopf stellt. Die Popularität der mittelalterlichen Geschichten, in denen Priesterkarikaturen vorkommen, zeuge geradezu für die unerschütterte Hochschätzung des Klerus und beweise, daß es eine prinzipielle Opposition gegen ihn noch gar nicht gab, „denn diese Art von Spott lebt nur so lange, als der Stand, gegen den er sich richtet, in seiner Existenz unangefochten ist. Der Scherz wirkt nicht mehr harmlos und deshalb auch nicht mehr künstlerisch, sobald er tiefere Interessen berührt." Daher sei der katholische Geistliche heute keine Lustspielfigur mehr: seine Freunde ertragen den Spott nicht mehr und seine Feinde meinen es zu ernst. (Einige interessante Ergänzungen zu Fueters Ausführungen finden sich im Februarheft des „Hochland", „Der Klerus in der schönen Literatur".)

Gegen die Feuerbestattung spricht von einem Standpunkt, der mit dem der Kirche nichts Gemeinsames hat, aber des Interesses nicht entbehrt, Dr. J. Hundhausen in einem Artikel „Zur Kremation" in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau" (XIII, H. 1). Er führt darin aus, daß bei allgemeiner Einführung der Feuerbestattung sich alsbald empfindlicher Kohlenmangel einstellen würde und daß es somit unrecht sei, für eine Sache zu agitieren, die der großen Masse Schaden bringen muß. Die mit Lebensgefahr für unzählige Bergleute aus der Erde geholte Steinkohle sei ein zu kostbarer Artikel, als daß man sie in dieser Weise vergeuden dürfte. In demselben Blatt (XIII, H. 2) findet sich ein Aufsatz Dr. Arnold Flinkers über „Das religiöse Fasten und dessen volkshygienische Bedeutung", in dem das Fastengebot der katholischen Kirche, das nur den Fleischgenuß, und zwar nur gesunden und kräftigen Personen verbietet, als in hygienischer und sozialpolitischer Beziehung wichtig bezeichnet wird. Der übermäßige Genuß des Fleisches übe mit der Zeit eine schädliche Wirkung auf die Gesundheit aus und sei die Ursache vieler Krankheiten in den gutsituierten Ständen. „Es wäre nur zu wünschen, daß das Fasten in den Ländern, in denen notorisch zu viel Fleisch gegessen wird, strenger beobachtet würde, zumal in den wohlhabenden Kreisen die Menge von Nährstoffen, welche notwendig ist, um den Körper in seinem Bestande zu erhalten, sehr leicht aus dem Pflanzenreiche gedeckt werden kann." Schwerer zu ertragen sei das Fasten für die ärmeren Volksklassen, bei denen sich zu der oft ungenügenden Ernährung die schwere Arbeit gesellt, ganz besonders aber in den Ländern der griechischen Kirche, die an den von ihr vorgeschriebenen ca. 250 Fasttagen des Jahres nicht bloß den Genuß von Fleisch, sondern

auch von sämtlichen Eier- und Milchspeisen verbietet. Dieses allzustrenge Fastengebot sei die Ursache eines überaus traurigen Gesundheitszustandes der Bevölkerung, begünstige den Alkoholismus, da der Hunger durch Schnaps betäubt zu werden pflegt, habe häufige Epidemien und eine große Sterblichkeit der Säuglinge zur Folge. Das übermäßig strenge, zur physischen Entartung ganzer Bevölkerungsklassen führende Fasten in der (orthodox-)griechischen Kirche bedeute somit eine Gefahr für die Volkskraft, und Sache der berufenen Kirchenfürsten sei es, dieser wichtigen Frage ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

„Die innerpolitische Umwälzung in der Türkei" gibt C. Freiherrn v. d. Goltz Stoff zu einer längeren Ausführung in der „Deutschen Rundschau" (1909, H. 4), die von genauer Kenntnis der Sachlage zeugt. Nachdem der Verfasser das jahrelange heimliche Erstarken der jungtürkischen Bewegung und die Verhältnisse, durch die sie hervorgerufen wurde, geschildert, spricht er von dem Charakter der Umwälzung, die „aus dem Durst nach moralischer Reinigung des Staatslebens, aus der Vaterlandsliebe und dem Gefühl für nationale Würde hervorgegangen" sei, und von dem, was die Zukunft der Türkei bringen muß. Die neue Regierung habe große Aufgaben vor sich, deren Lösung sich durch Geldmangel, durch die nationalen und religiösen Verschiedenheiten in der Bevölkerung und durch die verwickelte politische Lage besonders schwierig gestalten werde. Trotz der günstigen Zusammensetzung des Parlaments, das eine große mohammedanische Majorität aufweist, werde den Volksboten die Einigung und Verschmelzung der verschiedenen Bevölkerungsbruchteile viel Mühe machen. „Jede politische oder religiöse Genossenschaft wird ihre Forderungen und Klagen vorbringen, und die Befriedigung aller ist einfach unmöglich." Am besten stehe es um die Armee, deren Verfassung seit 1886 derjenigen der großen europäischen Heere nachgebildet ist und über ein tüchtiges Offizierskorps verfügt. „Es herrscht darin eine recht ansehnliche theoretische Bildung, ein großer Eifer, noch ein stattlicher Rest vom alten Erobererstolze und viel Gefühl für die Größe des osmanischen Reiches." Im allgemeinen überwiegen deutsche Ideen über die Kriegsführung und jetzt, wo eifrig praktische Uebungen betrieben werden, dürften sie bald Gemeingut der ganzen Armee werden, die heute schon ein völlig anderes Aussehen habe als vor der Umwälzung und durch ihr schnelles Erstarken die Sicherheit nach außen gewährleiste. So werde sich denn auch die innere Umgestaltung in Ruhe vollziehen können, vorausgesetzt, daß sich die leitenden Persönlichkeiten fähig erweisen, sie zu bewirken. „Zu warnen ist nur vor einer eiligen Überschätzung der eigenen Kraft. Die Türkei hat noch eine Reihe von Jahren des Friedens notwendig. Ihre Staatsmänner handeln weise, wenn sie kriegerische Konflikte vermeiden, solange es die staatliche Ehre und das Ansehen der neuen Regierung irgend gestatten." — Im selben Heft antwortet der Wiener Universitätsprofessor Dr. Friedrich Tezner in einem Artikel „Das österreichungarische Staatsrecht des Grafen Theodor Zichy" auf den von dem letzteren im Oktober- und November-Heft der Rundschau veröffentlichten Aufsatz „Oesterreich und Ungarn" (vgl. „Die Kultur" X, H. 1, S. 126). Tezner berichtigt die „vom Grafen Zichy vorgetragenen Glaubenssätze", ohne sich der Hoffnung hinzugeben, daß die Kontroverse über die rechtliche Natur der österreich-ungarischen Monarchie dadurch endgültig ausgetragen werden könnte, und weist auf die Folgen hin, die eine Erfüllung der ungarischen Forderungen nach sich ziehen müßte. Er schließt mit den Worten: „Wenn das Gesetz der aufsteigenden Entwicklung richtig ist, so kann an dem endlichen Siege der Kaiseridee über die Idee des ungarischen Nationalstaates



kein Zweifel bestehen, wobei es ganz gleichgültig ist, in welcher staatsrechtlichen Form der Autonomie aller Nationen der ganzen österreich-ungarischen Monarchie sie ihren Ausdruck finden wird."

Ein „magyarischer Politiker", der seinen Namen nicht nennt und von dem die Redaktion angibt, er sei ein hervorragender ungarischer Staatsmann, der vor nicht langer Zeit eine leitende Rolle gespielt habe, schreibt in der „Österreichischen Rundschau" (XVIII, H. 1) über „Die Monarchie und das ungarische Wahlrecht", um zu beweisen, daß Österreichs Glück und Zukunft „von der Rückkehr zur Basis des Paktes auf das unverfälschte Wahlrecht in Ungarn" abhängen. Jeder, der eine starke Monarchie, eine gesunde Wehrmacht wünscht, müsse auch das allgemeine, gleiche, geheime Stimmrecht wollen. — An gleicher Stelle finden wir eine kleine von A. Hinnenburg veröffentlichte Sammlung von Briefen des Feldmarschalls Grafen Radetzky an seine Gattin, Franziska — von ihm Fanny genannt — Gräfin Straßoldo-Graffenberg, mit welcher er seit 1798 vermählt war. Die meist kurzen Briefe sind aus den Jahren 1848—1851 datiert, teils in Wien, teils in Italien geschrieben und enthalten hauptsächlich Mitteilungen über Kämpfe und Siege. Trotz aller Kürze und Trockenheit verraten die oft ganz flüchtig hingeworfenen Zeilen das warme Herz des Schreibers, der sich stets „Dein Gatte" unterzeichnet, und sein Interesse für alle Familienangelegenheiten. — „Betragen, Aufmerksamkeit und Fleiß", oder richtiger deren Wertung in der Schule, hat Professor Ludwig Gurlitt zum Thema einer längeren Ausführung im 5. Heft derselben Zeitschrift gewählt. Er vertritt darin die Ansicht moderner Pädagogen, daß die schematisierende Beurteilung der Schüler, ihrer Leistungen und ihres Benehmens, wie sie bisher in der Schule geübt wurde, nicht geeignet sei, aus den Zöglingen selbständig denkende und handelnde Menschen zu bilden. Unter gutem Betragen verstehe der Lehrer der alten Schule sklavenhafte Unterwerfung, widerspruchlosen Gehorsam, selbst wenn der Schüler von seinem Rechte überzeugt ist. Man bedenke dabei nicht, daß ein an solche Unterwerfung gewöhnter Knabe auch als Mann den Mut der eigenen Überzeugung nicht finden werde. „Es müssen also die Pflichten der Jugend so herabgesetzt und überhaupt so gestaltet werden, daß ihre Befolgung die Entwicklung fördert, statt sie zu hemmen." Ebenso stehe es mit der Aufmerksamkeit, wie sie von der Schule verlangt wird. Die Art, wie manche Lehrer das Denken der Kinder in Zucht nehmen, diene mehr der Verdummung und geistigen Erschlaffung als dem moralischen Fortschritt. Jeder geistig arbeitende Erwachsene wisse doch aus eigener Erfahrung, daß die Aufmerksamkeit sich nicht kommandieren lasse und überhaupt nur dort zu erzielen sei, wo Interesse am Gegenstande vorhanden ist. Die Schule aber frage gar nicht nach dem inneren Bedürfnis, der inneren Teilnahme des Schülers; der Lehrer treibe das Denken aller Kinder den einen einzigen, von ihm vorgeschriebenen Weg, unbekümmert darum, daß er sie mit jeder neuen Frage aus dem eigenen Gedankenkreise herausreißt, während er selbst sich nicht gern durch Zwischenfragen unterbrechen läßt. Anderseits verlange er, daß das Interesse, welches der Schüler seinem Vortrage schenkt, mit Schluß der Stunde aufhöre, um sich sofort dem Thema der nächsten Stunde zuzuwenden. Ein Schüler, der einmal dabei ertappt werde, daß er sich während der Stunde mit „Fremdem" beschäftigt, könne für Aufmerksamkeit keine gute Note erhoffen. Wie mit der Aufmerksamkeit, verhalte es sich auch mit dem Fleiß. „Wahrhaft fleißig sind wir nur da, wo unser Geist gefesselt ist und wo es uns aus innerem Bedürfnisse treibt, ein Rätsel zu lösen, ein Ziel zu erreichen." Nur bei der



Bewältigung selbstaufgesuchter Schwierigkeiten zeige sich, was wir an Fleiß aufbieten können. Die Schule aber urteile gerade entgegengesetzt: sie fordere von dem Schüler für ihm gleichgültige Fächer verdoppelten Fleiß. „Wir verlangen von keinem Rinde, daß es am Pferderennen teilnehme, verlangen von keinem Jagdhunde, daß er Schafe behüte; wir verlangen auch nicht vom Kanzlisten, daß er Bühnenstücke schreibe, nicht vom Komponisten, daß er Steuerlisten führe. Wir gönnen möglichst jedem Geschöpfe eine seiner Natur entsprechende Beschäftigung. Nur das Kind zwingen wir unter eine doch recht willkürlich geschaffene Schablone." — Man muß die Berechtigung dieser Vorwürfe bis zu einem gewissen Grade anerkennen; ob es aber überhaupt möglich ist, beim Massenunterricht eine schablonenmäßige Behandlung der Schüler ganz und gar zu vermeiden? Was sollte aus einer Klasse werden, in der jeder Schüler das Recht hat, nur dann zu gehorchen, aufzumerken und zu lernen, wenn es seiner individuellen Veranlagung paßt?

Die wichtige Aufgabe der Erziehung, den Geist zur Selbständigkeit zu führen, aus den Kindern freie Persönlichkeiten zu machen, betont auch Hans Rippert in der Zeitschrift „Die christliche Frau" (VII, H. 4, „Die Persönlichkeit als Ziel der Erziehung"); doch erinnert er mit Recht daran, daß der einzige Weg, der zur Persönlichkeit, zur innerlichen Freiheit führt, die Selbstüberwindung ist. Die Eigenart des einzelnen Kindes sei zwar bei der Erziehung nach Möglichkeit zu berücksichtigen, dürfe aber niemals in übertriebenem Maße gepflegt, vor allem nicht als das Beste am Menschen geschätzt werden. „Erst die Unterordnung der Eigenart unter das erkannte Gesetz ist die Erhebung der Person zur Persönlichkeit; denn dadurch wird die innere Freiheit gegeben." Unsere Zeit brauche ein willensstarkes Geschlecht, das sich selbst im Zaume zu halten versteht, daher sei es Pflicht der Eltern und Erzieher, die Jugend durch Wort und Beispiel zur Selbstbeherrschung, zur Entsagung anzuleiten. (Vgl. auch Pfarrer Ph. Hofers Besprechung des Buches „Alte Ziele — neue Wege" von L. Auer in „Christlich-pädagogische Blätter" 1909, H. 2.)

Daß die Schule an allem schuld sein müsse, was unserer Generation nicht paßt, und daß ihr alles aufgebürdet werde, was gebessert werden soll, bespöttelt J. Gulgowski-Sanddorf im „Türmer" (XI., H. 6) unter dem Titel „Storch, Kinderstube und Schule". Nicht die Schule, sondern die Mutter habe das Storchmärchen erfunden, dieser komme es daher auch zu, jetzt, wo die meisten Pädagogen für die Notwendigkeit der sexuellen Aufklärung der Jugend*) stimmen, für das Aussterben dieses Märchens zu sorgen. Die Mütter aber wollen diese Pflicht der Schule zuschieben und einige von ihnen würden wohl nicht eher Schlaf finden, „bis sie schwarz auf weiß sehen, daß ihre Tochter, ihr Sohn so und soviele Stunden ‚Aufklärung' über den Storch gehabt haben und womöglich im Abgangszeugnis ein Prädikat über den Stand der ‚sittlichen Reife' aufweisen können." In der „offenen Halle" des „Türmer", die dem freien Meinungsaustausch der Leser dient, wird über dasselbe Thema schon seit einiger Zeit debattiert und sowohl für als gegen die Aufklärung durch die Schule oder die Aufklärung überhaupt Stellung genommen. Als besonders beherzigenswert seien zwei Urteile herausgehoben. F. L., der im Storch ein Symbol sieht, wie z. B. Lohengrins Schwan es sei, schreibt unter anderem (H. 6): „Es ist nicht nötig, daß wir auf dem Standpunkt des bewußten Idealismus stehen, um das Storchenmärchen als sinnvoll zu begreifen. Es ist auch nicht nötig, daß diese schöne

*) Vgl. Prof. Dr. Walters Aufsatz im vorigen Heft der „Kultur".

Symbolik die andere Aufklärung, die taktvolle Deutung des Naturvorganges, ausschließe. Aber man wolle doch über all dem Aufklären nicht die Poesie zerstören, die sich einst von den Walküren bis zu Schwan oder Storch über Dinge gebreitet haben, deren Zartheit und Mystik sich eben nicht ‚erklären‘, sondern nur symbolisch veranschaulichen und seelisch erleben läßt — wie das letzte Geheimnis des Lebens überhaupt." Und Hermann Borkenhagen, der eine ernste Belehrung zu rechter Zeit für angebracht hält, fährt fort (ebd.): „Aber die sexuelle Aufklärung allein genügt nicht. Erleben wir es doch oft, daß selbst wissenschaftlich gebildete Menschen den größten Verirrungen anheimfallen und an ihren Folgen nicht selten zugrunde gehen! Die Aufklärung muß daher durch die Ethik ergänzt werden, wenn daraus die Konsequenz gezogen werden soll, das Triebleben zu beherrschen. Darauf kommt es hauptsächlich an. Schule und Haus haben also die Aufgabe, die sittlichen Ideale zu pflegen und zu stärken. Die Erziehung der Jugend muß darauf gerichtet sein, daß jeder stark und fest wird in dem Willen zum sittlichen Leben."

Nützliche Anregungen zu dem Thema „Bilderschmuck im Bauernhause" bringt A. Becker, Kaplan in Nesselröden (Eichsfeld), in dem Organ des Deutschen Vereines für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege „Das Land" (XVII, H. 8). Jeder, der Gelegenheit hat, mit der ländlichen Bevölkerung in Berührung zu kommen und sich über den geschmacklosen Wandschmuck in den Bauernwohnungen zu ärgern, wird — so meint der Verfasser — zugeben, daß für eine Besserung auf diesem Gebiete gesorgt werden müsse. Die Vorliebe des Bauern für schreiende Farben lasse sich zwar daraus erklären, daß er Tag für Tag die Wunder der Natur in ihrer leuchtenden Farbenpracht vor Augen hat und daher auch in seinem Heim nichts Eintöniges, Düsteres sehen will. Nicht um Verbannung aller farbigen Bilder handle es sich also, sondern nur um Entfernung der minderwertigen unter ihnen, besonders auch der immer zahlreicher auftretenden Photolithographien. Als Ersatz dafür seien die Künstlersteindrucke zu empfehlen, die von größeren Firmen in den Handel gebracht werden und passende Geschenke zu Familienfesten bilden. „Geistliche und Lehrer müssen sich bemühen, die Leute mit guten Bildern bekanntzumachen bei Vorträgen, Gemeindeabenden usw." Der Schreiber des Aufsatzes habe z. B. guten Erfolg erzielt mit einem Vortrage über die schönsten Madonnenbilder, die er gesammelt hatte und vorzeigte, worauf eine ganze Reihe von Zuhörern ihn um die Beschaffung ähnlicher Bilder baten. Bei solcher Gelegenheit lasse sich auch leicht auf den Vorzug von Schwarzdrucken vor wertlosen farbigen Bildern hinweisen. Die Frage, was für Darstellungen zu empfehlen seien, beantwortet Kaplan Becker dahin, daß der Bauer Abbildungen aus fremden Ländern und Gegenden gern sehe, ferner Bilder mit möglichst viel Handlung aus dem Menschen- und Tierleben, Erinnerungen an vergangene Zeiten und Feste, an die Soldatenjahre u. dgl. Die alles Kunstwertes baren religiösen Bilder, die man in jeder katholischen Bauernfamilie finde, müßten allmählich durch die immer reichlicher erscheinenden schönen Kunstdrucke ersetzt werden. Die Bibel müsse mehr als bisher illustrativ im Volke verbreitet werden, auch in Bildern als Hausschmuck. Ratsam sei es auch, die Leute auf den Wert einer passenden Einrahmung aufmerksam zu machen oder sie in den ländlichen Fortbildungsschulen, in Vereinen, bei Vorträgen usw. zur Herstellung schlichter Rahmen anzuleiten. — Im nächstfolgenden Hefte betrachtet derselbe Verfasser „Alte Kirchenbücher und Kirchenrechnungen in ihrer Bedeutung für die Ortsgeschichte". Auf Anregung des Regenten von Braunschweig ist nämlich vor mehr denn Jahresfrist an



katholische wie protestantische Pfarrämter des Herzogtums die Weisung ergangen, neben den offiziellen Kirchenmatrikeln besondere Gemeindechroniken zu führen, in denen alle Ereignisse aus dem kirchlichen und Schulleben der Gemeinde und auch wichtige weltliche Geschehnisse verzeichnet werden sollen. Kaplan Becker bedauert, daß derartige Verfügungen nicht bereits viel früher getroffen wurden, doch auch heute schon seien die in den Pfarr-Registraturen aufbewahrten Schriften reiche Fundgruben für Volkskunde, Ortsgeschichte und Heimatpflege und ihr Studium dürfe von Geistlichen und Lehrern nicht vernachlässigt werden. „Es ist eben bei intensiven heimatkundlichen Bestrebungen unerläßlich notwendig, daß die alten, vergilbten Akten ans Licht gezogen werden, diese Zeugen früherer Geschlechter und Geschichte, Zeugen von Freud und Leid, Zeugen örtlicher Vorgänge und weltbewegender Ereignisse, beredte Zeugen für Frieden und Krieg."

„Von deutscher Kunst in Prag" erzählt Hofrat Professor Jos. Neuwirth im 5. Heft der deutschböhmischen Revue „Deutsche Arbeit" (VIII. Jahrg.), das unter dem Sondertitel „Das deutsche Prag" erschienen ist und in einer Reihe historischer Darstellungen das Werden und Wachsen der schönen Moldaustadt aus deutschen Wurzeln, deutscher Kultur vorführt. Schon mit den ersten Regungen des Christentums in Prag begannen — so berichtet Hofrat Neuwirth — die von Deutschland kommenden Anschauungen der Kunst Boden zu fassen. Die böhmische Landeshauptstadt war ja zur Deckung ihres Bedarfes an Kirchenschmuck auf den deutschen Westen angewiesen, überdies bis zur Errichtung des Bistums Prag von dem Regensburger Bischofssitz abhängig. Aber auch in späteren Zeiten, ein ganzes Jahrtausend hindurch, bezog Prag seine Künstler — Architekten, Maler, Bildhauer, Holzschnitzer, Zinngießer und andere — aus Deutschland und „die Formensprache des in seiner Art einzig dastehenden Prager Denkmälerbestandes wird jeden Unbefangenen den so mannigfachen Einfluß deutscher Anschauungen und Meister unanfechtbar erkennen lassen und stets aufs neue bezeugen, wie viel die Pracht der böhmischen Landeshauptstadt deutschem Geiste und deutschem Fleiße zu danken hat. Das manchmal zurückgedrängte, aber nie rastende Walten beider in Prags Kunstleben findet den beredtesten Zeugen gegen alle Ableugnungs- oder Verkleinerungsversuche in dem monumentalen „Saxa loquuntur".

Ein nachahmenswertes Beispiel im Kampfe „Gegen den Schmutz in Wort und Bild" geben die gebildeten Kreise Göttingens, indem sie in dem dort erscheinenden „Deutschen Boten" (1909, Nr. 6) die Erklärung veröffentlichen, daß sie „kein Geschäft mehr betreten werden, welches Bilder, Postkarten und andere Gegenstände anstößiger Art, namentlich auch gemeine Witzblätter und unsittliche Literatur auslegt oder verkauft". Alle Gleichgesinnten werden aufgefordert, ihre Namen in die bei den Ausschußmitgliedern aufliegenden Listen einzutragen. Gezeichnet ist diese Erklärung von dem Rektor, Subrektor und mehreren anderen Professoren der Universität, von Gymnasial- und Realschullehrern, höheren Militärs und Beamten, Mitgliedern der Finanzwelt und der Ortsgruppe des evangelischen Frauenbundes, — also von Vertretern verschiedener Kreise der guten Gesellschaft, die sich hier zu gemeinsamem und in dieser Form gewiß auch wirksamem Vorgehen zusammengefunden haben.

Als einen Kämpfer gegen den Schmutz in Wort und Bild kann man in gewissem Grade auch ein neues, katholischem Boden entsprossenes Blatt bezeichnen: die illustrierte Wochenschrift für Humor, Kunst und Leben „Guckkasten", die den durch die Mehrzahl der bisher bestehenden Witzblätter irregeleiteten Geschmack des

Publikums in gesunde Bahnen lenken möchte. Die Zeitschrift, die im Druck von Georg Bürenstein in Berlin erscheint, wird von keinem Geringeren geleitet als von dem Romancier Paul Keller, dem Verfasser von „Der Sohn der Hagar", der in das Blatt alles hineinzaubern will, „Humor und Leid, Karikatur und ernstes Menschen- und Landschaftsbild, Begeisterung und Spott, das flache Leben und alle blauen Berge des Sehnsuchtslandes". P. Ansgar Pöllmann begrüßt in einer sehr lesenswerten Artikelserie in der „Bücherwelt" (VI, H. 2—5; „Deutsche Witzblätter") das junge Unternehmen mit warmen Worten und beherzigenswerten Ratschlägen für den Redakteur, dem er u. a. empfiehlt, aus dem Stab katholischer Erzähler und Lyriker eine große Reihe an sich zu fesseln. Wahren Humor pflegen heiße die Kunst veredeln. Dem katholischen christlichen Volke aber ruft Pöllmann zum Schluß zu: „In deiner Hand liegt das Schicksal der neuen Zeitschrift. Schau du recht oft in den ‚Guckkasten', dann wird sein Impresario schon sorgen, daß darin die Bilder sich zeigen, die deinen berechtigten Forderungen entsprechen." — Wie oft in die anderen, die geschmack- und sittenschädlichen Witzblätter, mit denen der „Guckkasten" zu konkurrieren hat, geschaut wird, erhellt aus der Tatsache, daß z. B. allein „Das kleine Witzblatt" in 13 Millionen Exemplaren verbreitet wird, wie Max Hemprich in dem Artikel „Kunst und Sittlichkeit" („Der Geisteskampf der Gegenwart", 1909, H. 2) angibt. Auch er ruft zum Kampfe auf gegen die sittliche Schlaffheit unserer Tage auf dem Gebiete der Kunst. Es müsse sich doch noch genug sittliche Kraft im deutschen Volke aufbringen lassen, meint er, „daß wenigstens die öffentliche Ausstellung von Dingen, die aus lüsterner Absicht geschaffen und auf Lüsternheit berechnet sind, die öffentliche Ausstellung der auf rein mechanischem Wege hergestellten sogenannten Kunstwerke und Bilder, die unsittlich sind und verderblich wirken, nachdrücklich eingeschränkt würde". Eine Zensurbehörde über diese Dinge einzusetzen, wage er nicht vorzuschlagen, vielleicht aber wäre eine Idee des „Kunstwart", eine Art Sachverständigenkammer in Kunstsachen, durchführbar. Andererseits müsse echte, wahre volkstümliche Kunst nach Kräften gepflegt werden.

Der in der „Kultur" VI, 384 näher besagte n.-ö. Landespreis von 2000 K für das beste dramatische Erzeugnis (Bedingungen: Der Autor muß arischer Abkunft, deutscher Nationalität und in Niederösterreich längere Zeit ansässig, das bez. Stück muß in den letzten drei Jahren entstanden sein, wobei solche, welche auf österreichischem, besonders niederösterreichischem Boden spielen, den Vorzug haben) kommt für das Jahr 1909 zur Ausschreibung. Bewerber mögen ihr bez. Werk, womöglich in 3 Exemplaren, bis längstens 30. Juni an den n.-ö Landesausschuß, Wien, einsenden.

Zu dem Aufsatze „Neuere Shakespeare-Literatur" von R. Dyboski („Die Kultur" IX, H. 4) ersucht Herr Dr. Marcus Landau festzustellen, daß die auf S. 417 erwähnte Hypothese (Kaiser Rudolf II. von Österreich habe Züge zum Charakterbild des „einsamen Magiers" geliefert) zuerst von ihm in der Nuova Antologia vom 15. September 1878 aufgestellt und begründet worden sei.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Eine statistische Plauderei

von **Franz Graf Kuefstein.**

> Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.
> (Evang. Lukas X 7. Siehe auch Deuter. XXIV 14—15.)

Vorangestelltes Nachwort.

Durch eine Reihe von Krankheiten geschwächt, war es mir nicht vergönnt, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, nämlich eine genügend feste Grundlage zu finden, auf welcher es — eventuell Schiedsrichtern — ermöglicht wird, ein annähernd richtiges Verhältnis zwischen Unternehmergewinn und Lohnhöhe zu berechnen.

Da ich aber von der Wichtigkeit der Angelegenheit durchdrungen bin, wünsche ich sehnlichst, daß eine jüngere, besser geschulte Kraft das Begonnene fortsetze und zu einem guten, brauchbaren Erfolge gelange. Das von mir gesammelte, allerdings noch ungenügende Material mitsamt meinen eigenen Berechnungen stelle ich zu diesem Zwecke mit Freude zur Verfügung.

Hieran schließe ich für die Machthaber und speziell für unsere gesetzgebenden Körperschaften die Bemerkung an, daß wir in Österreich mit der Statistik — gerade mit der zur Erreichung der angegebenen Zwecke erforderlichen — weit zurück geblieben sind. Von unserer statistischen Zentralkommission kann nicht mehr verlangt werden, insolange ihr nicht zureichende Mittel zur Verfügung gestellt werden. In einzelnen Ministerien wird wohl sehr Tüchtiges geleistet, so zum Beispiel bei der Währungsstatistik usw. Aber die Erhebungen und Berechnungen, welche hier in Betracht kämen, sind zumindest gar stiefmütterlich behandelt.

Warum sollte unser Reichsrat nicht das in England und Amerika gegebene Beispiel befolgen? Schaffen wir doch ein reichsrätliches statistisches Bureau oder stellen wir die staatlich statistischen Anstalten dem Parlamente zur Verfügung, auf daß spezielle Aufgaben bezüglich der in Verhandlung stehenden Gegenstände ihnen zugewiesen werden könnten.

Wenn ein in der Reichsratsstraße gelegenes Haus — etwa das ehemalige katholische Vereinshaus — gekauft und durch einen unterirdischen oder über die Straße geführten gedeckten Gang mit der Rückfront des Parlaments verbunden werden würde, könnte dort nicht nur das statistische Bureau des Reichsrates, sondern auch die Reichsrats-Bibliothek untergebracht werden. Dies hätte den weiteren Vorteil, daß der dann verlassene Raum der Bibliothek für Zwecke des Abgeordnetenhauses zur Verfügung stände.

Bezüglich der Ausgestaltung der statistischen Ämter braucht nur auf England und die Vereinigten Staaten Nordamerikas verwiesen zu werden.



A. Vorbemerkungen.

In bezug auf das Zusammenwirken von Kapitalisten, Unternehmern und Hilfsarbeitern wird, entgegen der landläufigen Anschauung, der Arbeiter nicht als dem Unternehmer gegenüberstehend, sondern mit diesem zu einem gemeinsamen Zwecke — Fertigstellung bestimmter wirtschaftlicher Güter — zusammenwirkend erfaßt. Die Verschiedenheit in der Größe und in der Art der Leistungen können das tatsächliche Zusammenwirken, das gemeinsame Einwirken auf die stofflichen Gegenstände, um diesen die gewünschte Form zu geben, nicht aufheben.

Auch der Umstand kann die Tatsache des Zusammenwirkens nicht aufheben, daß die Unternehmungen häufig als reine Kapitalsanlagen einen noch unpersönlicheren Charakter annehmen als in den vom Besitzer geleiteten Einzelunternehmen. Immer tritt die vereinigte geistige und leibliche Arbeit den natürlichen Gütern entgegen, um an diesen die gewünschten Umformungen vorzunehmen.

Was nun den Gewinn und seine Verteilung betrifft, so genügt es nicht, das tatsächliche Verhältnis festzustellen, auch die Bedingungen für ein gedeihliches Zusammenwirken der menschlichen wirtschaftlichen Tätigkeiten müssen erforscht werden. Namentlich sind drei Momente zu berücksichtigen: daß Menschen zusammenwirken; daß die Menschen zusammenwirken, um zunächst einen entsprechenden Lebensunterhalt sich zu erarbeiten; daß an der Art des Zusammenwirkens nicht nur die direkt beteiligten Personen, sondern die ganze bürgerliche Gesellschaft und der Staat, als einheitlicher Wirtschaftskörper genommen, ein großes Interesse haben.

Es wird demnach die Aufteilung grundsätzlich derart zu erfolgen haben, daß zunächst der oberste Zweck aller Beteiligten, nämlich den genügenden Lebensunterhalt zu gewinnen, befriedigt werde; sodann erst wären die weiteren Ansprüche an Unternehmergewinn und Kapitalverzinsung in Erwägung zu ziehen.

Das Maß, in welchem diese Aufteilung geschehen sollte, ist nicht hier, bei der Feststellung der Grundsätze, zu besprechen. Hier sei nur noch kurz das hohe Interesse erwähnt, welches die im Staate abgeschlossene bürgerliche Gesellschaft an der Art der Aufteilung hat.

Dieses von den Autoritäten wahrzunehmende Interesse besteht namentlich darin, daß die Gesetze beobachtet und die Rechte der einzelnen nicht gröblich verletzt werden, daß die Erwerbsmöglichkeiten den breiten Schichten der Bevölkerung es erleichtern, sich kräftig zu entwickeln und tüchtige Nachkommenschaft heranzuziehen, daß die Lohnarbeiter an der zunehmenden Produktivität derart Anteil haben, daß die Verstärkung ihrer Kaufkraft den Markt aufnahmsfähiger macht für die Vermehrung der Produkte, daß auch die Zahl der Arbeitslosen auf ein möglichst geringes Maß zurückgeführt werde. Jede einseitige Hebung des Wohlstandes führt notwendigerweise zur Schädigung anderer Teile und im weiteren Gefolge zu wirtschaftlichen Krisen.

Zu befriedigen sind also zuerst der Lebensunterhalt aller Teilnehmer, sodann die Ansprüche der Unternehmer und endlich jene der Kapitalverzinsung.

Es ist endlich zu untersuchen, wie sich das Verhältnis gestaltet, wenn die besitzlosen Hilfsarbeiter den Erfolg und seine Aufteilung nicht abwarten

können, sondern genötigt sind, während des Arbeitsprozesses schon eine Entlohnung für Bestreitung des Unterhaltes anzusprechen. — Die einem Gesellschaftsverhältnis (im juristischen Sinne) entsprechende Gewinnverteilung zwischen Besitzern und besitzlosen Teilnehmern wird heute auf eine geringe Anzahl von Fällen beschränkt bleiben. Der besitzlose Arbeiter benötigt in der Regel eine Vorwegnahme seines Anteils am erhofften Erfolg, sowohl um sein Dasein zu fristen als auch wegen der Freizügigkeit, die ihm gestattet, die Arbeitsstelle zu verlassen, lange bevor das fertiggestellte Produkt verwertet werden konnte.

In diesem heute als allgemeine Regel anzunehmenden Falle wird der Unternehmer die Verantwortung für das Gelingen, für die Erzielung des Erfolges ganz auf sich nehmen, natürlicherweise unter Berücksichtigung der Verlustgefahr und Übernahme aller Verpflichtungen, welche Lasten bei Berechnung der Anteile (hier des Lohnes) in Anschlag zu bringen sind.

Das ist die Grundlage des Lohnsystems in den auf Gewinn berechneten Unternehmungen. Hier tritt sofort die Hauptfrage, mit der diese Arbeit sich beschäftigt, in den Vordergrund: nämlich wie diese Aufteilung eines erst in Aussicht stehenden, möglicherweise auch nicht zu erzielenden Reingewinnes in gerechter und billiger Weise geschehen könne.

Eine mathematische Genauigkeit kann hier bei dem Rechnen mit nur wahrscheinlichen Größen nicht erwartet werden, wohl aber können Anhaltspunkte gefunden werden, nach welchen es möglich sein wird, ein der Billigkeit entsprechendes oder doch nahe kommendes Verhältnis zu erkennen. Ein solches Verhältnis ist umsomehr anzustreben, als, wie erwähnt, nicht bloß der einzelne, sondern die gesamte Gesellschaft daran interessiert ist.

B. Die zu lösende Aufgabe.

Eine der schwierigsten zu lösenden Aufgaben wird wohl die sein, den Arbeitslohn (beziehentlich den dem Arbeiter zukommenden Teil am wirtschaftlichen Erfolge) in ein richtiges Verhältnis zur jeweiligen Produktivität zu bringen.

Dieses Verhältnis kann nicht ein gleichbleibendes sein, auch darf es nicht so gefunden werden wie zwischen gleichartigen materiellen Dingen. In dieser Richtung hatte man schon versucht, die Arbeit auf ein Kapital zu berechnen und so mit dem wirtschaftlichen Kapital als gleichartige Größen in Vergleich zu bringen. Diese Versuche müssen ein für alle Male aufgegeben werden. Der Mensch tritt stets mit Geist und Körper in die Arbeit ein, also mit seinem Wesen, das weit über der Materie steht und mit einem ganz anderen Maßstabe zu messen, ganz anders zu beurteilen ist.

Da stellen sich sofort die Fragen ein, welche Methode angewendet werden könnte, um das richtige Verhältnis — wenigstens annähernd — zu finden. Soll das Verhältnis in jedem Zweige getrennt oder soll auch ein allgemeiner Durchschnitt gefunden werden? Welche Organe — private Organismen oder staatliche Behörden — wären mit den hier einschlagenden Arbeiten zu betrauen? Welche Mittel zur Durchführung anzuwenden? Diesen Hauptfragen schließen sich selbstverständlich eine Unzahl Einzelfragen an, die ihre Lösung dann finden werden, wenn an die praktische Arbeit geschritten



werden wird. Man darf sich keiner Illusion hingeben. Während der Arbeit werden stets neue Schwierigkeiten erstehen. Aber dank den bereits geleisteten Vorarbeiten bedeutender Statistiker, wie Sauerbeck, Palgrave, Aldrich, Rd. P. Falkner, Common, Dun in England und Amerika, Soetbeer in Preußen, um nur einige der Bedeutendsten zu nennen, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Arbeit zu einem gedeihlichen Resultat führen kann.

Zur Bestimmung des Lohnanteiles stehen zwei Wege offen (die — allerdings hier nicht zu berücksichtigende — Abstufungen gestatten). Entweder die fixe Entlohnung und vollkommene Abfertigung des Hilfsarbeiters durch Zahlung eines fixen Lohnes noch während des Arbeits- und Verwertungsprozesses, der mindestens den notwendigen Lebensunterhalt für eine bescheidene Familie zu decken gestattet (hiemit entfiele die Frage der Verhältnismäßigkeit gänzlich); oder aber eine wirkliche verhältnismäßige Aufteilung. In diesem Falle — und der dient ja hier als Voraussetzung — kann es sich nur um die Verhältnismäßigkeit eines solchen Lohnes handeln, der bereits das Minimum des Bedarfes zu decken gestattet, zu dem Reingewinne, der nach Abzug der zur Erhaltung und Erneuerung des Besitzes erforderten Aufwendung (des Mehrwertes in Marx-Engelsschem Sinne, der nicht zur Verteilung bestimmt ist) sich ergibt:

Eine solche Verhältnismäßigkeit in billiger und dem allgemeinen volkswirtschaftlichen Gedeihen entsprechender Weise herzustellen, ist das anzustrebende Ziel.

Da ein Einzelfall unmöglich die nötigen Anhaltspunkte zur Erreichung des angestrebten Zieles liefern kann, ferner auch die hier sich berührenden persönlichen Verhältnisse zu sehr Einfluß nehmen, ergibt sich die Notwendigkeit, eine brauchbare, von allen interessierten Kreisen annehmbare objektive Grundlage zu finden.

Die vorangegangene Entwicklung einer großen Zahl von Einzelunternehmungen, der Lohnverhältnisse und das daraus entstandene tatsächliche Verhältnis wird den einzig praktisch möglichen Ausgangspunkt für Beurteilung der wechselnden Verhältnisse abgeben können.

Um etwaigen Mißverständnissen zuvorzukommen, wird ausdrücklich betont, daß es sich zunächst nicht um Bestimmung eines gerechten, auch der Billigkeit entsprechenden Lohnes handelt. Hier ist zuerst der notwendige fixe Ausgangspunkt für Beurteilung der wechselnden Verhältnisse zu finden. Später wird das Moment des notwendigen Lebensunterhaltes für eine bescheidene Familie einzuführen sein, bevor ein Maßstab für die Bestimmung eines der Billigkeit entsprechenden Anteiles der Hilfsarbeiter an dem Gesamterfolge gefunden werden kann.

Um den gewünschten Ausgangspunkt festzustellen, muß die Statistik ihre Arbeit beginnen. Ihre erste Aufgabe auf unserem Gebiete ist es also, den steten Wechsel in allen wirtschaftlichen Beziehungen in einem gegebenen Augenblick erstarren zu machen. Die gefundenen Zahlen zu einer gegebenen Zeit, z. B. 1860 (wie im Senate Report Nr. 1394 Washington), oder Durchschnitte einer Zeitperiode, z. B. 1845—1850 (wie in The London Economist) werden mit der Zahl 100 bezeichnet. Alle Änderungen im Verlaufe der folgenden (auch vorhergehenden) Jahre werden in das Ver-

hältnis zur Zahl des Ausganges gebracht und es wird so die Verhältniszahl zu 100 gefunden. Diese Verhältniszahl — relativer Preis — wird mit dem Namen **Indexzahl** bezeichnet.[1])

Damit ist das sehr einfache, leicht verständliche Einmaleins der hier einschlagenden statistischen Arbeiten gegeben.

Schwieriger ist schon der zweite Schritt, wenn es sich nämlich darum handelt, mehrere Artikel zu verbinden; z. B. eine Indexzahl für Getreide oder für Vieh, oder im ferneren Verlaufe für die landwirtschaftlichen Produkte zusammengenommen, zu finden. Hier genügt es nicht, die einzelnen Indexzahlen zu summieren, sondern es muß auch die Bedeutung der Gegenstände, die produzierte Menge, mit in Anschlag gebracht werden. (Vergl. Anhang I.)

Wenn schließlich eine Gesamtindexzahl für die ganze Wirtschaft zu berechnen kommt, vermehren sich noch die Schwierigkeiten, die dadurch vermindert werden, daß man die weniger wichtigen Artikel, die kaum merklich das Gesamtresultat beeinflussen können, gänzlich übergeht und auch die anderen auf Gruppen zurückführt.

Besondere Sorgfalt erfordert die Zusammenstellung der Lebensmittel — überhaupt des durchschnittlichen Gesamtbedarfes — einer bescheidenen Arbeiterfamilie. Auf dieser Grundlage wird die Indexzahl berechnet, welche die zu- oder abnehmende Kaufkraft des gleichen Lohnes angibt. (Vgl. Anhang II.)

Hiemit schon werden der Statistik sehr bedeutende Aufgaben gestellt, nicht nur behufs Erhebung der Preise und der erzeugten oder auch zum Verbrauch kommenden Mengen, sondern auch um die gefundenen Zahlen so zu gruppieren, daß sie dem Politiker und Volkswirt als Grundlage für die Beurteilung der wirtschaftlichen Lage im allgemeinen, der Lohnarbeiter im besonderen dienen können.

Wenn nun in Erwägung gezogen wird, daß, wie oben bemerkt, der eine Vergleichsteil, der Lohn, bereits zumindest das zum Leben Erforderliche enthalten muß, und anderseits vor Bestimmung des in das Verhältnis einzuführenden Reingewinnes jener Betrag auszuscheiden ist, welcher zur Erhaltung und Erneuerung des Besitzstandes der investierten Kapitalien dient, so ergeben sich drei für unsere Zwecke an die Statistik zu stellende Hauptaufgaben, denen als Ergänzung eine vierte sich anschließen wird:

1. Die Statistik muß die Preisschwankungen der einzelnen Waren (durch Indexzahlen) zur Darstellung bringen und die Indexzahlen zu einem Gesamtbilde verbinden.

2. Sie hat für eine gegebene Zeit und für ein bestimmtes Gebiet die zum Lebensunterhalt erforderten minimalen Bedarfe einer bescheidenen Familie festzustellen und durch Einstellung der tatsächlichen Preise den Geld-

[1]) Das Bulletin of the Department of Labor, House of Representatives March 1902, Washington, definiert die Indexzahl, welche die Grundlage für alle weiteren Berechnungen ist, folgendermaßen: „Kurz gesagt, eine Indexzahl oder verhältnismäßiger Preis von jedem in Betracht gezogenen Artikel zu jeder bezeichneten Zeit, ist das Prozent des Preises desselben Artikels zu dieser Zeit von dem Preis desselben Artikels zu einer Zeit oder einer (Jahres)periode, welche als Grundlage oder Normalmaß (Standard gleich 100 gesetzt) gewählt worden ist."



bedarf für eine gegebene Zeit (Tag, Monat, Jahr) zu berechnen. Es ist nicht überflüssig, auf den bedeutenden Unterschied zwischen Großhandels- und Detailpreisen, welch letztere für Beurteilung der Löhne maßgebend sind, hinzuweisen.

Dies ist ein Gebiet, welches die Statistik seit längerer Zeit mit mehr oder weniger Erfolg, namentlich in England und Amerika, bearbeitet hat. So wenig feststehend die Resultate auch sind, sie geben uns doch Zahlen an die Hand, welche für die anzustellenden Vergleiche herangezogen werden können. Es sei hier bemerkt, daß die sehr nützliche Untersuchung über die der menschlichen Nahrung notwendigen chemischen Bestandteile für die hier in Betracht kommenden Vergleiche nicht gut verwendet werden kann. Zielführender sind die namentlich von englischen und amerikanischen Statistikern vorgenommenen, sehr eingehenden Untersuchungen über den tatsächlichen auf den Kostenwert berechneten Lebenshalt einer größeren Anzahl von Familien. Hiebei wird nicht nur der Nahrungsbedarf mit Kleidung und Wohnung berücksichtigt, sondern auch auf Annehmlichkeiten und die geistigen Bedürfnisse wird in billiger Weise Rücksicht genommen. (Vgl. Anhang I.)

3. Die dritte Aufgabe der Statistik ist, den Reinertrag jener Unternehmungen zu berechnen, für welche die Löhnungen der Hilfsarbeiter festgestellt worden sind. Auch dieses Gebiet ist bereits so vielfach bearbeitet worden, daß es keiner zu großen Schwierigkeit unterliegt, Zahlen zu erhalten, welche, wenn auch nicht mathematisch genau, doch zur Bestimmung des Verhältnisses zu den Löhnungen dienen können. Zwei verschiedene Methoden kommen hier in Betracht. Die Statistik sollte stets nach beiden vorgehen, wäre es auch nur um die Probe auf die Richtigkeit zu machen. Zunächst sei die Methode erwähnt, welche man die industrielle nennen kann. Nach dieser werden, so wie bei der Reinertragsberechnung beim Grundbesitzer die Produktionskosten inklusive Arbeitslöhne und einer Amortisationsquote (die beim Grundbesitz entfällt) summiert. Wenn sodann auf gewohnte Weise der Rohertrag berechnet ist, brauchen von diesem nur die gesamten Kosten abgezogen zu werden, um den (industriellen) Reinertrag zu erhalten. Auch für diesen kann und soll die Indexzahl bestimmt werden. Ferner ist jahrweise das Verhältnis zu verzeichnen, in welchem die Löhne zu dem gesamten Roh- und Reinertrag stehen. Daran schließen sich noch vielfache andere Berechnungen, als: Verhältnis der Kosten zum Reinertrag, Verhältniszahl der Anteile der Lohnarbeit am Reinertrag, wieviel Rohertrag eine Lohnarbeitskraft im Durchschnitte in den verschiedenen Industrien und in den verschiedenen Groß- und Kleinbetrieben desselben Industriezweiges liefert usw. Das ist alles Material, auf dessen Grundlage das zu einer bestimmten Zeit bestehende Verhältnis sowie seine Zu- und Abnahme anschaulich gemacht wird. (Vgl. Anhang III.) Zu bemerken ist, daß hier das Erfordernis für den in dem dermaligen Wirtschaftssystem so wichtigen, ja dominierenden Zins noch nicht eingestellt ist.[1])

[1]) Es ist hier nicht der Ort, die große Frage des Zinsnehmens zu behandeln. Doch eine Wahrheit soll bei Besprechung jeglicher wirtschaftlicher Angelegenheit zum Ausdruck kommen, daß nämlich in wirtschaftlicher Weise ein Zins nur aus dem gesamten Reinertrag geleistet werden kann. Die Theorie von der Selbstvermehrung des Geldes (der Taler heckt Taler) durch eine fruchtbringende Kraft oder von der

Der wirkliche schließliche Reinertrag des Unternehmens, das ist der Unternehmungsgewinn (in Wirtschaftsverbänden als Dividende aufscheinend), ergibt sich demnach erst, wenn nebst allen anderen Kosten ein nach dem üblichen Zinsfuß von dem wirklich investierten Kapital berechneter Betrag abgezogen wird. Dann erst ist jener Reinertrag festgestellt, über den der Unternehmer, beziehentlich die Unternehmung frei verfügen kann.

Aus dieser Zusammenstellung läßt sich leicht das Verhältnis herausfinden, in welchem die Löhnungen zu dem Unternehmergewinn stehen. Dieses Moment zu erfassen ist umso wichtiger, weil es maßgebend werden kann, um bei den in Zukunft eintretenden Änderungen der Produktionsbedingungen ein der Billigkeit entsprechendes Verhältnis zwischen Löhnung und Unternehmergewinn zu bewahren oder zu erreichen.

Bei den zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Aktiengesellschaften wird die Erfassung des materiellen Besitzes erleichtert; dasselbe gilt von den Kartells und Trusts. Es bleibt jedoch die große Schwierigkeit zu überwinden, den wahren Wert der vorhandenen Arbeitsmittel, Vorräte und liegenden Güter zu erkennen. Hier liegt manche unter der Oberfläche verborgene Klippe, welche herauszufinden und zu umschiffen oft nicht leicht ist. Auf gar mannigfache Weise können die Bewertungen vorgenommen werden, wie es jedermann bekannt ist, der von den Abschlüssen von Großunternehmungen Kenntnis genommen hat.

Was kann nicht alles unter die Abschreibungen des Kapitalwertes von den liegenden Gütern und von den Maschinen untergebracht werden! Wie ist der Wert der Vorräte zu berechnen? usw. — Die Schwierigkeiten sind unverkennbar da; aber es sind nur Schwierigkeiten, keine Hindernisse. Diese Schwierigkeiten sind zu überwinden; hiezu sind nur erforderlich: einerseits fest bestimmte Regeln, nach welchen der wahre Besitzstand (geradeso wie bei der Grundeinschätzung ohne irgendeine Schuldabschreibung) aufzunehmen ist, und anderseits, daß die Aufnahme solchen Männern beziehentlich Kommissionen anvertraut wird, deren Verständnis und Ehrenhaftigkeit einem Zweifel nicht unterliegen. Heute, wo die Lohnarbeiterschaft, namentlich in den größeren Unternehmungen, bereits stark geschlossen auftritt, wird übrigens der Vorgang so eifrig überwacht werden, daß große Abweichungen kaum mehr vorkommen können, es müßte denn, was nicht vorausgesetzt werden darf, die die Oberaufsicht führende Regierung beide Augen verschließen. Es genügt also hier das Augenmerk auf den erwähnten Umstand gelenkt zu haben.

Geht die erste Art der Berechnung vom industriellen oder gewerblichen Standpunkte aus, so beruht die zweite nunmehr zu besprechende Art auf kapitalistischer Grundlage. Nicht um die stofflichen Güter und die zu er-

Verdoppelung des Kapitals durch die Einschuldung mag noch in Witzblättern oder Kindermärchen, nicht aber in einer ernsten Abhandlung einen Platz finden. Das Geld war, ist und bleibt ein sehr nützliches und begehrenswertes, aber doch nur materielles und an sich unfruchtbares Ding. Daraus ergibt sich der Satz, daß der Zins nicht vorweggenommen werden kann, wenn nicht das Kapital durch ihn verkürzt werden soll. Es muß jedoch dem herrschenden Wirtschaftssystem entsprechend auf Gewinnung eines Reinertrages hingearbeitet werden, welcher es gestattet, den landesüblichen (in Maximal- und Minimalgrenzen sich bewegenden) Zins auszuzahlen.



zeugenden Produkte an sich handelt es sich hier, sondern der Ausgangs- und Endpunkt (Zweck = Ursache) ist die Verzinsung des auf die Unternehmung verwendeten Kapitals, das ist des verselbständigten Wertes.

Die vorstehenden Ausführungen, welche ja auf der Beobachtung der tatsächlichen Vorgänge beruhen, lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die neuen Gebilde, Kartelle und Trusts, zu rein kapitalistischen (das ist Geldverwertungs-)Unternehmungen werden, wo sie es noch nicht geworden sind.

Es ist also der kapitalistischen Berechnungsart des Reinertrages eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Übrigens sollen, wie schon erwähnt, beide Arten der Berechnung vorgenommen werden, wäre es auch nur zu dem Zwecke ihrer gegenseitigen Kontrolle.

Da sich manche Momente in den beiden Arten begegnen, so kann die kapitalistische Berechnungsart, wenn richtig vorgenommen, auch als Ergänzung der auf industrieller Basis vorgenommenen dienen. Die Methode ist ganz einfach, aber ihre Anwendung kann in sehr verschiedener Weise geschehen.

Es ist gewiß eine sehr einfache Regel, daß das investierte Kapital durch die von ihm abhängigen Industrie- und Transportunternehmungen eine den allgemeinen Geldverhältnissen entsprechende Verzinsung erlangen soll. Man hat nur investiertes Kapital und Dividende zusammenzuhalten, um den Erfolg greifbar zu gestalten. Das erscheint so klar, wie das Verhältnis von Staatsobligation zum Zinscoupon.

So einfach die Sache sich nun der Öffentlichkeit gegenüber gibt, so schwierig ist es, den wahren Stand zu erfassen. Es würde z. B. die Anstrengung der gewiegtesten Finanzmänner erfordern, um den wahren kapitalistischen Wert der Südbahnunternehmung zu berechnen. Ebenso schwierig und vielleicht noch schwieriger wird es sein, den kapitalistischen Wert der in den Trusts fusionierten wirtschaftlichen Unternehmungen herauszubekommen.

Leicht ist es gesagt: einerseits Kapital, anderseits Dividende. Ja aber woraus besteht dieses Kapital? Es ist nicht notwendig, hier in die Details der verschiedenen verwässerten oder nicht verwässerten Gattungen von Aktien, von Obligationen, von Kapitalserhöhung oder umgekehrt Kapitalsabschreibungen usw. näher einzugehen, denn es genügt, auf die allbekannte Tatsache hinzuweisen, daß von den Kapitalrepräsentanten (Anteilscheinen und Schuldscheinen) zumindest ein Teil schon von Haus aus nicht dazu bestimmt ist, Sachgüter zu beschaffen, die zur wirtschaftlichen Arbeit dienen. Schon für die Gründungskosten werden mehr Geldmittel, als für die eigentliche wirtschaftliche Arbeit erforderlich, beschafft. Teils zu bloß spekulativen Zwecken, teils zur Anpreisung wo nicht geradezu zur Bestechung sind viele der aufgebrachten Geldmittel bestimmt. Besonders zur Bildung der großen Trusts ist das amerikanische System der Aktienverwässerung (wattering) geradezu notwendig, dort wenigstens, wo es sich darum handelt, gutgehende Unternehmungen zur Fusionierung zu bewegen. Diese, wenn gut situiert, geben nicht leicht nach, es wäre denn, daß ihnen ein Gewinn in Aussicht gestellt wird, dieser ergibt sich durch Gewährung von Anteilscheinen, welche auch zu Vorzugspreisen abgegeben werden.

Mit Recht kann Martin Saint-Léon schreiben (Cartels et Trusts, p. 124), daß die charakteristische Tatsache der finanziellen Organisation der Trusts die



Disproportion zwischen dem wahren Werte der fusionierten Unternehmungen und dem Betrage des Gesellschaftskapitals ist, welches von den neuen Gesellschaften zu dem Zwecke gebildet wird, diese Unternehmungen zu fusionieren und zu absorbieren. Die rein kapitalistische — deutlicher gesagt finanzpolitische — Natur der Trusts kommt hier nicht minder zum Ausdruck, wie das Mißverhältnis, welches zwischen dem industriellen und dem finanziellen Werte besteht.

Hier ist also eine große Schwierigkeit zu lösen. Wie soll das investierte Kapital berechnet werden?

Es wird wohl das Verwässerungssystem auch durch Zukunftswerte oder potentielle Werte, die erst später zur Äußerung kommen, zu rechtfertigen versucht werden. Welcher Anhaltspunkt wird aber zur Feststellung eines solchen Zukunftswertes geboten? Wie viele Illusionen sind nicht diesbezüglich zerstört worden!

Wenn nun, wie in unserem Falle, es sich darum handelt, Vergleichungszahlen mit den Löhnungen zu gewinnen, kann eine solche Bewertungsweise ohne feste Grundlage nicht angenommen werden. Auch ist es eben für diesen selben Zweck nicht gleichgültig, ob für einen besonders hochberechneten Kapitalwert der Reinertrag einen geringeren oder aber bei niederer Berechnung einen höheren Prozentsatz aufscheinen läßt. Ferner kann die schwankende Basis einer willkürlichen Annahme als fixer Ausgangspunkt für Beobachtung der Zunahme der Produktivität nicht dienen. Was also geschehen muß, das ist, eine Bewertung vorzunehmen, welche auf den in einem gegebenen Zeitpunkte bestehenden *tatsächlichen* Verhältnissen beruht und den *wahren* Wert des Unternehmens für einen bestimmten Zeitpunkt zum Ausdrucke bringt. Diese feste Grundlage kann unmöglich in den so vielen Veränderungen unterworfenen und von der Finanzspekulation so sehr abhängenden Börsenwerten gefunden werden.

Somit kann auch für Berechnung des finanziellen Wertes nur wieder der *Sachwert* der in der wirtschaftlichen Unternehmung zur Verwendung kommenden Besitzgegenstände dienen, das sind: Liegenschaft, Maschinen, zu verarbeitende Stoffe, Hilfsmaterial und Werkzeuge.

Hier ist ein Gemeinsames an der Bewertung des Unternehmens nach beiden Arten, der industriellen und der kapitalistischen oder finanziellen.

Die Schwierigkeiten, die sich bei Vornahme einer derartigen Kapitalswertbestimmung ergeben, sind bereits oben als überwindliche erkannt worden. Es kann also der für die Praxis wohl anwendbare, allgemeine Grundsatz aufgestellt werden, daß dort, wo es sich darum handelt, die wechselnde Produktivität der großen wirtschaftlichen Unternehmungen, namentlich der auf Anteilscheinen gegründeten, einzeln oder verbunden zu beurteilen und die Löhnungen mit ihr in ein richtiges Verhältnis zu bringen, der Sachwert der zur wirtschaftlichen Arbeit vorhandenen Dinge festzustellen ist; wird dann der wirklich erzielte, nach den oben angegebenen Grundsätzen berechnete Reinertrag dem Sachwert der einzelnen oder miteinander verbundenen Unternehmungen gegenübergestellt, so ergibt sich jenes *prozentuale Verhältnis*, welches einzig und allein geeignet ist, als Ausgangspunkt für alle weiteren Beobachtungen zu dienen. (Vgl. Anhang IV.) Erst wenn dieses Verhältnis gefunden

ist, wird es auch möglich sein, den bloß finanziellen Erfolg, der zum großen Teil den spekulativen Vorgängen zu danken ist, zu erkennen.

Zur Bekräftigung dieser Aussprüche sei nochmals darauf hingewiesen, daß es sich ja namentlich darum handelt, die Löhnungen mit den Produktionsbedingungen, beziehentlich der in der Regel zunehmenden Produktivität, in ein entsprechendes Verhältnis zu bringen. Nun bringen die Arbeiter mit materiellen Mitteln den gewünschten Erfolg hervor. Dieser Erfolg führt nach Verwertung der Produkte zu dem wirklichen Reingewinn. Wenn nun dieser Reingewinn den finanziellen Wert des Unternehmens steigert, so verteilt sich der Reingewinn auf einen größeren Kapitalwert, somit sinkt in entsprechendem Maße das Reinertragsprozent. Nur die Besitzer der Anteilscheine gewinnen von der Werterhöhung des Kapitals, nicht aber die Arbeiter, welche auf ihren Lohn angewiesen sind. Wenn man nun diesen Lohn in ein Verhältnis bringt mit dem finanziellen Erfolg — also mit dem infolge der Kapitalserhöhung verminderten Ertragsprozent —, so wird das Verhältnis zu seinen Ungunsten verschoben; denn die zunehmende Produktivität, welche eben das günstige Resultat ermöglicht, kommt fast ausschließlich dem Kapitalbesitzer zugute. Und doch ist es die Hilfsarbeit, welche mitgewirkt hat, dieses Resultat zu erzielen, mitgewirkt mit Hilfe der Arbeitsmittel, nicht aber mit den an der Börse notierten Papierwerten, die — wenn berechtigt — ja erst eine Folgeerscheinung sind. Gerecht ist also nur die Gegenstellung der Löhnungen zu dem Verhältnisse, das zwischen Reinertrag und wirklichem Sachwert der Unternehmungen besteht. Freilich ist auch der Fall der sinkenden Produktivität mit in Betracht zu ziehen. So wenn z. B. in einem Bergwerke die Mächtigkeit des Flötzes abnimmt, Eisenstein mit geringerem Metallgehalt gefunden wird, erhöhte Steuern den Ertrag bedeutend vermindern usw., dann wird allerdings auch die Löhnung in ein ungünstigeres Verhältnis kommen; hier ist aber eine untere Grenze in dem zum Leben erforderlichen Bedarf gesetzt.

Sinkt der Ertrag so, daß weder der notwendige Lohn mehr gezahlt, noch das wirklich investierte Kapital auf die Dauer mit seinen begründeten Ansprüchen befriedigt werden kann, dann wird die Auflösung erfolgen, mit welcher eine bedauerliche wirtschaftliche Krisis eintritt. Schmerzlich werden solche Krisen empfunden; können sie also auch nicht gänzlich vermieden werden, so wird man doch stets dahin wirken müssen, auf daß einerseits ihr Eintreten auf ein möglichst geringes Maß beschränkt, anderseits der nachteilige Einfluß, den sie unvermeidlich äußern, nach Möglichkeit abgeschwächt werde. Wesentlich gefördert werden die Krisen übrigens, wie die verschiedenen statistischen Ausweise erhärten, durch die rasche Produktionsvermehrung, ohne daß die allgemeine Kaufkraft in einem genügenden Maße mit steigt, um die vermehrte Produktenmenge aufnehmen zu können. Und somit kommt ein zweiter wesentlicher Grund zur Besprechung, aus welchem es geboten ist, die Löhnung mit der zunehmenden Produktivität in ein entsprechendes Verhältnis zu bringen.

Nicht allein Gründe der Gerechtigkeit oder wenigstens Billigkeit gegenüber dem Hilfsarbeiter sind für eine solche Anforderung maßgebend; auch eine gedeihliche und möglichst wenigen Erschütterungen ausgesetzte Entwicklung

der Volkswirtschaft und das von dieser abhängende allgemeine Wohl erheischt es, Löhnung und Produktivität in ein entsprechendes Verhältnis zu einander zu bringen.

Ja, welches ist aber dieses Verhältnis und wie ist es zu erreichen?

Die erste Frage beantwortet sich dahin, daß die Löhnungen, welche ja einen wesentlichen Teil des gesamten Volkseinkommmens ausmachen, die allgemeine Kaufkraft derart heben sollen, daß die durch die Erhöhung der Produktivität vermehrten Produkte aufgenommen werden können, insoweit nicht für geregelte Ausfuhr vorgesorgt ist.

Schwieriger zu beantworten ist die zweite Frage. Man würde einen Fehlschluß machen mit der Annahme, daß bei sinkenden Produktionskosten und Produktenpreisen auch die Löhne im selben Verhältnisse mitsinken könnten, ohne die Kaufkraft dieser zu vermindern. Denn abgesehen von anderen Ursachen ist in Erwägung zu ziehen, daß die durch Erhöhung der Produktivität erzielte größere Produktenmenge nur dann aufgebraucht werden kann, wenn eine im selben Maße steigende Kaufkraft als Abnehmer erscheint. Nebenbei sei hier bemerkt, daß infolge der Erfahrungen, welche durch den Kampf um die auswärtigen Märkte gemacht wurden, dem Absatz im eigenen Lande wieder die ihm zukommende überwiegende Bedeutung zuerkannt wird. Es genügt daher wohl hier auf die Natur des Absatzes an das Ausland — welcher zumeist in der Art wie das Sicherheitsventil der Dampfmaschine zu wirken bestimmt ist — als einen Notbehelf hinzuweisen, der die grundsätzliche Behandlung der hier zu lösenden Frage wesentlich zu beeinflussen nicht vermag.

Auf die Stärkung der inländischen Kaufkraft ist also das ganze Schwergewicht zu legen, zumindest in den kontinentalen Ländern. Sehr bemerkenswert ist diesbezüglich die von May[1]) auf Grundlage der Sauerbeckschen Tabellen gemachte Bemerkung, daß die infolge der fortgeschrittenen Produktivität der Arbeit erzeugte Riesenproduktion der Wirtschaft, angesichts der niedrigen Preise der Produkte, nicht geschadet hatte. — Niedrige Produktenpreise bei hohen Löhnungen brachten eben die Kaufkraft in das richtige Verhältnis zu den abzusetzenden Produkten. Das ist das zu erreichende Ziel.

May setzt dann weiter fort, daß erst die auf 68, also um 10 Prozent gestiegene Indexzahl — nämlich Verhältniszahl von Produktenpreis und Absatzmenge — im Jahre 1899 den Konsum in Amerika bremste, worauf die Produktion wieder überlief; und daß, als im Jahre 1900 die Indexzahl gar auf 75 stieg, natürlich auch die Krisis wieder eintrat. Soll die allgemeine Kaufkraft genügen, um die gelieferten Produkte aufnehmen zu können, so müssen die Löhnungen, welche ja auf die Kaufkraft einen maßgebenden Einfluß ausüben, in ein entsprechendes Verhältnis nicht nur mit den Produkten*preisen*, sondern auch mit der *Menge* der abzusetzenden Produkte gebracht werden.

Bei abnehmender Preisbewegung — Abnahme der Gesamtindexzahl — wird also die Zunahme der Produktivität, folglich der Vermehrung der Produktion, nicht zur schädlichen Überproduktion, wenn die allgemeine Kaufkraft namentlich durch höhere Löhnungen gesteigert wird. Die Konsumkraft bleibt dann stark genug, die vermehrten Produkte aufzunehmen. Bei steigenden

[1]) R. E. *May*, „Das Grundgesetz der Wirtschaftskrisen", S. 82—83.



Preisen — Anwachsen der Indexzahl — wird der Konsum eingeschränkt und so eine Absatzkrisis hervorgerufen. Ferner wird auch konstatiert, daß, wenn trotz vermehrter Produktivität höhere Preise gehalten werden können, die Zahl der Arbeitslosen zunimmt. (Davon später zu Punkt 4.)

Der Statistik fällt nun die Aufgabe zu, die Berechnung der Indexzahlen für die Hauptprodukte einzeln und zusammengezogen in erweitertem Maße als bisher vorzunehmen.[1]) Anderseits werden die Löhnungen und ihre Kaufkraft, nämlich welche Quantität Lebensbedürfnisse dafür erstanden werden können, festzustellen und mit den Indexzahlen in Vergleich zu bringen sein.[2])

Dann muß auch noch auf den Umstand Rücksicht genommen werden, daß jene Warenpreise, welche für Berechnung der Kaufkraft der Löhne dienen, mit jenen, welche für Bestimmung der Indexzahlen eingestellt werden, nicht übereinstimmen.

Endlich ist noch das gewiß nicht gleichgültige Moment mit in Rechnung zu stellen, wie die Löhnungen auf die arbeitsuchende Arbeiterschaft sich aufteilen. Die Festsetzung von minimalen Taglöhnen geschieht heute bereits, wenn auch zumal für Zwecke der Arbeiterversicherungen. Hier ist also eine untere Grenze gezogen. Anders verhält es sich mit der Zahl der Arbeitslosen. Es ist nicht gleichgültig, ob bei Erreichung augenfällig hoher Einzellöhne die Gesamtlöhnung auch verhältnismäßig hoch ist, ferner, ob sich die Gesamtlöhnung auf die gesamte Arbeiterschaft, mit wenigen Ausnahmen, aufteilt, oder ob nur ein Teil hohe Löhne bezieht, während die arbeitslosen oder sehr gering entlohnten Arbeitskräfte eine hohe Zahl aufweisen. Auch bezüglich der Kaufkraft ist es wichtig, dieses Moment zu berücksichtigen, weil nach den von May wiedergegebenen Beobachtungen Woods anzunehmen ist, daß die Bewegungen des Konsums mehr von der Zahl der Beschäftigten als von der absoluten Lohnhöhe abhängen. Ausnehmend lehrreich ist die von May[3]) gebrachte graphische Darstellung der Bewegung von Löhnen, Konsum, Beschäftigung mit der Zugabe von Heiratsraten und Armenhausinsassen. Es läßt sich daraus eine auffällige Übereinstimmung der graphischen Linien für Konsum und Beschäftigte (angestellte Lohnarbeiter) erkennen, und zwar eine größere Gleichmäßigkeit dieser Bewegung als jener von Konsum mit Lohnhöhe. Diese Verschiedenheit ist wohl zu berücksichtigen, namentlich jetzt, wo die Kollektivverträge immer mehr in Aufschwung kommen. — Mit Recht trachten die vereinigten Arbeiter so hohe Löhne als möglich sich vertragsmäßig zu sichern oder zu erkämpfen. Aber weniger recht ist es, daß sie dann schwächeren Kräften, die die normale Arbeitskraft (Anzahl Tonnenfüße) nicht aufbringen, nicht erlauben wollen, sich mit einem der geringeren Leistung entsprechenden geringeren Lohn zu begnügen. Alle diese schwächeren Arbeitskräfte, darunter z. B. Taubstumme, Blinde, alte oder kränkliche Leute, denen wohl oft aus Nächstenliebe geringe Arbeitsgelegenheit gegeben

[1]) Anhang V. Journal of the Royal statistical Society Vol. 65 Year 1902, London Wholsale and retail prices London 1903.

[2]) Siehe Anhang VI. Bulletin of the Departement of Labor Nr. 38, January 1902, Washington.

[3]) A. a. O., S. 32.



wird, fallen dann der Allgemeinheit zur Last, denn die besser gestellten Arbeiter werden die Versorgung dieser Kollegen nicht auf sich nehmen wollen. Auf diese Weise werden die Arbeitslosen auf künstliche, oft tyrannische Weise vermehrt.

Da nun, wie oben bemerkt, die Größe des allgemeinen Konsums mehr von der Zahl der Beschäftigten als von jener der hohen Löhne abhängt, so haben wir es hier mit einer Rückwirkung dieses Umstandes auf die Konsumkraft der ganzen Gesellschaft, dadurch wieder auf die zukünftige Produktion, zu tun.[1])

Hiemit wären wohl die Hauptmomente erwähnt. — Die Statistik hätte demnach folgende Erhebungen zu pflegen:

1. die erwähnten Indexzahlen (Verhältnis der Preise von einem Ausgangspunkte unter Berücksichtigung der Produktenmenge) für die in Frage kommenden Produktionen mindestens jahrweise zu berechnen,

2. für die gleiche Zeitperiode die Löhne,

3. die Marktpreise jener Artikel, welche für den gewöhnlichen (standesgemäßen) Lebensunterhalt dienen,

4. die einfache Kaufkraft der Löhne, ihre Zu- und Abnahme und

5. die Kapitalbewegung und die industriellen Investierungen zu verzeichnen; ferner:

6. den Anteil der Löhne im Verhältnis zum Gesamterfolg in Einzelunternehmungen sowie für die Gesamtheit zu berechnen,

7. die Veränderlichkeit der Lohnkaufkraft im Verhältnis zu den Veränderungen der Indexzahlen zu zeigen,

8. die Anzahl der Lohnarbeiter in den verschiedenen Wirtschaftszweigen und das Verhältnis der arbeitslosen zu den angestellten Lohnarbeitern nachzuweisen,

9. endlich die Art der Unternehmungen, Handwerk, Kleinbetriebe, Großbetriebe, Trust, als solche behandelt, mit Rücksicht auf die vorerwähnten Momente in Vergleich zu ziehen.

Die erwähnten statistischen Vorarbeiten würden, im Zusammenhalt mit der vom zu früh verstorbenen Dr. Steinbach[2]) besprochenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Organisation, es ermöglichen, den aus den großen wirtschaftlichen Verbänden (Kombinationen, Trusts) entspringenden Gefahren der Monopolisierung und der schädigenden Ausbeutung der Konsumenten erfolgreich entgegenzuwirken.[3])

[1]) May gibt nach Woods Beobachtung an, daß „wenn 5% oder mehr der Gesamtzahl der Gewerksvereinsmitglieder unbeschäftigt sind, was 8% oder mehr sämtlicher Lohnarbeiter bedeuten mag", von einer wirtschaftlichen Depression gesprochen werden kann (a. a. O., S. 35).

[2]) Dr. E. Steinbach, „Erwerb und Beruf", 1896 und später veröffentlichte Vorträge.

[3]) Der von May gebrachte Vorschlag, dem Unternehmergewinn direkt eine obere Grenze zu ziehen, ist gut gemeint, würde aber das gesteckte Ziel kaum erreichen. („Das Grundgesetz der Wirtschaftskrisen". S. 50, 56 ff.)



Die organisierten Lohnarbeiter (ob einer oder mehrerer Unternehmungen) würden dann mit dem Unternehmer oder einem Verbande von Unternehmern auf Grundlage der statistischen Ausweise und etwa noch anderer Behelfe (Konjunkturen zc.) sowohl die wirtschaftliche Lage des speziellen Unternehmens erforschen, als auch den Anspruch der Lohnarbeiter über den vorausbestimmten Minimallohn hinaus gemeinsam bestimmen.

Vollkommene Genauigkeit kann nicht erhofft werden, immer wird es sich darum handeln, zwischen Maximal- und Minimalgrenzen der Ansprüche einen annehmbaren Mittelsatz zu finden. Hier wird allerdings dem Staate eine Aufgabe, zumindest der Überwachung, zufallen, weil der Vorgang, durch welchen auch Kollektivverträge abgeschlossen werden, Gefahren mit sich bringt. Namentlich sind es zwei Gefahren, die die Staatsmacht abwenden soll: erstens könnte die Zwangslage des momentan schwächeren Teiles zu dessen Schaden ausgebeutet werden; die Einigungsämter können unter staatlicher Kontrolle hier segensreich wirken. Aber es könnten auch zweitens beide Verhandlungsteile es vorteilhaft finden, zum Schaden der Konsumenten sich zu verbinden.

In dieser Beziehung bringt May[1]) auch wieder einen aus dem Leben gegriffenen Fall: „So sind (in Amerika) die Preise für Eisenerz und Kohle für das ganze Jahr 1902 im voraus geregelt worden und, um Störungen nach Möglichkeit zu vermeiden, haben sich die Monopolkönige mit den starken Gewerkschaften zu einem ‚Friedensdepartement der Arbeit' vereinigt. Nun können Unternehmer und Arbeiter gemeinschaftlich die Konsumenten schröpfen."

Außer der Erhebung vom statistischen Zahlenmaterial und dessen Berechnung kommen also dem Staate bezüglich Lohnausgleichung noch sehr bedeutende, nicht zu umgehende Aufgaben zu.

Anhang: Einiges Zahlenmaterial.

I. (zu S. 261 f.)

Bulletin of the Departement of Labor. House of Representatives Nr. 39, March 1902, Washington; p. 199—201.

Auf Grundlage der Indexzahlen des „London Economist" konstruiert Palgrave sein „Index Number", das aber „weighted", das heißt unter Berücksichtigung der Bedeutung der einzelnen Artikel berechnet ist. Die auf 35 reduzierten 47 Serien werden in 22 Gruppen geteilt und die Durchschnittspreise der Jahre 1865 bis 1869 werden nunmehr als Ausgangspunkt mit 100 bezeichnet. Die Summe der Indexzahlen der 22 Artikel ist also gleich 2200 eingestellt.

In folgender Tabelle gibt nun Palgrave die nach ihrer Bedeutung berechneten Indexzahlen für 19 Artikelgruppen im Jahre 1885, verglichen mit der Grundlage (1865—1869).

[1]) Das Grundgesetz zc. S. 123.



Index Numbers weighted according to relative importance of commodities as regards consumption in 1885.

Artikel	Wert des Verbrauches im Laufe des Jahres 1886 Livre-Sterling	Verhältnis der Bedeutung des Verbrauches zu der Summe von 2200 der Basis	Indexnummer (nach der Basis 1865—1869) berechnet nach Bedeutung des Verbrauches
1. Rohbaumwolle	31,600.000	263	101
2. Seide	1,400.000	12	6
3. Flachs und Hanf	5,900.000	49	30
4. Wolle	17,100.000	142	99
5. Fleisch	63,000.000	524	535
6. Eisen	18,000.000	150	123
7. Kupfer	4,680.000	39	23
8. Blei	1,550.000	13	7
9. Zinn	1,800.000	15	12
10. Bauholz	19,650.000	164	176
11. Talg	3,340.000	28	24
12. Leder und Häute	9,600.000	80	88
13. Indigo	600.000	5	6
14. Öle	5,900.000	49	34
15. Kaffee	930.000	8	5
16. Zucker	17,920.000	149	79
17. Tee	8,500.000	71	49
18. Tabak	3,500.000	29	30
19. Weizen und Mehle	49,350.000	410	242
Zusammen	264,320.000	2200	1669

Die relative Bedeutung eines jeden Artikels — zum Beispiel: Weizen und Mehl — wird gefunden, indem man den Verbrauch dieses Artikels (Liv. 49,350.000) durch die Hauptsumme des Verbrauches (Liv. 264,320.000) dividiert, wodurch ein Prozentsatz von 18·67 erhalten wird. Dieses mit 2200 (die Basis des „Economist") multipliziert, ergibt seine Bedeutung 410, die in der Rubrik „Verhältnis der Bedeutung" aufscheint. In den „Economist's index numbers", wo jedem Artikel eine gleiche Bedeutung gegeben ist, zeigt das Sinken des Weizenpreises 41 Prozent von der Basis (1865—1869), so daß die Indexnummer auf 59 gesunken ist. Somit ist die Indexnummer im Verhältnis zur Bedeutung des Artikels 1885 $59 \times \frac{410}{100} = 242$ (genau 241·9). Die anderen Artikel sind in gleicher Weise berechnet.

Folgt sodann der Vergleich der einfachen Indexzahlen nach dem „Economist" und der von Palgrave, wie eben gezeigt, berechneten Indexzahlen, auf derselben Basis von 22 Gruppen (1865—1869) mit 100 eingestellt.



Jahr	Inderzahlen des „Economist“ aller Artikel mit gleicher Bedeutung		Palgraves Inderzahlen jeder Artikel nach der Verbrauchsmenge bewertet	
	Zahl	Durchschnitt	Zahl	Durchschnitt
Durchschnitt 1865—1869	2200	100	2200	100
1870	1995	91	1975	90
1871	1981	90	2046	93
1872	2132	97	2197	100
1873	2237	102	2298	104
1874	2207	100	2378	108
1875	2098	95	2125	97
1876	2044	93	2186	99
1877	2064	94	2205	100
1878	1910	87	2081	95
1879	1676	76	1806	82
1880	1918	87	1967	89
1881	1782	81	2054	93
1882	1830	83	1908	87
1883	1755	80	1924	88
1884	1660	75	1750	80
1885	1550	70	1669[1])	76

2200 : 1550 = 100 : 70.

II. (zu S. 261.)

Reports of Commitees of the Senate of the United States. IIe. Session, March 4, — 1893, Washington.

(Durch Mr. Aldrich).

Es handelt sich darum, die Preisbewegung (Inderzahl) der Güter und der Löhne darzustellen unter Berücksichtigung des Bedarfes von 232 typischen Familien in den Vereinigten Staaten, die im Durchschnitt 4·9 Köpfe stark waren.

Die Preise des Jahres 1860 sind als Ausgangspunkt mit 100 bezeichnet, um so das perzentuale Steigen und Fallen erkennen zu lassen.

Zuerst sind die bedeutendsten in Gebrauch kommenden 223 Artikel in 8 Gruppen zusammengefaßt und deren Inderzahl im Jahre 1891 im Vergleich zu der Grundlage 1860 dargestellt worden:

[1]) Siehe die vorhergehende Tabelle.

Gruppen	1891 zu 1860		
	1	2	3
	Anzahl der Artikel	Summe der relativen Preise (der Indexzahlen)	Division der 2. durch die 1. Rubrik
Nahrung	53	5507·1	103·9
Stoffe und Bekleidung	28	2269·4	81·1
Heizung und Beleuchtung	10	910·0	91·0
Metalle und Werkzeuge	54	4043·5	74·9
Holz und Baumaterialien	35	4279·3	122·3
Arzneien und Chemikalien	18	1553·8	86·3
Hauseinrichtungen	15	1051·8	70·1
Verschiedenes	10	950·9	95·1
Zusammen	223	20.565·8	92·2

In dieser Zusammenstellung ist nicht Rücksicht genommen auf die Bedeutung (Verbrauchsmenge) der einzelnen Artikel. Wird die Bedeutung in Rechnung gestellt und die Auslage für die Wohnung mit berücksichtigt, so ergibt sich folgendes Resultat:

Preis aller Artikel 1891, gemessen nach der Verbrauchsgröße im Verhältnis zum Jahre 1860.

Prozente	Gruppen	Bedeutung in 10000	Index	Ergebnis
15·06	Miete	1506	100	150.600
41·03	Nahrung	4103	103·7	425.481·1
5·—	Heizung	500	98·1	49.050
0·90	Beleuchtung	90	48·1	4.329
15·31	Bekleidung	1531	75·1	114.978·1 [1]
22·70	Alle anderen Bedarfe	2270	95·3	216.331 [1]
100·00	Zusammen	10.000	96·08	960.769·2

Die Miete wurde als feststehend angenommen.

Nur die Nahrung zeigt eine Verteuerung von 3%. Im ganzen hat sich der Lebensunterhalt um 4% (3·92) verbilligt.

Die Preise sind vor der Einstellung auf Gold berechnet, so daß die Währungs-Schwankungen den Vergleich nicht behindern.

Seit 1860 haben sich die Löhne durchschnittlich um 60·7% erhöht, darunter am wenigsten die landwirtschaftlichen (nur um 37·9%), während die Arbeitslöhne in Brauereien, dann in der Wagenfabrikation sich mehr als verdoppelt haben. Wenn jedoch die Bedeutung der einzelnen Industrien mitberücksichtigt wird, so erhöht sich die durchschnittliche Steigerung sogar auf 68·6%.

Wenn nun die Verbilligung des Lebensunterhaltes von zirka 4% auch in Rechnung gestellt wird, so ergibt sich von 1860 bis 1891 eine er-

[1]) Kleine Rechnungsfehler wurden hier verbessert.

höhte Kaufkraft der Löhne um rund 72%. Ferner kommt als günstiges Moment die ziemlich bedeutende Verminderung der Arbeitsstunden noch in Betracht zu ziehen.

Dagegen muß aber in Berücksichtigung gezogen werden, daß die wichtigste, die unentbehrliche Ausgabe für Nahrung nicht gesunken, sondern sogar um 3·7% gestiegen ist, so daß die geringer Entlohnten wohl von der Verbilligung der anderen Bedarfe nur geringen Vorteil haben werden. Wenn ferner die hier nicht berücksichtigte Steigerung der Mieten in Anschlag gebracht wird, so dürfte im allgemeinen geschlossen werden, daß der günstigeren Lage der besser Entlohnten eine teilweise sogar verschlechterte der geringer Entlohnten entgegenstehen wird.

Wenn es auch nicht erlaubt ist, die hier folgenden Angaben als unumstößlich anzunehmen, so lassen sie doch erkennen, wie notwendig die Einzelerforschungen sind, um nicht durch die allgemeinen Durchschnitte zu falscher Beurteilung der Lage in den verschiedenen Industrien und den verschiedenen Gegenden verleitet zu werden.

Der Report of Commitee of the Senate of the United States Vol. 8 1891/2 bringt das Ergebnis von genauen Erhebungen über 232 ausgewählte Familien in verschiedenen Gegenden. Einige Resultate mögen hier beispielsweise folgen, die ich aus dem Report zusammengestellt und teilweise berechnet habe. (Siehe Tabelle Seite 275.)

Es ist wohl zu beachten, daß es sich hier nur darum handelt, die eingeschlagene Methode zur Anschauung zu bringen, wobei die detaillierte Behandlung der verschiedenen Einnahmsquellen von Mann, Frau, Kindern, Einlegern nicht wiedergegeben ist. Die Mietbeträge sind mangelhaft, weil die Eigenwohnungen nicht bewertet wurden.

Immerhin ergibt sich aus den gemachten Aufnahmen, wie sehr viele Löhne unter den berechneten Bedarf fallen, trotz günstiger Durchschnittszahlen. Auch läßt sich erkennen, wie ungleich der für Nahrung aufgewendete Lohnanteil ist. Wenn, was ja angestrebt wird, in Österreich ähnliche Enqueten veranstaltet werden, dann müssen sowohl die verschiedenen Gegenden als in diesen die verschiedenen Arbeitszweige selbständig behandelt werden. Nur so kann sich ein getreues Bild der wirtschaftlichen Lage ergeben.

Eine Tabelle im Österr. wirtschaftspolitischen Archiv Nr. 4, Jahr 1903, zeigt, welche Verschiedenheiten in den mannigfachen Arbeitszweigen bestehen. Einige summarische Angaben folgen in der nächsten Nummer dieses Anhanges.

III. (zu S. 262.)

Nach dem vom Österreichischen wirtschaftspolitischen Archiv Nr. 4, Jahr 1903, gebrachten Hauptergebnis des zwölften Zensus der Vereinigten Staaten Amerikas habe ich einige Berechnungen angestellt. Einige der gefundenen Zahlen mögen hier zur Beurteilung der wirtschaftlichen Lage dienen. Könnte nicht die österreichische Statistik dem amerikanischen und englischen Beispiele folgen? (Siehe Tabelle Seite 276.)



Distrikt	Familien		Ausgaben einer Person im Durchschnitt				(Für 1890)			Defizit	
	Anzahl	Durchschnitt der Familienglieder	Für Wohnungsmiete	Nahrung	Alle anderen Bedürfnisse	Zusammen	Einnahmen einer Person im Durchschnitt	Überschuß der Einnahmen: Anzahl der Familien	Überschuß der Einnahmen: Einer Person	Anzahl der Familien	Einer Person
			Dollar						Dollar		Dollar
1. Savannah	20	4·8	26·58	59·70	56·30	138·98	160·35	13	39·7	6	14·85
2. Indianapolis	17	3·9	33·43	61·89	134·65	207·18	222·39	9	39·6	5	19·85
3. Dubuque (Jowa)	12	5·2	26·61	51·04	78·88	139·80	157·95	8	29·7	4	5·26
4. Manchester	11	4·6	26·02	76·41	81·93	181·30	177·48	5	33·1	6	34·06
5. Auburn	23	4·5	25·24	54·42	65·17	127·84	141·78	15	26·35	8	9·12
6. Syracus	12	5·9	30·—	46·62	46·42	93·88	105·02	7	24·3	5	7·21
7. Cleveland (Ohio)	19	5·3	28·62	52·19	92·60	155·83	171·95	13	26·73	4	10·1
8. Altona	17	5·2	25·80	52·82	55·03	122·51	148·78	16	28·—	1	3·04
9. Harrisburg	14	4·1	26·44	48·13	60·93	133·68	158·83	12	30·4	2	4·5
10. Philadelphia	60	4·8	36·45	55·33	43·50	132·75	138·18	36	18·52	24	14·24
11. Richmond	27	5·3	22·—	44·75	42.25	104·27	104·76	13	15·71	14	13·64
Zusammen	232	4·9	29·63	53·97	61·82	135·—	146·75	147	25·8	79	13·98

Mit Überschuß . . . 147 Familien
Mit Defizit . . . . . 79 "
Al pari . . . . 6 "
232

Nach Tabelle III, Jahr 1900. Österreichisches wirtschaftspolitisches Archiv Nr. 4, Jahrgang 1903.
(Vereinigte Staaten Amerikas.)
Für im ganzen 512.254 Betriebe, wovon 215.814 auf das Handwerk kommen.

Gattung des Betriebes	Zahl der Lohnarbeiter in einem Betrieb	Auf einen Arbeiter kommt			Von einem Arbeiter produzierter Wert kommt auf seinen Lohn Prozent	Auf 1 Dollar Lohn kommt Kapital	Auf 1 Dollar Lohn kommt Produktenwert	Brutto-Produktenwert vom investierten Kapital	Nettowert vom Bruttowert
		vom investierten Kapital	vom Brutto-Produktenwert	Lohn in Dollars					
1. Nahrungsmittel	5·1	2998·3	7258	414	5·7	7·1	17·5	242	76·97
2. Textilindustrie	34·27	1327	1590	331·8	20·87	4	4·9	120	66·07
3. Eisen- und Stahlindustrie	52·82	2083	2443·5	520·3	21·3	4	4·7	117·3	54·85
4. Holzverarbeitung	11·62	1730	1885	387·8	20·6	4·46	4·86	109	53·09
5. Lederindustrie	14	1449	2450·5	414·6	16·92	3·44	6·58	170	56·47
6. Papier und Druck	11·12	1874	2037·7	470·8	23·1	3·98	4·33	109	69·24
7. Getränke	8·02	8468	6746·3	585·8	8·68	14·44	11·51	79·67	82·06
8. Chemische Industrie	18·65	4909	5446	432·2	7·92	11·35	12·6	111	67·39
9. Glas und Steingut	16·54	1432·3	1198·28	445	37·14	4·58	2·7	58·83	83·61
10. Metall (ohne Eisen u. Stahl)	11·66	2152·7	3925·3	507·2	12·92	4·24	7·74	182·3	49·57
11. Tabakindustrie	9·33	872·16	1989·62	350·39	17·61	2·49	5·68	228·12	93·28
12. Fahrzeugeindustrie	31·27	1254·78	1608·56	520·6	32·36	2·41	3·09	130·54	49·28
13. Schiffbau	41·92	1653·72	1594·2	531	33·37	3·11	3	96·4	56·98
14. Verschiedene Industrien	16·4	2791·22	2077·7	419·53	20·2	6·65	4·95	74·44	63·98
15. Handwerke	2·59	701·88	2116·9	515·3	24·34	1·36	4·11	301·48	60·93
Allgemeiner Durchschnitt nach den hier nicht aufgenommenen Hauptzahlen	10·36	1894·4	2449·78	437·48	17·86	4·23	5·6	132·46	64·3

Trotz aller möglichen Ungenauigkeiten in Einzelheiten, die ja bei solchen Aufnahmen unvermeidlich sind, ergeben sich manche äußerst lehrreiche Schlußfolgerungen und auch Anhaltspunkte für die den zukünftigen Forschungen zu gebende Richtung.

Es ergibt sich z. B., daß nur in der Eisen- und Stahl-, Getränke-, Fahrzeuge- und Schiffsbauindustrie etwas höhere Löhne als im Handwerk gezahlt werden. Es wird wohl auch das Handwerk, trotz der hohen Löhnungen, seine Konkurrenzfähigkeit mit dadurch bewahren, daß es in einem Jahre sein Kapital dreimal — gegen den Durchschnitt von 1·32 mal — umsetzen kann.

Doch mögen hier noch einige für sich sprechende Zahlen folgen, welche zeigen wie (annäherungsweise) die Größe der Unternehmungen die Arbeitsverhältnisse beeinflußt.

	Anzahl der Betriebe				
	Alle (512.339) davon 512.254	Handwerk allein 215.814	Betriebe ohne Handwerk 295.324	Ausgewählte größere Betriebe 13.416 allein	Trusts und Kombinations 219
Anzahl der Lohnarbeiter	5,308.406	559.130	4,702.495	1,357.132	400.046
Es kommen Lohnarbeiter auf einen Betrieb . .	10·38	2·6	16	101	1827
Dollars Jahreslohn eines Arbeiters	438	515·3	427·3	352·44	487 (nach May)
Auf einen Arbeiter kommt investiertes Kapital .	1850	701·9	1987·8	2132·6	?
Auf einen Arbeiter kommt produzierter (Brutto-) Wert	2466·5	2116·9	2489	2644·4	4167·70
Prozent des Produktenwertes zum investierten Kapital	132·3	301·5	125·66	12·4	?
Lohnanteil % am produzierten Wert (Brutto)	17·9	24·3	17·10	13·33	11·7
Ein Dollar Lohn produziert Dollars Produktenwert	5·6	4·11	5·8	7·5	8·56

Das speziell in den 219 „Kombinations" investierte Kapital war nicht angegeben.

Anmerkung: Eine kleine Differenz ergibt sich, weil Schiffbaubetriebe 1116 mit 46.781 Arbeitern außer Berechnung gelassen wurden.

Zumal tritt hier die auffällige Erscheinung zutage, daß mit Zunahme der Größe der Betriebe ein Sinken der Lohnhöhe zusammenzuhängen scheint; dies allerdings mit Ausnahme der Trusts (Combination und Combination of combinations), wo in 219 aufgenommenen Betrieben der Durchschnittslohn von 487 Dollars den Durchschnitt aller Betriebe (438 Dollars) überragt, aber ohne den von 515 Dollars im Handwerk zu erreichen. Die ganz besonderen Verhältnisse in den Trusts erklärten zur Genüge diese Erscheinung. (Auswahl der besten Arbeitskräfte, größerer Gewinn infolge der Ersparung

in Verwaltung usw., größeres Interesse an Vermeidung der Streiks usw.) Hier ist aber auch ein Fingerzeig gegeben, wie den Gefahren am besten vorgebeugt werden kann, den diese großen kombinierten Unternehmungen mit sich bringen. Die auch für die großen Verkaufsstellen in Aussicht genommene höhere Besteuerung wird wohl das Übel nicht so treffen wie die Herstellung eines billigen Verhältnisses zwischen der Höhe des reinen Ertrages und der Löhnungen. Hiedurch würde sich für die Ausdehnung der Großmagazine eine den wirklichen Bedürfnissen der Konsumenten entsprechende Grenze von selbst ergeben; die Arbeiter der kombinierten Betriebe würden den Mittelstand verstärken, während die kleineren selbständigen Betriebe nicht durch die Übermacht der Konkurrenz erdrückt würden, und so würde die allgemeine Kaufkraft der Löhnung zum Vorteil der Gesamtwirtschaft zunehmen. Ein solches billiges Verhältnis zu finden, ist eben die Aufgabe, die ich mir gesetzt habe, die ich aber, wie gesagt, selbst zu vollenden nicht mehr in der Lage bin. Ich wiederhole, daß ich gerne bereit bin, einem Gleichstrebenden das wenige Material, das ich zusammengerechnet habe, für Fortsetzung der Arbeit zur Verfügung zu stellen.

Ein bezeichnender Zug der Zeit ergibt sich auch aus der Beobachtung, daß in der Periode von 1890—1900, — wohl zu bemerken in einem Zeitabschnitt der Trustgründungen, — die Beamtengehalte bedeutend zugenommen haben (von 850·30 zu 1017·78 Dollars, also um 19·7 %), während der Goldpreis der Löhnungen fortwährend um das Maß von 1890 herumgeschwankt hat. Eine kleine Avance im Jahre 1899 dürfte 1900 wieder verloren gegangen sein, so daß, immer die Verläßlichkeit der Angaben vorausgesetzt, der Lohndurchschnitt im Jahre 1900 sogar um 1·6 % geringer war als im Jahre 1890.

IV. (zu S. 265.)

Noch sei erwähnt ein Ergebnis über den ausgerechneten durchschnittlichen Reinertrag, der ja als Gegenstück zu den Löhnungen möglichst genau festzustellen ist.

Berechnet nach dem Hauptergebnis des 12. Zensus der Vereinigten Staaten Amerikas 1900, veröffentlicht im Österr. wirtschaftspolitischen Archiv Nr. 4, Jahrgang 1903.

	1900	1890
	Dollars	
1. Entlohnung der Beamten, Kommis 2c.	404,230.274	391,988.208
2. Arbeitslöhne: Männer, Frauen u. Jugendliche	2,328,691.254	1,891,288.321
3. Verschiedene Ausgaben	1,028,035.611	631,225.035
4. Rohmaterial	7,348,144.755	5,162,044.076
Zusammen	11,109,101.894	8,076,545,640
Wert der Produkte	13,014,287.498	9,372,437.283
Ab die Auslagen	11,109,101.894	8,076,545.640
Rest: reiner Ertrag	1,905,185.604	1,295,891.643
Daher vom investierten Kapital	9,835,086.909	6,525,156.486
der Reinertrag	19·37 %	19·86 %

Wohl werden einige Prozente auf Erneuerung der Arbeitsmittel abgezogen werden müssen, um den wirklichen — sagen wir reinen — Reinertrag zu erhalten. Immerhin ist hier ein Anhaltspunkt gegeben, um ein wünschenswertes billiges Verhältnis zwischen Reingewinn und Arbeitslöhnungen (annäherungsweise) für die einzelnen Unternehmungen zu finden.

V. (zu S. 268.)

Aus: Journal of the Royal Statistical Society 1902, Vol LXV Part I, p. 86.
Prices of Commodities in 1901. By A. Sauerbeck.

Auf Grund des mit 100 angesetzten Durchschnittes der Jahre 1867—77 ergab sich eine Indexzahl von 70 für die Preise der in 45 Abteilungen berechneten Artikel. In Gruppen geteilt war die Indexzahl für: 1. Getreide und Nahrung außer Fleisch 62, für Fleischnahrungsmittel 85, für Zucker, Kaffee, Tee 46 und zusammen für die gesamten Nahrungsmittel 67 (19 Artikel von 45); 2. Mineralien 89, Textil 60, Verschiedenes 71, Gesamtmaterialien ohne Nahrungsmittel 72 (26 von den 45 Artikeln). Demnach stünde der Verbilligung der Nahrungsmittel eine solche Verteuerung aller anderen Artikel gegenüber, daß die Gesamtindexzahl von 68 auf 70 sich erhöht hat. Allerdings war die Indexzahl im Jahre 1900 sogar auf 75 gestiegen, so daß 1901 eine Besserung der wirtschaftlichen Lage eingetreten ist.

Auch ist zu bemerken, daß bei den Nahrungsmitteln die Vegetabilien eine stark sinkende Tendenz zeigen, während die Fleischsorten eine Verteuerung aufweisen. Alle diese Momente nebst vielen anderen sind zu berücksichtigen, wenn die Kaufkraft der Löhne, entsprechend dem wirklichen Lohne, gefunden werden soll. Das Board of Trade setzt in seinem Berichte an das englische Abgeordnetenhaus August 1903 das Jahr 1871 gleich 100 und kommt so zur Indexzahl 78·8 im Jahre 1902 für dieselben 45 Artikel.

Wholsale and Retail prices. Board of Trade Return to an Ordre of the Honourable House of Commons, dated 6. 8. 1903.

Die folgende zusammenfassende Tabelle zeigt den Durchschnittspreis der hauptsächlichsten Gruppen der Artikel im Jahre 1902, verglichen mit dem Durchschnitt des vorhergehenden Jahres:

Gruppe	Indexnummer	
	1902	1901
	Durchschnitt des Jahres 1871 gleich 100	
Kohle und Metalle	114·9	101·0
Textil (Rohmaterial)	65·0	62·3
Nahrung und Getränke	76·7	75·4
1. Korn usw.	63·7	65·1
2. Fleisch, Fisch rc.	94·4	88·2
3. Zucker, Tee rc.	46·1	56·6
Verschiedenes	69·2	66·8
Alle Gruppen zusammen	78 8	75·8

VI. (zu S. 268.)

Aus: Bulletin of the Depart. of Labor Nr. 38, 1902 (zur graphischen Darstellung, Tabelle III.)

Jahr	(Relative Prices)			Anmerkung: real wages oder wirkliche Löhne werden hier genannt: Geldlohn mit Rücksicht auf die Preise (wirkliche Kaufkraft).
	Inderzahlen der Löhne in Gold	Inderzahl in Großhandelpreisen (90 Artikel)	Inderzahl der wirklichen Löhne	
1860	100	100	100	
1861	100·8	99·6	101·2	
1862	100·4	122·3	82·1	
1863	76·2	112·2	67·9	
1864	80·8	138·1	58·5	
1865	66·2	117·8	56·2	
1866	108·8	152·9	71·2	
1867	117·1	140·7	83·2	
1868	114·9	126·4	90·9	
1869	119·5	124·6	95·9	
1870	133·7	128·5	104	
1871	147·8	131·3	112·6	
1872	152·2	134·8	112·9	
1873	148·3	130·9	113·3	
1874	145	127·3	113·9	
1875	140·8	121·4	116	
1876	135·2	111·3	121·5	
1877	136·4	112·9	120·8	
1878	140·5	106·2	132·3	
1879	139·9	103·4	135·3	
1880	141·5	115·4	122·6	
1881	146·5	113·5	129·1	
1882	149·9	119	126	
1883	152·7	114·2	133·7	
1884	152·7	105·2	145·2	
1885	150·7	96·6	155·5	
1886	150·9	95·8	157·5	
1887	153·7	96·3	159·6	
1888	155·4	98·2	158·2	
1889	156·7	98·9	158·4	
1890	158·9	96·3	165	
1891	160·7	96·6	166	
1892	161·2	92·4	174·5	
1893	159·6	93·2	171·2	
1894	157·6	86·1	183	
1895	157·3	81·5	193	
1896	157·4	81·5	193·1	
1897	159	78·6	202·3	
1898	158·8	80·4	197·5	
1899	163·2	83·6	195·2	

Erklärung (für das Jahr 1861): „Wenn die Löhne unverändert geblieben und die Preise auf 99·6 gesunken wären, so würde die Kaufkraft der Löhne sich ergeben aus 100 geteilt durch 99·6 gleich 1.004. Das bedeutet, daß jeder Dollar der Löhne, der im Jahre 1860 einen Dollars Wert in Gegenständen gekauft hätte, im Jahre 1861 Gegenstände im Werte von 1·004 Dollars kaufen könnte, verglichen mit denen von 1860.

Aber 1861 sind die Lohnverhältnisse (Inderzahlen der Löhne) um $^{8}/_{10}$ auf 100·8 gestiegen. Ihre relative Kaufkraft würde also dargestellt durch 100·8 multipliziert mit 1·004 = 101·20 (32). Das bedeutet, daß im Durchschnitt ein Dollar 1861 um 1·2032 % mehr als im Jahre 1860 kaufen könnte. . .“

in 1860.

1897 1898 1899

210

Relative real Wages (Wages measured by wholesale Prices)

(wirklicher Lohn m. Rücksicht auf seine Kaufkraft gegenüber Großhandelspreisen)

200

190

180

(Relative money Wages (Gold) (21 industries)

(relativ. Lohn in Goldwert)

170

160

150

140

130

120

Relative wh[illegible]
sale Price[illegible]

110

Relative h[illegible]
of labor
(21 industri[illegible]

100

90

Relative wholesale Prices (Gold) (90 Articles)

(relative Warenpreise im Großhandel)

80

70

60

55

[illegible] Wages,
[illegible]l Wages



Die Bedingungen organischen Wissensbetriebes.

Von Hofrat Dr. O. Willmann.

Den Anlaß zu den folgenden Darlegungen hat eine Abhandlung des bekannten Philologen Karl Hermann Usener († 1905) gegeben, welche er 1884 in den „Preußischen Jahrbüchern", Band LIII, veröffentlicht hatte und die — unter dem Titel „Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, Bilder aus der Geschichte der Wissenschaft" in der Sammlung „Vorträge und Aufsätze von H. Usener" (Leipzig, Teubner, 1907) wieder abgedruckt — neuerdings das Interesse auf sich gezogen hat.

Es sind zwei Bilder des Wissensbetriebes, die Usener einander gegenüberstellt, das Bild der vielteiligen modernen Forschung und das der einheitlichen Geistesarbeit in der Periode, in welcher Plato und Aristoteles die Wissenschaft begründeten. Die Fülle und Großartigkeit der heutigen Wissenschaft wird gewürdigt, aber auch auf die drohende Gefahr hingewiesen, die Spaltung der Arbeit, welche die Verständigung erschwert und das Bewußtsein des Zusammenhanges mit dem Ganzen verdunkelt, „die Auflösung der innern Einheit, welche doch eins ist mit der Gesundheit des Ganzen und der Glieder" („Vorträge" usw. S. 70). „Ob es den wackern Männern", heißt es, „die im heiligen Eifer für die Wissenschaft die Anerkennung ihrer Spezialität erzwingen, bewußt ist, daß sie unwillkürlich die freie Forschung zu einer Art Handwerk, ja zu fabriksmäßigem Handwerksbetriebe herabzudrücken suchen?" „So mag es wohl scheinen, die Wissenschaft schieße ins Kraut, Kraut, das man ausbrechen muß, um den Hauptschoß gesund zu erhalten und ihm die Fruchtbildung zu erleichtern." (S. 70 f.) Wohl bilden die Akademien und Universitäten Zentralpunkte der wissenschaftlichen Bewegung, aber sie sind dem Wandel nicht entrückt, „sie bedürfen zeitlicher Erneuerung und Verjüngung, sollen sie fortfahren, ihren Zweck zu erfüllen".

Diese brennenden Fragen der Gegenwart laden ein, bei geschichtlichen Erscheinungen zu verweilen, aus denen umsomehr zu lernen ist, „je weniger die Geschichtsbetrachtung sich auf Nutzanwendung absichtlich zuspitzt". (S. 72.) Der Name Akademie und der synonyme: Lyzeum weisen auf die Studienstätten der beiden größten Denker des Altertums hin: „Nicht eine Laune des Sprachgebrauchs ist es, die uns das Wort wert erhält, sondern ein mehr oder minder deutliches Bewußtsein davon, was Akademie einmal war; als ein Ideal schwebt uns das vor, und wir glauben uns zu ehren, wenn wir das Wort auf uns anwenden." (S. 73.) Es folgt die Würdigung der Geistesarbeit jener beiden Weisen und ihrer Kreise, die in erster Linie durch ein religiöses Band zusammengehalten waren: „Jede Gemeinschaft des klassischen Altertums (und im Grunde gilt das auch für Mittelalter und Neuzeit bis etwa zur französischen Revolution) war eine sakrale Genossenschaft." (S. 76.) Plato



gründete selbst ein Museion, d. i. eine Musenkapelle, und keine der attischen Philosophenschulen entbehrte einer solchen. „Die Schulstifter ordneten sich unwillkürlich ein in die der stammführenden und städtegründenden Heroen, und außer dem monatlichen Musenfeste versammelte die Feier des frommen Andenkens an sie die Mitglieder an bestimmtem Tage zum ‚Minnetrinken'." „Es kann keine schiefere Vorstellung von der Akademie und dem Lykeion ersonnen werden als die, welche sie zu bloßen, um den Lehrer gescharten Gruppen von Lernenden macht." [S. 81.] *) Sie waren vielmehr „mitforschende Freunde"; „das ganze Geheimnis der riesenhaften Leistungen, durch welche das vierte Jahrhundert vor Christo fast alle Wissenschaften begründete und ausbildete, liegt darin, daß der Kopf des Meisters nach einheitlichen Gesichtspunkten und nach großem, auf ein Ziel gerichtetem Plane die verschiedenen Gebiete .... bearbeiten ließ." (S. 82.) Dies wird in bezug auf mehrere Wissenschaften belegt, und es heißt am Schlusse: „Zu dieser Größe konnte die Tätigkeit eines vielköpfigen, dem Wechsel unterworfenen Vereines emporgehoben werden nur durch die Schwungkraft einer Begeisterung, die in Wahrheit das schönste Merkmal und das dauernde Erbe der Akademie ist. Niemals ist die Hoheit und Menschenwürdigkeit des Strebens nach wissenschaftlicher Wahrheit so tief, so glühend empfunden worden. Es ist die wahre Religion für diesen Kreis. Nach der Wahrheit forschen, heißt Gott ähnlich werden, heißt die Fesseln des Irdischen brechen, das Unsterbliche in uns befreien und seinem Lebenselemente zuführen. . . . Plato hat eine heilige Flamme entzündet, an der wir noch heute uns wärmen. Wir vermögen nicht von Idealismus zu reden, ohne des Propheten der Ideenlehre zu gedenken." (S. 101 f.)

Kein Denkender wird den Ausführungen Useners seine Beistimmung versagen und sich ihrem Eindrucke entziehen. Nur könnte man eine Verstärkung dieses Eindruckes wünschen, die erzielt worden wäre, wenn der Gelehrte die beiden Bilder des Wissensbetriebes, die er vorführt, in nähere Beziehung zueinander gesetzt hätte. Wir möchten sehen, wie „der großartige Einsatz von Begeisterung und Kraft" Früchte getragen hat. Jedenfalls geschah es nicht allein durch die Vorbildlichkeit der beiden großen Denker und die Treue ihrer Schüler, nicht durch die Persönlichkeiten und die Anstalten, sondern noch mehr durch den Inhalt ihrer Lehren. Dieser Inhalt muß auch die Voraussetzung des einheitlichen Planes und der großen Leitgedanken, die sich in der Institution der mitforschenden Freunde auswirkten, gewesen sein, der Kristallisationspunkt der werdenden Einzelwissenschaften. Auf diesen Inhalt wird ja auch hingedeutet, wenn Plato „der Prophet der Ideenlehre" genannt wird; diese ist der Hauptgegenstand seiner Dialektik, mit welchem Namen er die Theorie des Ewigen, Göttlichen, jenes „Lebenselementes" bezeichnet, auf welches das Unvergängliche in uns hingeordnet ist, dasselbe Gebiet, welches Aristoteles der „ersten Philosophie" oder „Theologik" zuwies. Ohne den positiven Gehalt dieser Wissenschaft, als der zentralen oder fundamentalen, hätten der Arbeitsplan, die Leitgedanken und die Begeisterung nicht dazu ausgereicht, die Zeitgenossen und die Generationen zusammenzuführen

*) Näheres in meinem soeben bei Reuther & Reichard (Berlin) erschienenen Buche: „Aristoteles als Pädagog und Didaktiker", S. 48 f.

und zu halten. Die Kraft und Substanzialität, die dazu erforderlich war, kam aber dieser Grundwissenschaft von ihrer inneren Übereinstimmung mit dem Leben ihrer Verehrer. Wie die Gemeinschaft dieser eine sakrale war, so war es auch die sie begründende Wissenschaft: Theologie und Philosophie zugleich, die Stammutter der Familie der Wissenschaften. Die Ideenlehre war nicht eigentlich die Religion Platos, sondern die Frucht seiner religiösen Überzeugungen. Usener bemerkt, daß sich von dem sakralen Charakter der wissenschaftlichen Gemeinschaften etwas bis zur Revolution erhalten habe, und damit geht der Zusammenhalt von Theologie und Philosophie, also der Zentralwissenschaften, Hand in Hand, welchen erst die der Revolution verschwisterte Aufklärung und Vernunftkritik zu sprengen unternahmen.

Hätte der Blick Useners dieses Verhältnis auch nur gestreift, so wäre ihm nicht entgangen, wie und inwieweit die Ideenlehre „unverloren" geblieben ist. Sie lebte fort, wo Theologie und Philosophie, Glaube und Wissenschaft als untrennbar erkannt wurden; in jedem Lehrbuche der katholischen Philosophie findet sich ein Abschnitt: Ideologia, Ideenlehre, wo die platonische Theorie in ihrer Modifikation durch Augustinus und die klassische Scholastik dargelegt wird. Außerhalb dieses Bezirkes dagegen ist die Ideenlehre Gegenstand entweder des Spottes oder volltönender, aber leerer Worte, wie dies nicht anders von der Metaphysik, der Schöpfung des Aristoteles, gilt. Die christlichen Philosophen, von den Kirchenvätern an bis zu den Thomisten unserer Tage, zeigen einen ähnlichen Zusammenschluß wie die Vertreter der platonischen und aristotelischen Philosophie, deren Gegensatz gegeneinander sie zugleich durch Einreihung der Ergebnisse beider in den christlichen Gedankenkreis überbrücken; selbst „die stammführenden und städtegründenden Heroen" haben ihr Gegenbild in den Kirchenlehrern und Ordensgründern. Ohne die christlich-platonischen Akademien und die Lyzeen der neuzeitlichen Peripatetiker würden wir nicht an der „heiligen Flamme" Platos uns wärmen, noch aus der wissenschaftlichen Energie des Stagiriten erneute Kraft schöpfen können, sondern zu ihnen etwa stehen wie zu Kongfutse und Laotse. Diese Einsicht bestimmte Leibniz dazu, eine perennis philosophia als unentbehrlich zu erklären, indem er sich diesen von Bischof Agostino Steuco für die Spekulation der Jahrhunderte geprägten Ausdruck aneignete; beide hatten „ein deutliches Bewußtsein davon, was Akademie einmal war" und immer bleiben sollte.

Eine Bedingung für das Erhalten der Kontinuität der Zentralwissenschaften und damit der Einheit der Wissenschaften überhaupt streift Usener in der Forderung, „den Hauptschoß zu erhalten und ihm die Fruchtbildung zu erleichtern", wobei es auch „Kraut auszubrechen" gelte. An diesem Ausbrechen hat es die Neuzeit allerdings fehlen lassen, und die Schößlinge des Halbdenkens und der Afterphilosophie haben dem Hauptschoß Luft und Licht benommen, noch bevor mit der Revolution die Katastrophe eintrat und mit ihr die Gefährdung „der Gesundheit des Ganzen und der Glieder".

Daß die Aufstellungen Useners zu den von uns gezogenen Konsequenzen führen müßten, wenn er die hohen Gedanken, die er ausspricht, zu Ende gedacht hätte, wird man nicht leugnen können. In diesem Falle hätte er nicht einmal ein „künstliches Zuspitzen" der geschichtlichen Einsichten auf Nutzanwendung in der Gegenwart vorzunehmen gehabt, da es genügt hätte,



die beiden Bilder in Rapport zu setzen. Wir könnten dies dem gelehrten Philologen erlassen, wenn er nur in seinen Forschungen, zumal den die Religionsgeschichte betreffenden, die erhabene platonische Auffassung einigermaßen zur Geltung gebracht hätte. Allein seine Auffassung der Religion steht zu der platonischen in schreiendem Kontraste, da sie weit mehr mit der der Sophisten und der Aufklärer Verwandtschaft hat. Man staunt, welche Plattheiten da ein Verehrer Platos vorbringen kann: die Religion wird aus der Zauberei abgeleitet, unsere Zeit wird beglückwünscht, daß nunmehr „mythische Vorstellung durch vernünftige Erkenntnis und religiösgebundene Sitte durch freie, sich selbst bestimmende Sittlichkeit abgelöst wird" („Vorträge" S. 46); die Theologie wird in vergleichende Religionskunde aufgelöst; was dann aus der Philosophie wird, welche bei den großen Alten mit jener verschwistert war, macht kein Kopfzerbrechen; ihre Vermittlung durch die christlichen Denker bedarf keiner Untersuchung, denn „die Kirche ist Kompromiß zwischen Heidnischem und Christlichem". (S. 47.) Da ist der Anhauch platonischen Geistes in der dumpfen Atmosphäre des modernen Empirismus mit seinem „Handwerksbetriebe" verweht; die höheren Einsichten stellen sich als vorübergehende Anwandlungen dar. Damit wird aber die Frage der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit nicht gelöst. Ihre Vorbedingung ist, daß man festen Fuß in den beiden alten Denkern faßt, die uns ein Organisieren des Wissens lehren können, weil sie den Wissensinhalt als ein organisches Ganze faßten, das wir nicht machen — wie das der moderne Autonomismus lehrt —, sondern sukzessive in unsern Geist einrücken. Dabei haben wir von unten und von oben zugleich anzufangen: von der Erfahrung und von den Prinzipien, also Induktion und Deduktion, Analyse und Synthese zu verbinden. Die der Erfahrung zugekehrte Forschung, *ἱστορία*, hat den Zug in die Breite und Mannigfaltigkeit, die den Prinzipien zugewandte Betrachtung, *θεωρία*, speculatio, sichert dem Werke der Erkenntnis die Einheit. Diese Einheit ist aber nicht die letzte, so gewiß die Erkenntnis im ganzen Menschen mit dem Willen zusammengeschlossen ist und die Forschung als *βίος θεωρητικός*, vita contemplativa, mit dem *βίος πρακτικός*, der vita activa, eine Einheit bildet, auf die wir durch die Gottheit hingeordnet sind und die wir uns in dem Ideale der Weisheit, welches die Geistestugenden mit den ethischen verbunden in sich faßt, vorzeichnen, aber nur in Gott verwirklicht denken können.*) Diesen Einsichten wird nicht genug getan, wenn sie als Hochgedanken in weihevollen Stunden auftreten, sondern sie müssen sich in den Zentralwissenschaften Körper geben und in die Weltanschauung verzweigen, von der aus sie wieder die Einzelgebiete der Forschung ergreifen sollen und sie, gleichwie die Nerven die Körperteile mit den Zentralorganen, mit dem Mittelpunkte unseres Selbst: unserer Bestimmung verknüpfen. Gibt es einen Herd, auf welchem so die „heilige Flamme Platos" genährt wird, dann kann sich die Forschung weiter und weiter differenzieren, weil dann ein starkes Zentrum die peripherische Entfaltung vor Zersplitterung bewahrt.

*) Näheres in „Aristoteles als Pädagog", S. 127 f. und 176 f.







Bekehrung.

Von Richard Seyß-Inquart.

Herr, meine Seele war wie kahles Land,
Das winterlang erstarrt und brach gelegen
Und doch im tiefen Grund ein heimlich Regen
Nach Saatenglanz und Ernteglück empfand.

Da fiel aus Deiner segenfrohen Hand
Der Gnade Licht wie milder Maienregen,
Und über Nacht auf totgeglaubten Wegen
Ein lenzumsonnter Blütentraum erstand.

Und zitternd sprang der enggefügte Ring,
Mit dem ein dunkles, sündiges Verlangen
Seit Jahr und Tag mein irrend Herz umfing.

Und aus dem lichten Gnadenfrühlings-Prangen,
Das feierstill in meiner Seele hing,
Der fernen Kindheit reine Glocken klangen.



Sommernächte.

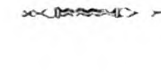
Von Ella Graf.

Opfernacht.

Mit dem großen Purpursegel schifft von Westen her die Nacht,
Ihren amethyst'nen Schleier spinnt sie um den Abendhimmel,
Hat am Firmament mit leiser Hand die Kerzen angefacht
Und im Grase der Leuchtkäfer flüchtig huschendes Gewimmel.
Was bei Tage von der Sonne der Jasmin an Licht empfangen,
Bietet er der stillern Schwester dar in Düften, schwül und lind.
Meine Seele opfert mit ihm und ein schaurig-süßes Bangen
Sagt ihr, daß so Licht als Blumen heimlich ihr verschwistert sind.

Nachtfalter.

Überm Garten strahlt der Himmel grünlich schillernd gleich Türkisen,
Geißblatt sendet heiße Düfte über die betauten Wiesen
Und sein süßes Gift umschmeichelt einen Falter, groß und edel,
Lautlos stolzen Flugs, auf seinem Nackenschild den Totenschädel.
Hoffend regt gleich dir, o Falter, unser Geist die bunten Schwingen,
Um in seltsam weißer Blumen gold'ne Kelche einzudringen,
Und gleich dir läßt von des Rätsels schwerem Duft er sich berauschen,
Während hinter seinem Nacken finst're Todesmächte lauschen.







Leopold Auenbrugger,

der Erfinder der Perkussion des Brustkorbes (1722—1809).

Von Dr. Leopold Senfelder.

Giorgio Baglivi, Professor an der Sapienza in Rom († 1707), schreibt in seiner Praxis medica: »O quantum difficile est, curare morbos pulmonum, o quanto difficilius, eos cognoscere!« Ach wie schwer ist's, Lungenkrankheiten zu heilen, und noch schwieriger, sie zu erkennen! — Das geheimnisvolle Bild zu entschleiern, den sehnsüchtigen Wunsch so vieler Ärzte zu erfüllen, ist einem österreichischen Arzt gelungen, dessen hundertjähriger Todestag durch Enthüllung einer künstlerischen Gedächtnistafel am Sterbehause (Wien I., Neuer Markt 9) in diesem Jahre würdig begangen wurde.

Leopold Auenbrugger Edler von Auenbrugg († zu Wien am 18. Mai 1809), der Erfinder der Perkussion des Brustkorbes, wurde bei Lebzeiten viel verkannt und zurückgesetzt, ja seiner Untersuchungsmethode und Erfindung halber von den Zeitgenossen direkt verspottet. Daß ihm heute die internationale medizinische Wissenschaft den Ehrentitel eines Begründers der modernen ärztlichen Diagnostik beilegt, hat er weder seinen engeren noch entfernteren deutschen Stammesgenossen, sondern den Antipoden deutscher Art, den Franzosen, zu verdanken. — Wenn wir bedenken, daß das Wort des großen französischen Klinikers Pierre Adolphe Piorry im Jahre 1842: „Auenbrugger ist eines Denkmals würdig", nirgends, soweit die deutsche Zunge reicht, entsprechenden Nachhall fand, daß die erste Universität des Reiches auf den Ehrentafeln der Aula den Namen Auenbruggers denen der berühmtesten Söhne der Alma mater Rudolfina nicht beigesellte, da wäre man wohl versucht, vielmehr von einer Sühnetafel als von einer Gedächtnistafel zu reden.

Für den Eingeweihten gibt es im Entwicklungsgang einer Wissenschaft nur äußerst selten Überraschungen. Jede Entdeckung bereitet sich langsam vor, sie selbst reiht sich harmonisch dem Bestehenden an. Es bedarf nur eines Mannes, der den Zauber zu lösen versteht. Inwieferne das auch bei Auenbruggers Entdeckung der Fall war, soll in der Folge gezeigt werden. Doch wird es zweckmäßig sein, vorher in kurzen Umrissen den Entwicklungsgang und Zustand der Heilkunde in Wien vor Auenbruggers Auftreten darzulegen.

Der Errichtung der Prager Hochschule durch Karl IV. im Jahre 1348 folgte die Gründung der Wiener Universität durch Herzog Rudolf IV. im Jahre 1365. Nicht einfache Nachahmungssucht bewog den jungen Habsburger, dem Veitsdome und der hohen Schule zu Prag einen neuen, großartig geplanten Stephansdom und eine Universitas literarum zu Wien entgegenzustellen. Wir müssen vielmehr diese Schöpfungen als Resultate des großen

Ringens zwischen den Häusern Luxemburg und Habsburg um die geistige und politische Vorherrschaft in Deutschland betrachten.

Nach kaum hundertjähriger Pause kam im Jahre 1438 Habsburg wieder in den dauernden Besitz der deutschen Krone, doch erst dem letzten Sproß aus Rudolfs Stamme, der großen Kaiserin Maria Theresia, war es beschieden, auf geistigem Gebiete, soweit es sich um die medizinische Wissenschaft handelt, die Weltherrschaft zu erringen.

Die Wiener medizinische Schule, um das Jahr 1399 aktiviert, hatte außer den Statuten mit Paris nichts gemein, denn in alter Zeit folgte die Wissenschaft der Handelsstraße und diese führte von der Ostmark über die Alpen zur Hochburg der Heilkunde, nach Padua. Darum darf es nicht verwundern, daß der Grundstock der medizinischen Fakultät in Wien gleich anfangs aus Italienern, teils aus doctoribus italicatis, aus in Italien herangebildeten Ärzten unseres Vaterlandes bestand. Die fünfjährige Dauer des Studiums, die politischen Unruhen, häufige Pestepidemien, die stiefmütterliche Behandlung der ganzen Universität von Seite der Landesfürsten gaben den Anstoß, daß die meisten Studenten nach Erhalt des ersten Grades, des Bakkalaureates, unsere Stadt verließen und nach Padua zogen. Padua verfügte stets über die hervorragendsten Lehrkräfte. Man konnte dort viel lernen, aber auch in beschleunigtem Tempo das Doktorat erlangen, denn peinliche Fragen nach der Herkunft, der Religion, den bisher zurückgelegten Studien wurden nicht gestellt. Daher der große Zudrang besonders der Deutschen, welche in Padua eine mächtige Gruppe bildeten und gar nicht selten unliebsame Lehrer ihre Macht durch zeitweilige Abstinenz von den Vorlesungen fühlen ließen. Auch die kleinen Universitäten Deutschlands ahmten in einer Richtung Paduas Beispiel nach, indem sie die Studienzeit möglichst kürzten. So konnte man zum Beispiel zu Ingolstadt nach drei, zu Altdorf sogar schon nach zwei Jahren Doktor der Medizin werden.

Obwohl die im Zeitalter der sogenannten Reformation gegründeten protestantischen Universitäten im Durchschnitt reicher ausgestattet waren als Wien, kamen sie doch, abgesehen von der Zeit kurz vor energischer Durchführung der Gegenreformation, für uns wenig in Betracht, da sie in keiner Weise mit Italien wettstreiten konnten. So blieb die Wiener medizinische Schule bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine Filiale von Padua. Sie konnte nicht recht gedeihen, da trotz der Ferdinandeischen Reformation vom Jahre 1554 viel zu wenig für sie geschah und die Professoren mangels an Hörern und entsprechender Besoldung das Schwergewicht auf die ärztliche Praxis legten. Daß aber trotzdem, soweit es eben in der Macht der Lehrer stand, die wichtigsten Neuerungen Italiens auch in Wien Platz fanden, daß Wien die erste deutsche Stadt war, in welcher nach dem Beispiele Paduas von Dr. Franz Emerich im 16. Jahrhunderte der praktische Unterricht am Krankenbette eingeführt wurde, liefert uns den Beweis, daß die geringe Bedeutung der Wiener Schule doch nicht ausschließlich den damaligen Ärzten zur Last gelegt werden darf. — Wie eine im Süden herangewachsene Pflanze, nach dem Norden und auf steinigen Boden versetzt, bald verkümmert und ohne Früchte bleibt, so gelang es keinem der in Padua gebildeten Ärzte, tüchtige Schüler zu erziehen oder eine eigene Schule zu gründen.

Am Ausgang des 15. Jahrhunderts vollzog sich in der Heilkunde ein durch den Humanismus, das Studium der Originaltexte altgriechischer Ärzte, lange vorbereiteter Wandel. Das galenische Lehrsystem, aufgebaut von Claudius Galenus aus Pergamos im 2. Jahrhunderte n. Chr., verballhornt durch arabische Spitzfindigkeit, die spekulative Methode kam ins Wanken und bahnte der freien Naturbeobachtung, der individualisierenden, induktiven Methode den Weg, eine Richtung, welche schon im 5. Jahrhunderte v. Chr. die Schule der Hippokratiker zu Kos gewiesen hatte. Der Löwenanteil an diesem Umsturze gebührt einem Deutschen, welcher auch eine Zeit in Padua lehrte, dem Anatomen Andreas Vesalius, der an der Hand selbständiger anatomischer Beobachtungen zahlreiche Irrtümer des Galenus nachwies und den Beweis erbrachte, daß dessen Anatomie zum großen Teil auf der Zergliederung anthropoider Affen beruhe. Damit war der gesamten galenischen Lehre der Boden entzogen, ähnlich wie bei einem Bergsturz das erste ursächliche Moment äußerlich geringfügig erscheint, aber endlich doch eine elementare Katastrophe herbeiführt. Vesals bahnbrechende Forschungen gaben Anlaß, auch auf anderen Gebieten der Heilkunde selbständig und unbeeinflußt zu forschen.

Mit Vesal hatte Paduas Schule den Höhepunkt erreicht. Wie der Welthandel Italiens, besonders der Republik Venedig, seit der Entdeckung Amerikas allmählich seine Bedeutung verlor und zum Teil auf die Niederlande überging, so sollten auch Paduas Ruhmestage gezählt sein. — Venedig unterhielt schon im frühen Mittelalter einen regen Seeverkehr nach den Niederlanden. Einen besonderen Handelsartikel bildeten Farbstoffe und orientalische Arzneien. Flandrische Juden versorgten bereits im 11. Jahrhunderte die Rheinlande mit diesen Waren, kamen wohl auch bis Wien, wo ja eine von den Babenbergern 1208 mit großen Freiheiten begabte Färbergilde der sogenannten Flandrenser bestand, wo laut dem ältesten Judenschutzbrief von Friedrich II. 1238 der freie Handel mit Wein, Arzneien und Farbstoffen ihnen gestattet war. Niederländische Studenten besuchten hinwieder mit Vorliebe italienische Universitäten, besonders die Universität der Republik Venedig, Padua. — Als der zu Padua promovierte Jan van Heurne in Leyden eine Lehrkanzel erhielt, war sein Streben ähnlich wie das des Dr. Franz Emerich dahin gerichtet, in der Heimat eine Klinik nach italienischem Muster zu schaffen, doch erst sein Sohn und Nachfolger Otto van Heurne konnte nach langen Kämpfen dieses Ziel erreichen.

Leydens Schule war nahe daran, in den Schatten gestellt zu werden, denn die 1636 eröffnete Universität Utrecht hatte sofort Heurnes Plan durchgeführt und eine Klinik unter der Leitung von van Heurnes Schüler, des Willem van der Straten, errichtet. Jetzt erst erkannte Rembrandts Geburtsstadt die Gefahr einer Konkurrenz und führte 1637 im Spitale „St. Caecilia Gasthuis" den klinischen Unterricht ein. Bei der großen Bevölkerung, dem Reichtum Leydens, der hohen Begabung und langen Lebensdauer des Otto van Heurne mußte die Stadt über Utrecht Siegerin werden. Unter Heurnes hervorragendem Lehrtalent wuchs bis zu seinem Tode 1652 eine Schule heran, deren Glanz alle anderen überflügelte. Leyden wurde unter ihm der klassische Boden echt hippokratischer Heilkunde und blieb es auch unter seinen Nachfolgern Albert Kyper, Franz de le Boë Sylvius, erreichte unter Hermann

Boerhave den Höhepunkt, um mit dessen Tod 1738 in völlige Bedeutungslosigkeit zu versinken.

Boerhaves Lehrmeister war der Engländer Thomas Sydenham, ein Anhänger der rein empirisch induktiven Methode, durch und durch Praktiker, welcher die Wissenschaft als eine die eigentliche Ratio medendi nur unterstützende Nebensache betrachtete. Anders Boerhave. Er weist darauf hin, daß der Hippokratismus nur dann lebensfähig sei, die Heilkunde nur so wirksam reformiert werden könne, wenn die Resultate wissenschaftlicher Forschung, der Anatomie, Physiologie, Chemie und Physik in der Praxis richtige Verwertung finden. Sein Hauptziel war also, die modernen Anschauungen mit dem Hippokratismus in nähere organische Verbindung zu bringen und dabei den Hauptfehler der alten Medizin, ein System aufzustellen, der Heilkunde eine Art Schnürleib anzulegen, sorgfältig zu vermeiden, sondern vielmehr alles zu prüfen, streng zu kritisieren und dann eine vorsichtige Wahl zu treffen. Das Ergebnis seiner praktischen Forschung legte er in 1495 im Telegrammstil verfaßten Thesen, den sogenannten Aphorismen, nieder. Er geizt mit jedem Worte und spricht doch so außerordentlich klar seine Anschauungen aus.

Boerhave bietet eine praktische Lehre, welche das damalige Bedürfnis der Heilkunde befriedigte, eine Lehre, aufgebaut auf klinischer Erfahrung und dem damaligen physiologischen Wissen. Er ist einer von den wenigen großen Ärzten, welche nicht unter dem Haß und der Mißgunst der Berufsgenossen zu leiden hatten. Es ist ganz merkwürdig, wie manche sonst bedeutende Ärzte sich gegen jede neue Entdeckung wehrten. Sie benahmen sich wie ein alter Herr, der zur Winterszeit im warmen Schlafrock gemütlich beim Ofen sitzt, aber in die größte Aufregung kommt, wenn man ihm einen Spaziergang in Gottes freier Natur zumutet.

Als Andreas Vesalius 1542 seine berühmte Anatomie veröffentlicht hatte, trat sein ehemaliger Lehrer Dubois Sylvius in erbittertster Weise gegen ihn auf und nannte ihn einen Vesanus, dessen giftiger Hauch Europa verpeste. Ja er verstieg sich so weit, zu erklären, er wolle eher annehmen, der menschliche Körper habe sich im Laufe der Zeit verändert, als einen Irrtum des großen Galenus zugeben. Ähnlich erging es dem der Schule zu Padua entstammenden Entdecker der Blutzirkulation, dem Engländer William Harvey (1578—1657), von den Zeitgenossen höhnisch Circulator (Marktschreier) genannt. — Nicht minder angefeindet wurde die Einführung des Chinin, welches absolut nicht in das alte System hineinpaßte. So erklärte noch 1729 ein deutscher Arzt auf dem Totenbette, er wolle lieber sterben als sein Leben einem seinen Grundsätzen so zuwideren Mittel, wie es das Chinin sei, zu verdanken.

Wie verhielt sich Italien gegenüber den Erfolgen der Leydener Schule? — Dort blieb man der alten Tradition treu, stets das Beste zu bieten und das Beste dort zu holen, wo es zu finden sei. Darum zeigte der Besuch der italienischen Universitäten, vielleicht abgesehen davon, daß weniger Niederländer kamen, keine wesentliche Abnahme, denn wenn es auch dort nicht so hervorragende Männer wie Boerhave gab, suchte man doch stets nur Vollendetes zu bieten. Es ist ein beredtes Zeugnis für Leydens



Ruhm, daß sogar Italiener dahin zogen, um Boerhaves Worten zu lauschen und die Einrichtung seiner Klinik daheim nachzuahmen. So errichtete der berühmte Anatom und päpstliche Leibarzt Giovanni Maria Lancisi (1654—1720) im uralten Ospedale di San Spirito zu Rom eine Klinik nach Leydener Muster und setzte sie zur Erbin seines großen Vermögens ein.

Auch in Wien verfolgte man alle Fortschritte der Medizin, aber nicht mit dem eifersüchtigen Auge des Italieners, sondern mit dem andachtsvollen Interesse, das der gelehrige Schüler dem Meister entgegenbringt. Die bisher von Padua geistig abhängige Schule war stets über alle Errungenschaften, wenn auch nicht aus erster, so doch aus sehr guter Quelle unterrichtet. Diese geistige Abhängigkeit hatte den großen Vorteil, daß Wien im Gegensatz zu allen anderen deutschen Universitäten von mancherlei Irrtümern, zum Beispiel von den Umsturzideen eines Paracelsus, die in Italien kühle Ablehnung fanden, befreit blieb. Mit welcher Begeisterung aber die von Padua kommenden Ärzte über alles Neue, wie z. B. die Verwendung des Chinins im Fieber, die Entdeckung des Blutkreislaufes urteilten, erhellt aus den Schriften des 1691 verstorbenen Wiener Arztes und Professors Paul de Sorbait.

Leider hatten die begeisterten Lobsprüche der Wiener Professoren nur den praktischen Erfolg, daß nur noch mehr Studenten nach Italien zogen und die Professoren, ihre schönen Erinnerungen im Herzen vergrabend, der Privatpraxis nachgingen. Aus den Akten unserer Fakultät läßt sich feststellen, daß Padua seit Beginn des 18. Jahrhunderts immer seltener von Wienern besucht wurde und an ihre Stelle die Sapienza in Rom trat. Daran erkennt man bereits den Einfluß der durch Boerhave geschaffenen neuen Richtung. Jedenfalls bot die Sapienza vollen Ersatz für das den Wienern allzu entfernte Leyden, denn dank der von Lancisi aus eigenen Mitteln errichteten Academia sperimentale für Anatomie, Medizin und Chirurgie darf die Ausbildung als ganz vorzüglich bezeichnet werden. — Die zu Rom an der Sapienza promovierten Ärzte begnügten sich aber nicht, römische Erinnerungen aufzutischen, sondern waren bemüht, in Wien Reformen anzuregen. So entstand eine Reihe von Reformvorschlägen, welche aber wegen Mangel an Geld von der Regierung ad acta gelegt wurden. Die Kenntnis dieser von der Fakultät gemachten Vorschläge ist deshalb wichtig, weil sie im Wesen bereits alles enthalten, was später Gerhard van Swieten durchführte, und damit auch die großen reformatorischen Verdienste dieses Mannes auf ein richtiges Maß herabgesetzt werden müssen. Nun wird es auch verständlich, warum das Verhältnis zwischen der Fakultät und des ihre Mitglieder gerne von oben herab behandelnden van Swieten kein besonders freundliches war.

Doch kehren wir nochmals für einen Augenblick nach Leyden zurück. Das von Boerhave geschaffene Werk setzte sein Lieblingsschüler und geistvoller Interpret Gerhard van Swieten mit einer Energie und Exaktheit fort, die dem Meister fehlte. Es gehört zu den nicht seltenen Rätseln in der Gelehrtenwelt, daß der talentvollste Schüler vom Lehrer beiseite gesetzt wird, wenn es sich um die Nachfolge im Lehramte handelt. So äußerte auch Boerhave vor seinem Tode (1738) den Wunsch, seinen langjährigen Kollegen Oosterdijk-Schacht zum Nachfolger zu wählen. Die Sache ging aber anders aus, als

Boerhave wohl meinte, denn nicht der so schwer gekränkte van Swieten, sondern die Klinik war damit zugrunde gerichtet. Die berühmten „Zieken-saalen" im St. Caecilia Gasthuis, wo noch vor kurzem kaum Platz für die Hörer aus aller Welt war, leerten sich unter Oosterdijk-Schacht, einem sehr braven, aber mittelmäßig begabten Manne, und nach seinem Tode (1742) war Leydens Glanzzeit vergessen. So fiel die Leydener Schule einem ganz unbegreiflichen Vorurteil zum Opfer. Aber nur der Stamm ging ein, Leydens große Vergangenheit lebte in Wien seit der Berufung van Swietens fort, Wien übernahm Leydens Erbe.

Maria Theresia erkannte wohl, daß der Wiener Schule damit nicht geholfen werde, daß man einfach die Erwerbung italienischer Doktordiplome verbiete und die Jugend zwinge, in Wien zu studieren. Es war ihr vollkommen klar, daß gründliche Reformen nötig seien und die Professoreninzucht ein Ende nehmen müsse. Doch woher aus dem protestantischen Deutschland katholische, tüchtige Lehrkräfte nehmen? Da kam ein Zufall der Kaiserin zu Hilfe. Als ihre Schwester Maria Anna 1743 in Brüssel schwer erkrankte, wurde auf Anraten des Leibarztes Bassand Gerhard van Swieten als Konsiliarius berufen. Seine Erfolge veranlaßten die Kaiserin, ihn mit Ernennung zum Leibarzt nach Wien zu berufen. Van Swieten kam 1745 nach Wien und vier Jahre später sanktionierte die Kaiserin sein Reformprogramm. Mit Rücksicht auf das ihm übertragene Amt eines Studiendirektors der Fakultät konnte seine Lehrtätigkeit nicht von Dauer sein, zumal die Kaiserin wünschte, daß er sein in Leyden begonnenes Werk, die Kommentare zu Boerhaves Aphorismen, fortsetze. So wurde 1754 van Swietens Freund und Altersgenosse Anton de Haen mit einem Gehalte von 5000 fl. zur Leitung der im Bürgerspital 12 Betten umfassenden Klinik berufen. De Haen, ein Mann voll Energie, reich an Wissen, streng gegen sich selbst, aber krankhaft ehrgeizig, ein Feind aller Neuerungen, soferne sie nicht seinem Kopfe entstammten, wenig wählerisch in den Umgangsformen, wenn es sich darum handelte, einen Neoteriker — wie er sich ausdrückte — niederzuschmettern, erklärte in der Antrittsrede, er wolle sich seinen Schülern „ganz hingeben, weihen und opfern". Er hat sein Wort glänzend eingelöst. Kenner stellen ihn über Boerhave, zum mindesten erlangte unter ihm die Wiener Schule den gleichen Weltruf, den einst Leyden besaß. De Haen starb am 3. September 1776, hochgeachtet, aber ohne Freunde und Reichtümer.

Unter der großen Schar von Zuhörern, welche voll Begeisterung van Swietens Worten wie einem neuen Evangelium lauschten, war auch ein junger Student aus Graz, Leopold Auenbrugger, geboren am 19. November 1722, der Sohn des Sebastian Auenbrugger, Wirtes „Zum römischen Kaiser" in der Murvorstadt, und der Maria Theresia geb. Kaschutnig. Vater Auenbrugger, ein wohlhabender Mann, erwarb in der Folge auch das nahe Gasthaus samt Brauerei „Zum Mohren", Ecke der Griesgasse. Die Tradition weiß zu berichten, daß er gern arme Studenten zu Tisch lud und manchem derselben auch später helfend unter die Arme griff, ein Wohltätigkeitssinn, den der Sohn in reichem Maße erbte.

Leider starb der Vater bereits 1743, worauf das Mohrengasthaus verkauft wurde. Dem jungen Mediziner scheint es in Wien nicht besonders



gut gegangen zu sein, da er sich 1747, also zu Beginn des Studiums, um das von Dr. Franz Emerich 1560 gestiftete Stipendium bewarb. Am 21. Oktober 1752 hielt er seine Doktordissertation über den Hippokratischen Aphorismus (B. 2. Nr. 52): „Wer beständig nach Grundsätzen handelt und doch nicht den erwarteten Erfolg seiner Bemühungen sieht, darf seine Behandlung nicht ändern, wenn der Zustand bleibt, wie er von Anfang das Ansehen hatte." Seine Doktorpromotion erfolgte am 18. November 1752.

Schon als Student hatte er mit der 8 Jahre jüngeren, als Schönheit gepriesenen Marianne von Priesterberg zarte Bande geknüpft und trat am 18. November 1754 mit der Auserwählten vor den Altar. Diese glückliche, mit zwei Töchtern gesegnete Ehe währte 53 Jahre, bis zum 14. April 1807. Im Jahre 1751, noch vor erlangtem Doktorat, trat er in das 1718 errichtete, 1753 mit dem sogenannten Dreifaltigkeitsspital vereinigte spanische Militärspital in der Waisenhausgasse als unbesoldeter Sekundararzt ein, erhielt 1755 eine systemisierte Stelle und 1758 nach Nikolaus Salvator Sardagnas Tod das Primariat, welches er bis zum 1. März 1762 innehatte. Im Jahre 1757 wurde er auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia wegen seiner Verdienste um das Spital mit Nachsicht der Taxen in die Fakultät aufgenommen.

Der junge bescheidene Sekundararzt erfreute sich unter den Kranken großer Beliebtheit, denn er war stets zur Stelle und befaßte sich in bisher ungewöhnlicher Weise mit den Kranken. Während die anderen Ärzte mit gelehrter Stirnfalte je nach Bedarf ein Vomitiv oder Laxativ verschrieben, begann Auenbrugger auf Brust und Rücken des Kranken zu klopfen, also scheinbar eine mechanische Behandlung oder irgend einen Hokuspokus zu treiben, der vielleicht böse Geister verjagen sollte. Diese Klopfübungen dürften bald ruchbar geworden sein und im Zusammenhang mit den von Auenbrugger gegebenen mündlichen Erklärungen den geistlosesten Witzen seitens der Ärzte Tür und Tor geöffnet haben.

Was mag wohl van Swieten darüber gedacht haben, als ihm das seltsame Treiben seines ehemaligen Schülers berichtet wurde? Bei so diplomatisch veranlagten, in der Hofluft ergrauten Naturen spricht eine leichte Handbewegung, ein kaum sichtbares Zucken der Gesichtsmuskeln genug für den, der diese Sprache versteht. Anders der gegensätzlich veranlagte, reizbare, gegen Neuerer rücksichtslose de Haen. Man hört den Mann geradezu aufschreien: „Auenbrugger ist ein Narr!"

Die Herren Kollegen, durch den Verkehr mit vornehmen Patienten an etwas vorsichtigere Ausdrucksweise gewöhnt, werden wohl mitleidig die Hand auf der Stirne hin- und herschiebend sich geäußert haben: „Der Auenbrugger ist eben ein Gelehrter!" Selbstverständlich leisteten sich nur solche Kollegen ein derartiges Urteil, die selbst nie in den leisesten Verdacht von Gelehrsamkeit gekommen waren.

Auenbrugger ließ sich aber nicht beirren, seine Beobachtungen fortzusetzen, und veröffentlichte Anfang 1761 nach siebenjährigem Studium, wie er selbst sagt, bei Johann Thomas Trattner die unansehnliche, aber denkwürdige Schrift: „Inventum novum, ex percussione thoracis humani ut signo, abstrusos interni pectoris morbos detegendi." — Eine neue Erfindung, aus dem



Anschlag am menschlichen Brustkorb als Zeichen, verborgene Brustkrankheiten aufzudecken.

Was muß dieser Forscher unter dem Spotte seiner Zeitgenossen, unter der Mißachtung derer, die berufen gewesen wären, ihn nach jeder Richtung hin zu fördern, seelisch gelitten haben, bevor er sich entschloß, seine Entdeckung der Öffentlichkeit zu übergeben und vielleicht einen neuen, noch ärgeren Sturm über sein Haupt herabzubeschwören! Er ist aber von der Bedeutung seiner Erfindung so fest überzeugt, daß er den Sturm ruhig erwartet.

Wie der Notruf einer gequälten Seele klingt das Vorwort zum Inventum: „Neid, Scheelsucht, Haß, Verkleinerung und Verleumdung haben als Begleiter niemals jenen Männern gefehlt, welche Wissenschaft und Kunst durch ihre Entdeckungen entweder erläuterten oder vervollkommneten. Ich habe niedergeschrieben, was ich mitten unter Anstrengung und Überdruß durch das Zeugnis meiner Sinne immer und immer wieder erprobte. Der Eigenliebe, die nur auf Abwege führt, habe ich nie einen Platz eingeräumt." Er fügt aber bescheiden hinzu, seine Erfindung sei nicht abgeschlossen, besitze gewiß noch Mängel, die jedoch durch fleißige Beobachtung mit der Zeit behoben werden können. Er zweifle nicht, daß er den wahren Schätzern der Heilkunde durch diese Veröffentlichung, welche über die bisher ersehnte Kenntnis verborgener Brustkrankheiten nicht geringes Licht verbreite, einen Dienst erwiesen habe. — An die Vorrede schließt er einen Mahnruf an alle Ärzte (Monitorium ad omnes medicos): „Aus Erfahrung beteuere ich, daß das Zeichen, von dem ich hier spreche, von höchster Bedeutung ist, nicht bloß für die Erkenntnis, sondern auch die Heilung der Krankheiten, und darum nach der Untersuchung des Pulses und der Atmung den ersten Platz verdient, denn in welcher Krankheit auch immer ein widernatürlicher Schall am Brustkorb beobachtet wird, dort ist stets eine größere Gefahr vorhanden."

Worauf beruht nun Auenbruggers Erfindung, in welchem Einklang steht sie zur damaligen Richtung in der Heilkunde und wie wurde sie von den hervorragendsten Vertretern derselben aufgenommen?

Auenbruggers Erfindung fußt auf dem physikalischen Grundsatz, daß ein Hohlkörper beim Anschlag Schallunterschiede zeigt, je nachdem er mit Luft oder Flüssigkeit, mit einer schwammigen, lufthaltigen oder festen Masse gefüllt ist. Diese Erwägung auch auf den Brustkorb angewendet zu haben, ist Auenbruggers unbestrittene und eigene Erfindung, doch sagt er uns nicht, wie er auf diese Idee kam. Bisher übte man den Anschlag nur beim Unterleib, um zu erkennen, ob die abnorme Auftreibung durch Luft oder Wasser verursacht sei. Noch eine Lungenkrankheit gab es, welche man bereits in der altgriechischen Schule der Hippokratiker auf physikalischem Wege bestimmte. Wenn im Brustfellraum sich Flüssigkeit befindet und die Lunge durch einen eitrigen Prozeß gegen diesen bisher luftleeren Raum hin durchbohrt wird, dringt die Außenluft ein, drängt die Lunge zusammen und füllt den von der Flüssigkeit noch freien Teil des Brustfellraumes aus. Um nun diesen Zustand zu erkennen, wird der Kranke an der Schulter gerüttelt, wobei man ein deutliches Schwappen hört. Das ist die sogenannte Succussio Hippocratis.

Auenbrugger beschreibt zunächst die Schallphänomene am gesunden Brustkorb und vergleicht sie mit dem Schall, den ein Anschlag auf einer mit Tuch



bedeckten Trommel erzeugt. Der normale Lungenschall ist verschieden auf der rechten und linken Seite, vorne und hinten, vollständig anders geartet auf der vorderen linken Seite, wo das Herz liegt. Um also volle Klarheit über die normalen Verhältnisse zu erhalten, ist es notwendig, viele Personen, jung und alt, beleibt und mager, zu untersuchen, bevor man zur Beobachtung abnormaler Fälle schreitet.

Nach Feststellung des Schallcharakters der einzelnen Teile des gesunden Brustkorbes an den verschiedenartigsten Individuen ergibt sich der logische Schluß, daß jeder Veränderung des normalen Schalles eine entsprechende organische Veränderung zugrunde liegen muß. Es ist daher an der Hand einer langen Versuchsreihe der Charakter der Schalländerungen genau zu bestimmen. So unterscheidet er einen sonus altior, höheren, profundior, aus der Tiefe kommenden, einen sonus clarior, helleren, obscurior, gedämpfteren, einen prope suffocatus oder percussae carnis, den sogenannten Schenkelton, welcher eine absolut luftleere Masse anzeigt. — Nun werden die einzelnen Krankheiten aufgezählt und die Schallveränderungen in den verschiedenen Stadien erläutert. Selbstverständlich konnte Auenbrugger nur dadurch zu exakten Resultaten gelangen, daß er die pathologische Anatomie in den Dienst der Klinik stellte und an der Leiche experimentelle Versuche machte. Das hat er, wie aus dem Inventum novum hervorgeht, in reichem Maße getan und damit eine glückliche Verbindung zwischen den Traditionen von Leyden und Padua hergestellt. Ich denke an den Begründer der modernen pathologischen Anatomie Giovanni Battista Morgagni (1682—1771), den Vater von zwölf Töchtern und drei Söhnen, der bis zu seinem 90. Lebensjahre mit jugendlicher Kraft in Padua lehrte und im Alter von 79 Jahren sein Werk „De sedibus et causis morborum" vollendete.

Durch diese Verbindung hat Auenbrugger der Wiener Schule einen neuen Weg, die Bahn exakter Forschung gewiesen, welche verlangt, daß dem Kliniker nach der Untersuchung ein klares Bild der pathologisch-anatomischen Veränderung vorschwebt, ein Postulat, welches erst nach einem halben Jahrhundert das Dioskurenpaar in Wien, Škoda und Rokitansky, vollauf zur Geltung brachten. Auenbrugger war durch und durch Praktiker, seine am Krankenbett und im Seziersaal aufgebaute Erfindung sollte der praktischen Heilkunde, also nicht bloß der Diagnostik, sondern vor allem der Prognostik und Therapie dienen. Die physikalische Untersuchung ermöglichte es, Lungenerkrankungen in den ersten Stadien zu erkennen und durch geeignete diätetische Behandlung zurückzubilden, etwaige Besserungen oder Verschlimmerungen genau zu konstatieren, unter Umständen auch eine operative Behandlung einzuleiten, wie das Auenbrugger bei großer Flüssigkeitsansammlung im Brustfellraume durch die sogenannte Thorakozentese wiederholt unternahm.

Wie verhielten sich aber die Zeitgenossen zum Inventum novum? — Die beiden bedeutendsten Kliniker der damaligen Zeit, Gerhard van Swieten und Anton de Haen, hüllten sich in Schweigen und damit war wenigstens für die nächste Zeit das Urteil über Auenbrugger gefällt. Die Gründe sind nicht bekannt, warum er das Jahr darauf die ihm so lieb gewordene Stätte seiner Forschung, das spanische Spital, verließ, doch ist es kaum denkbar, daß sein Scheiden ein ganz freiwilliges war.

Van Swieten hätte Gelegenheit gehabt, sein Urteil über die Perkussion der Welt offen kundzugeben, denn sein großes fünfbändiges Werk, die Kommentare zu Boerhaves Aphorismen, ein Musterstück außerordentlichen Wissens, war 1761 bis zum 3. Band gediehen. Die folgenden Bände, enthaltend zwei große Abhandlungen über Lungenschwindsucht und Brustwassersucht, erschienen 1764 und 1772. Van Swieten hat also Auenbruggers Erfindung bewußt totgeschwiegen. Gleiches gilt von dem literarisch sehr eifrigen de Haen; auch für ihn existierten weder Auenbrugger noch dessen Lehre von der Perkussion.

Waren es rein persönliche Gründe oder war es prinzipielle Gegnerschaft gegen einen Mann, dessen Anschauungen mit denen der herrschenden Schule nicht im Einklang standen? Wenn je ein Arzt, so war es Auenbrugger, der dem echten Hippokratismus, den Lehren Boerhaves und van Swietens folgte, in den Grundzügen der alten Tradition der hippokratischen Schulen, der Naturbeobachtung treu blieb, die exakten Wissenschaften der Heilkunde dienstbar machte und streng kritisch vorging. Die ablehnende Haltung der beiden Koryphäen ist und bleibt ein Rätsel. Große Männer haben ihre Schwächen und bei Gelehrten ist es nicht die seltenste Schwäche, daß sie es nicht gerne sehen, wenn andere Hervorragendes leisten. Das hat Auenbrugger allerdings getan, ja noch mehr, er eilte seiner Zeit voraus und vielleicht ist gerade in der glücklichen Verbindung der anatomisch-pathologischen Richtung Paduas mit der klinischen Richtung der Schule Boerhave-van-Swieten die tragische Schuld im Drama Auenbrugger zu suchen. Auf Auenbrugger passen die Worte Hyrtls: „Jeder Entdecker neuer Wahrheiten gilt anfangs für einen Ruhestörer, da er die Welt aus der Behaglichkeit gewohnter Ideen aufrüttelt."

Das Inventum novum erlebte 1763 eine zweite Auflage, was indes nur beweist, daß das Heftchen gekauft wurde, ob als Kuriosum oder um daraus zu lernen, bleibe dahingestellt. Im Jahre 1770 wurde es sogar von dem Franzosen Rogières de la Chassagne übersetzt und mit dessen „Manuel de pulmoniques" herausgegeben. Der Übersetzer betrachtet das Büchlein als ein interessantes Kuriosum und erklärt ausdrücklich, es falle ihm gar nicht ein, in der Praxis eine so schnurrige Methode zu versuchen.

Mit dem Austritte aus dem spanischen Spital war Auenbruggers Leidenskelch noch lange nicht bis zur Hefe geleert. Nach de Haens Tod 1776 handelte es sich um die Nachfolge im klinischen Lehramte. Wie hätten sich die Schicksale der Wiener Schule gestaltet, wenn der Erfinder der Perkussion, der als ehemaliger Primararzt gewiß ein berechtigter Anwärter war, den Lehrstuhl bestiegen hätte? Es kam anders. Die Lehrkanzel erhielt der um 20 Jahre jüngere Maximilian Stoll, der in mancher Beziehung Auenbruggers Förderer war, dessen Lebensschicksale, kurz erwähnt, hier wohl Platz finden dürfen. Stoll, der Sohn eines schwäbischen Wundarztes, studierte am Jesuitengymnasium zu Rottweil, trat darauf mit 19 Jahren in den Orden und wirkte nach absolvierten humanistischen Studien zu Ingolstadt, in den Kollegien zu Hall in Tirol und Eichstädt als Magister. Im Jahre 1767 verließ er aus nicht bekannten Gründen den Orden, bewahrte ihm aber zeitlebens ein gutes Andenken, wie er auch letztwillig verfügte, im Jesuitenkleide bestattet zu werden. Noch 1767 begann Stoll zu Wien das Medizinstudium, promovierte



am 4. Juli 1772 und trat nach kurzem Aufenthalt in Ungarn in das spanische Spital ein, wo er bald, ohne zu fragen, Privatkurse abhielt. Als Schwiegersohn des einflußreichen Arztes Franz Josef Molitor Edlen von Mühlfeld durfte er sich das erlauben, zumal der nunmehrige Vizedirektor und kaiserliche Leibarzt, der am 22. April 1775 in den Freiherrnstand erhobene Anton Störck, im Hause Molitor als junger Mann viel Wohltaten empfangen hatte. Nach kaum vierjähriger ärztlicher Tätigkeit wurde Stoll 1776 de Haens Nachfolger. Man rühmt ihm eine größere wissenschaftliche Bedeutung nach, wozu ja gewiß auch seine klassische lateinische Ausdrucksweise beigetragen haben mag. Jedenfalls war er der erste, welcher, wenn auch vorsichtig, die Perkussion an der Klinik erprobte und darüber in seinen Werken ein anerkennendes Urteil fällte. Im selben Jahre, da Stoll sein Lehramt begann, veröffentlichte Auenbrugger sein umfangreichstes Werk, „Die Behandlung der männlichen Manie mittels Kampfer". Diese Arbeit ist — und hier zeigt sich Auenbruggers Seelengröße — dem gewidmet, der bei Lebzeiten kein Wort der Anerkennung gefunden hatte: den Manen van Swietens als Wahrzeichen der Dankbarkeit. Aus Anlaß dieser Schrift stellte die Kaiserin Maria Theresia Auenbrugger die Wahl zwischen dem Adel und einer Pension von 200 fl. als Wartegeld bis zur nächstfreiwerdenden Hofarztensstelle. Er wählte das letztere, erhielt die Pension aber nur ein Jahr hindurch. Später, vielleicht mit zunehmendem Wohlstand in Folge seiner ausgedehnten Praxis, scheint aber doch der Adelstitel einen gewissen Reiz auf ihn geübt zu haben, da er im Juli 1782 selbst darum ansuchte. Josef II. verlieh ihm mit Diplom vom 12. November 1783 gegen Erlag der Taxen das Beiwort Edler von Auenbrugg. Dem Gesuch hatte der Bittsteller seine jüngste psychiatrische Arbeit, „Von der stillen Wut oder dem Triebe zum Selbstmorde als einer wirklichen Krankheit", beigelegt.

Merkwürdig erscheint, daß Josef II., der es sonst liebte, mit Ärzten in direkte Beziehung zu treten, wenn sie ihm hervorragend schienen, mit Leopold Auenbrugger keine Berührung suchte. Gleiches gilt von Maximilian Stoll, während er in anderen Fällen mit seiner Anerkennung nicht kargte, selbst wenn die Ausgezeichneten in anderen Kreisen unbeliebt waren. Ein Beispiel sei kurz erwähnt, weil es den Beweis liefert, wie sehr sich der Kaiser durch eigene Initiative leiten ließ, wenn er persönlich auf die Tüchtigkeit eines Mannes baute. Es handelt sich um den in Wien am 24. September 1759 promovierten, am 12. Mai 1789 verstorbenen Luxemburger Adam Chenot, der die meiste Zeit seines Lebens in Siebenbürgen als Pestarzt verbrachte. Sein 1766 veröffentlichter „Tractatus de peste" ist reich an neuen Gedanken, geradezu grundlegend für die moderne Pestforschung. De Haen, der nicht leicht fremde Verdienste gelten ließ und in seinen Schriften überhaupt nur drei Ärzte lobt, nennt Chenots Leistung ein herrliches Werk. Chenot ist der erste, welcher auf die Zwecklosigkeit langer Quarantänen hinweist und für das Reinigen infizierter Kleider, anstatt sie zu verbrennen, eintritt. Sein weitestblickender Gedanke, der erst Ende des 19. Jahrhunderts unter hervorragender Beteiligung Österreichs durch die Schaffung der internationalen Sanitätskonventionen zur Tat wurde, ist der, die Pest müsse vor allem an der Einbruchstelle, in Ägypten, bekämpft

werden. Diesen verdienten Mann konnten van Swieten und die Fakultät, die beide von der Pest blutwenig verstanden, nicht leiden. Das 1770 unter van Swietens Ägide verfaßte Sanitätshauptnormativ enthält mit völliger Umgehung Chenotscher Ideen bezüglich der Quarantäne den alten Kanzleizopf.

Chenot nennt seine größten Gegner selbst: böser Wille und Beschränktheit. Als 1786 die ersten Nachrichten über das Wiederauftreten der Pest in Siebenbürgen nach Wien drangen, ließ Josef II., über die Köpfe der Fakultät hinweg, den körperlich siechen Chenot zu sich rufen, damit er im kaiserlichen Kabinett ein Pestnormale verfasse. Die zitternde Hand des Greises versagte aber den Dienst. Da griff der Kaiser selbst zur Feder und schrieb nieder, was Chenot diktierte. So ehrte Josef II. als Laie Verdienste, welche berufene Fachgenossen nicht anerkennen wollten.

Das Jahr 1784 ist denkwürdig durch die Eröffnung des allgemeinen Krankenhauses. Ihr ging ein Sturmlauf voran auf die Erlangung der Direktorstelle und der Primariate. Die oberste Leitung erhielt Josefs II. Leibarzt Josef Quarin, ein von allen Seiten und fast ununterbrochen mit Lobeshymnen überfluteter Mann. Die Primariate verlieh der einstige Waisenknabe aus Schwaben, Anton Freiherr von Störck, ein tüchtiger Praktiker, der auf pharmakologischem Gebiete Vorzügliches geleistet hatte, dafür auch de Haens spitze Feder zu fühlen bekam, dem aber der für einen Studiendirektor nötige, weite Gesichtskreis gänzlich mangelte. Ein Störckscher Geistesblitz sei kurz erwähnt. Im Jahre 1791, zu einer Zeit, wo Johann Peter Franks epochales Werk „System einer vollständigen medizinischen Polizei" bereits in den Händen aller gebildeten Ärzte war, bewarb sich einer der geistvollsten Wiener Ärzte, der Freund und Hausarzt Mozarts, Matthias von Sallaba, um eine Dozentur für Staatsarzneikunde, erhielt aber von Störck den klassischen Bescheid, das sei eine für den Staat schädliche Wissenschaft, deren Vorlesungen nur von Enthusiasten besucht würden.

Von einem Störck hatte ein Talent wie Auenbrugger keine Förderung zu hoffen. Dafür erhielt im selben Jahre, da Sallaba abgewiesen wurde, der Sohn von Störcks Bedientem, Michael Mayer, noch vor dem Doktorat die erledigte Prosektur für Anatomie. Über Mayer urteilt ein Zeitgenosse 1828 also: „Sorgfältig hält er seine Schüler von jedem weiteren Eindringen in die Tiefen seines Faches ab." — Noch ein verkanntes Talent barg neben Auenbrugger für kurze Zeit unsere Stadt. Es ist der am 20. Juli 1785 in Wien promovierte Josef Gall, in weitesten Kreisen bekannt durch seine Phrenologie, von den Ärzten aber geschätzt als hervorragender Gehirnanatom und Physiolog, der 1802 Wien verließ und sich später in Paris ansässig machte. Ob und in welchem Grade der Studiendirektor Störck an dem Hofdekret vom 27. November 1801 mitschuldig ist, durch welches dem Dr. Gall die Privatvorlesungen über die neue Kopflehre, durch die „vielleicht manche ihren eigenen Kopf verlieren dürften", verboten wurden, ist leider nicht bestimmbar, da die Akten darüber skartiert sind.

Aber eines, was in gewissem Sinne ja auch eine Kulturtat ist, kann dem Freiherrn von Störck nicht streitig gemacht werden: er gründete 1787 auf seiner Herrschaft Jedlersee die bekannte Bierbrauerei und seinem Einfluß verdanken die Landbrauer das Recht, ihr Bier nach Wien führen zu dürfen.



Wie wurde Auenbruggers Erfindung in Deutschland beurteilt?

Die 1763 in Leipzig erschienenen „Commentaria de rebus in scientia naturali et medicina gestis" nennen sie eine Fackel, bestimmt, die Finsternis, welche über den Brustkrankheiten lagerte, zu erhellen. Dagegen beweist ein Referat der neuen medizinischen Bibliothek zu Göttingen vom Jahre 1766 nur das eine, daß den meisten Ärzten der Unterschied zwischen succussio und percussio nicht klar wurde.

Wie verhielt sich aber Auenbrugger gegenüber den Kritikern, von denen kein einziger wirklich sachliche Einwände gegen die Perkussion vorbringen konnte? — Er schwieg beharrlich, getreu seinen Worten in der Vorrede zum Inventum novum, Schmähern werde er niemals über seine Erfindung Rede stehen. Hatte er doch bereits seine Doktordissertation dem Märtyrer des Schweigens, dem heiligen Johannes von Nepomuk, als Erstlingsgabe gewidmet.

Familientradition berichtet, daß Auenbrugger großer Musikfreund war, und welcher Gebildete wäre das nicht gewesen in einer Stadt, welche damals die größten Tonkünstler, Metastasio, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven beherbergte? Er besuchte mit Vorliebe das k. k. Nationaltheater und schrieb selbst ein Libretto „Der Rauchfangkehrer", vielleicht dem Hofkapellmeister Antonio Salieri zu Gefallen, der das Singspiel vertonte. Der Titel war mir insoferne von Interesse, weil ich hoffte, endlich etwas gefunden zu haben, wo möglicherweise Auenbrugger seiner im Laufe der Zeit angesammelten Satire auf die Herren Kollegen Luft machte. Sollte er nicht unter jenen biederen, die Luftröhren putzenden Dunkelmännern die gemeint haben, welche ihren Lebensberuf darin erblickten, bei passender und unpassender Gelegenheit das menschliche Röhrensystem zu fegen? — Es war leider eine vergebliche Hoffnung, denn Auenbrugger führte nicht die Feder eines Aristophanes; er war nicht aus dem Gleichgewichte zu bringen. Wo hätte er auch, Maximilian Stoll ausgenommen, in Wien einen gleichwertigen Gegner gefunden, er, das einsame Fettauge auf der recht dünn gewordenen Suppe, der Fakultät?

Das nach heutigem Geschmack etwas langweilige, 1781 im Druck erschienene Stück gefiel der Kaiserin, so daß sie den Verfasser auffordern ließ, wieder einmal etwas zu schreiben. Auenbrugger soll jedoch geantwortet haben, er hätte Besseres zu tun, als Komödienstückln zu schreiben.

Auenbruggers Familienleben verfloß in edler Harmonie. In jüngeren Jahren besaß er in der Rossau ein Häuschen samt Garten, wohin er sich auch in späterer Zeit gerne flüchtete, um bei einsamer Gartenarbeit wohl manche ihm widerfahrene Unbill zu vergessen und die im Herzen auftauchende Bitterkeit niederzuringen. Vielleicht ist dort auch das Plätzchen zu suchen, wo er die ersten Jahre seiner Ehe genoß. In das Haus auf dem Neuen Markt dürfte er bald nach dem Austritt vom Spital gezogen sein, um sich der ärztlichen Praxis zu widmen. Die ältere Tochter starb unverheiratet, die jüngere, Katharina, wurde Gemahlin des Josef Frhn. von Zois-Edelstein. Aus den Verlassenschaftsakten nach Marianne Auenbrugger geht hervor, daß das Ehepaar Auenbrugger mit Tochter und Schwiegersohn die Wohnung am Neuen Markte teilte. Dort fanden alljährlich im Winter an Sonntagen von 12—2 Uhr musikalische Unterhaltungen statt, woselbst sich eine auserwählte Gesellschaft, darunter auch fremde Tonkünstler, einfand.



Beinahe hätte ich es unterlassen mitzuteilen, daß Auenbrugger 1796 Gastprüfer bei den Rigorosen wurde. Was sollte der 74jährige Greis mit dieser Würde beginnen? Wie es heißt, verzichtete er denn auch sehr bald darauf. In den letzten Lebensjahren versagte ihm ein Auge den Dienst, wohl infolge seniler Kataraktbildung. Nach dem Tod seiner Gattin am 14. April 1807 soll Auenbrugger sehr zurückgezogen gelebt und nur die Enkelkinder um sich geduldet haben. Seine letzte Krankheit — senectus ipse morbus — war kurz. Er starb am 18. Mai 1809 um die zweite Nachmittagstunde.

Auenbrugger war ein edler Mensch und echter hippokratischer Arzt. Sein Wirken ist eine schöne Verkörperung des alten hippokratischen Satzes: „Wo Liebe zur Kunst, ist auch Liebe zu den Menschen." Diesen Gedanken drückt er auch im Schlußsatze zum Inventum novum aus: „Mögen diese meine Worte den armen Kranken zum Trost, den wahren Pflegern der Heilkunde zum Gedeihen ihrer Kunst gereichen. Das walte Gott!" — Auenbrugger hat keine Reichtümer erworben. Sein gesamter Nachlaß betrug laut den Verlassenschaftsakten im Landesgerichte 9131 fl. 23 kr.

Man wäre versucht, seine lange Lebensdauer — er starb im Alter von 87 Jahren — als providentiell zu bezeichnen. Aber die deutschen Ärzte lernten nichts von ihm; auf sie paßt Sallabas Wort: „Ihr seid den schweren Ankern gleich, die stets im Wasser sind und doch nicht schwimmen lernen." — Doch Ideen lassen sich weder in Tinte ertränken noch auf die Dauer totschweigen, einmal kommen sie doch wieder an die Oberfläche. Auch Auenbrugger sollte knapp vor dem Tode, 1808, die Freude selbstlosester Anerkennung seitens des Leibarztes Napoleons I., Jean Nicolaus Corvisart, welcher die Perkussion aus den Stollschen Schriften kannte, erleben. Corvisart war ein vornehmer Charakter. In der Vorrede zur Übersetzung des Inventum novum erklärt er, er hätte leicht die Perkussionslehre neu bearbeitet als sein geistiges Eigentum hinstellen und den Namen des recht unbekannten Auenbrugger verschweigen können, aber er lege Wert darauf, daß alle Welt erfahre, wem sie diese schöne Erfindung verdanke. Durch Corvisart nach Frankreich verpflanzt, wurde sie von Bouillaud und Piorry weiter ausgebildet und von René Théophile Hyacinthe Laennec durch die Auskultation bereichert.

Auch in der Geschichte einer Wissenschaft erkennt man ein Weltgericht. Das Volk, aus dessen Mitte Auenbrugger stammte, gelangte erst spät zur vollen Würdigung der Perkussion, nachdem sie bereits lange in Frankreich und England geübt worden war. Vergessen ruhen heute van Swietens und de Haens Werke in den Bücherschreinen und der von Koryphäen totgeschwiegene bescheidene Mann hat vor ihren mit Blindheit geschlagenen Augen die Saat gepflanzt, aus der die herrlichste Glanzperiode der Wiener Schule unter Josef Škoda erwuchs.

Dem jungen Škoda erging es noch viel schlechter. Als er, angeregt durch die Arbeiten Piorrys und Laennecs an den Kranken des allgemeinen Spitales seine grundlegenden Versuche begann, durch welche die Lehre von der Perkussion und Auskultation erst wissenschaftlich begründet wurde, versetzte ihn die Direktion auf die Irrenabteilung, da die Patienten sich von Škodas Tätigkeit belästigt fühlten. Es ist leider nicht bekannt, ob die Narren dem jungen Forscher gegenüber vernünftiger waren. Mißmutig trat er 1839, im



selben Jahre, wo seine berühmte Abhandlung erschien, aus dem Spital und wurde Polizeibezirksarzt in St. Ulrich, nachdem man seine Bewerbungen anderwärts, z. B. in Oberhollabrunn, abgewiesen hatte. Doch schon im nächsten Jahre erhielt er auf Verwendung des Referenten der Studienhofkommission Ludwig Freiherrn von Türkheim, nicht ohne Widerstand der Spitalsdirektion, eine Abteilung für Brustkranke zugewiesen. Man scheint höheren Ortes dem Landfrieden im Spitale doch nicht recht getraut zu haben, denn bei seiner Ernennung zum überzähligen Primararzt 1841 heißt es in der Regierungsverordnung vom 27. Juli 1841 (Z. 40.790) an die k. k. Krankenhausdirektion ausdrücklich, daß die Abteilung weiterbestehen soll und Škodas wichtigen Forschungen „nicht etwa durch eine Übersetzung in die Irrenanstalt eine Grenze gesetzt werde“.

Als Franz Wilhelm Lippich, der Škoda gerne verspottete, 1845 starb, erstattete die Fakultät für die klinische Lehrkanzel einen Ternavorschlag, den die Studienhofkommission dem Protomedikus von Böhmen, Ignaz Nadherny, zur Äußerung übergab. Nadherny schlug an erster Stelle Škoda vor, den die Wiener Fakultät überhaupt nicht genannt hatte.

Mit Škoda kehrte Auenbruggers Erfindung aus der Verbannung an die Stätte zurück, wo sie das Licht der Welt erblickt hatte. Škoda war es auch, der Auenbrugger volle Gerechtigkeit zuteil werden ließ.

Allmählich wurden Stimmen laut, welche die engeren Landsleute mahnten, den berühmten Toten auch äußerlich zu ehren. So errichtete der Verein der Ärzte in Steiermark 1867 für hilfsbedürftige Kollegen und deren Witwen und Waisen die sogenannte Auenbrugger-Stiftung.

In Wien trägt eine Gasse seinen Namen. Das Grab scheint leider verschollen zu sein. Laut Totenbuch der Stadtpfarre St. Augustin wurde Auenbrugger am 20. Mai 1809 auf dem alten Matzleinsdorferfriedhof beerdigt, doch ist es mir trotz eifrigen Suchens nicht gelungen, die Stätte aufzufinden. — Die hundertste Wiederkehr des Todestages bot den besten Anlaß, Auenbruggers Gedächtnis an der Stätte seines Wirkens, in Wien, feierlich zu begehen. Nun soll Auenbruggers Büste dort ein Heim erhalten, wo er selbst bei Lebzeiten verschlossene Tore fand: in der Universität.

Auch Wiens Ärzteschaft konnte nicht zurückbleiben. Dank dem Entgegenkommen der Besitzerin des Sterbehauses, der Enkelin des rühmlichst bekannten Wiener Arztes Alois Hasenöhrl, der Frau Baronin Luise von Haerdtl, welche nicht nur bereitwilligst die Anbringung der in Bronze gedachten Monumentaltafel gestattete, sondern auch beim Anblick von Meister Richard Jordans schönem Entwurf den Denkmalfonds durch eine sehr bedeutende Spende begründete, war es uns möglich, den Reigen der Ehrungen zu eröffnen. Nun die Hülle von der Gedächtnistafel gefallen und der Name unseres verdienten Mitbürgers für alle Zeit in Erz verewigt ist, möge Auenbruggers Genius versöhnt auf uns herabkommen, denn wir sind unschuldig an dem, was die Väter gesündigt!





Neues über den Barockmaler Daniel Gran della Torre.

Mitgeteilt von P. **Martin Riesenhuber** O. S. B.

In die Zahl solcher Orte, auf die ein jedes Land stolz sein darf, rechnen wir jene Stätten, an denen die Reize der Natur mit den Werken der Kunst und mit einer großen Vergangenheit sich vereinen, um jedem, der sie einmal besucht hat, für immer unvergeßlich und in schönster Erinnerung zu bleiben. Unser engeres Vaterland Niederösterreich ist an solchen Orten, die ein bedeutender Kunstschriftsteller der Gegenwart als „gottbegnadet" bezeichnet, nicht arm; in ihre Zahl gehört auch eine der hervorragendsten Zierden des schönen Ybbstales, der Sonntagberg.

Im folgenden soll nicht die herrliche Lage von Sonntagberg und die wunderhübsche Aussicht von dieser prächtigen Hochwarte geschildert werden; auch die engen Beziehungen des ältesten Wallfahrtsortes von Niederösterreich zur Kaiserstadt sollen an dieser Stelle nicht dargelegt werden, ebensowenig wollen wir im folgenden all die herrlichen Kunstwerke der großen Kirche, die ohne Übertreibung zu den edelsten und schönsten Schöpfungen des Barockstiles gehören, besprechen. Nur bei einem Juwel des Sonntagberger Kunstschatzes wollen wir bewundernd verweilen: bei den herrlichen Fresken des Gotteshauses, deren Schöpfer der große Barockmaler Daniele Gran della Torre ist.

Über anderthalb Jahrhunderte sind verflossen, seitdem dieser größte österreichische Meister der Palette aus der Barockzeit in der Gruft der Chorherren zu St. Pölten zur ewigen Ruhe bestattet wurde, und trotz dieser für den Historiker kurzen Zeit ist uns über den bedeutenden Maler verhältnismäßig nur weniges bekannt. Erst die Forschungen Albert Ilgs haben nähere Daten über den Lebensgang des Künstlers bieten können; doch auch Ilg mußte oft gestehen, es sei ihm nicht möglich gewesen, gewisse Nachrichten über Gran, die zur Kenntnis und Würdigung dieses Mannes und seines Schaffens wertvoll und notwendig wären, zu finden. Ilg selbst hat später manches, das er über Gran geschrieben oder gesagt hatte, berichtigt. Neben Ilg hat auch der um die niederösterreichische Kunstforschung hochverdiente Theologieprofessor Johann Fahrngruber zahlreiche Daten über das Leben und die Werke Grans aufgefunden und veröffentlicht. In neuester Zeit verdanken wir sehr wertvolle Aufschlüsse dem bestens bekannten Kunsthistoriker des Stiftes Klosterneuburg, Dr. Wolfgang Pauker, der die Ergebnisse seiner Forschungen im ersten Bande des Klosterneuburger Jahrbuches niedergelegt hat. Im Herbste 1908 war der Verfasser der vorliegenden Arbeit so glücklich, bei der Sichtung des Sonntagberger Archives mehrere Schriftstücke von der Hand Grans wie



auch zahlreiche Notizen über ihn, die aus dem 18. Jahrhundert stammen, zu finden. Diese neuen, bis jetzt nirgends publizierten Daten über Gran und sein Schaffen sollen hier mitgeteilt werden. Vorher aber möge es gestattet sein, zwei Bemerkungen, die uns mit dem vorgesetzten Thema vertrauter machen, vorauszuschicken; die eine betrifft die Sonntagberger Kirche, die andere die Quellen, aus denen meine Mitteilungen stammen.

Die Wallfahrtskirche zu Sonntagberg, die Albert Ilg in einem Vortrage über Gran als eine der größten und schönsten Barock-Basiliken Österreichs bezeichnet hat, wurde vom Jahre 1706 ab erbaut. Baumeister war Jakob Prandtauer, der so viele großartige Werke in unseren Landen geschaffen hat. Bis zum Jahre 1718 leitete er den Bau der auf steiler Bergeshöhe aufzuführenden Kirche. In diesem Jahre begegnet uns Joseph Mungenast, Baumeister in St. Pölten, als sein Nachfolger in Sonntagberg. Weshalb Prandtauer, der bis 1724 den Stiftsbau von St. Florian leitete und erst 1726 starb, seit 1718 mit der Sonntagberger Kirche nichts mehr zu tun hatte, ist unbekannt; vielleicht erklärt es sich daraus, daß Mungenast im gleichen Jahre (1718) den großen Stiftsbau zu Seitenstetten angefangen hatte. Der Kirchenbau auf dem Sonntagberge wurde 1729 vollendet und am 30. Juli desselben Jahres konnte der damalige Fürstbischof von Passau, Joseph Dominik von Lamberg, das Gotteshaus feierlich einweihen. — Von Sonntagberg begab sich der Kirchenfürst, der später auch als Freund und Wohltäter der Wallfahrtskirche erscheint, in das nahe Stift Seitenstetten, um daselbst dem neugewählten Abte Paul II. (1729—1747) die Abtweihe zu erteilen. Dieser hervorragende Prälat, dem das Stiftsgebäude zu Seitenstetten so herrliche Schöpfungen der Barocke verdankt, war vor allem auf die künstlerische Ausschmückung der neuen Kirche auf dem „heiligen Berge" bedacht. Daß er dabei mit Überlegung und vorsichtiger Auswahl vorging, zeigt der Umstand, daß er erst im Jahre 1736 den ihm passenden Künstler in Daniel Gran gefunden hat, dem er die Ausmalung der Sonntagberger Kirche übertragen konnte.

Was die Quelle der neuen Mitteilungen über Gran betrifft, so sind da zu erwähnen der Kontrakt zwischen Abt Paul und Gran sowie mehrere Briefe, die der Künstler an den Abt und auch an dessen Nachfolger, Dominik I. von Gusmann (1747—1777), geschrieben hat. Ferner kommen die Aufzeichnungen des Gedenkbuches der Wallfahrtskirche Sonntagberg und die Kirchenrechnungen daselbst in Betracht. Dieses Gedenkbuch ist der Hauptsache nach von einem der verdienstvollsten Mitglieder des Stiftes Seitenstetten, von dem bekannten Historiker Josef Schaukögl, verfaßt worden. Schaukögl war 1718 zu Wien geboren und trat als Jüngling in die Abtei Seitenstetten ein. Nachdem er 1746 zum Priester geweiht worden, war er in verschiedenen Stellungen mit großem Erfolge tätig. Zuerst sehen wir ihn auf dem Sonntagberge als Beichtvater wirken, dann als Kämmerer im Stifte, hierauf als Hofmeister zu Tulbing und zu Wien und endlich als Kellermeister im Stifte. Trotz seiner vielen Geschäfte fand er noch Zeit, sich als Künstler wie als Geschichtschreiber hervorzutun. Dafür sprechen das großartige Ökonomiegebäude des Stiftes zu Seitenstetten und einige Pfarrhöfe, die nach seinen Plänen erbaut wurden, die geschmackvollen Fensterumrahmungen in der



Bibliothek und im Abteisaale zu Seitenstetten und die wunderhübschen Schränke im Naturalienkabinette des Stiftes, was alles nach seinen Entwürfen ausgeführt worden ist. Als Historiker hat Schauködgl ein paar große Werke geschaffen, von denen wir eines, das „Spicilegium", erwähnen; es handelt über die Grafen von Seeburg, die in Niederösterreich, Bayern und Sachsen große Besitzungen hatten. Dieses ausgezeichnete Werk wird heute noch von den Historikern Sachsens als wertvolle Quelle benützt und angeführt. Der verdienstvolle Mann starb anno 1798, einige Wochen vor seinem 80. Geburtstage. Ihm verdanken wir zumeist die Nachrichten des Sonntagberger Gedenkbuches, das eine wahre Fundgrube für die heimatliche Geschichte und noch mehr für die österreichische Kunstgeschichte bildet. Hoffentlich wird mir die Veröffentlichung dieses Gedenkbuches bald möglich sein.

Gehen wir nun über zu den neuen Daten über Gran. In dem südlichen Querschiffsarme der Kirche zu Sonntagberg hat der Künstler selbst an einen Gewölbefuß die Inschrift gesetzt: „Daniel Gran della Torre Vienensis fecit 1743". Als Kommentar zu dieser Inschrift, in welcher der Meister sich selbst als Wiener bezeichnet, führe ich die Worte des Gedenkbuches an, wo es zum Jahre 1736, in dem der Ausmalungskontrakt geschlossen wurde, heißt: „Est autem praedictus Daniel de gran patria Viennensis e familia Nobilium della Torre". Daraufhin habe ich mich an einen alten Freund der Gnadenkirche von Sonntagberg, an den hochwürdigen Herrn Franz Metzker, Benefiziat bei St. Peter in Wien, gewendet und ihn gebeten, die Matriken der Wiener Pfarren aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zu durchforschen. Trotz vieler Mühen, für die ich hier dem hochwürdigen Herrn bestens danke, hat derselbe über den Geburtsort Grans nichts finden können. Wir müssen nun doch annehmen, daß die Eltern des Künstlers zur Zeit seiner Geburt nicht in Wien, sondern wo anders, vielleicht zur Sommerszeit auf dem Lande weilten. Andererseits ist es auch möglich, daß Gran sich nur deshalb als Wiener bezeichnete, weil er in Wien lebte.

Die erste Nachricht über Gran und seine Beziehungen zu Sonntagberg bringt uns ein Brief des Malers an Abt Paul II. von Seitenstetten. Aus diesem vom 8. September 1736 datierten Schreiben ersehen wir, daß der Prälat mit Gran schon Unterhandlungen wegen der Ausmalung der Wallfahrtskirche angeknüpft hatte. Gran schreibt nämlich, daß er dem Befehle des Abtes gemäß mit dem Architekto Signore Domenico gesprochen habe, dieser aber dermalen in königlichen Diensten nach Schweden sich impegnieret (verbunden) habe; doch möge der Abt zur Kenntnis nehmen, daß Gran bereits mit einem anderen Virtuosen verhandelt habe, der unter seiner (Grans) Direktion die Architektur so gut als jener Domenico machen werde. Dieser Domenico ist wohl niemand anders als der Architekturmaler Domenico Francia, der ja auch zur Figuralmalerei Grans in Herzogenburg und Klosterneuburg die Architekturmalerei geschaffen hat.

„Was den Preis betrifft," schreibt Gran, „so hat es bei dem von mir gemachten Überschlag sein Verbleiben, d. h. durch 3 Jahre sind mir je 1500 fl. und für die Architekturmalerei in allem appart 1500 fl. zu bezahlen, was im ganzen jährlich 2000 fl. ausmacht." Der Künstler versichert dann, daß dieser Preis wohl zeige, es sei ihm mehr um die Ehre Gottes als um



zeitlichen Profit zu tun, er bittet aber den Prälaten, die Sache geheim zu halten und ihm möglichst bald seinen endgültigen Entscheid wissen zu lassen, damit er bald Maße nehmen könne und nicht andere Werke zurücklassen müßte.

In diesem Jahre 1736 hat Gran für die Wiener Karlskirche zwei Altarbilder geschaffen; eines stellt die heilige Elisabeth, das andere den römischen Hauptmann vor Christus dar. Die Skizze zum ersteren Altarblatte besitzt das Stift Kremsmünster, während die Skizze zum anderen Bilde in der Gemäldesammlung des Stiftes Seitenstetten aufbewahrt wird. Von einem dieser zwei Altarbilder schreibt der Künstler im gleichen Briefe, daß er letzten Mittwoch dem Kaiser (Karl VI.) wieder ein Modell, und zwar jenes des großen Altarblattes für die heilige Carolikirche gezeigt habe. „Bei der Unterredung hat mich der Kaiser befragt, wie mir der Sonntagberg gefällt, ob die Kirche nach meinem Gusto gebaut ist, welche Einkünfte das Gotteshaus besitzt, wer sie verwaltet, was für ein Mann der Herr Prälat von Seitenstetten ist, ob er sich die Wohlfahrt des Sonntagberges angelegen sein läßt, ob er sich beeifert, die Kirche bald in vollkommenen Stand zu setzen, ob und wie viel ich akkordiert habe u. s. w."

Warum wohl Gran den Prälaten gebeten hat, das Übereinkommen wegen der Kirchenmalerei geheim zu halten? Zu dem soeben mitgeteilten Briefe enthält das Sonntagberger Gedenkbuch folgende Notiz: „Im Archive zu Seitenstetten ein anonymer Brief an Herrn Prälaten: ‚Es wird gehört, daß ein theatralischer Maler einen Contract schließen sollte, auf dem Sonntagberg eine Kirche zu malen, von dem man jedoch nicht weiß, was er für Arbeiten zu Wien zu wege gebracht habe, wenn er überhaupt nicht bloß ein Gespann (d. h. ein Geselle) ist, der einen gewißen Baccudeli sowohl im Reißen (d. h. im Zeichnen) als im Malen behilflich hätte,' 2c. 2c. und so wird fortgeschimpft." — Diese Notiz bezeugt, daß man es versuchte, den Abt gegen Gran zu stimmen und einem anderen Maler die Ausschmückung der Sonntagberger Kirche zukommen zu lassen. Es ist die alte Geschichte vom Künstler- und Brotneid, der sich zu allen Zeiten gefunden hat.

Nach zwei Wochen, am 22. September 1736, schreibt Gran an Abt Paul: „Die Entschließung von Euer Gnaden ist mir durch Herrn P. Superior von Sonntagberg mitgeteilt worden; wie ich selbst nun der Sache gewiß bin, so können auch Herr Prälat Sich ganz gewiß auf mich verlassen, umso mehr, als ich bereits den mir zur Ausmalung angetragenen großen Saal im Schlosse Austerlitz ausgeschlagen habe, um die Sonntagberger Kirche desto ungehinderter und in meiner Frische verfertigen zu können ... Es scheint, als ob Ihre kaiserliche Majestät selbst die Absicht hätten, einstens den Sonntagberg zu besuchen, weil der Kaiser gar ausführliche Informationen über die dortigen Wege und Fahrgelegenheiten eingezogen hat; außerdem hat er mich befragt, ob Euer Gnaden den Sonntagberg Sich eifrig angelegen sein ließen, und bemerkte, es werde zum Aufschwunge des Gnadenortes beitragen, wenn die Leute wahrnehmen werden, daß die Opfergaben so löblich zur Ehre Gottes verwendet seien." Der Maler spricht dann den Wunsch aus, der Sonntagberg möchte die „kaiserliche Clemenz" auch werktätig erfahren, und teilt mit, daß er bald in Seitenstetten eintreffen werde, um den Kontrakt abzuschließen und wegen der nötigen Vorbereitungen zur Freskomalerei mit



dem Abte das Nähere zu verabreden. — Im November 1736 kam der Kontrakt zustande: Daniel Gran, Ihro Kaiserl. Majestät Hofmaler, verpflichtet sich, innerhalb drei Jahren in der Kirche zu Sonntagberg die Kuppel und den ganzen Plafond bis zum großen Hauptgesimse herab mit Figural- und Architekturmalerei auf das Künstlichste auszumalen und dazu alle nötigen Farben, Pinsel und Cartons selbst ohne Entgelt zu beschaffen. Dagegen verpflichtet sich der Abt, dem Daniel Gran für seine Malerei 6000 fl. baar zu bezahlen, in 3 Jahren, und zwar jedes Jahr bei Anfang der Arbeit 1000 fl. und gegen den Winter hin nach der Malerarbeit wieder 1000 fl. auszuzahlen. Außerdem muß der Prälat die Verpflegung in Kost, Trunk und Wohnung sowohl dem Gran wie auch dem Architekturmaler und einem Bedienten gewähren; endlich hat der Abt alle zum Auflegen erforderlichen Materialien und die zum Auflegen nötigen Maurer und Tagwerker gratis beizustellen.

Warum Daniel Gran erst im Spätsommer 1738 mit der Arbeit in der Sonntagberger Kirche begonnen hat, ist unbekannt. Wir erfahren aus den Kirchenrechnungen, daß anno 1736 40 Stämme Holz zum Gerüste von der Herrschaft Steyr um 16 fl. gekauft wurden, ebenso im folgenden Jahre 50 Stämme um 15 fl. und 1738 25 Stämme um 20 fl. In diesem Jahre wurde laut Rechnung die ganze Kirche eingerüstet und Ende August erschien der Meister selbst in Sonntagberg, um das große Werk zu beginnen. Am 31. August 1738 schreibt nämlich der damalige Superior P. Anselm Gerersdorfer an Abt Paul nach Seitenstetten: „Gestern ist Le Gran hier angekommen und hat 2 große Fahnen von Janitscharen mitgebracht; unter einer sind 3000, unter der zweiten 2000 Mann gestanden; de Gran hat befohlen, daß diese Fahnen wegen jüngsthin erhaltener Victorien im Gotteshause sollen aufgehängt werden. Herr Le Gran ist Willens, den ganzen Winter hier zuzubringen und die Kuppel und das Presbyterium auszumalen." — Unter den jüngsthin erhaltenen Viktorien sind die Siege der Österreicher bei Ikornia (4. Juli 1738) und Mehadia (15. Juli 1738), durch die Graf Königseck kleine Vorteile über die Türken errang, zu verstehen. Diese zwei Fahnen waren schon zur Zeit Schaukögls so zerrissen, daß man sie aus der Kirche wieder entfernte.

Am 5. September 1738 teilt der Superior dem Abte Paul mit, was Gran in der Kirche zu malen gedenke; der Meister kann aus Mangel an Raum bei dem Hochaltare nicht drei Felder, sondern nur eines malen, nämlich die Schöpfung durch Gott Vater. Wahrscheinlich hat der Künstler die Kuppel und das Presbyterium im Herbste und vielleicht auch noch im Winter des Jahres 1738 gemalt, denn er bekommt in jenem Jahre 1000 fl. und am 14. Dezember erhält auf seinen Befehl hin der Architekturmaler 400 fl.

Über das folgende Jahr wissen wir nur, daß Gran in allem 1500 fl. und der Architekturmaler 400 fl. empfangen haben; es wurde also die Arbeit fortgesetzt. Nicht so war's anno 1740, denn da findet sich in den Rechnungsbüchern gar keine Ausgabe für den Maler und seine Gehilfen verzeichnet. Erst im Jahre 1741 begegnet uns ein Maurer als Aufleger „für Herrn de Gränn". Dieser Maurer hatte 224 Tage gearbeitet; für jeden Tag erhielt



er 27 kr., also im ganzen 100 fl. 48 kr. Ebensoviele Tage hatten ein Farbenreiber und ein Tagwerker aufzuweisen; jeder von ihnen erhielt täglich 10 kr., also im ganzen 74 fl. 40 kr. Gran selbst bekam in diesem Jahre nichts. — Mehr erfahren wir aus dem Jahre 1742: es empfangen nämlich laut Kirchenrechnung ein Maurer, ein Aufleger und ein Tagwerker für 172 Arbeitstage die Summe von 151 fl. 56 kr. Am 9. Dezember dieses Jahres reichte P. Anselm Gerersdorfer, damals Superior in Sonntagberg, bei der Innerbergerischen Hauptgewerkschaft zu Eisenerz ein Bittgesuch um Eisen zur Anfertigung eines Geländers über dem inneren Hauptgesimse der Kirche ein; er schreibt da auch folgendes: „Weil Herr de Gränn mit der Ausmalung der Kirche innerhalb nur weniger Monate vollständig fertig zu werden hofft und dann noch in diesem Winter das Geländer gemacht werden soll, damit im Frühling die Marmorisierung der Kirche begonnen werden kann, so bitte ich um baldige Erledigung dieses Gesuches." Wir ersehen daraus, daß Daniel Gran selbst im Winter — im Dezember — mit der Ausmalung des Gotteshauses beschäftigt war. Mit dieser Arbeit wurde er im ersten Viertel des Jahres 1743 fertig, denn die anfangs erwähnte Inschrift kann nur die Vollendung der Malerei bedeuten. In diesem Jahre kommen folgende Daten vor: „Dem Herrn de Gränn wegen der Ausmalung der Kirche in fresco ist bezahlt worden 1000 fl. Für seinen Aufleger, Farbenreiber und Tagwerker ist bezahlt worden 172 fl." Im nächsten Jahre finden wir die Notiz: „Dem Herrn de Gränn wegen der Malerei die letzten 1000 fl. bezahlt."

Daniel Gran hat also die Fresken der Sonntagberger Kirche vom Spätsommer 1738 bis zum Anfang des Jahres 1743 geschaffen. Wir berichtigen damit die Angabe Ilgs, der diese Malerei in das Jahr 1720 versetzt, was schon deshalb unrichtig ist, da die Kirche erst 1729 im Rohbau fertiggestellt wurde. Auch hat der Künstler nicht 60.000 fl. für seine Arbeiten empfangen, wie Ilg gehört hatte, sondern nur 6.000 fl., wie das im Kontrakte festgesetzt worden war. Ja er hat, wie uns die Rechnungen von Sonntagberg besagen, für die Figural- und Architekturmalerei nur 5.300 fl. erhalten; wahrscheinlich hat ihm die fehlenden 700 fl. Abt Paul von Seitenstetten bezahlt, was dann natürlich nicht in die Sonntagberger Kirchenrechnung eingesetzt wurde.

Am 20. März 1744 schreibt Meister Gran von Schönbrunn aus dem Prälaten Paul nach Seitenstetten, dieser möge ihm eine Stunde bestimmen, wo er aufwarten könne, da er an einem Werktage wegen allzu pressanter Arbeit hier in Schönbrunn gleichsam einen Hausarrest habe. Aus diesem Briefe ersehen wir, daß Gran anno 1744 an dem Deckenfresko der Schönbrunner Schloßkapelle, den Triumph des Glaubens darstellend, gearbeitet hat. Weshalb er sich eine Audienz bei dem Prälaten von Seitenstetten erbeten hat? Jedenfalls wollte ihn dieser kunstsinnige Abt in seinem Stifte oder in Sonntagberg wiederum beschäftigen. Gerade an letzterem Orte harrte noch eine Fläche des Freskoschmuckes; es war dies das Gewölbe, auf dem die herrliche Orgel steht. Doch hat Gran dieses Gewölbe erst 1754 mit einem Freskogemälde geschmückt, wie wir noch sehen werden.

Durch drei Jahre vernehmen wir über den großen Maler nichts. Erst 1747 schreibt er am 25. Mai von St. Pölten aus an den neugewählten



Abt des Stiftes Seitenstetten, Dominik I. von Gusmann, der nach 30 Jahren äbtlicher Wirksamkeit großartige Werke der Kunst und der Wissenschaft hinterlassen hat. Der Meister gratuliert dem Abte zur Erlangung der hohen Würde, wie er auch die Sonntagberger Kirche beglückwünscht, deren Beichtvater und Schätzmeister der Abt als junger Priester gewesen war. Gran spricht dann mehrere Wünsche aus: der neue Prälat möge die herrliche Wallfahrtskirche vollkommen in Stand setzen, das heißt vollständig ausschmücken; der Stiftsbau zu Seitenstetten möge geschickter, besser als bis jetzt ausgeführt werden usw. Im Postskriptum des Briefes bemerkt Gran, daß er die Nachricht von der Abtwahl erst am letzten Sonntag bei seiner Rückkehr von Hetzendorf erfahren habe. Diese Notiz besagt somit, daß Daniel Gran in jenem Jahre (1747) an dem Freskoschmucke des großen Saales im kaiserlichen Schlosse zu Hetzendorf — vom Jahre 1744 ab erbaut — gearbeitet hat.

Vom 27. August desselben Jahres datiert ein anderer Brief des Künstlers, den er von St. Pölten aus an den gleichen Prälaten richtete; der Abt hatte den Meister um Rat befragt wegen der Votivbilder, welche in der Sonntagberger Kirche aufgehängt werden sollten. Gran spricht sich vom künstlerischen Standpunkte überhaupt dagegen aus; da aber das Gotteshaus zu Sonntagberg eine Wallfahrtskirche sei, so könne man es dulden, daß die Votivbilder in der Kirche aufgehängt werden. Ganz und gar verwirft er aber den Plan, die Pilaster der Kirche in Stuckmarmor nur bis zur Hälfte herab auszuführen und die untere Hälfte der Kirchenwände wie der Pfeiler mit schwarzen Brettern zu verkleiden und an dieser Verkleidung mittels Nägeln die Votivbilder aufzuhängen. Denn dadurch würde — so schreibt der Maler — die Kirche im oberen Teile einer fröhlichen Kirche, unten aber einer Totenkapelle gleichen. Er schlägt vor, die Marmorpilaster bis ganz herab auszuführen, darüber ein weitmaschiges Gitter in der Mauer zu befestigen und an diesen Gittern die Votivbilder aufzuhängen. Diesen Vorschlag hat der kunstverständige Abt auch befolgt.

In demselben Briefe schreibt Gran auch, daß er seinen Plan zu dem „Sallettl" im Stifte Seitenstetten schon längst geschickt hätte, wenn er nicht am Podagra erkrankt wäre. Über diesen Saal bemerkt das Sonntagberger Gedenkbuch zum Jahre 1747: „Daniel Gran entwirft einen Plan im Stiftsgebäude zu einem ovalen Saale." Darunter ist der Hauptsaal des Stiftes zu verstehen, der also dem Klosterneuburger Leopoldi-Saale hätte ähnlich werden sollen. Das Projekt Grans ist nicht zur Ausführung gekommen; der große Saalbau über dem Hauptportale des Stiftes wurde erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts, und zwar mit fast quadratischem Grundrisse aufgeführt. — Gran erzählt ferner, daß es ihm jetzt schon besser gehe; er hoffe, bald wieder hergestellt zu sein. Den Vorschlag des Abtes von Seitenstetten, mitsammen nach St. Florian zu fahren, nimmt der Meister mit größtem Danke an. Der Propst von St. Florian habe ihm vorgestern geschrieben, worauf er ihm heute geantwortet und mit der Antwort einen Vorgeschmack gegeben habe. Gran hat nämlich damals ein Konzept für die Deckenmalerei des Bibliotheksaales im Stifte St. Florian eingesandt, das aber nicht ausgeführt wurde; es hatte nach Czerny die Segnungen Österreichs unter der Habsburgischen Dynastie zum Gegenstande. Statt dessen wurde ein anderes, ebenfalls

20*

von Daniel Gran entworfenes Deckenfresko von dem jüngeren Altomonte gemalt.

Zum Jahre 1747 bemerkt das Gedenkbuch unserer Wallfahrtskirche auch noch, daß Gran dem Abte Dominik gegenüber ausgestellt habe, daß die Hauptstiege des Stiftsgebäudes bei der Einfahrt sein sollte, anstatt daß sie im Hofe gesucht werden müßte. Damit hat der Künstler recht gehabt; so schön und zart dieses Stiegenhaus ausgeführt ist, so hat es dennoch den Fehler, daß niemand, der den prächtigen Stiftshof zu Seitenstetten betritt, weiß oder auch nur erraten kann, wo die Hauptstiege sei.

Die Sonntagberger Quellen schweigen dann über den Meister wiederum bis zum Jahre 1753. Laut Gedenkbuch hat Gran am 2. März dieses Jahres von St. Pölten aus dem Abte Dominik nach Seitenstetten geschrieben, daß er entschlossen sei, das Gewölbe unter dem Musikchore in der Wallfahrtskirche Sonntagberg zu malen; er fragt an, ob es bei dem verabredeten Konzept — nämlich den schlafenden Jakob mit der Himmelsleiter zu malen — sein Verbleiben habe; wenn ja, könnte er die Pausen machen und Farben reiben. Außerdem teilt er mit, er habe im Vorjahre (1752) krankheitshalber nicht nach Sonntagberg kommen können. Das Schreiben schließt mit der Bemerkung: „Heuer soll ich den Saal im neuerbauten Banco-Haus, unweit dem früheren, in Wien malen."

Wie schon erwähnt, hat Gran anno 1738 dem P. Superior von Sonntagberg den von ihm selbst entworfenen Plan zur Ausmalung der Gnadenkirche vorgelegt. Diesem Plane gemäß wollte der Künstler die Deckenflächen und die Kuppel der großen Kirche, die der heiligsten Dreifaltigkeit und dem Erzengel Michael geweiht ist, mit folgenden Gemälden schmücken: die Gewölbe der kurzen Arme des lateinischen Kreuzes erhalten als Gemäldeschmuck die Darstellungen der Schöpfung, Erlösung und Heiligung des Menschengeschlechtes durch den dreieinigen Gott. Wie Gran selbst sich äußerte, wollte er durch diese Darstellungen die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes versinnbildlichen. Für die Kuppel war die Anbetung Gottes durch die triumphierende Kirche bestimmt, für das große Gewölbe des Langhauses die streitende Kirche unter Anführung und Schutz des heiligen Michael. Über dem Musikchore plante der Meister die Darstellung von Engelscharen mit Musikinstrumenten in den Händen und dem Spruchbande „Laudate pueri Dominum!" Für die Kuppelzwickel bestimmte er die Bilder der vier Evangelisten, während er an den Gewölbefüßen im Langhause die vier großen Kirchenlehrer des Abendlandes darstellen wollte. An den Gewölbefüßen der zwei Querschiffsarme sollten im ganzen acht Bilder jener Propheten des alten Bundes, welche die Geburt Christi und die Sendung des heiligen Geistes geweissagt hatten, ihren Platz bekommen. Für das Gewölbe unterhalb des Musikchores — von dem aber sonderbarerweise im Kontrakte gar keine Rede ist — bestimmte Gran ursprünglich (1738) zwei Gemälde, die auch al fresco ausgeführt werden sollten. Den Inhalt dieser Gemälde hätten auf einer Seite die Darstellung Jakobs mit der Himmelsleiter, auf der anderen das Bild des Moses vor dem brennenden Dornbusche bilden sollen. Zu letzterem Gemälde war die Inschrift (lateinisch) geplant: „Der Boden, auf dem du stehst, ist heiliges Land".



Der Meister hat dieses Konzept fast gänzlich ausgeführt, nur hat er die Inschrift „Laudate pueri Dominum!“ über dem Musikchore weggelassen und an dem Gewölbe unter dem Chore nur ein Bild — Jakob sieht im Traume die Himmelsleiter — gemalt. Warum hat er nur ein Gemälde an dieser Stelle geschaffen? Das Gedenkbuch sagt uns, daß Gran schon elend und kränklich war, als er dieses Fresko gemalt habe, und er selbst erwähnt in seinem Briefe (aus dem Jahre 1753, vgl. oben) die Krankheit, die er im Vorjahre durchgemacht habe. — Was nun das neuerbaute Banco-Haus betrifft, so ist darunter das Gebäude der k. k. Staatsschuldenkasse zu verstehen, das ursprünglich ein Haus der Grafen Rottal und später Banco-Institut war. Damals wurde das Haus umgebaut und erweitert. Gran ist nicht mehr dazu gekommen, den Saal dieses Gebäudes mit Fresken zu schmücken; wie mir nämlich Herr Kustos Dr. A. Schnerich freundlichst mitteilte, weist weder der Saal noch ein anderer Raum in diesem Bau Fresken auf.

Die letzte Nachricht über Gran aus Sonntagberger Akten enthält eine Notiz aus dem Jahre 1754; es heißt da: „Hat Herr Grann gemalen; ist seiner Jungfrau Tochter Katharina ein silbernes Meßbesteck zu 15 fl. 30 kr. nebst sechs Kremnitzer Dukaten verehrt worden.“ In diesem Jahre — also drei Jahre vor seinem Tode — hat der Meister erst das Freskogemälde, das den schlafenden Patriarchen Jakob darstellt, gemalt oder vollendet. Die Architekturmalerei um dieses Fresko (am Gewölbe unter dem Musikchore) stammt nicht von Gran, auch nicht von seinem Gehilfen; sie wurde erst 1775 durch einen gewissen Leo Merkhl al fresco hergestellt. Über die soeben genannte Tochter des Gran ist uns nicht mehr bekannt, als daß sie unverheiratet anno 1782 gestorben ist und auf dem St. Pöltner Friedhofe begraben wurde.

Erwähnt sei auch noch, daß zwei Farbenskizzen zu den Sonntagberger Fresken, eine die Schöpfung, die andere die streitende Kirche darstellend, in der Gemäldesammlung des Stiftes Seitenstetten sich befinden. Eine andere Skizze zu einem der Fresken in Sonntagberg soll sich in Brüssel befinden, wo sie vor einigen Jahren um einen sehr hohen Preis verkäuflich war. Das Zimmer, welches der Künstler im Pfarrhofe zu Sonntagberg bewohnt hat, erhielt den Namen „Le Gran-Zimmer“, den es noch im 19. Jahrhundert lange beibehielt.

In der Gemäldegalerie zu Seitenstetten befindet sich auch eine farbige Skizze zu einem Altarblatte, ebenfalls von Daniel Gran stammend; sie stellt dar, wie St. Benedikt den jungen Maurus und Plazidus in den Ordensverband aufnimmt. Das Altarbild selbst hängt in Wien, und zwar in dem rechten Seitenschiffe der Minoritenkirche (im I. Bezirke) neben drei anderen großen Gemälden von Grans Meisterhand; vielleicht sind das die großen Bilder aus dem ehemaligen Gotteshause (oder Kloster) der Schwarzspanier, die schon Albert Ilg eifrig gesucht hat. Wenigstens das Benediktusbild deutet auf ein Kloster dieses Ordens hin.

Ilg hat in einem Vortrage, den er 1886 über Gran hielt, behauptet, daß der Künstler sich immer nur mit dem bürgerlichen Namen Gran geschrieben habe; dem gegenüber können wir mitteilen, daß der Meister sowohl in den



Klosterneuburger als in den Sonntagberger Akten sich als Gran della Torre gezeichnet hat, und zwar schon im Jahre 1736: er muß also doch einer adeligen Familie angehört haben oder wenigstens damals schon geadelt gewesen sein.

Wie über viele Künstler finden wir auch über Daniel Gran eine ganze Menge von Anekdoten verbreitet; Ilg hat sie kritisiert und ihre Unwahrheit deutlich nachgewiesen. Hier sei eine dem verdienten Forscher wahrscheinlich unbekannt gebliebene Gran-Anekdote, die ich erst im Januar dieses Jahres erzählen hörte, mitgeteilt: Nachdem Gran, so heißt es, die Sonntagberger Kirche ausgemalt hatte, zog er nach Italien, um sich daselbst in der Malerkunst auszubilden; mehrere Jahre brachte er daselbst zu und kam dann wieder nach Sonntagberg, wo er mit seinen Fresken so unzufrieden war, daß er sie herabschlagen und die ganze Kirche gratis neu ausmalen wollte; doch der damalige Prälat ließ das nicht zu. — Die Haltlosigkeit dieses Histörchens liegt klar zu Tage: fürs erste ist Daniel Gran nicht erst als fast 50jähriger Mann nach dem Süden gezogen, um sich dort auszubilden; das hat er in seiner Jugend getan, und zwar nach Ilgs Annahme in der Zeit von 1715 bis 1720; andererseits hat der Meister gewiß nie daran gedacht, die Fresken in Sonntagberg durch bessere zu ersetzen. Gehören sie doch, wie Ilg sagt, zu den bedeutendsten Malereien des Meisters, die nicht bloß heutzutage viel bewundert werden, sondern auch schon im 18. Jahrhundert als überaus schön gerühmt wurden.

Ich schließe meine Mitteilungen mit dem Wunsch: Es möge an allen Orten, für die Meister Gran geschaffen hat, möglichst bald gelingen, neue Daten über dieses Künstlers Leben und Wirken bekannt zu machen, damit dem großen Manne, der schon längst ein Denkmal in Erz oder Stein verdient hätte, wenigstens ein literarisches Denkmal gesetzt werde, das uns in Wort und Bild bekannt machen kann mit den Geschicken und dem Schaffen des hervorragendsten Malers unseres Vaterlandes im Zeitalter der Barocke.



Der Mond.

Von Josef Weingartner.

Von dir selber bist du nichts,
Ein Gerippe, kalt und tot.
Doch die Sonnensehnsucht,
Die dein Sein durchloht,
Und der Sonne Liebe,
Die dein Sein erhellt,
Machen dich zur Leuchte
Einer Welt.



Die gewerbliche Produktion.[1])

Von **E. Schwiedland.**

Bearbeitung oder Verarbeitung der Rohstoffe, welche Jagd, Fischerei, Viehzucht, Landbau, Forste und Bergwerke bieten, ist das Wesen der gewerblichen Arbeit. Zurichtungs- und Konservierungsarbeiten an den Urstoffen, wie das Trocknen und Salzen von Häuten oder das Verkleinern von Erzen, sind nicht zur gewerblichen Tätigkeit zu rechnen, sondern diese beginnt mit der Umwandlung der Stoffe zu neuen Gütern.

Die Bearbeitung verändert sie entweder nur äußerlich oder ergreift das Wesen der Materialien. So handelt es sich bei der Bearbeitung von Steinen oder von Holz bloß um eine äußere Formgebung, Trennung oder Vereinigung, während dagegen z. B. die Papier- oder Glasfabrikation ihre Rohstoffe technisch und chemisch völlig verändert.

Die also hergestellten Gegenstände sind nun Enderzeugnisse (Ganzfabrikate), wenn sie zur Verwendung seitens des letzten Verbrauchers geeignet, also gebrauchsreif sind, — Halberzeugnisse, wenn sie noch weiterer Verarbeitung unterliegen sollen. Das Produkt des einen Gewerbes kann also für ein anderes ein Material der Verarbeitung bilden: so Roheisen für den Eisengießer, Leder für den Schuhwarenerzeuger, Garn für den Spinner, Rohgewebe für den Färber und Drucker. Manche Waren können aber sowohl Halb- als Endfabrikate sein: Briketten dienen als Halberzeugnisse, wenn man sie zur Gasbereitung oder zum Heizen von Fabrikskesseln verwendet, und als Enderzeugnis, wenn man sie zur Beheizung der Privatwohnung des Fabrikanten gebraucht.

Die Arbeit der Stoffumwandlung selbst hat im Lauf der Zeit erhebliche technische Änderungen erfahren und bewirkt. Sie wurde auch in sehr verschiedenen Betriebsorganisationen vollzogen, die sich in einer historischen Reihe entwickelt haben.

1. Ursprünglich beruht die Wirtschaft auf Feld und Wald. Sie bieten dem Landmanne Nahrung sowie Mittel der Viehhaltung und liefern ihm auch die Stoffe, aus denen er neue Gebrauchsgegenstände verfertigt. Die gewerbliche Verarbeitung dieser Rohstoffe erfolgt im Hause, und zwar nur für den eigenen Bedarf der Wirtschaft. Diese ursprüngliche Organisation des häuslichen Gewerbefleißes charakterisiert sich also dadurch, daß selbstgewonnene Rohstoffe von den Angehörigen des Hauses für den eigenen Gebrauch verarbeitet werden. Ein Tausch landwirtschaftlicher wie gewerblicher Erzeugnisse er-

[1]) S. auch „Die Kultur" X, H. 2, S. 169—186: „Die landwirtschaftliche Produktion".



folgt nur ausnahmsweise und nur zur Abgabe überschüssiger Vorräte. Solcherart erfolgt der gewerbliche Betrieb sowohl im kleinen, das ist auf dem bäuerlichen Hofe, wie auf den großen Gutsherrschaften: den römischen Latifundien, im mittelalterlichen Fronhofe, in der Klosterwirtschaft.

Auf Grund der natürlichen Unterschiede entwickelt sich jedoch allmählich eine gewisse räumliche Arbeitsteilung zwischen reicheren, vorwiegend landwirtlichen, und ärmeren, vorwiegend gewerbefleißigen Landstrichen. Die Not und die übergroße Zunahme der Familien drängt zugleich den einzelnen, der seine Existenz nicht auf den Boden gründen kann, zu einem Erwerbe, der ständige Einnahmen liefert und vom Landbesitz unabhängig ist. So entsteht:

2. das Lohnwerk, bei welchem der Arbeiter ausschließlich gewerblich tätig wird und Rohstoffe wie Halbfabrikate für deren Eigentümer gegen Lohn verarbeitet. Das Lohnwerk hat zwei Typen. Entweder zieht der Lohnarbeiter umher, tritt in die Wirtschaft des Kunden ein, erhält dort Kost, Nachtlager, Lohn und bleibt so lang, bis dem Bedarfe des Hauses genügt ist: das ist die Störarbeit, — oder er bleibt in seiner eigenen Betriebsstätte, in der er das vom Kunden gelieferte Rohmaterial gegen Lohn verarbeitet: Heimwerk. Das ist der Fall, wo feste Arbeitsvorrichtungen notwendig sind, wie bei der Gerberei oder der Lohnmüllerei. Hier tritt also der Lohnwerker bereits als Unternehmer auf.[1])

3. Das Handwerk entwickelt sich, sobald der Gewerbsmann selbst Rohstoffe und Hilfsstoffe kauft und verarbeitet, um sie für eigene Rechnung zu veräußern. Er ist nun nicht mehr Arbeiter im Lohne des Bestellers, sondern ein Unternehmer, der Waren verkauft, die er (auf Bestellung oder auf Vorrat) aus seinen Rohstoffen herstellt. Diese Betriebsform hat sich in Osteuropa aus der gewerblichen Nebenarbeit des Bauern als ländlich-lokalisiertes Handwerk gebildet; da wird in einer bestimmten Ortschaft von nahezu der Gesamtheit oder doch einem erheblichen Teile der Einwohner traditionell ein bestimmtes Handwerk geübt, häufig neben landwirtschaftlicher Tätigkeit. Im Westen dagegen entwickelt sich das Handwerk in den Städten und gelangt in der Zunftverfassung zur Blüte. Den Vertrieb besorgen die Zunftmeister in ihren Werkstätten, in einem daran anstoßenden Laden oder auf dem Markte, wo sie mit den aus der Ferne hergezogenen Händlern konkurrieren. Sie verbieten nun die Störarbeit in den Häusern, spüren den Störern nach und ziehen sie zur Verantwortung (Bönhasenjagd).

4. Mit der Entwicklung des Verkehres, das ist mit der Möglichkeit, auf große Entfernungen zu liefern, entsteht das Bestreben, möglichst viele Waren auf entferntere Märkte oder in fremde Länder zu bringen, und mit der Entfaltung der Konkurrenz das Bestreben nach Verwohlfeilung der Produkte. Nun kommen Verleger auf, die entweder Handwerksmeister von sich in Abhängigkeit bringen oder auf dem Lande, außerhalb des Bereiches der Zünfte, Leute zu gewerblicher Arbeit ansetzen. Die vom Verleger abhängigen Gewerbsleute verfertigen die Waren in ihrer eigenen Behausung

[1]) Vgl. Schwiedland, „Gewerbliche Betriebsorganisationen", im Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Mischler u. Ulbrich, 2. Aufl.



für ihn; er liefert ihnen mitunter auch Rohstoffe und Modelle, bestellt und vertreibt ihre Waren. Anfangs verhausierten die Verleger die Erzeugnisse selbst; heutigen Tages haben sie vielfach große Kaufhäuser, wohin die „verlegten Arbeiter" ihre Waren abliefern und von wo aus diese Waren in alle Welt versandt oder dem großstädtischen Publikum zur Auswahl vorgelegt werden.

Die Verlegerei oder Hausindustrie ist so die primitivste Form des Großbetriebes und entwickelt sich in Gewerben, die einen ausgedehnteren Absatz gewinnen können, zuerst vom 11. Jahrhundert an in großen Exportgewerben Norditaliens, dann vom 15. Jahrhundert ab in Mitteleuropa, und, mit erneuter Gewalt, in West- und Mitteleuropa seit dem Entstehen der modernen Großstädte und der Eisenbahnen, also seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

5. Wenn der Unternehmer die Leute in seinem eigenen Betrieb vereinigt, spricht man im 18. Jahrhundert von einer Manufaktur, wird im Betriebe Feuer verwendet, von Fabriken. Heutzutage hat sich bloß der letzte Ausdruck erhalten und erweckt die Vorstellung von Maschinen, während in der alten Manufaktur vielfach nur durch Einkauf im großen und durch Arbeitsteilung eine vorteilhaftere Produktion erzielt wurde. Die Fabrik ist die heutige Form des Großbetriebes und kennzeichnet sich durch die Herstellung von Waren in großem Umfange im Vergleich zum Handwerk, das in kleinem Maß produziert. Der Gegensatz von Fabrik und Handwerk ist es, den man mit den Worten Industrie und Gewerbe (im Sinne des Kleingewerbes) bezeichnet.[1])

Die also entstandenen Betriebsorganisationen stehen im Kampf miteinander. Fortwährend finden Verschiebungen statt: die Fabrik einerseits, die Verlegerei anderseits nehmen dem Handwerk den Absatz weg.

Alte Handwerke werden zu verlegten Betrieben, indem die kleinen Unternehmer ihre Selbständigkeit einbüßen und von einem kaufmännischen Organ, von einem Fabrikanten oder von einem größeren Handwerkmeister, der den Vertrieb ihrer Waren übernimmt, in Abhängigkeit geraten.

Der Fabriksbetrieb bedrängt das Handwerk vielfach. Einmal werden Handwerkswaren durch gleiche Erzeugnisse der Fabrik verdrängt: das Bier der fabriksmäßigen Brauerei konkurriert das Gebräu des ländlichen Kleinbetriebes nieder, das Gewebe der Baumwollfabrik nimmt dem kleinen handwerkmäßigen Weber den Absatz weg, Seife aus einer Fabrik verdrängt das Produkt des kleinen Seifensieders. Anderseits macht die Fabrik andere Erzeugnisse als das Handwerk und diese neuartigen Erzeugnisse verdrängen jene des Handwerks: so Emailgeschirre die Töpferwaren, Kautschukkämme die Knochen- und Hornerzeugnisse der kleinen Kammacher; Tapeten machen den

[1]) Man unterscheidet zwischen Klein-, Mittel- und Großbetrieben und versteht unter kleinen Betrieben jene, wo der Unternehmer selbst noch Hand anlegt, wenig oder keine Maschinen benutzt und eine geringe Arbeiterzahl beschäftigt: also das Handwerk. Die Industrie dagegen wird mit größerer Kapitalkraft, größerer Arbeiterzahl, größerer maschineller Ausrüstung und ohne manuelle Mitarbeit des Unternehmers betrieben. Sie umfaßt kleinere wie größere Fabriken: die Mittel- und Großbetriebe.

Anstreicher überflüssig. Die Fabrik liefert aber auch dem Handwerker Halberzeugnisse, die er daher nicht mehr selbst herstellt; so bezieht der Schlosser Eisengüsse, aus denen er den Schlüssel zurechtfeilt, der Hutmacher Hutstumpen, die er bloß zu formen braucht. Ferner gliedert sich die Fabrik Handwerke als Hilfsbetriebe an: so die Maschinenfabrik einen Modell- und Kistentischler, die Brauerei einen Faßbinder samt Gehilfen, die alle Angestellte der Fabrik werden. Endlich saugen Fabriken mehrere Handwerke in einem Betriebe auf: Handwerke der Stellmacher, Schmiede, Schlosser, Tischler, Tapezierer, Sattler, Maler, Lackierer usw. gehen auf in eine Kutschenfabrik.

Manchmal vollzieht sich auch eine „Rückbildung" vom Fabriksbetrieb zur Verlegerei durch Auflösung der Fabrik und Beschäftigung der Arbeiter außer Hause, in ihren eigenen Heimen. So wird eine Wirkwarenfabrik aufgelöst und an ihrer Stelle je eine Wirkmaschine zum Handbetrieb Landarbeiterinnen ins Haus gegeben, ihnen das Garn geliefert und die gewirkte Ware abgenommen. Dadurch werden die Anlagekosten der Fabrik zum Teil wieder hereingebracht, Arbeiterschutzvorrichtungen und die Kosten der Arbeiterversicherung erspart, das Risiko vermieden, daß bei einer Absatzstockung die ganze kostspielige Fabriksanlage unausgenützt bleibt. Endlich entgeht man sonstigen Arbeiterschutzvorschriften (z. B. in bezug auf die Arbeitsdauer) und macht auch am Lohn Ersparnisse, weil die isolierten Arbeiter, die von der Marktlage keine Kenntnis haben, sich mehr drücken lassen. Zu bemerken ist noch, daß sämtliche Betriebsformen: der häusliche Gewerbefleiß, das Lohnwerk, das Handwerk und auch die Fabriken, sich in Verlegerei verwandeln können.[1])

Umgekehrt geht eine Verlegerei zum Fabriksbetrieb über, wenn die maschinelle Erzeugung, die Durchführung einer technischen Arbeitsteilung, die Überwachung der Arbeit usw. wirtschaftliche Vorteile verspricht.

Wo ein großer Absatz sich bietet, hat die Erzeugung im großen die Tendenz, sich einzunisten: entweder in der bescheidenen Form der Verlegerei oder in der mächtigeren der Fabrik.

So beherrschen die verschiedenen Betriebssysteme die gewerbliche Produktion. Beschränkt sich die Kalkbrennerei auf kleine Betriebe, so entsteht die Zementerzeugung gleich als Fabrik.[2]) Auch die Ziegelbrennerei sowie die Erzeugung von Ton- und Porzellanwaren geht heute meist fabriksmäßig vor sich; nur in einzelnen ländlichen Orten besteht noch die Töpferei oder die Porzellanmalerei als Handwerk oder als Verlagsbetrieb. Die Erzeugung von Rohglas ist überall Fabriksindustrie, das Bemalen, Gravieren, Vergolden von Glas sowie die Herstellung von Glaskurzwaren (Knöpfen, falschem Schmuck u. dgl.) hingegen ist Verlagsarbeit geblieben.

Riesige Fabriken haben die Herstellung von Eisen und Stahl, von Kupfer, Zinn, Zink und Blei, von Draht, Drahtgeweben, Saiten und Nadeln übernommen; Fabriken gehört der Schiffbau, die Herstellung von Maschinen und Motoren, Waggons, Kutschen, Automobilen und Fahrrädern, die

[1]) Über die Ursachen dieser Wandlung s. Schwiedland, a. a. O.

[2]) Grunzel, „Industriepolitik"; 1907, S. 68—78.



Herstellung von Kugeln für Kugellager, von Klavieren und sonstigen Musikwerken, von Uhren und Brillen; nur an manchen Orten besteht noch die Uhrmacherei, die Erzeugung von Musikinstrumenten, Gewehren und Messern als Verlegerei. Die Klempnerei, Schlosserei, Grobschmiederei haben sich als Handwerk wie als Verlag erhalten.

Der Fabrik fällt zu die Herstellung von Papier, von Kautschuk- und Zelluloidwaren sowie mehr und mehr die Gerberei, während die Verarbeitung des Leders zu Galanterie-, Riemer- und Taschenwaren im Handwerk und im Verlag geschieht.

Fabriksmäßig erfolgt die Korkbearbeitung, die Korkstein- und Linoleumerzeugung, die Herstellung von Holzstiften, Holzwolle, Zündholzdraht, Parketten, Rahmen, Türen und Fenstern, Kisten und Möbeln. Daneben gedeiht noch handwerkmäßig und im Verlag betriebene Tischlerei sowie Drechslerei, und eine Domäne der Verlegereien ist die Korb-, Rohr-, Schilf- und Strohflechterei.

Die Textilindustrie ist eines der großen Gebiete der Fabrik. Die Massenhaftigkeit des Absatzes hat in der Spinnerei und Weberei frühzeitig zur Anwendung von Maschinen gedrängt. Trotzdem besteht für das Weben von Spezial- und Modewaren noch der Verlag. Die Bleicherei, Färberei, das Walken und Appretieren ist an Fabriken übergegangen, die zum Teile im Lohn für andere Fabriken, Webereien, arbeiten. Die Bekleidungsindustrie dagegen kennt noch alle Betriebsformen; die Fabrik erobert da erst die Wäschekonfektion und die Handschuherzeugung, dringt vor in der Schuhmacherei, in der Hutmacherei, ergreift zum Teil die Schneiderei.

Die chemische Industrie hat viele Großbetriebe ins Leben gerufen: für die Erzeugung von Farbstoffen, Zündwaren, Sprengstoffen, Kunstdünger usw.; auch in der graphischen Industrie nimmt die Verwendung von Maschinen und Apparaten, die Durchführung der Arbeitsteilung und die Verwendung zahlreicher Arbeiter überhand. Von Nahrungsmitteln herrscht die Fabrik in der Müllerei, Zucker-, Schokolade-, Bier-, Spiritus- und Konservenindustrie. Die Bäckerei ist überwiegend Handwerk, doch beginnt der Fabriksbetrieb sich einzunisten. Die Fleischhauerei ist Handwerk, die Selcherei vielfach Fabrik. In der Tabakindustrie besteht im Ausland neben Fabriken eine ausgebreitete Verlagsindustrie.

Die Zunahme der Großbetriebe wird durch die Möglichkeit eines großen Absatzes und durch den Antrieb der Konkurrenz veranlaßt. Die Ausbildung der Verkehrsverhältnisse, die Vermehrung der Bevölkerung, die Verringerung der häuslichen Eigenproduktion und die Entwicklung des weltwirtschaftlichen Warenaustausches mit seiner Scheidung in Rohstoffe und Nahrungsmittel erzeugende und in vorwiegend industrielle Gebiete befördern diese Tendenz.

Die Fabriksbetriebe haben die Tendenz, sich zu konzentrieren, d. i. in bestimmten Bezirken zu massieren, wo geschulte oder wohlfeile oder sehr zahlreiche Arbeitskräfte vorhanden sind oder wo nutzbare Wasserläufe als Triebkraft oder zum Transporte der Rohstoffe wie Erzeugnisse zur Verfügung stehen.

Für die Verwendung von Maschinen ist ihre wirtschaftliche Ergiebigkeit maßgebend. Eine kostspielige Maschine rentiert, wenn sie besonders viel erzeugt, also zahlreiche Handarbeiter überflüssig macht. Je größer nun die

Maschine ist, desto billiger kommt sie im Vergleich zu einer kleineren: die Herstellungskosten der Maschine, die Kosten ihres Betriebes (Brennstoffverbrauch, Wartung, Schmieröl), der Betriebsraum selbst werden im Verhältnis zu ihrer Leistungsfähigkeit geringer, je mehr Pferdekräfte die Maschine repräsentiert. Das begründet also einen Vorzug des größeren Betriebes. Höhere Kapitalkraft macht ferner die Fabrik technischen Neuerungen zugänglich; Arbeitsteilung steigert die Leistung, der Einkauf erfolgt in größeren Mengen zweckmäßiger und wohlfeiler, Abfälle können in einem großen Betriebe verwertet werden, das Material wird dort besser ausgenutzt, die Spesen für Aufsicht, Heizung, Beleuchtung, Steuern sind im Vergleich zur erzeugten Menge geringer. Oft tritt eine Rentabilität erst ein, wenn der Betrieb eine bestimmte große Anzahl einheitlicher Erzeugnisse herstellt.[1] Die allgemeinen Betriebskosten, sogenannte Generalspesen, die auf eine Einheit kommen, verringern sich, je umfangreicher die Produktion ist (Gesetz der abnehmenden Generalunkosten). Ein doppeltes Anlage- und doppeltes Betriebskapital ergeben infolgedessen oft mehr als eine doppelte Ausbeute, und wenn die Erzeugnisse besonders wohlfeil hergestellt werden, verdrängen sie die fremden Erzeugnisse vom Markte und sichern dem wohlfeilsten Erzeuger den größten Teil des Absatzes.

Daher waltet eine Tendenz vor zur stetigen Vergrößerung der Fabriken.

Man nennt auch diesen Zug (unangebrachter Weise) Konzentration; damit ist (im Gegensatz zur örtlichen) eine wirtschaftliche Konzentration von Produktivkräften im einzelnen Unternehmen gemeint.

Abgesehen von der Vergrößerung der Fabriken läßt sich jedoch ihre Ergiebigkeit auch durch wirtschaftliche und technische Vereinigungen steigern.

So können verschiedene Fabrikationen, die einander ergänzen, räumlich vereinigt und zu einem Gesamtbetrieb zusammengefaßt werden. Der Erzeuger eines Endfabrikates nimmt z. B. noch die Herstellung der von ihm benötigten Halberzeugnisse auf, oder der Erzeuger von Halbstoffen gliedert sich auch die Herstellung daraus zu verfertigender Enderzeugnisse an. Man nennt das eine Integration der Betriebe. Dadurch entstehen die gemischten oder kombinierten Werke: Eisenhütten, die Kohlengruben haben (Hüttenzechenwerke) oder Kohlenwerke, die Erze verhütten (Zechenhütten), oder in der Baumwollindustrie Spinnweber bezw. Weberspinner, die sowohl Spinnereien als Webereien haben. Hieher gehört auch der Betrieb von Straßenbahnen oder die Installation elektrischer Einrichtungen für kleinere Unternehmer von seiten der Gemeinden, die dadurch zugleich ihrem Elektrizitätswerke Kunden zuführen. Einander ergänzende Betriebe können so auch ohne räumliche Zusammenlegung kommerziell vereinigt werden, indem sie sich in ihrer technischen Leistung einander anpassen, etwa durch direkte Zusendungen Ersparnisse machen oder selbst eine gewisse Arbeitsteilung zwischen den beiden Betrieben durchführen. Dadurch stärken sich beide Unternehmen wirtschaftlich und können schlechte Geschäftszeiten leichter aushalten. So werden trotz räumlicher Trennung die Vorteile angestrebt, die eine Integration im nämlichen Betriebskomplex hat.

[1] Rießer, „Die Entwicklungstendenzen der deutschen Großbanken"; 2. Aufl., 1906, S. 280 f., 96 f.



Auch eine Fusion gleichartiger Betriebe zu einem großen Unternehmen ist möglich, zur technischen Vereinigung der gleichen Produktionsvorgänge, so z. B. wenn alle österreichischen Fezfabriken sich vereinigen. Geschieht das in der Form, daß die früheren Eigentümer Anteile an dem neuen Gesamtunternehmen erhalten, so spricht man von einer Vertrustung; die Vereinigung kann aber auch durch Ankauf oder sonstwie erfolgen.

Eine rationelle Organisation der gewerblichen Produktion eröffnet die Möglichkeit großer Gewinne und findet daher für ihre Unternehmungen leicht bereitwillige Kapitalien. So zentralisiert sich die Produktion in größeren Betrieben, werden die Arbeitskräfte in bestimmten Gegenden des Landes zusammengeballt, wird auf dem Gebiete der gewerblichen Tätigkeit zur führenden Betriebsform, zum maßgebenden und charakteristischen Gewerbebetrieb die Fabrik, in der „die entscheidend wichtigen Teile des Produktionsprozesses von der formenden Mitwirkung des Arbeiters unabhängig gemacht, einem selbsttätig wirkenden System lebloser Körper übertragen worden sind“ (Sombart).

Mehr und mehr findet nunmehr unter diesen Fabriken, aber auch unter den Bergwerken und Verfrachtungsunternehmungen zu Wasser wie zu Land eine Verabredung einheitlichen Vorgehens statt zur Ausschaltung der gegenseitigen Konkurrenz, damit die Unternehmer einander möglichst wenig beeinträchtigen. Durch solche „Kartelle“[1]) wird eine einheitliche Betriebsführung in getrennten Unternehmungen angebahnt oder durchgeführt. Sie beruht auf einer Vereinbarung zwischen den selbständigen, aber verwandte oder analoge Interessen besitzenden Betrieben. Ein Vertrag stellt zwischen ihnen für eine bestimmte Zeit eine kaufmännische Verbindung her und schränkt die freie Konkurrenz ein, indem er die Menge der Herstellung festsetzt, einheitliche Lieferungsbedingungen bestimmt, planmäßig die einlangenden Aufträge verteilt oder bestimmte Betriebseinschränkungen verfügt.

Solche Übereinkommen bilden sich am leichtesten in Industrien, die vertretbare Massengüter herstellen, d. h. in großen Massen erzeugte und verbrauchte Waren, deren einzelne Stücke gleichwertig sind, einander gegenseitig vertreten können; das sind also namentlich Halbfabrikate. In Industrien, die Enderzeugnisse oder Spezialitäten herstellen, bilden sich die Kartelle schwerer und seltener. Anderseits geht die Einigung in Industrien, die sich auf eine gegebene Zahl von Großbetrieben beschränken, am leichtesten vor sich. Desgleichen scheint der Schutzzoll ihr Entstehen zu befördern, weil der Gewinn, den er der inländischen Industrie durch die Erschwerung der Einfuhr ausländischer Erzeugnisse sichert, die Industriellen anspornt, sich zu verständigen, um diesen Gewinn nicht durch gegenseitige Unterbietung wieder in Frage zu stellen. Dennoch können Kartelle auch beim Mangel jeglichen Schutzzolles entstehen und sich auch über verschiedene Staaten mit verschiedener Zollgesetzgebung erstrecken, z. B. auf Oesterreich-Ungarn und Deutschland.

Die Kartellbewegung begann im großen Maße um 1890, insbesondere in Deutschland, und zwar zunächst in der Kohlen- und in der Eisenindustrie. Die früher mit einander konkurrierenden Kohlenzechen bezw. Eisenhütten behoben durch solche Verabredung die frühere Preisschleuderei.

[1]) Vgl. Schwiedland, „Volkswirtschaftslehre“, 1909, S. 186.



Seither entstanden überall Kartelle zu Hunderten in allen Industrien. Die Vereinigungen sind dann immer straffer geworden; bestimmte Großbanken haben den Kartellbrüdern der einzelnen Industrien die Mittel der Betriebsführung und -ausgestaltung vorgeschossen und ihre gemeinsamen Bureaus geleitet. Dieser Zusammenhang führte alsbald auch zu gemeinsamen Erwägungen über die Verwirklichung der im gemeinsamen Interesse gelegenen ergiebigsten Betriebsorganisation. Daneben entstanden Vereinigungen des Eigentums und des technischen Betriebes verschiedener Unternehmungen. Die vereinzelten Eigentümer werden dadurch Miteigentümer der vereinigten Werke. Wenn sie ihre früher selbständigen Betriebe auch technisch zusammenlegen, können sie die am vorteilhaftesten arbeitenden vergrößern, die wenig rentierenden auflassen, eine Arbeitsteilung unter den verschiedenen Betrieben durchführen u. dgl. m.

Diese Fusionierung hat in der nordamerikanischen Industrie besondere Bedeutung erreicht.[1]) Unternehmungen wurden dort ursprünglich planlos gegründet, ohne die Standorte sorgsam auszuwählen, und ein verderblicher Preiskampf brachte Produktionskrisen über sie. Nun versuchten Geschäftsleute, die sogenannten Promoters, Fusionen unter Betrieben gleicher Art herbeizuführen. Dadurch sollten die Konkurrenten vereinigt und nebstbei Transportkosten erspart werden, indem die am ungünstigsten gelegenen Betriebe eingestellt würden; die Produktion in den übrigen sollte dafür in möglichst großem Maße organisiert und dadurch verwohlfeilt werden. Zugleich war die Integration der Industrie durchzuführen, das ist die Vereinigung aller Betriebe, die zur Herstellung eines Enderzeugnisses beitragen: also Produktion von Rohstoffen, Halbmaterialien und des Enderzeugnisses in derselben Unternehmung. Durch diese Reformen wurden die Betriebsspesen im Verhältnis zu den hergestellten Mengen verringert. Dabei ließ sich die maschinelle Ausrüstung innerhalb des Betriebes mit großem Eifer verbessern, so daß einzelne Trusts Patente einfach monopolisieren. Der Arbeiter hat an den kunstvollen Maschinen nur gewisse Handgriffe durchzuführen und entwickelt daher eine unerreichte Sicherheit und Raschheit. Durch alle diese Verbesserungen wurden die erzeugten Mengen sehr vermehrt und die Kosten der Erzeugung verringert, so daß sich eine Erhöhung des Reinertrages ergab.

Diesen Reinertrag gewissermaßen in kapitalisierter Form sich zuzuführen, ist der Zweck der Gründer eines Trusts. Sie rekrutieren sich nicht aus der Industrie, sondern aus Finanz-, das ist Bankkreisen. Sie beurteilen die allgemeine Lage der Industrie auf Grund kommerzieller und technischer Berichte und Gutachten, führen die Vereinigung der miteinander bisher konkurrierenden Betriebe durch und bringen dann die Aktien und Schuldverschreibungen der neuen Gesamtunternehmung zum Verkauf an das große Publikum. Schon im Jahre 1900 waren an der Neuyorker Börse die Papiere von 149 Trusts notiert mit einem Kapitalwerte von 16 Milliarden Kronen, mithin durchschnittlich gerechnet über 100 Millionen Kronen per Trust, darunter Kohlenwerke, Stahlwerke, Eisengießereien, Spiegelmanufakturen, Papierfabriken, Klavierfabriken, Gerbereien, Seilfabriken, Werften usw.

---

[1]) G. Martin, „Questions d' Amérique“, 1903.

Der Vorgang ist folgender: Der Promoter einigt sich zunächst mit den Eigentümern der zwei oder drei mächtigsten Betriebe über die Bedingungen, unter denen sie einem Trust beitreten. Die Höhe der Einschätzung dieser Betriebe wird geheim gehalten. Dann eröffnet der Promoter Verhandlungen mit den anderen Betrieben, die durch die Vereinigung der maßgebenden Betriebe ihrerseits gezwungen sind, sich dem Trust anzuschließen, weil sie im Kampf gegen die andern unterliegen müßten. Der Promoter ist mithin der Vermittler, der die Reibungen zwischen den einzelnen Betrieben behebt und durch entsprechend hohe Bewertung der bedeutendsten einschlägigen Betriebe deren Eigentümer zum Eintritt in den Trust veranlaßt.

Das neue Kapital der fusionierten Werke wird aber beträchtlich höher angesetzt, als die Werte der bisher vereinzelten Fabriken betrugen; aus diesem Überschuß zieht der Promoter seinen Gewinn. Die Höhe des neuen Trustkapitals erscheint aber nur insofern gerechtfertigt, als eine Erhöhung des Reingewinnes der fusionierten Betriebe infolge der Verbesserung ihrer ökonomischen Organisation und der Ausschaltung der Konkurrenz unter den nunmehr verschmolzenen Werken in Aussicht steht. Die Teilnehmer erhalten nun ihre Anteile am Trust in Schuldverschreibungen (Bons), Vorzugsaktien oder einfachen Stammaktien. Die Schuldverschreibungen haben einen fixen Ertrag, in der Regel vier Prozent, und gewähren im Falle der Auflösung des Trusts ein Vorzugsrecht; da bezüglich ihrer keinerlei Risiko besteht, wird ihre Verzinsung niedrig gestellt. Die Vorzugsaktien werden in der Regel mit sieben bis acht Prozent verzinst und gewähren im Falle der Auflösung ein Vorzugsrecht vor den gewöhnlichen oder Stammaktien. Unsicher ist die Dividende dieser letzteren. Die Ablösung der alten Betriebe erfolgt nun zum großen Teil in Obligationen und Vorzugsaktien, also in Anteilen am neuen Unternehmen; dadurch nehmen die Besitzer der alten Werke das Risiko hinsichtlich der künftigen Entwicklung auf sich. Die Geldablösung ist im Verhältnis gering. Jeder alte Besitzer erhält jedoch noch für den gleichen Nennbetrag wie bares Geld gewöhnliche Aktien, deren Verwertung für ihn den Profit birgt; sie stellen einen Anteil am kapitalisierten Profit der Neuorganisation dar, doch kann man diese gewöhnlichen Aktien vorerst nicht zum Nennbetrage verkaufen. Ihre Käufer (die „Investors") sind Banken, Versicherungsgesellschaften und die große Masse der Privaten. An diese Kreise wenden sich die Finanzleute.

Das private Publikum hat natürlich keinen Einblick in die Geschäfte, in deren Papieren es seine Kapitalien anlegt. Die beste Art, seine Gunst zu gewinnen, ist, in der Höhe des verteilten Ertrages eine gewisse Gleichmäßigkeit walten zu lassen. Dies ist nur beim Bestande erheblicher Reserven möglich. Ihrer Ansammlung stehen aber entgegen die Besitzer der Obligationen und Prioritäten, deren Nennbetrag fast dem Werte der alten Betriebe gleichkommt und die mit vier beziehungsweise acht Prozent verzinst werden müssen.

Die Erhaltung von überkapitalisierten Unternehmungen war infolge eines glänzenden Geschäftsganges in den Vereinigten Staaten möglich, trotzdem sie infolge der großen Anzahl von Berechtigten, die alle am Gewinn teilnehmen, nur allzuwenig Betriebskapital und Reserven anlegen können,



da sie zuviel vom Gewinn als Zinsen und Dividenden ausschütten müssen. Ihre weitere Lebensfähigkeit hängt aber unter geänderten wirtschaftlichen Verhältnissen davon ab, bis zu welchem Grade sie „überkapitalisiert“ wurden.

Der Trust ist mithin an sich technisch und kaufmännisch eine zweckmäßige Vereinigung von Betrieben unter gemeinsamer Leitung und gemeinsamer Teilhaberschaft zu gesteigerter Produktivität; aber die finanziellen Vorgänge bei der Vertrustung sowie die Möglichkeit einer durch mächtige Vereinigungen bewirkten monopolistischen Ausbeutung der Bevölkerung sind bedenklich.

Eine besondere Form der Großbetriebe nehmen Elektrizitätsgesellschaften an, die nicht nur die Ausrüstung fremder Unternehmungen mit den technischen Mitteln des elektrischen Betriebes besorgen, sondern selbst Unternehmungen mit elektrischem Betrieb begründen. Dadurch, daß sie in beiden Fällen die Einrichtungskosten stunden, setzen sie die betreffenden Unternehmungen zum Teil in den Besitz eines Anlagekapitales. Auf solche Weise beteiligen sie sich auch an Betrieben öffentlicher Körperschaften (Staat, Land, Gemeinde) und stehen ihnen dann fortlaufend zur Seite. So erfolgt eine Anlehnung verschiedener Betriebe an ein Hauptunternehmen, das seine Hilfe und Führung auf sie erstreckt, — es entsteht ein gewisser Zusammenhalt unter sonst selbstständigen Betrieben.

Manche nehmen an, daß Riesenbetriebe die gewerbliche Form der Zukunft sein werden. Sie entstehen aus einzelnen besonders gedeihenden Gründungen, die Tausende von Arbeitern beschäftigen, wie Friedrich Krupp in Essen, Artur Krupp in Berndorf oder Stumm in Preußisch-Schlesien, ferner aus Fusionen (Vertrustungen) gleichartiger und der Angliederung ergänzender Betriebe. Die Verallgemeinerung von Riesenbetrieben — wie sie auch im Handel, in den Warenhäusern sowie in den Bergwerken und in den Eisenbahnen sich zeigen — könnte wohl Änderungen in der sozialen Struktur der Gesellschaft herbeiführen. Sie arbeiten, was die Verwendung von Arbeit und Kapital betrifft, am intensivsten und sie verdrängen kleinere Betriebe oder verhindern das Aufkommen solcher. Tausende von Arbeitern und Hunderte von Angestellten sind von ihnen abhängig, die keine Aussicht haben, zu unabhängigen Lebensstellungen zu gelangen, geschweige selbst Unternehmer zu werden. Dafür gehören sie freilich Betrieben an, die gegen Fährlichkeiten der Konkurrenz gesichert sind, ihnen daher beständig Arbeit gewähren können, und in denen das Ansteigen einzelner ungemein Befähigter zu Wohlhabenheit und Reichtum möglich ist.





Die Volkspoesie.

Von **Wilhelm Arbeiter von Rastburg.**

Wie gar oft die Prägung eines Ausdruckes von einem Aufschwunge der betreffenden Sache selbst Zeugnis gibt, so deutet auch das von Herder neu geschaffene Wort „Volkslied" auf das in jener Zeit steigende Interesse für die Volkspoesie hin. Die Bezeichnung ist neu; die Tatsache der Volksdichtung aber ist wohl so alt als das Volk selbst, in dessen Leben sie wurzelt. Gerade die älteste Dichtung einer Nation ist am reinsten volkstümlich; die Kunstdichtung tritt erst später auf. Freilich von unseren ältesten Volksdichtungen wissen wir recht wenig. Aus dem Wenigen aber, was uns aus der ältesten germanischen Zeit überliefert wurde, können wir schließen, daß die Volkspoesie damals in hoher Blüte stand. Der Umstand, daß uns so wenig von den alten Liedern erhalten blieb, ist wohl zum Teil aus der Einführung des Christentums zu erklären, welches mit den heidnischen Traditionen brach und brechen mußte; später, zur Zeit der Kreuzzüge und der Blüteperiode des Rittertums, hatte sich eine glänzende höfische Dichtungsart entwickelt, welche die Volkspoesie in den Hintergrund stellte. Trotzdem hat auch die Volksdichtung des höfischen Mittelalters ihre Spuren, einerseits in den großen volkstümlichen Epen jener Zeit, Nibelungen, Gudrun usw., andererseits in der großen Beeinflussung, welche sie auf die höfische Dichtung ausübte, hinterlassen; hat ja doch gerade das volksmäßige Element die berühmtesten höfischen Dichter zu dem gemacht, was sie sind. Mit dem Verfalle der höfischen Dichtung kam das Volkslied immer mehr an die Bildfläche; je mehr das geistige Leben an den Bürgerstand übergeht, umso mehr Rückhalt gewinnt das Volkslied. Die Zeit vom 13. bis 15. Jahrhundert kann man als Blütezeit der Volkspoesie bezeichnen. Dann kam der 30jährige Krieg, der Sitte, Geschmack und Kunst fast gänzlich vernichtete und das deutsche Volk in geistige Abhängigkeit vom Auslande brachte; überhaupt trat bei der fortschreitenden Individualisation der Gesellschaft in den letzten Jahrhunderten das Volkslied wieder mehr in den Hintergrund. Doch glaube man nicht, daß es deshalb ausgestorben sei, es lebte trotzdem immer im Geiste des Volkes fort und bekundete seine in demselben wurzelnde zähe Lebenskraft. Je mehr sich die Kunstpoesie der Volkspoesie entfremdet hat, umso weniger Lebensfähigkeit trug sie in sich; je enger sie sich an jene anschloß, umso frischer, gesunder und herrlicher hat sie sich entfaltet. In der Periode der deutschen Klassiker wurde das längst vergessene Dornröschen der Volkspoesie wieder gesucht und befreit. Seit Herder, Bürger, Goethe den hohen Wert der Volkskunst erkannt und sich an derselben begeistert haben, gewann sie wieder an Ansehen. Heute, wo die Begriffe „Volk" und „Gesellschaft" so sehr an Be-



deutung gewonnen haben, steht die Volkspoesie im Mittelpunkt des ästhetischen Interesses.

Das Wesen der Volkspoesie als einer Kunst muß im menschlichen Geiste begründet sein. Es wird daher am besten zum Ziele führen, wenn wir diejenige Geistesanlage des Menschen betrachten, welche den Urgrund aller Kunst bildet, nämlich den Schönheitssinn. Der Schönheitssinn äußert sich nun in einer zweifachen Weise: einerseits als ein rezeptiver, andrerseits als ein produktiver. Wenn uns nämlich die Vorstellungskraft aus der Wirklichkeit ein Bild vermittelt, in dem unsere Erkenntniskraft eine Idee verkörpert sieht, so löst dieser Akt des harmonischen Ineinandergreifens beider Geisteskräfte in uns jenes Gefühl der Lust aus, welches man als Freude am Schönen zu bezeichnen pflegt. Da nun aber dieses schönheitliche Lustgefühl auf einem Urteile der Erkenntniskraft beruht, die Urteile dieser Geisteskraft aber allgemein sind, so ist auch die Freude am Schönen, die schönheitliche Rezeptivität, eine allgemeine Erscheinung des menschlichen Geistes. Ganz anders verhält es sich mit der Produktivität, welche auf der künstlerischen Phantasie beruht: unter Phantasie im allgemeinen versteht man die unwillkürlich vor sich gehende Verbindung der gewonnenen Vorstellungen; unter der **künstlerischen** Phantasie nun begreift man das Vermögen, willkürlich die Vorstellungen im Sinne der Schönheit zu verbinden und zu einem Ideale umzugestalten. Es ist daher die Funktion der schönheitlichen Produktivität im wesentlichen gerade die Umkehr von derjenigen der Rezeptivität; denn während sich letztere darin bekundet, daß der menschliche Geist aus bestimmten Vorstellungen eine Idee herausnimmt, äußert sich erstere darin, daß der menschliche Geist in die Vorstellungen eine gewisse Idee hineinlegt. Die Produktivität äußert sich aber nicht bloß in der künstlerischen Phantasie, sondern auch ganz besonders in der Fähigkeit, die idealisierten Vorstellungen durch irgend eine Kunstform in angemessener Stilisierung in die Wirklichkeit umzusetzen und so ein Kunstwerk zu schaffen, welches dem betrachtenden Mitmenschen dieselben Ideale vor Augen stellt, wie sie der schaffende Künstler vor Augen hatte.

Aus diesen beiden Formen des Schönheitssinnes, aus der Produktivität einerseits und der Rezeptivität andrerseits, erklärt sich nun auch aller Unterschied zwischen der Kunst der Natur- und derjenigen der Kulturvölker Der große Zwiespalt, der sich durch das gesamte Bildungsleben unserer Zeit hindurchzieht, äußert sich eben auch in der Kunst. Denn der Vorstellungskreis, mithin auch die Ideale und die Produktivität eines Künstlers, ändern sich ja naturgemäß mit den Verhältnissen, in welchen der Künstler selbst lebt. — Stammt der Künstler aus dem Volke, so wird sich sein Vorstellungskreis im allgemeinen mit dem des Volkes decken und er wird daher zur Bildung seiner Ideale den Stoff aus derselben Schatzkammer nehmen, die das ganze Volk mit ihm gemein hat; auch die Ideen, durch welche der Künstler diese Vorstellungen idealisiert, werden nicht fremdartig, sondern im Volke heimisch sein. Wirkt hingegen der Künstler unter dem stetigen Einflusse der vielgestaltigen Kultur, so wird sich seine Subjektivität, seine Eigenart, immer mehr ausprägen, seine Vorstellungen und Ideen werden sich wesentlich von denen seiner Umgebung unterscheiden und demgemäß werden auch seine



Ideale sich als das Werk eines Einzelnen kennzeichnen. Entsprechend dieser Verschiedenheit der Ideale des produktiven Künstlers wird sich auch die Rezeptivität der Allgemeinheit verhalten. Sind die Vorstellungen, welche das Ideal des Künstlers bildeten, allgemein geläufig, so wird der Betrachter des Kunstwerkes die demselben zugrundeliegende Idee mit größerer Leichtigkeit erkennen und es wird sich dementsprechend auch das schönheitliche Lustgefühl leichter und stärker einstellen. Aber noch ein anderes! Weil ein solch volkstümliches Kunstwerk im Betrachter Vorstellungen hervorruft, welche ihm bereits bekannt sind, und weil die in diesen Vorstellungen verkörperten Ideen sich ebenfalls bereits im Geiste des Betrachters vorfinden, so erscheint diesem das Ideal des Kunstwerkes nicht als Werk eines andern, sondern vielmehr als sein eigenes. Ganz anders steht der Kulturmensch seinem Künstler gegenüber: aus den ihm vielfach fremd erscheinenden Vorstellungen, welche das Kunstwerk in ihm hervorruft, muß er auf eine ihm noch fremdere Idee des Künstlers zurückschließen, ein geistiger Akt, der jede freie Betätigung der eigenen Phantasie ausschließt und den Betrachter — wenn anders dieser überhaupt zu einen Kunstgenuß kommen will — zwingt, willenlos dem Künstler zu folgen. Der große Unterschied, der also die Kunst des „Naturmenschen“ von der des „Kulturmenschen“ trennt, ist der, daß die Ideale des ersteren, obwohl auch ein Werk des Einzelnen, doch als Werk der Allgemeinheit empfunden werden, während sich die Ideale des letzteren stets als das Werk der Subjektivität des Einzelnen kennzeichnen.

Dem Berufe einer Volkskunst kommt nun am besten die Volkspoesie nach. Wir stellen ja an den Volkskünstler die Forderung, die Ideale der Allgemeinheit zur Darstellung zu bringen. Der Volksdichter erfüllt diese Forderung: ja er tut noch mehr. Denn er hat ja zur Darstellung seiner Ideale einen Stoff gewählt, der nicht bloß allgemein verständlich ist, sondern auch gleichzeitig den andern als Dolmetsch des eigenen Bewußtseinsinhaltes dienen kann, nämlich die Sprache. Die Sprache ist ja das naturgemäße Ausdrucksmittel für alles innere Seelenleben des Menschen. Gerade der Umstand aber, daß die Sprache hier als Darstellungsstoff verwendet wird, bringt es mit sich, daß der Betrachter eines poetischen Werkes des Volkes nicht allein das Ideal des Künstlers, sondern auch den Darstellungsstoff als sein Eigentum betrachtet, daß ihm daher das ganze Kunstwerk nicht als Werk eines andern, sondern nur als die naturgemäße Befriedigung seines eigenen Schönheitssinnes erscheint. Es tritt daher bei der Volkspoesie der Künstler vollends hinter das Kunstwerk zurück: er übergibt das Gedicht der Allgemeinheit, in deren mündlicher Überlieferung es fortlebt. Nicht die Schrift des Künstlers, sondern die lebendige Phantasie der Allgemeinheit ist es also, was dem Volksgedichte seine Existenzberechtigung verleiht. Weil nun aber die Existenzberechtigung eines Volksgedichtes auf seiner Schönheit und Volkstümlichkeit beruht, die Zeitverhältnisse und damit die Anschauungen des Volkes sich aber ändern, so muß auch das Volksgedicht sich im Laufe der Zeit verändern. Und weil das Volk eben seine Poesie als ein ererbtes Eigentum betrachtet, übernimmt es selbst die Stelle des Dichters, indem es durch Vermittlung einzelner produktiver Geister dasselbe stets den Verhältnissen entsprechend umgestaltet. Auf diese Weise erhält

sich die Volkspoesie stets neu und lebenskräftig. Wenn wir nun alles das zusammenfassen, was wir als das innere Wesen der Volkspoesie erkannt haben, so können wir dies etwa folgendermaßen zum Ausdruck bringen: „Das Volksgedicht ist die durch Vermittlung einzelner produktiver Geister erfolgte und im Volke fortlebende poetische Darstellung der Ideale einer rezeptiven Allgemeinheit."

Aus diesen inneren Wesensbestimmungen ergeben sich nun auch die wesentlichen äußeren Merkmale der Volkspoesie. Besonders ist es eine Eigenschaft, welche sich immer wieder zeigt, nämlich die „Natürlichkeit". Es ist dies ja sozusagen das Lebensprinzip des Volksliedes; denn ist dasselbe nicht natürlich, sowohl im Inhalte, in dem zugrundeliegenden Ideale, als auch in der Form, der sprachlichen Ausdrucksweise, so wird das Gedicht eben von der Allgemeinheit nicht als ihr geistiges Eigentum empfunden und überliefert, sondern es wird vielmehr als Gut eines Fremden betrachtet und vergessen. Inhaltlich tritt diese Natürlichkeit vorzugsweise als Naivetät zu Tage: der Geist des Kulturmenschen, von der Natur bedrängt und zurückgeworfen, schwingt sich über dieselbe hinaus, der Geist des Naturmenschen folgt unbefangen ihren Spuren. Dieser Einklang des menschlichen Geistes mit der Natur verfehlt in der Volkspoesie nicht, die hohe schönheitliche Wirkung auszuüben, welche Schiller mit Recht dem Naiven zugeschrieben hat. Aber auch in formeller Hinsicht tritt die Natürlichkeit in der Volksdichtung deutlich hervor. Am allgemeinsten ist die auffallende Bemerkung, daß gewisse Zweige der Volksdichtung mit der Musik im engsten Zusammenhange stehen, wie das eigentliche Volkslied, von dem ja schon Herder sagte, daß Lied und Weise unmöglich zu trennen seien, während wieder andere Zweige, wie das Sprichwort, meist mit der Melodie in keinerlei Verbindung stehen. Es liegt dies eben in der Natur der Sprache. Als das natürliche Ausdrucksmittel alles inneren Seelenlebens setzt sich die Sprache gewissermaßen aus zwei Elementen zusammen: aus dem Element der Töne und dem der Laute. Das erstere nun, das melodische Element, welches Klangfarbe, Tonfall und Rhythmus der Sprache umfaßt, kann man füglich als den Ausdruck des Gemütslebens betrachten, — ich erinnere an die Musik, welche der eigentliche Ausdruck der Stimmungen ist, an die Tatsache des verschiedenen Tonfalles in der Verkehrssprache, an die Interjektionen, — während das letztere Element, das plastische will ich es nennen, welches das artikulierte Wort in allen seinen Beziehungen umfaßt, als Ausdruck des Verstandes aufgefaßt werden kann. Weil nun aber die Volkspoesie in allem natürlich sein muß, kommt auch diese doppelte Eigenschaft der Sprache in ihr zu besonderer Geltung. Wenn nämlich die Ideen, welche der Dichter zur Darstellung bringen will, dem Gemütsleben entnommen sind, so drängt sich naturgemäß das melodische Element der Sprache in den Vordergrund, währenddem dann, wenn die Ideen dem Verstande entstammen, das plastische Element sich vordrängen muß. Aus dieser Überlegung wird der innige Zusammenhang von Wort und Weise im lyrischen Liede ebenso wie der trockene Ton im didaktischen Sprichworte aus der Natur der Sache selbst begreiflich.

Auf die Stoffe, welche das Volkslied bevorzugt, näher einzugehen, ist von geringem Interesse, weil eben alles, was für die Allgemeinheit



von Bedeutung war oder ist, den Vorwurf für ein Volksgedicht abgeben kann. Die äußere Form des deutschen Volksliedes dürfte eine kurze Erörterung erheischen. Die Schulbegriffe von Metrik und Rhythmik müssen wir allerdings erst abstreifen, bevor wir das Volksgedicht darnach beurteilen wollen.*) Der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung findet hier nicht statt, weil nur die Hebungen gezählt werden: die Senkung kann ausfallen, dann ist der Vers gehend; beträgt sie eine Silbe, dann ist er schreitend; beträgt sie zwei Silben, so nennt man ihn hüpfend. Der Auftakt vor der ersten Hebung wie die Mischung der Gangarten sind sehr beliebt und dem Inhalte des Gedichtes angepaßt. Dem Verse soll der germanische und indogermanische vierhebige rhythmische Rahmen zugrunde liegen, wobei gewöhnlich zwei Hebungen stärker betont sind als die anderen. Über den Reim im Volksliede sagt Hildebrand: „Nicht der gleiche Klang allein macht den rechten Reim, sondern Gleichheit und Ungleichheit zusammen, und zum Reim gehört nicht bloß das Gleichklingende vom Vokal an, sondern ebenso das verschieden Klingende, das dem Tonvokal als Ansatz vorangeht. . . . Der Reim nimmt an Schönheit zu in dem Maße, wie dem Gleichen darin ein Ungleiches, dem Einklang ein Zwieklang gegenübertritt." Die Alliteration wie auch die Assonanz sind daher im Volksgedicht von größter Bedeutung. Dies die Grundzüge der Metrik nnd Rhythmik der Volkspoesie; freilich darf der musikalische Standpunkt gegebenen Falles nicht bei der Beurteilung vernachlässigt werden: wie man denn überhaupt das Volksgedicht als ein dem Leben selbst entstammendes, nicht durch Theorie abgezirkeltes Gebilde betrachten muß.

Wir sehen, daß es richtig ist, was Simrock sagte: „Das Ziel der Volkspoesie ist das Herz der Nation". Demgemäß ist das Bestreben, den Schatz der Volkspoesie zu heben, auch ein völlig gerechtfertigtes. Denn was im Leben des Volkes so tiefe Wurzeln hat, ist kein leeres Phantom, sondern voll von Leben und Wert. Und wenn nicht das wissenschaftliche Interesse, welches einer Erscheinung wie der Volkspoesie notwendig gezollt werden muß, allein schon hinreichen würde, um die Pflege der Volkspoesie und die Sammlung der Lieder zu rechtfertigen, so müßte doch die befruchtende Kraft, welche ihr in Bezug auf die Kunstpoesie innewohnt und die gesunde Weltanschauung, welche in ihr enthalten ist, uns dazu aneifern.

---

*) Vgl. Dr. Jul. Sahr, „Das deutsche Volkslied".





Studie über den Selbstmord und über die sogenannten Verstimmungszustände.

Von Prof. **Dr. Alex. Pilcz.**

Es gibt wohl wenig Unglücksfälle für eine Familie, welche an Tragik den Selbstmord eines Mitgliedes überträfen. Zur Trauer über den Todesfall an sich gesellt sich der Gedanke an die entsetzliche Sünde, welche schon — sozusagen noch im Diesseits — die Kirche mit fürchterlicher Strenge durch Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses ahndet. In vielen Fällen freilich wird die Trauer gemildert durch die Erkenntnis, daß es sich um die Tat eines unglücklichen Geisteskranken gehandelt hat, der für sein Tun die Verantwortlichkeit infolge geistiger Umnachtung nicht mehr besaß; Anhaltspunkte aus dem Vorleben des Selbstmörders oder die Ergebnisse der Leichenöffnung, der Gehirnbefund, gestatten die Diagnose „Geistesstörung", und diesem Umstande trägt auch die Kirche Rechnung. In zahlreichen anderen Fällen aber lassen sich psychopathologische Züge nicht erheben, sondern es muß der Selbstmord aus rein psychologischen Momenten erklärt werden, zum Beispiel aus unglücklicher Liebe, finanziellen Schwierigkeiten, Kriminalität usw., und sohin dem Selbstmörder die Willensfreiheit, daher auch Verantwortlichkeit zugesprochen werden. So lautet die allgemeine Anschauung.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesen „psychologischen" Beweggründen, so muß genauere Überlegung uns doch eigentlich folgenden Umstand als zum mindesten befremdlich erscheinen lassen: die Geschichte liefert uns zahlreiche Beispiele von Männern, über welche die denkbar schwersten Schicksalsschläge hereingebrochen, welche das denkbar Möglichste an Tragik erlitten haben und welche gleichwohl nicht zur Selbstvernichtung geschritten sind; und dabei habe ich speziell Männer im Auge (wie Napoleon I. u. a.), die gewiß nicht durch religiöse Momente von dem Selbstmorde zurückgehalten wurden. Dieser Umstand allein zeigt uns, daß, abgesehen von äußeren Ursachen, noch ein unbekanntes Etwas vorhanden sein muß, das in der Individualität selbst liegt und ohne welches irgend ein noch so niederdrückendes äußeres Ereignis nicht imstande ist, den Menschen zur Selbstvernichtung zu treiben. Welcher Art nun jenes Etwas ist, das wollen wir im Folgenden zu ergründen trachten. Wir wollen dabei den Weg der Statistik beschreiten.

Bei Geisteskrankheiten kennen wir eine Reihe bestimmter Gesetzmäßigkeiten, welche sich in bezug auf Altersstufen, Geschlechtsleben 2c. ergeben. Wenn man nun eine große Anzahl von Selbstmordfällen zusammenstellt, so kommen dreierlei Möglichkeiten in Betracht. (Es versteht sich wohl von selbst, daß, um aus statistischen Daten verläßliche Schlüsse abzuleiten, das

Material ein entsprechend großes sein muß, da sonst der Zufall eine zu gewichtige, die Ergebnisse falsch beeinflussende Rolle spielen könnte. Das Material, auf welches meine Untersuchungen sich beziehen, lieferte das k. k. gerichtlich-medizinische Institut der Wiener Universität mit seiner geradezu kolossal zu nennenden Zahl jährlich zur Obduktion gelangender Selbstmordfälle.) Die drei Eventualitäten sind: Es lassen sich überhaupt keinerlei Gesetzmäßigkeiten ableiten. Das wäre zum Beispiel dadurch erklärlich, daß lediglich jene eingangs angedeuteten äußeren Ursachen in Betracht kommen. Die zweite Möglichkeit ist die, daß sich bestimmte Gesetzmäßigkeiten ergeben, daß diese letzteren aber ohneweiters aus äußeren Faktoren zu erklären sind, also in letzter Linie auch wieder in psychologischer Weise die einzelnen Individuen beeinflussen. Ich erinnere zum Beispiel an die interessante Abhängigkeit, welche die Kriminalität der sogenannten Affektdelikte (Messerstechereien, Sittlichkeitsdelikte ꝛc.) von dem Alkoholismus erkennen läßt — Häufung derselben am Sonntage und Montage gegenüber den anderen Wochentagen, Sinken und Steigen der Kriminalität je nach schlechten oder guten Weinjahren usw. — Wir könnten derlei auch bezüglich des Selbstmordes beobachten; ein Zusammendrängen der Selbstmordfälle zum Beispiel auf die Wintermonate ließe sich unschwer mit sozial-finanziellen Verhältnissen in Einklang bringen. Die dritte Möglichkeit endlich ist die, daß sich beim Studium der Selbstmordstatistik Gesetzmäßigkeiten zeigten, welche als sui generis aufgefaßt werden müssen, endogenen, nicht exogenen Bedingungen entsprechen. Dies ist nun tatsächlich der Fall; was aber das Bemerkenswerteste ist: es lassen sich bezüglich der Selbstmorde der sogenannten Normalen bis auf die minutiösesten Einzelheiten dieselben Gesetzmäßigkeiten beobachten, wie sie für die Geisteskrankheiten gelten.

Da ist zunächst der Einfluß von Rasseneigentümlichkeiten ganz unverkennbar. Die Deutschen liefern das größte Kontingent zum Selbstmorde, während Romanen und Slawen diesbezüglich an Frequenz weit zurückstehen. Aber auch zu den depressiv-melancholischen Zustandsbildern zeigen die skandinavisch-germanischen Volksstämme eine unvergleichlich größere Disposition als die anderen Nationen, derart, daß, wie vergleichend rassenpsychiatrische Studien ergeben, von sämtlichen psychischen Krankheitsformen Melancholien bei den Deutschen am häufigsten vorkommen, während sie bei Italienern, Ungarn ꝛc. bedeutend in den Hintergrund treten. Jüdische Selbstmörder sind ungleich seltener als dies dem Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung zur übrigen entsprechen würde. Wir sehen aber auch, daß erstens Melancholien bei den Juden seltener vorkommen und zweitens die Selbstmordtendenz bei den jüdischen Geisteskranken eine erheblich geringere ist.

Studiert man die relative Häufigkeit des Selbstmordes auf die einzelnen Altersstufen verteilt, so zeigen sich — graphisch dargestellt — zwei Gipfel: einen jähen Anstieg erreicht die Kurve bei den Jahren in und nach der Geschlechtsreife, um dann zu sinken und erst in den Jahren der präsenilen Involution (beim Weibe scharf markiert durch das Klimakterium) abermals emporzuschnellen; im späteren Greisenalter sinkt die Frequenz wieder herab. Genau dieselben Zeitepochen aber bilden das Prädilektionsalter für das Auftreten von Melancholien.



Bemerkenswert sind die **täglichen** Schwankungen der Selbstmordfrequenz. Die Suizide drängen sich zusammen in den frühen Morgenstunden, werden dann allmählich weniger häufig, um in den Abendstunden relativ sehr selten zu werden. Halten wir damit die bekannten sogenannten „abendlichen Remissionen" der Melancholiker und Neurastheniker zusammen, für welche erfahrungsgemäß die Morgenstunden die qualvollsten sind, während gegen Abend regelmäßig eine Erleichterung sich einstellt, ein Nachlassen der Intensität der Depression!

Eine weitere Analogie zwischen der Statistik des Selbstmordes der „Normalen" und der Geisteskranken liefert die Tatsache, daß die Selbstmordfälle sich besonders in den Frühjahrsmonaten häufen und im Winter unvergleichlich seltener sind. (Der November wird im englischen Volksmunde zwar der „Hängemonat" genannt; doch entspricht dies keineswegs den unanfechtbaren Ziffern der Statistik.) Gerade bei akuten Geistesstörungen ist eine auffallende Steigerung der Aufnahmsfrequenz für die Monate April-Mai nachzuweisen.

Sehr interessant ist folgendes: bei 36 Prozent der weiblichen Selbstmörder ergibt die Obduktion, daß der Selbstmord mit den Menses in Zusammenhang steht, und zwar in weitaus der überwiegenden Mehrheit der Fälle in den Tagen unmittelbar vor deren Eintritt verübt wird, sehr selten jedoch direkt während derselben. Nun sind aber diese Tage auch beim Weibe mit normal veranlagtem Nervensysteme sozusagen „kritisch", und das echte menstruelle Irresein (Psychosen, welche strenge an den Prozeß der Menstruation gebunden sind) tritt überwiegend prae-, viel seltener intramenstruell in Erscheinung. Von Selbstmörderinnen, welche in schwangerem Zustande Hand an sich gelegt hatten, betreffen etwa 83 Prozent Frauen in den ersten Lunarmonaten der Gravidität; nur 17 Prozent fallen auf alle übrigen Monate. Die Klinik lehrt wieder andererseits, daß psychopathologische Verstimmungszustände — auch bei glücklich verheirateten Frauen — gerade in den Frühstadien der Schwangerschaft am häufigsten auftreten und später viel seltener werden.

Endlich muß folgendes angeführt werden: ohne auf die komplizierten Fragen der Hereditätslehre, in welche gerade neuere Forschungen mehr Licht gebracht haben, hier näher eingehen zu können, sei nur soviel bemerkt, daß im allgemeinen das Gesetz der sogenannten „gleichartigen erblichen Belastung" (der „hérédité similaire") herrscht, das heißt bei Aszendenz und Nachkommen weisen die psychotischen Erkrankungen dieselben Formen auf. In der Aszendenz der Melancholiker nun trifft man ebenso häufig Melancholie als einfachen Selbstmord aus jenen gewissen „psychologischen" Gründen, das heißt, wenn man sich trivial ausdrücken darf: Selbstmord und Melancholie wachsen — sit venia verbo — auf demselben Holze.

Überblicken wir alle diese Beispiele, welche — wie ich nochmals betonen möchte — auf ein ganz gewaltiges Material sich stützen, halten wir uns die verblüffenden, bis ins einzelne gehenden Analogien vor Augen, so läßt sich wohl mit zwingender Logik der Schluß ableiten, daß, wenn der Selbstmord von anscheinend normalen Individuen genau denselben Gesetzmäßigkeiten unterworfen ist, welche für Geisteskranke Geltung haben, wir das Recht haben, vielfach auch dort, wo im Einzelfall psychopathische Züge nicht klar zutage treten, die geistige Integrität des Individuums als eine nur



scheinbare zu deuten und anzunehmen, daß die Tat sohin ihre Wurzeln im Gebiet des Psychopathologischen haben mußte.

Es erhebt sich nun die Frage, wieso, wenn die eben aufgestellte These richtig ist, es denn zu erklären sei, daß in so und soviel Fällen das Psychotische einerseits der Beobachtung entgehen konnte und andererseits eben äußere Gründe für die Unglückstat verantwortlich gemacht werden können? Zur Beantwortung dieser Frage ist die Kenntnis und das Verständnis der sogenannten psychopathischen Verstimmungszustände erforderlich.

Was verstehen wir unter „Verstimmungszuständen“? Die Bezeichnung „verstimmt“ ist bekanntlich der musikalischen Terminologie entnommen. Wenn ein Ton anders klingt, als dies sein sollte, so kann dies zweierlei Gründe haben. Die Schuld liegt entweder an dem Spieler, der falsch gegriffen hat, oder der Finger ward zwar auf die richtige Stelle aufgesetzt, allein im Instrumente liegt die Ursache, dieses ist „verstimmt“. Allgemeiner gesprochen, würden wir sagen: auf einen äußeren Reiz erfolgt nicht die normalerweise zu erwartende Reaktion infolge eines Fehlers in der Organisation. Bei einem lebenden Wesen nun bedeutet eine Störung in dem Mechanismus der Funktionen Krankheit, und wir verstehen unter Verstimmungszuständen im ärztlichen Sinne krankhaft, das heißt pathologisch bedingte Alterationen der Gemütslage. Damit muß die Verstimmung noch nicht psychopathologisch sein. Ich erinnere an die inhaltslosen, nicht durch bestimmte Vorstellungen bedingten Angstaffekte bei asthmatischen Anfällen, Herzfehlern usw. Ein anderes sehr banales, aber lehrreiches Beispiel liefert der Einfluß auf unsere Stimmungslage, den ein höchst prosaisches — Hühnerauge oder Zahnschmerzen ausüben können. Ein ganzer Abend wird durch das kleine tückische Leiden vergällt, und der körperliche Schmerz zieht unwillkürlich immer steigende ärgerliche Reizbarkeit nach sich, welche den geistreichsten Menschen witzlos, unhöflich, kurz „verstimmt“ macht.

Im folgenden nun sei nur von psychopathologischen Verstimmungen die Rede, welche also in krankhaften Vorgängen der Hirnrinde ihre Ursache haben; und davon wieder seien nur die depressiven, melancholischen herausgegriffen. Bei einer Reihe von geistigen Krankheiten ist also das Wesentliche die primäre Störung der Affektlage, primär, weil nicht irgend welche Vorstellungen oder äußere Eindrücke die entsprechenden Stimmungslagen hervorrufen, sondern diese als solche auftreten, losgelöst von äußeren Ursachen, unabhängig davon und auch unbeeinflußbar durch dieselben.

Die Verstimmung der Melancholischen ist einfach traurig oder ängstlich.

Ungemein charakteristisch ist die absolute Unbeeinflußbarkeit der Affektlage durch äußere Ereignisse. Wie ein Lichtfilter nur Strahlen von einer bestimmten Wellenlänge durchläßt, wie ein Resonator nur auf einen bestimmten Ton in Mitschwingungen gerät, so werden aus der bunten Menge der tausend kleineren Freuden und Leiden, welche das Leben mit sich bringt, gerade nur die letzteren empfunden und bohren sich hartnäckig im Bewußtsein fest. Die Erinnerung spiegelt nur eine lange Kette von überstandenen Mühseligkeiten, Verdrießlichkeiten, Kummer und Sorgen wieder, während erlebte angenehme Schicksalsfügungen und freudige Momente wie mit einem nassen Schwamme aus dem Gedächtnisse ausgewischt sind, und die Zukunft liegt grau in grau vor dem Patienten; die unwahrscheinlichsten Möglichkeiten unglücklicher Ereignisse werden



als sicher zu erwartend angesehen, der Anblick geliebter Personen löst nur den Gedanken und die Befürchtung kommender Krankheiten, Leiden und Todesfälle aus.

Die Kranken sind tieftraurig verstimmt, mutlos, hoffnungslos, verzweifelnd an der Möglichkeit einer Änderung. Alles, woran sie sich früher erfreuten, — Musik, Politik, die kleinen Liebhabereien und Steckenpferdchen in gleichem Maße wie Familienleben, religiöse Erbauung usw. — erscheint ihnen schal, nichtig; es schwingt nichts mehr mit. Die zahllosen Mißhelligkeiten und Nadelstiche des Alltagslebens werden unverhältnismäßig schwer und peinlich empfunden. Stundenlang dämmern die Kranken, unfähig, sich zu irgend einer Beschäftigung aufzuraffen, in trübe pessimistische Grübeleien versunken, vor sich hin; sie fühlen sich ihrem Berufe nicht mehr gewachsen, erblicken überall unüberwindliche Schwierigkeiten, empfinden ein höchst peinliches Gefühl der Denkunfähigkeit, der geistigen Leere und Öde. Häufig besteht ein peinlicher Grübelzwang, zuweilen echte Zwangsvorstellungen. Die Patienten quälen sich mit Selbstvorwürfen, daß sie so „faul" seien, sich nicht besser „zusammennehmen", der ganze Haushalt leide durch sie, sie werden ihren Posten verlieren, ihre Familie werde durch sie auch brotlos, dem Elend preisgegeben usw. Durchwegs beherrscht ein starker Lebensüberdruß die Kranken, welcher nur durch die Hemmung und Willenlosigkeit ein leider oft ungenügendes Gegengewicht findet. Die Kranken möchten sich umbringen, allein selbst dazu mangelt oft die Entschlußfähigkeit. Wo aber die einfache Depression gemischt ist mit Zügen ängstlicher Unruhe, wo also die Hemmung auf psychomotorischem Gebiete wechselt mit der dem Angstaffekte eigenen Tendenz zu motorischen Entladungen, da ist die Selbstmordgefahr eine eminente, und jeder Erfahrene weiß, daß eine große Zahl jener anscheinend durchaus unmotivierten Selbstmorde, über welche die Tagespresse zu berichten weiß, auf Rechnung verkappter oder als „Neurastheniker" behandelter Melancholischer zu setzen ist.

Die eigenartige Erschwerung und Hemmung auf assoziativem und psychomotorischem Gebiete prägt sich auch in den Handlungen, den sprachlichen Äußerungen, im ganzen Gebaren der Kranken aus. Dieselben erscheinen den Laien als faul, überarbeitet, erschöpft. Manche dieser Patienten bleiben am liebsten den ganzen Tag im Bette liegen, meiden jeglichen Verkehr, jede Gesellschaft und Gespräche, sie vernachlässigen die Fürsorge für Körperpflege, Reinlichkeit, Toilette. Die Vornahme irgend einer noch so belanglosen Handlung kostet ihnen einen schweren Entschluß. Die Patienten sind wortkarg, die Antworten erfolgen einsilbig, werden nur gelispelt. Es mangeln jegliche Initiative, die Lust und Fähigkeit zu einer selbständigen geistigen Arbeit, zur Erwerbung eines neuen geistigen Besitzes.

Erwähnt seien ferner gewisse Begleiterscheinungen auf körperlichem Gebiete, welche als Warnungssignale die Umgebung darüber aufklären können, daß es sich nicht um einfache schlechte Laune oder um eine psychologische Reaktion auf irgend eine der als Ursache der Niedergeschlagenheit angeschuldigten realen Mißhelligkeiten, Sorgen 2c. handelt. Das Körpergewicht sinkt rapid, recht häufig schon zu einer Zeit, da die Veränderungen in der psychischen Persönlichkeit noch gar nicht offenkundiger geworden sind. Sowohl Nahrungsaufnahme wie Verdauung liegen danieder; bei weiblichen In-

dividuen beobachtet man häufig Unregelmäßigkeiten, ja völliges Aufhören des Menstruationsprozesses. Der Schlaf ist meist hochgradig gestört. Dieselben Patienten, welche ein außerordentliches Müdigkeitsgefühl empfinden, welche tagsüber bei dem Versuche einer andauernden Beschäftigung vor Erschöpfung einzunicken glauben, wälzen sich des Nachts stundenlang schlaflos im Bette, bis erst die Morgenstunden einen leichten, von unruhigen und unangenehmen Träumen durchsetzten Schlaf herbeiführen, aus welchem die Kranken ohne Erquickung, wie gerädert, mit eingenommenem Kopfe erwachen. Allerlei unbestimmte ziehende, reißende, drückende Schmerzen im Verlaufe verschiedener Nervenstämme, Beklemmungsgefühl in der Herzgegend, unangenehme, während der Arbeit sich steigernde Sensationen in den Augen (asthenopische Beschwerden), Kopfdruck oder starke Kopfschmerzen sind gleichfalls sehr häufig, und zwar zum Unterschiede von den verschiedenen Formen der übrigen Arten Kopfschmerzes nur während der Dauer des melancholischen Zustandsbildes.

Solche Depressionszustände kommen vor als selbständige Krankheitsform bei der Melancholie, als Symptome, das heißt als Teilerscheinung beim menstruellen Irresein, bei den sogenannten zirkulären Psychosen, bei Epileptikern, bei Neurasthenikern 2c., in gewissen Fällen von angeborener psychischer Minderwertigkeit auch als Dauerzustand in der Form der sogenannten konstitutionellen Verstimmung, der nur zeitweise eine besondere Steigerung erfährt. Das sind Leute, welche schon als Kinder kopfhängerisch, scheu, zaghaft waren, denen der kecke Wagemut der Jugend immer fehlte; mit zunehmender Reife verfallen diese Individuen ganz von selbst auf pessimistische Grübeleien; sie nehmen alles schwer, fühlen sich unnütz, das Leben ist ihnen zur Last und bereitet ihnen nur Leiden und Enttäuschungen.

In vielen Fällen — das ist besonders charakteristisch — können die Patienten diese ihre Verstimmung in keinerlei Weise motivieren, geben selbst an, sie wüßten nicht, warum sie so verzagt seien; es sei halt so über sie gekommen, sie könnten nicht anders 2c. In anderen Fällen müssen allerlei an sich reale, aber herzlich unbedeutende, oft auf Dezennien zurückdatierende Vorkommnisse herhalten, welche von den Kranken als Erklärungsversuche ihrer Verstimmung herangezogen werden. Eine silberhaarige Matrone klagt sich in beweglichen Worten eines unschuldigen Flirtes aus ihrer Backfischzeit an; ein tüchtiger, ehrenwerter Geschäftsmann nennt sich einen Schurken, überhäuft sich mit den bittersten Selbstvorwürfen, weil er als Schulknabe vielleicht einmal gelegentlich einer „Schwarzer-Peter"-Partie „gemogelt" hat. Wieder in anderen Fällen sind es die tausenderlei kleinen Leiden des Alltagslebens, beruflicher Ärger, finanzielle Sorgen u. dergl., welche die Verstimmung anscheinend motivieren, obwohl dieselben äußeren Faktoren auf dieselben Individuen vordem, das heißt solange sie eben noch nicht Melancholiker waren, auch eingewirkt hatten, ohne sie aus dem seelischen Gleichgewicht zu bringen oder gar ihnen die Waffe zur Selbstvernichtung in die Hand zu drücken. Davon führen nur fließende Übergänge hinüber zu schwererem Ungemach, das sicherlich eine schwerere, affektive Reaktion herbeizuführen imstande ist, allein bei normalen Bewußtseinsqualitäten gleichwohl an sich nicht das Individuum zum Selbstmorde treibt; erst wenn die primäre Verstimmung, die melancholische Depression da ist, da vermag ein nichtiger Grund

ebenso leicht den Kranken in den Tod zu jagen wie ein anscheinend schwereres Unglück, wie aber auch Selbstmorde ganz ohne äußere Veranlassungsursache, eben lediglich durch den Verstimmungszustand selbst bedingt, zu den häufigsten Folgeerscheinungen dieser speziellen Form geistiger Alienation gehören.

Weil aber — daran sei zum Schlusse erinnert — derlei Kranke nicht verwirrt sind, nicht unsinniges Zeug reden, nicht Wahnideen äußern, so entgeht eben das Pathologische nur allzu leicht der Beobachtung der Umgebung und man sieht die Sündentat eines von Gott Verlassenen, wo es sich um geistige Krankheit handelt, um eine Aufhebung der strafrechtlichen, überhaupt der sittlichen Verantwortlichkeit.

* * *

Nun noch ein Wort über die sogenannten „Selbstmordepidemien". Nicht selten ereignet es sich, daß nach einem Selbstmorde, der in einem bestimmten Milieu zur Ausführung gelangt war, eine ganze Reihe von anderen folgen, welche von Leuten desselben Milieus verübt werden. Es braucht nicht erst ausgeführt zu werden, wie leicht gerade derartige Fälle zur Anschauung verführen können, daß eben dieselben äußeren Umstände hier allein die Schuld tragen müßten. (Man denke zum Beispiel an das beliebte Kapitel der „Soldatenmißhandlungen" und dergl.) Gerade nun in derartigen Fällen kann erst recht kein Zweifel über die psychopathologische Genese herrschen. Psychische Epidemien irgend welcher Art sind längst bekannt und ihrer Natur nach als hysterisch klargestellt. Eine latente Hysterie wartet nur, gewissermaßen, um unter dem Eindrucke irgend eines besonders gemütlich erschütternden Ereignisses sofort manifest zu werden, und die Richtung, in welcher nun diese hysterische Disposition in Erscheinung tritt, wird in concreto determiniert durch die Eigenart des jeweils als auslösend zu erachtenden psychischen Choks; in dem einem Falle (z. B. bei Schulkindern) bricht bei einem epileptischen Anfalle eines Kindes eine ganze Epidemie von hysterischen Krampfattacken aus; in anderen Fällen handelt es sich zum Beispiel um epidemisches Springen und Tanzen. Ich erinnere an die bekannten Erscheinungen von Massenerkrankungen an „Veitstanz" im Mittel- und Reformationszeitalter oder an die hysterischen Epidemien von „Besessenheitswahn" in Nonnenklöstern 2c.; im dritten Falle endlich kommt es zu Selbstmordepidemien, für welche übrigens die alte Geschichte — Jungfrauen von Milet! — auch Beispiele liefert. Das normale Gehirn reagiert auf einen Selbstmordfall eben nur mit Trauer, Bekümmernis, Schmerz, das hysterische dagegen sehr leicht auch seinerseits mit Selbstmord; es erliegt ohneweiters seiner pathologischen Suggestibilität.*)

*) Wer sich für die einschlägige Literatur interessiert, den möchte Verfasser auf die Gefahr hin, der Unbescheidenheit geziehen zu werden, auf folgende Publikationen des Verfassers aufmerksam machen, in welchen neben eigenen Beobachtungen die wichtigsten Quellen zusammengetragen sind: Pilcz, „Vergleichende Rassenpsychiatrie" (Wien, Deuticke, 1906); Ders., „Die Verstimmungszustände" (Wiesbaden, Bergmann, 1909); Ders., „Contributions à l'étude du suicide" (Annales médicopsychologiques, Separatabdruck, 1908); Ders., „Beiträge zur Lehre von der direkten Heredität" (Wiener medizinische Wochenschrift, 1908).





Die Pfarrkirche zu Pyhra in Niederösterreich.

Von **Emmerich Schaffran.**

Die Pfarrkirche in Pyhra südlich von Böheimkirchen in Niederösterreich gehört unter die größten frühgotischen Landkirchen im Viertel ober dem Wienerwalde. Schon aus der Entfernung, z. B. von den Höhen südlich von Böheimkirchen aus, wo man zum erstenmal den ganz in Grün eingebetteten freundlichen Ort sieht, macht die Kirche, trotzdem sie noch $1^1/_2$ Wegstunden entfernt ist, einen imposanten Eindruck. Es ist namentlich der Turm, der den Beschauer fesselt und der sich auch in der Nähe als mächtiges, nur wenig gegliedertes Parallelepiped darstellt, dessen Gesamthöhe zirka 30 m beträgt.

Die Geschichte der jetzt zur Diözese St. Pölten gehörenden Pfarrkirche ist nicht uninteressant. Die erste Erwähnung des Ortes geschieht in einem Schenkungsbriefe des Kaisers Heinrich IV. an Frowila, die Witwe des 1056 verstorbenen Babenbergers Markgrafen Adalbert, in welchem der Ort „Pirchehe" genannt wird. Kurz darauf, jedenfalls noch vor 1083, scheint auch die Pfarrkirche selbst gegründet worden zu sein. Ihr Schöpfer trägt einen berühmten Namen: es ist der um den österreichischen Kirchenbau hochverdiente Bischof Altmann von Passau. Von seinem Bau ist nichts mehr vorhanden; denn jene Teile im Innern der Kirche, die noch die letzten Regungen des romanischen Geistes an sich tragen, gehören einer Erweiterung oder Überbauung des ersten Gotteshauses an.

Die Pfarre war im 11. Jahrhundert sehr ausgedehnt und hatte als solche wahrscheinlich gleich nach ihrer Gründung auch das Taufrecht erhalten; es war dessen Erteilung noch zur Zeit Bischof Altmanns eine Begünstigung, die nicht jeder Kirche zuteil wurde, weil die Spendung des Taufsakramentes ein Privileg jener Kirchen war, welche sich in den Residenzen der Bischöfe befanden. Noch in Urkunden aus der Mitte und dem Ende des 12. Jahrhunderts werden Kirchen erwähnt, denen das Recht zur Erteilung der Taufe eigens zugestanden wird. Nun bestand in dieser Zeit, zu Beginn des 12. Jahrhunderts, bereits die Gepflogenheit, an Stelle des Untertauchens im Taufakte — der immersio in Wasserbecken (piscines) — den Täufling zu begießen (infusio) oder nur zu besprengen (adspersio). Man trennte sich jedoch nur schwer von der Immersio und es sind namentlich die Konzile von Köln 1280 und Ravenna 1312, welche die Taufe durch Untertauchen entweder direkt anbefehlen oder der Wahl des Priesters anheimstellen, und noch das Konzil zu Prag im Jahre 1470 ist mit aller Energie bestrebt, die Anwendung der älteren Taufform gegenüber dem Begießen und Besprengen aufrecht zu erhalten. Unter der ziemlich glaubwürdigen Annahme nun, daß die Kirche in Pyhra, wenn nicht schon bei ihrer Errichtung, so doch nicht



lange darauf zur Pfarrkirche (ecclesia parochialis oder plebana) erhoben wurde, und gestützt darauf, daß die Sitte der Immersio im 15. Jahrhundert noch bestand, müssen wir neben der Pfarrkirche nach dem charakteristischen, in Niederösterreich so oft vorkommenden Rundbau suchen, welcher als Taufkapelle gedient hat, da die Anlage des Teiches in der Kirche unstatthaft war. Auch befindet sich im jetzigen Gotteshaus kein Taufbecken, dessen Alter auf die frühzeitige Verwendung der jüngeren Taufformen schließen ließe.

Daß jene Rundbauten (Karner) als Begräbnisstätte, aber auch sehr oft — beinahe immer — als Taufkapelle tatsächlich gedient haben, ist bekannt. Wir verweisen diesbezüglich nur auf die Rundkapelle in Petronell, ein leider noch immer zu wenig gekanntes romanisches Bauwerk, welches im Tympanon des Portals die Taufe Christi als Basrelief enthält; derartige Skulpturen weisen immer auf die entsprechende Benutzung der Kirche hin.

Neben der Pfarrkirche in Pyhra ist nun zwar von einer derartigen Taufkapelle keine Spur zu finden. Wo der Grund hierzu liegt, ist nicht zu entscheiden. Vielleicht gelingt es einer gründlichen Durchforschung der Archive in Göttweig und St. Pölten, einigen Aufschluß darüber zu erhalten.

Die Pfarre war, wie eingangs erwähnt, sehr ausgedehnt und erstreckte sich von Böheimkirchen bis in das Tal der Gölsen, von der Traisen bis in die einsamen Waldtäler des Schöpflberges. Im 12. bis 14. Jahrhundert erlitt der Pfarrsprengel jedoch die ersten empfindlichen Abtrennungen, welche durch die Zeitverhältnisse, neue kirchliche Einteilung des Landes &c. bedingt waren. Mit dem Jahre 1530 beginnt für Pyhra eine harte Zeit. Göttweig, zu dem es kirchlich gehörte, veräußerte, um die immensen Kriegssteuern erschwingen zu können, seine Pfarre an den Besitzer des Schlosses in Wald*) Herrn Wilhelm v. Greiß, unter der Bedingung, daß das Stift den Ort jederzeit zurückkaufen könne. Das erste, was der neue Besitzer tat, war, daß er in dem erworbenen Gebiete seinen Glauben, den evangelischen, mit Gewalt einführen ließ. So wurde denn auch Pyhra trotz des ausgesprochenen Widerstandes seiner Bevölkerung protestantisch und blieb es fast ein Jahrhundert lang. Im Februar 1625 erließ Kaiser Ferdinand II. den Befehl, den katholischen Pfarrer in Pyhra wieder in sein Amt einzusetzen und hiezu erforderlichenfalls Gewalt anzuwenden. Am 25. März 1625 wurde dieser Befehl ausgeführt. Kaiserliche Kommissäre drangen trotz des hartnäckigen Widerstandes der Herren v. Greiß und seiner Anhänger in die Kirche ein und nahmen dieselbe in ihre Gewalt. Unmittelbar darauf wurde sie dem Stifte Göttweig zurückgegeben.

In ihrer ganzen Macht brauste die Kriegsfurie im Jahre 1683 über das friedliche Tal dahin. Türkische Scharen drangen ein und vernichteten den Wohlstand der Bewohner. Diese selbst, die sich vereinigt an eine Stelle im Walde geflüchtet hatten, wurden entdeckt und niedergemetzelt.

Unter Josef II. erfuhr die Pfarre eine neuerliche Verkleinerung: die Ochsenburg und deren Umgebung sowie die Ansiedlung Dörfel wurden von ihr abgetrennt. Die Schicksale Pyhras in den Franzosenkriegen zu schildern, würde zu weit führen. Wenn auch der Ort von den Marschlinien der beiden

*) Zirka 3·5 Kilometer südlich von Pyhra.

Hauptarmeen sowohl 1805 als auch 1809 ziemlich abseits lag, so hatte er doch durch Nachrichtendetachements und furagierende Abteilungen zu leiden. Im Bereich eines größeren Gefechtes lag er jedoch nie.

Die Kirche selbst gehört durch die Monumentalität ihrer Anlage und den reichen figuralen Schmuck des Innern zu den bedeutendsten Landkirchen Niederösterreichs. Das Innere, das wahrhaft imponierend wirkt, bietet ein treffliches Beispiel für den Übergangsstil. Noch sind die Mauern ungegliedert, noch ist die Pfeileranlage, der Einbau des Turmes, in echt romanischer Art gehalten. Doch allenthalben regt sich der frische gotische Geist und bescheiden beginnt an manchen Stellen das heitere gotische Rankenwerk sein anmutiges Spiel zu treiben. Es ist in Wahrheit ein Stilfrühling. Die Eigentümlichkeit des Baues läßt den Schluß zu, daß die Errichtung beziehungsweise Ausgestaltung der Kirche in der jetzigen Form dem ausgehenden 12. Jahrhundert angehört. Der Bau ist dreischiffig mit niedrigeren Abseiten, das Mittelschiff mit drei Seiten eines Achteckes, jedes Seitenschiff mit einem gleichartigen Chor geschlossen. Die Seitenchöre sind breiter als die dazugehörigen Schiffe. Das Mittelschiff wird von vier rechteckigen Kreuzgewölben überspannt; in den Abseiten entspricht je ein Travée einem des Hauptschiffes. Die Mauern des Mittelschiffes haben keine Fenster, denn dieses wird mit den Abseiten von einem gewaltigen Dach überspannt. Der Turm erhebt sich als mächtiges vierseitiges Prisma über dem ersten Chorquadrat und dokumentiert damit noch die Abhängigkeit vom romanischen Stil. Das Mittelschiff öffnet sich gegen jedes der Seitenschiffe mit drei gedrungenen Spitzbogen; die Trennung derselben von einander, beziehungsweise die Abschlüsse der äußeren Spitzbogen, erfolgt beiderseits durch je zwei ganze und zwei halbe mächtige viereckige Pfeiler, mit $^3/_4$-Säulen besetzt, deren Details in den Kapitälen nicht uninteressant sind und die zusammen mit den Schlußsteinen der Travées und den später zu erwähnenden Wandsäulen in den Nebenchören einen erfreulichen Phantasiereichtum bekunden. Von den $^3/_4$-Säulen der Pfeiler gehen schön profilierte, mit Birnenstab versehene Rippen aus, die recht typisch im Geiste des Übergangsstils gehalten sind; sie sind schon nach gotischer Art gegratet, während das Abgehen von dem Deckgesims mit dem ungegliederten Blindschild noch romanisch ist. Die mächtigen Pfeiler von ca. 1·2 m Durchmesser haben quadratischen Querschnitt mit abgeschnittenen Ecken; an jeder Quadratseite springt eine $^3/_4$-Säule vor. Der Schmuck der Säulenkapitäle ist nur teilweise erhalten; wo er noch besteht, zeigt er Pflanzen- und Tiermotive in einfach-naturalistischer Bildung. Das Mittelschiff hat die meisten Veränderungen an sich erfahren, denn seine Eindeckung ist nicht mehr die ursprüngliche, ihre spätgotischen Gurten deuten vielmehr auf das beginnende 16. Jahrhundert hin; außerdem wurde der Fußboden aufgeschüttet, in welchem jetzt die Pfeilersockel vollkommen verschwunden sind. Hieraus erklärt sich auch der etwas gedrückte Eindruck des Mittelschiffes.

Schöner und reicher repräsentieren sich die Seitenschiffe. Durch je zwei schöne Spitzbogenfenster mit prächtigem, einfach strengem Maßwerk empfängt jedes genügend Licht. Die Pfeiler gegen das Mittelschiff zu sind hier noch völlig erhalten, alle Kapitäle haben ihren Schmuck und auch die Gewölbe sind noch die ursprünglichen. Die $^3/_4$-Säulen an den äußeren Mauern

stehen auf einfachen gotischen Basen von achteckigem Durchschnitt. An ihren Kapitälen fallen zwei Reihen volutenförmiger Blätter auf. — Der Chor des Hauptschiffes bietet nichts Erwähnenswertes; seine Wände sind zweimal für Fenster mit einfachem Maßwerk durchbrochen. Auf der Epistelseite befindet sich eine Nische mit gotischem Zierrat, die zur Aufbewahrung der Meßgeräte gedient haben dürfte. Umso interessanter sind die Chöre der Seitenschiffe. Sie sind um ein Drittel breiter als die zugehörigen Schiffe und besitzen in den Ornamenten der Dienste, der Kapitäle und in den Schlußsteinen der Gurten prächtige Proben frühgotischer dekorativer Kunst. Den Abschluß des nördlichen Chores gegen das Seitenschiff bildet ein ziemlich breiter Scheidbogen, der von einer kleinen, schlanken $^3/_4$-Säule ausgeht. Der Schlußstein dieser Gurte ist mit einem phantastischen Kopf mit breit wegstehenden Haarschöpfen verziert. Im südlichen Chor sind im Gegensatz zum nördlichen die ursprünglichen, sehr einfachen Fenster noch erhalten; ihr Maßwerk ist aus dem Drei- und Vierpaß konstruiert.

Unstreitig das Wertvollste und künstlerisch Bedeutendste im Innern der Kirche sind drei Grabdenkmale, welche für Mitglieder der schon eingangs erwähnten Familie v. Greiß errichtet wurden. Diese Monumente zeigen den Stil der Renaissance in vollendeter Ausbildung und gehören unstreitig zu den bedeutendsten und prächtigsten Kunstdenkmälern dieser Art in den österreichischen Stammlanden. Das chronologisch älteste unter ihnen ist jenes, das sich über der Ruhestätte des am 13. August 1533 verstorbenen Wilhelm v. Greiß und seiner Gemahlin, Barbara v. Mörsberg, erhebt. Es besteht aus dem aufrechtstehenden Grabdeckel und der darunter befindlichen Wappen- und Schrifttafel, alles in rotem Marmor gearbeitet. In die Grabplatte ist das Bildnis des Ritters in en face-Stellung und in voller Rüstung in kräftigem Relief gemeißelt. In der Rechten hält er eine Fahne, während die Linke sich auf die Hüfte stützt; das Visier ist geöffnet und zeigt ein kräftiges Antlitz mit gewöhnlichen Zügen. Zwischen den gespreizten Beinen sitzt ein kleiner Hund und legt die rechte Vorderpfote an das rechte Bein seines Herrn. Die Rüstung ist die typische der Zeit Kaiser Maximilians I. Zu beiden Seiten der Grabschrift befinden sich die gut und mit Formenverständnis gearbeiteten Wappen der Eheleute. Das Epitaph lautet: Hie · Ligt · Begraben · der · Edel · Herr · vnd · Gestreng · Ritter · Herr · Wilhalm · Von · Greiss · Zv · Wald · Ro · KV · M^t^ · Ratt · Vnd · Obrister · Jagermaister · Vnd · Ist · Gestorben · Am · San · Polten · Tag · Nach · Christi · Gepvrt · M · D · XXXIII · Jar · Dem · Got · Genad ·

Hie . Ligt · Begraben · Die · Wolgeporn · Frav · Frav · Barbara · Von · Grevsen · Ain · Geporne · Von · Merspvrg · Des · Edlen · Gestrengen · Ritter · Heren · Wilhalm · Von · Grevsen · Zv · Wald · Eliche · Gemahl · Vnd · Ist · Gestorbn · Den · X · Tag · IVLI · Im · M · D · XXXVIII · Jar · Der · Got · Genat ·

Ein Meisterwerk ersten Ranges ist das schon durch seine Größe — 3·90 m hoch und 3·42 m breit — auffallende Grabmal im südlichen Nebenchor, dem soeben besprochenen gegenüber. Es ist im Stil reiner Hochrenaissance gehalten und läßt sogar in den Medaillons der Mittelfelder Anklänge an italienische Meister, namentlich an Jacopo Sansovino, erkennen.

Von einem reich und mit erlesenem Geschmack ornamentierten, aus übereinandergesetzten Pilastern gebildeten Rahmen eingefaßt, besteht es aus drei Feldern; das obere enthält die Schrifttafeln, das mittlere die Bildnisse der Verstorbenen in Hochrelief und Medaillons mit biblischen Darstellungen in zartem Flachrelief, das untere die Familienwappen. Die Schrifttafeln sind von reichen Hochornamenten umfaßt; merkwürdigerweise ist nur die links vom Beschauer beschrieben, während die übrigen leer geblieben sind. Die Inschrift besagt folgendes:

Hie · Ligt · Begraben · Der · Edle · Vnd · Gestreg · Herr. · Christoff · Von · Greissen · Zv · Wald · RO · Khay · Mt · Rath · Der · Gestorben · Ist · Zv · Sidtzenperg · Den · 19 · Tag · Februarii · Nach · Christi · Gepvrt · AO · 1576 · Dem · Got · Genat ·

Hie · Ligt · Begraben · Die · Wollgeporne · Frav · Madalena · Von · Greissen · Ain · Geporne · Khvenin · Von · Welosy · Zv · Liechtenperg · Des · Edlen · Vnd · Gestrengen · Hern · Christoffen · von · Greisen · Zv · Walt · Eliche · Gemahl · Die · Starb · Zv · Sitzenperg · Den · 17 · Tag · Jvli · Anno · 1572 · Der · Got · Genat ·

Das mittlere Feld ist in einen größeren und höheren und drei schmälere und niedrigere Bogen geteilt, die voneinander durch kräftig vortretende Säulen mit hohen Sockeln getrennt sind. In der großen Bogenöffnung knieen zu Füßen eines Kruzifixes der Ritter Christoph v. Greiß († als kais. Regimentsrat) und seine Gemahlin Magdalena, geb. Freiin von Khuen-Belasy, zwischen ihnen in dichtgedrängter Schar ihre dreizehn Leibeserben in kindlichem Alter; alle Personen sind mit gefalteten Händen und die meisten im Profil dargestellt. In den drei anderen Arkaden knieen mit abgenommenem Helm ebensoviele Ritter, gegen den linken, größeren Bogen gewendet; der äußere von ihnen hat, obwohl er die Gebärde des Betens macht, keine Hände. Hinter ihm wachsen aus dem Boden drei dürre Stämme, die entweder ein Zeichen der Kinderlosigkeit sind oder aus rein kompositionellen Gründen als Ersatz für die fehlenden Hände angebracht wurden. Diese drei Ritter dürften die Brüder Johann, Johann Sigismund und Sebastian des Herrn Christoph von Greiß gewesen sein; wenn auch die Inschrifttafeln über ihnen leer geblieben sind, — ein Zeichen, daß die Dargestellten nicht hier begraben liegen, — so befindet sich doch in der dritten unteren Reihe unter jedem Ritter das gemeinschaftliche Greißsche Familienwappen mit dem nach links gewendeten springenden Rehbock als Helmzier. Durch das ganze Mittelfeld zieht im Hintergrunde die Abbildung einer befestigten Stadt mit Türmen und krenelierter Mauer hin, während der Himmel durch geballtes Gewölk belebt ist. Über dem Bogen befinden sich drei ganze und zwei halbe Medaillons mit Reliefdarstellungen aus dem Neuen Testament. Die ganzen Medaillons enthalten die Grablegung Christi, dessen Auferstehung und die Anbetung des neugeborenen Heilands, während der Künstler — dessen Name übrigens nirgends genannt ist — in die Flügelhalbkreise den Engel der Verkündigung und Maria am Betpult einfügte. Namentlich die beiden letzten Darstellungen verraten die Abhängigkeit, die Beeinflussung von italienischen Vorbildern. Die Gebärden Marias und des Engels, die Stellung und den überaus charakteristischen Faltenwurf

finden wir nicht allein in der gesamten italienischen Plastik, sondern auch in der dortigen Malerei und es ließen sich viele Beziehungen mit venezianischen Motiven herstellen. Die Durchführung der flachen Reliefs ist technisch gut, die Komposition wohlabgewogen und linienschön. Das untere Feld besteht aus den vorhin erwähnten, kräftig modellierten Familienwappen, welche durch zierliche Säulchen von einander getrennt sind.

Im Hauptchor befindet sich das dritte, dem kaiserlichen Rat Hans Jakob, einem Sohne des Christoph von Greiß, gesetzte Grabmal. Neben einem Kruzifix kniet im Harnisch mit abgelegtem Helm der Ritter, ihm gegenüber seine Frau Maria Magdalena von Eytzing mit Kinntuch und Kapuze und zwischen ihnen vier Knaben und drei Mädchen; auf dem Boden liegen vier Wickelkinder. Diese gut gearbeiteten Figuren sind im Profil gegeben; über den Bildnissen hat der Bildhauer zwei Lünetten mit der Darstellung des Auferstandenen, außerdem in den Ecken Engel und Fruchtstücke angebracht.

Die Grabschrift des kaiserlichen Rates und die seiner Gemahlin lauten:

Hie · Ligt · Begraben · Der · Edel · Vnd · Gestreng · Herr · Hans Jacob · Von · Greisse · Zv · Waldt · Auf · Sitzenberg · Vnd · Gmündt · Röm · Kays · Majtt · Rat · Vnd · Einer · Ersamb · Landschafft · Zv · Osterreich · Vnder · der · Ens · Gew · Verordneter · Der · Gestorben · Ist · Den · XXIX · Juni A · MDLXXXXII · Jar · Dem · Got · Ain · freliche · Aufferstehung · Verleihen · Wolle · Amen ·

Hie · ligt · auch · Begraben · Sein · Gemahel · Die · Wolgeborne · Fraw · Fraw · Magdalena · Von · Greyssen · Geporne · Freyin · Von · Eyzing · & · Welche · Seliglich · Im · Herren · Entschlaffen · Ist · Den · Tag · Im · M · Jar · Der · Sambt · Allen · Glaubigen · Got · Ain · Frelich · Aufferstehung · Verleihen · Wolle · Amen · *)

Zu den Lünetten am letztbeschriebenen Grabmal sei noch erwähnt, daß ihr Stil bereits ein Nachlassen der künstlerischen Qualität anzeigt. Ihre Ausführung weist bereits auf den beginnenden Verfall hin: sie sind manieriert.

Das schmucklose Äußere der Kirche zeigt außer jüngeren barocken Zutaten nur gotische Bauglieder auf. Von Interesse wäre nur eine einfache gotische Tür an der Südfront. Erwähnt sei noch eine auf dem Kirchenplatze stehende viereckige Prangersäule, an welcher noch Kugel und Fessel angebracht sind.

Die Kirche zu Pyhra verdient mehr gekannt und öfters besucht zu werden, als dies bis jetzt der Fall war; würden doch auch die Schönheiten der Gegend einen Ausflug dorthin angenehm gestalten, — einer Gegend, über welcher der liebliche Zauber der schönen Landschaften Niederösterreichs liegt, wo über wogenden, goldgelben Saatfeldern und ernstdunklen, hochragenden Nadelwaldungen der blaue, gezackte Kamm der Alpenkette glänzt, beherrscht von der mächtigen Kuppe des weithin schimmernden Ötscher.

*) Magdalena v. Greyß ist nach ihrem Gemahl gestorben; ihr Todestag konnte leider nicht festgestellt werden.





Domine, quo vadis?

Von **Fritz v. Kenner.**

Es war ein wohliger Sonnentag,
Der maiduftig über der Erde lag.
Da stand ein Mann am Waldesrand,
Im Rücken die rauschenden Tannenriesen,
Den Blick gewendet ins maigrüne Land
Über die frischen grünenden Wiesen,
Durch die die Dornhecken in weißer Pracht
Den Weg fein sachte zur Höhe geleiten.
Und dort, wo der Weg eine Krümmung macht,
Sieht er einen feinen Herren reiten.
Ein leises Klingen kommt mit dem Wind,
Ein Schellengeläute von Roß und Reiter;
Der ist wohl vornehmer Leute Kind,
Jung wie der Tag und schön und heiter.
Grau sammten das Wams und kostbar genug,
Ein goldenes Wehrgehäng drübergeschlungen,
Worein er seinen Raufdegen trug,
Des Jähzorns allzu spitzige Zungen.
Sein Haupt ist entblößt. Er trägt den Hut
An der Fangschnur läßig auf seinem Rücken.
Alles in allem ein junges Blut,
Das Himmel und Erde und Welt beglücken.
So kommt er herauf.
Da tritt der Mann
Ihm in den Weg und spricht ihn an:
„Quo vadis, domine?"
Der junge Reiter
Verhält sein Roß bei diesem Gruß
Und antwortet ihm mit leichtem Verdruß:
„Gott grüß dich, Freund, doch laß mich weiter!"

Der Weg ist eng. Die Dornenhecken
Zu beider Seit in den Weg sich strecken,
Der Alte vorne den Weg versperrt.
Ein hag'rer Mann ist's, unbewehrt.
Trägt er auch der Mönche dunkles Gewand,
So weist doch sein Blick, seine ganze Haltung
Auf des Landsknechtes trutzigen Stand,
Auf des Kriegers kühne Kraftentfaltung.
Und wieder spricht er: „Wo zieht Ihr hin?"

Dem Jungherrn der Unmut zu steigen schien:
„Aus dem Weg, lieber Bruder, mein Roß geht scharf.
Du stehst auf dem Fleck, dessen ich bedarf.
Geh mir aus dem Weg!"
Und er reitet los,
Ein Schenkeldruck, es bäumt sich das Roß,
Der Mönch da vorn greift mit seinen langen
Armen, um die Zügel zu fangen —
Ein kurz Getümmel, ein scharfer Ruck —
Der Reiter ist frei, den Mönch aber schlug
Es hinein in die blühenden dornigen Schlehen,
Als sollte ihm Hören und Sinnen vergehen.

Er klaubt sich zusammen nach seinem Sturz,
Besieht seine zerschundenen Hände kurz
Und trabt mit klatschendem Sohlenschlag
Dem Reiter vor ihm laut rufend nach.
Der hört nicht auf ihn und sprengt was er kann,
Hinein in den stillaufhorchenden Tann.

Still ist's umher. Nur des Rosses Huf,
Der Nußhäher Schrei, des Kuckucks Ruf



Ringen sich aus dem Schweigen los.
Sonnenlichter spielen im Moos
Und hie und da huscht es in Stamm und Ast
In unsichtbarer, gespenstischer Hast.
Der Edelherr mäßigt seinen Trab,
Er steigt von seinem Rosse herab
Und klopft ihm mit zufried'nem Gesicht
Den glänzenden Hals, indem er spricht:
„Rößlein, wenn es ihn auch verdroß,
Nun sind wir doch den Narren los!"

„Quo vadis, domine?" tönt's her vom Weg.
Da steht er, der Mönch. In Zorn und Schreck
Reißt der Jungherr heraus den blanken Degen,
Eine wilde Wut ohne Überlegen.
Die Klinge blitzt mit sausendem Pfiff
Nach des Mönches Haupt — doch mit einem Griff
In unbeschreiblicher, blitzschneller Hast
Hat der schon des andern Gelenk erfaßt
Und — war auch der Hieb gar kräftig geführt —
Seine Wucht mit eiserner Kraft pariert.
Nicht ganz. — Ein blutroter Streif erblüht
An der Stirn des Mönchs, dort wo sich zieht
Die blaurote Narbe aus altem Streit,
Die dem Antlitz den wilden Ausdruck verleiht.

„Du Teufel!" keucht der Junge hervor.
Der Mönch greift still nach der Stirn empor,
Taucht die Finger ein in der Wunde Glut
Und zeigt das langsam tröpfelnde Blut.

Ernüchternde Scham — er senkt den Blick,
Geht wieder zu seinem Roß zurück,
Er steigt hinauf, er bringt es in Schritt.
Der Mönch geht langsam und schweigend mit.

Einmal nur sieht der Reiter zur Seiten,
Er sieht den Verwundeten ihn begleiten,
Da senkt er das Haupt, knirscht still mit den Zähnen
Und dunkler seine Wangen erbrennen.

Sie ziehen selbander ins Land hinein,
Der uJngherr voraus, der Mönch hinterdrein,
Und bilden ein so seltsames Paar,
Als irgend eines zu sehen war;
Das Weltkind mit feiner Kleidung geschmückt,
Ernst, verdrossen und sichtlich gedrückt,
Der Mönch dahinter in heiterer Ruh,
Als trieb er den Jungen dem Ziele zu.
Es ist auch Gelächter, was beide erregen,
Kommt irgend einer ihnen entgegen.
Die Bauerndirne im Wiesenfeld,
Der Knecht, der die Zügel der Pferde hält,
Der Fuhrmann unter der Wagenplachen, —
Sie sehen nach und lachen und lachen.

Die Sonne neigt sich bereits gegen West.
Da kommen sie durch ein kleines Nest,
Am Brunnen vorbei, wo die Mägde stehn.
Geflüster und Lachen schallt ihnen zu,
Dort klappert laut ein hölzerner Schuh,
Aus Fenstern und Türen die Inwohner sehn,
Von dunklem Rot ist der Herr übergossen, —
Er fühlt's, wie sie sich in die Seite stoßen.

Doch endlich ist auch dies vorbei.
Vor ihnen liegt wieder die Landstraße frei.
Da winkt sich der Jungherr den Mönch heran
Und spricht ihn mit feindseligen Blicken an:
„Ich wußte, daß es Hartköpfe gibt,
Doch was deinem verfluchten Schädel beliebt,
Ist unerhört, bei meinem Leben!
Was muß ich dir, schmähliger Graukopf, geben,

Daß du abläſſeſt von dieſer Art
Und freigibſt weiterhin meine Fahrt?"

Ein eigenes Schmunzeln um ſeinen Mund
Sagt der Mönch: „Ich tat es Euch bereits kund.
Nicht Geld, nicht Gut. Nicht will ich Euch plagen,
Nur wo Ihr hingeht, ſollt Ihr ſagen."

„Nun gut," ſagt der Jungherr und ſchwingt ſich vom Roß.
„Soll's ſein, werd' ich dich nur endlich los.
So hör! Wir ſaßen unlängſt unſer drei
Im Keller der St. Hubertus-Abtei,
Wir tranken viel, wir tranken mit Fleiß
Und Scherz und Rede gingen im Kreis.
Sie kamen denn auch, wie in allen Gauen,
Auf Schönheit, Liebe und Treue der Frauen.
Der eine ſchwor: 's gäb nur ein Mittel auf Erden,
Die Frauentreu, um drein ſelig zu werden.
Der andre meinte: ſo falſch und 'mein
Wie die Frau könnt nur mehr der Teufel ſein.
Da ſtand ich auf und ſprach: Laßt Zeit!
Ich ſchlichte gar gerne euern Streit.
Die Frau iſt nicht ſchlecht und iſt nicht gut,
Iſt beides zugleich in der Sinne Glut,
Iſt treu, ſolange ſie liebt ihren Mann,
Untreu, tritt die Verſuchung heran. —
Sie lachten auf: Beweiſe, du Narr! —
Sagt mir ein Weib, ich leg es euch dar:
Da nannten ſie Chlotild vom Stein.
Wir wetteten und ich ſchlug ein."

„Und rittet heut aus, dieſe Wett' zu gewinnen?"
Fragt der Mönch.
Da wurden verlegen des Andern Mienen.
Sie ſtanden ſo einen Augenblick.
Da neigt ſich der Mönch und trat zurück
Im Auge einen ſchwermütigen Gruß
Dann wandte er ſich. Da kam ein Entſchluß
Dem Jungherrn zögernd von dem Mund:
„Herr Bruder, ich ſchlug Euch die Stirne wund.
Darf ich die Wunde mir nun beſehen?"

Der Mönch verneint im Weitergehen.
Der Jungherr ſchreitet ihm langſam nach:
„Wie denkt Ihr von mir? Iſt's Schande, iſt's Schmach?
Verachtet Ihr mich?"
Der Mönch verneint:
„Wie denkt Ihr ſelbſt, mein junger Freund,
Von Euch? Geradeſo denk' auch ich.
Zieht denn mit Gott und laſſet mich."

„Warum mit Gott? Was ſpottet Ihr das?
Und warum ſeid Ihr heut ohne Unterlaß
Mir nachgegangen und habt mich gequält,
Bis ich Euch dies und das erzählt?"

„Es iſt kein Spott. Und dieſe Frage
Tu ich ſeit langem oft im Tage.
Und wollt Ihr noch ein wenig hören,
Will ich's in kurzem Euch erklären.
Seht, Junkerlein, einmal auf mich!
So jung wie Ihr, ſo war auch ich,
So keck wie Ihr, Euch ziemlich gleich,
Nur war ich nicht wie Ihr ſo reich.
Wir ritten gen Welſchland mit einem Heer
Und wieder einmal war mein Beutel leer.
Zufällig trat ich in ein Kirchlein ein.
Da ſtand ob einem Reliquienſchrein,
Der die Umſchrift „Quo vadis, domine?" führt,
Mit Steinen beſäet und fein ziſeliert,
Eine goldne Monſtranze in ſchwerer Pracht.
Es dämmerte ſchon und bald war es Nacht.
Ein Griff nach dem Kleinod mit fiebernder Hand —
Schon barg ich es unter meinem Gewand
Und ſchlich aus dem dämmernden Gotteshaus,
Ein Kirchenräuber, ins Freie hinaus.

Kaum draußen, wurde ich angefallen.
Schwerthiebe und wüstes Geschrei erschallen, —
Noch heut weiß ich nicht, woher es kam,
Nur daß es mir die Besinnung nahm
Und als ich wiederum erwacht,
Lag ich im Spittel in finstrer Nacht,
Mein Kopf — — — seht, Junker, den bösen Hieb,
Von dem mir diese Stirnnarbe blieb.
Das Fieber durchschauerte meine Knochen,
Es kam mir herauf zum Herzen gekrochen,
Bald zog ich in dörrendem Sonnenglühn
Mit meinem Heere verschmachtend hin,
Bald mußt' ich einem Raubzug befehlen,
Bald mußte ich die Monstranze stehlen.
Und kaum begangen die Freveltat,
Geschah's, daß der Herr aus dem Altarbild trat.
Ich wollte fliehn, — doch brennender Schmerz
Hielt mich zurück, es stockte mein Herz, —
Es riß mich nieder auf meine Knie,
Da lag ich in bebender Angst und schrie.
Er aber neigt' sich, da er vor mir stand,
Nahm die Monstranze und legt seine Hand
Mir, der sein Heiligtum beraubt,
Leise segnend aufs wunde Haupt.
„Quo vadis, domine?“ sprach er mild,
Indem er meine Stirn befühlt'.
Da ebbte der Schmerz, da verlor er sich.
Seht, Junker, da erwachte ich.
Seit jener Zeit, seit dem bösen Tage
Stell' ich gar oft die nämliche Frage
Und laß nicht nach trotz Hieb und Stoß,
Nur nach der Antwort laß ich los.
Das habt Ihr heute erfahren müssen. — —
Ihr wollt meine Hand? Ei nein, nicht küssen!
Was fällt Euch ein, das wär' mir lieb!
Noch seid Ihr ja kein Kirchendieb!“

Der Jungherr geht langsam zu seinem Roß.
Er schlingt die Zügel vom Straßenzaun los.
Er steigt hinauf.
Graudunstige Schleier
Zieht der Abend zur bräutlichen Feier
Über das liebverschlafene Land.
Leise verfärbt sich der Wolken Brand.
Nun ist alles eintönig grau verglommen.
Der Jungherr zieht hin in der milden Luft,
Weiter und weiter im Abendduft,
Den Weg zurück, den er hieher gekommen.
Der Bruder sieht nach vom Straßenrain
Und brütet still in sich hinein.
Dann fühlt er nach seiner brennenden Wunden:
„Du frisches, junges Junkerlein!
Hast doch auf den rechten Weg gefunden!“





Im Moor.

Von **A. Sauleetis.**

Frei nach dem Lettischen von **Fanny Brentano.**

Ein grauer, naßkalter Herbstmorgen dämmert herauf. Allmählich treten die umliegenden Gegenstände aus dem Dunkel: dort am Abhang schlummert eine kleine, alte Scheune, geduckt wie ein altes Väterchen, bis an den Giebel mit Heu angefüllt. Das Dach ist zur Hälfte mit Stroh, zur Hälfte mit Baumrinde gedeckt; einzelne vom Winde losgelöste Rindenstücke starren in die Luft, verdrückt und verbogen wie die Ränder eines alten Hutes. Hinter der Scheune breitet sich eine graue, kahle Grasfläche aus und hinter dieser das Moor, das mit verkrüppeltem Weidengestrüpp und stachlichen Brombeersträuchern bewachsen ist. Dazwischen stehen ein paar armselige Tannenbäumchen, bald einzeln, bald in Gruppen, und hier und da schimmert auch der weiße Stamm einer Birke aus der Dämmerung hervor. Rundumher herrscht tiefe Stille; besonders fühlbar ist sie im Moor: eine schwere, kalte Stille, gleich dem Herbstnebel, der darüber lagert. Es ist, als steige von Zeit zu Zeit aus dem Moor ein Seufzer auf, tief, hohl und bang, und als erwache dann das Moor und erzähle von seinen schwermütigen, dunklen Träumen. Nach einer Weile ist alles wieder still, das Moor liegt stumm und reglos da.

Im Sommer ist es hier nicht so einsam und traurig gewesen: ungeheure Mücken- und Fliegenschwärme durchsummten da die Luft und tanzten über dem harten Riedgras und dem Sumpfporsch, der auf den Erdhügeln blühte; ein Vöglein zwitscherte im Gebüsch, ein Eichkätzchen verirrte sich aus dem Walde hierher. Jetzt aber ist alles Leben entflohen, — das Moor ist tot.

Auf der andern Seite der Grasfläche, inmitten eines unfruchtbaren, sandigen Ackers, stehen ein paar kleine, altersgraue Gebäude, nahe Verwandte der halbzerfallenen Scheune dort auf dem Hügel. Ängstlich schmiegen sie sich eines ans andere, um sich auf der weiten Ackerfläche nicht gar so unsicher zu fühlen. Ein kleiner, erst vor kurzem angelegter Obstgarten am Ende des Wohnhauses ist noch nicht imstande, ihr armseliges Aussehen vor der Welt zu verbergen. Ein alter Ahorn auf der einen und eine ebenso alte Weide auf der andern Seite des kleinen Hofes neigen sich einander zu und scheinen miteinander plaudern zu wollen, wie zwei gemütliche Grauköpfe, die sich von Jugend auf kennen. Längs des Zaunes und des Feldweges sind vereinzelte junge Bäumchen gepflanzt, Eschen und Kastanien, aber die sind noch ganz klein; nur wenige blasse Blättchen zittern auf ihren schlanken Zweigen. Hinter dem sandigen Acker werden schmale Streifen mit niedrigem Gebüsch bewachsener Viehweiden sichtbar und zwischen diesen liegen wieder Felder,



auf denen noch die grauen Holzgestelle zum Aufstapeln der Korngarben stehen; ganz im Hintergrunde aber, kaum aus der Morgendämmerung auftauchend, zieht sich die dunkle Linie des Waldes hin . . .

Über den schmalen Feldweg, der sich vom Walde her zwischen den Äckern und Viehweiden hinschlängelte, kam eiligen Schrittes ein Mann gegangen. Er war in mittleren Jahren, groß von Wuchs, mit feistem, von dichtem, rotblondem Bart umrahmtem Gesichte. Den grauen Überrock hatte er aufgeknöpft, dennoch schien er sehr erhitzt zu sein. Jetzt betrat er den Hof und sah sich forschend nach allen Seiten um. — „Ist der Wirt zu Hause?" fragte er eine Frau, die soeben, zwei Eimer mit dampfendem Viehtrank am Achselholz auf der Schulter tragend, aus dem Hause trat. „Freilich ist er zu Hause, — wo sonst? Für die Arbeit im Moor ist's ja noch zu früh. Mein Alter füttert dort im Stall die Pferde, aber der Wirt ist noch nicht herausgekommen."

Der Fremde hörte gar nicht mehr auf die Frau. Durch die niedrige Tür, an deren Schwelle statt einer Stufe ein flacher Stein lag, trat er ins Haus. Das erste Zimmer war niedrig und halbdunkel, denn das kleine vierscheibige Fenster ließ nur wenig Licht herein. Nicht weit vom großen Kachelofen an der mittleren Wand befand sich eine Tür, die in das zweite Zimmer führte. Der Fremde klopfte an. Die Tür wurde von einem jungen Manne geöffnet, der eben erst aufgestanden zu sein schien. Sein wettergebräuntes, von einem dichten Kranz blonder Haare umgebenes Gesicht war sehr ernst, den derben, rauhen Händen sah man die harte Arbeit an.

„Ach, Nachbar Sihle!" rief er, „sieh' mal an, du bist schon so weit gewandert und ich krieche eben erst aus den Federn! Hab' mich heut' verschlafen." Und er begann sich schnell anzukleiden.

„Na, das macht ja nichts; es geht einem halt manchmal so," erwiderte der Gast und setzte sich an den Tisch, auf dem eine Lampe mit grüner Kuppel stand und einige Bücher und Zeitungen umherlagen. Dieses Zimmer war etwas geräumiger und bequemer als das erste.

„Du scheinst viel zu lesen," meinte Sihle, die Zeitungen betrachtend und eines von den Büchern aufschlagend; „Grundzüge der Landwirtschaft" stand auf dem Titelblatt.

„Ja, des Abends. Viel Zeit dazu hab' ich freilich nicht, — wenn man den ganzen lieben Tag gearbeitet hat, wird man auch bald schläfrig, da geht's denn manchmal schon recht früh ins Bett."

Andreas Linde, der junge Waldhofbauer, hatte seine Morgentoilette beendet und setzte sich nun zu dem andern an den Tisch. In seinen ernsten blauen Augen lag die Frage, was der Nachbar eigentlich von ihm wollte. Dieser schien das zu bemerken, sah zur Seite und schwieg, während seine Finger mit einem Zeitungsblatte spielten. Er schien nicht recht zu wissen, womit er anfangen sollte.

„Ich hab' mit dir zu sprechen, aber — so, daß uns niemand hört; es geht nur uns beide an," sagte er schließlich, stand auf und schloß die Tür, die halboffen geblieben war.

„Wir sind hier ungestört, niemand kann hereinkommen als höchstens meine Mutter," meinte der junge Bauer etwas verwundert.



„Wenn auch, — bei geschlossener Tür ist's gemütlicher. Die Weiber brauchen nicht alles zu wissen.“ Sihle lachte gezwungen, setzte sich und begann wieder unruhig mit der Zeitung zu spielen.

„Dann — bist du wohl wegen meiner Schuld gekommen?“ fragte Andreas etwas zaghaft. Im Frühling hatte er vom Nachbarn 60 Rubel geliehen, die er bisher noch nicht zurückgezahlt hatte. Aber das war doch kein Geheimnis. Die Mutter und sogar der alte Knecht wußten ja, daß er das Geld damals zum Pferdekauf gebraucht hatte.

„N—nein, ganz was anderes,“ antwortete Sihle; „mit der Rückzahlung hat's ja keine Eile. Aber weißt du, wir sprachen einmal von der Waldecke da, — die Sache kann sich machen, ich kann dir das Landstück abtreten.“

Lindes Augen leuchteten auf, er wurde lebhafter. „Ach, Nachbar, das wäre mir wohl sehr angenehm. Die Waldwiese wäre mir von großem Nutzen; dann hätte ich doch ein Stück wirklichen Wiesenlandes. Was hab' ich denn jetzt? Nichts als Moor! Und die Waldecke könnte ich auch gut gebrauchen. Dagegen für dich ist dies Landstück ganz überflüssig, fernab von deinen übrigen Ländereien —“

„So ist es!“ pflichtete der andere bei; „reden wir aufrichtig, als gute Nachbarn. Für dich hat dies Stück zehnmal mehr Wert als für mich, denn einen besseren Platz für eine Mühle findest du nirgends.“ Dabei lachte Sihle, Andreas aber blieb ernst. Es war ihm unangenehm, daß der Nachbar seinen Plan erraten hatte. „Diese Waldecke, die an deinen bisher ganz wertlosen Kiefernhügel heranreicht,“ sprach Sihle weiter, „ist wie auserſehen für eine Mühle. Wenn der Waldbach auch schmal ist, — fließen tut er doch, selbst im allertrockensten Sommer. Ja, an deine Ländereien angefügt, gewinnt meine Waldecke an Wert. Ich dagegen kann nichts Rechtes aus ihr machen.“

„Das mit der Mühle —“ erwiderte Andreas ein wenig verlegen, „ich hatte allerdings den Plan, ich will's nicht leugnen. Ob ich ihn ausführen kann, weiß ich freilich nicht. Vielleicht mit der Zeit, wenn mein Moor etwas trägt —“

„Das wird wohl nicht so bald der Fall sein,“ fiel ihm Sihle ins Wort, „aber darauf brauchst du ja auch gar nicht zu warten. Wer ein sicheres Einkommen hat, wie du, kann doch Geld zu leihen bekommen.“

„Mag sein. Vor allem muß ich jedenfalls das Land haben. Könnten wir uns vielleicht gleich darüber einigen?“

„Ja, ja, das wollte ich ja, wenn wir —“ Sihle stockte und sah zum Fenster hinaus, als wollte er den fragenden Blicken des jungen Bauern nicht begegnen. Endlich fuhr er fort: „Du botest mir einmal für das Land 300 Rubel, — damals ging ich nicht darauf ein, — ich hab's mir überlegt, ich kann den Preis annehmen.“

„Wirklich, Nachbar? Eine angenehmere Nachricht konntest du mir gar nicht bringen!“ Andreas sprang in freudiger Erregung auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Nun sollte er also der Erfüllung seines langgehegten Wunsches näherkommen! Drüben am Waldbach sollten die Mühlräder lustig rauschen und ihm viel, viel mehr Gewinst eintragen als die



Arbeit im dunklen, ernsten Moor und auf dem armseligen versandeten Acker! Alles, alles sollte anders werden in Haus und Hof!

„Natürlich," begann Sihle wieder, „wenn man in Betracht zieht, was ich von andern Käufern für mein Land erhalten könnte, so sind die 300 Rubel so gut wie nichts; 6—700 würde mir jeder mit Freuden dafür geben. Die Bäume allein sind ja schon ein schönes Stück Geld wert. Aber du bist mir nun mal grade recht als Käufer, das ist dein Glück. Und dann — vielleicht wirst du mir nun auch einen Gefallen erweisen —" Sihle rückte näher zu Andreas heran und begann so schnell und leise auf ihn einzureden, daß dieser nur einzelne Worte verstand: „Kleine Unannehmlichkeit — so eine Sache mit dem verstorbenen Dalge — vielleicht schon erfahren — will durchaus von mir — hast du noch nichts davon gehört?" Sihle blickte forschend zu Andreas auf, der völlig verständnislos vor ihm stand.

„Was soll ich gehört haben?" fragte der junge Bauer verwundert, „was ist mit Dalge? Der ist doch längst tot, wie kannst du mit dem Unannehmlichkeiten haben?"

„Und gar was für welche!" Sihle versuchte zu lachen, aber es gelang ihm nicht recht. Er näherte sein erhitztes Gesicht wieder dem jungen Bauern und flüsterte: „Dalge selbst ist zwar tot, ja, aber seine Frau und seine Tochter leben noch. Und denk' dir nur, Freund, plötzlich verlangen sie von mir, ich solle ihnen das Geld zurückgeben, das Dalge mir zum Aufbewahren anvertraut habe! Was das wohl für Geld sein soll? Was ich hatte, hab' ich ihnen gegeben, was wollen sie denn noch? — Das wissen sie wohl selber kaum!" Er machte eine ärgerliche Handbewegung, strich sich den Bart und warf einen lauernden Blick auf Andreas.

„Nun und —?" fragte der, „ich versteh' noch immer nicht. Sie verlangen Geld von dir?"

„Na ja, sie verlangen es, aber die Sache ist doch eben die, daß ich ihr Geld längst nicht mehr habe. Die Frauenzimmer verstehen ja nicht zu rechnen! Die bilden sich was ein und geben mir nun keine Ruhe." Sihle lachte wieder höhnisch auf.

Andreas dachte nach. „Ja, gehört habe ich wohl," sagte er dann, „daß du Dalges Ersparnisse aufbewahrt hast —"

„Ich hatte," unterbrach ihn der andere, „das leugne ich ja gar nicht. Aber allmählich hat Dalge sein Geld wieder zurückgenommen, so einen Hunderter nach dem andern. Ich begreife selbst nicht, wo er es gelassen hat. Ich hielt das Geld ja nicht zu Hause, hatte es sicher in der Bank angelegt, aber eins, zwei, drei, war alles wieder herausgenommen."

„Das kann alles sein, Nachbar, aber was geht das mich an?" fragte Andreas jetzt.

Sihle warf einen mißtrauischen Blick auf die Tür und flüsterte weiter: „Was es dich angeht? Das wirst du bald genug erfahren. Die Witwe will mich klagen und du sollst Zeuge sein."

„Ich — Zeuge?"

„Jawohl. Mir scheint, du bist einmal dabei gewesen, als Dalge mit mir von seinem Gelde sprach. Er fragte mich — — erinnerst du dich denn nicht? Es war im vorigen Sommer, kurz vor seinem Tode!"



„Ja, jetzt erinnere ich mich," antwortete Andreas nachdenklich, und er gedachte eines Sommersonntags, an dem er Sihle einen Besuch gemacht hatte; der hatte ihn mit selbstgebrautem Bier bewirtet. Ja, ja, er entsann sich jetzt ganz genau, wie alles gewesen war: das Zimmer hatte etwas verwahrlost ausgesehen, die schmutziggraue Tapete hatte hier und da in Fetzen herabgehangen und Sihle hatte erzählt, er wolle die Wände neu bekleiden lassen, mit schönen, bunten Tapeten, die mit roten Blumen und fremdartigen Vögeln bemalt sein müßten, — und als sie so an dem weißgedeckten Tisch gesessen hatten, war die Tür langsam geöffnet worden und Dalge war hereingekommen, hatte um Geld gebeten und geklagt, daß er nun wohl bald sterben werde. Sihle hatte ihm dann fünfzig Rubel gegeben und Dalge hatte so wehmütig gesagt, die noch übrigen vierhundert müßten für seine Frau und seine Tochter zurückbleiben und Sihle solle sie ihnen geben, wenn sie ihrer bedürfen würden. Sihle hatte dann noch den Kranken zu trösten versucht, daß es mit dem Sterben wohl Zeit habe, der aber hatte mit traurigem Kopfschütteln das Zimmer verlassen. Ja, so war das alles gewesen. Aber was sprach Sihle denn jetzt von Zurückzahlen und Klagen? Was wollte er eigentlich?

„Ich habe leider nichts Schriftliches darüber," begann Sihle jetzt wieder, „aber ich glaube wirklich, du warst dabei."

„War das damals, als deine Stube neu hergerichtet werden sollte?"

„Jawohl, jawohl, grade damals! Erinnerst du dich, daß ich dem Dalge damals Geld gab?"

„O ja, — fünfzig Rubel."

Sihle schlug die Augen nieder. „Nur fünfzig?" fragte er eindringlich, „ich denke doch, weit mehr?"

„Nein, fünfzig Rubel," erklärte Andreas mit Bestimmtheit, „du zähltest sie vor mir auf den Tisch hin."

„Das versteh' ich wirklich nicht! Dann muß es wohl ein anderes Mal gewesen sein, daß ich ihm auch noch den Rest zurückzahlte. Zu dumm, daß ich vergessen hab', wer eigentlich damals dabei war! Hab' immer geglaubt, du seist es gewesen." Sihle strich sich wieder durch den struppigen Bart und fragte nach einer Weile lauernd: „War damals — in deiner Gegenwart — auch noch von dem übrigen Gelde die Rede?"

„Ich denke wohl; du behieltest mit Dalges Einwilligung noch eine Summe bei dir."

„Wieviel?"

„Vier Hunderter."

„Unsinn! auch nicht einmal vier Kopeken!" Sihle sprang zornig auf; „mein Lieber, du hast dich verhört oder dir später was einreden lassen! Gar nichts behielt ich, ga—ar nichts! Das kannst du auch nicht bezeugen! Du hast nur gesehen, daß ich ihm Geld ausgezahlt habe, und damit abgemacht. Und ausgezahlt habe ich's ihm, darauf kannst du dich verlassen!" Wieder warf Sihle einen forschenden Blick auf Andreas, der aber sagte:

„Was ich gesehen und gehört habe, kann ich bezeugen, sonst nichts." Er hatte noch immer nicht ganz begriffen, was der Nachbar von ihm erwartete, aber ihm kamen so seltsame Gedanken darüber, die ihn erröten machten.

„Natürlich nur, was du gesehen hast!“ bestätigte Sihle eifrig, „das meine ich ja auch. Wenn man dich also vor Gericht fragt, ob ich das Geld zurückgezahlt habe, sagst du einfach ja. Ob es viel war? Jawohl, wenig war es nicht. — Und die Sache ist in Ordnung!“

„Aber wie, wenn man mich fragt, was ich überhaupt von der Angelegenheit weiß? Kann ich denn verschweigen, daß du damals noch vier Hunderter zurückbehalten hast?“ Andreas war ganz aufgeregt.

„So sprich doch wenigstens leiser!“ rief Sihle ihm ärgerlich zu, „du schreist ja, als wenn das Dach über deinem Kopfe brennen tät'.“

„Sag' endlich klar heraus, was du eigentlich vor hast und was das alles bedeutet!“

„Ach, mit dir kann man ja nichts Wichtiges verhandeln,“ brummte Sihle, „und es wär' doch auch für dich vorteilhaft gewesen. — Na, setz' dich, ich will versuchen, es dir klar zu machen.“ Er neigte sich zum Ohr des ganz verstört dreinblickenden Andreas und sprach lange auf ihn ein.

„Nachbar, was willst du tun?“ rief der junge Bauer plötzlich entsetzt, „du willst der Witwe die vierhundert Rubel stehlen?“

„Mensch, wer spricht denn vom Stehlen? Ich hab' das Geld doch längst zurückgezahlt, hast du das denn noch immer nicht begriffen? Ich brauche nur jemand, der das vor Gericht bezeugen kann, und mein Pech ist es, daß niemand dabei war. Sei doch nicht dumm, Freundchen; du brauchst meinethalben nur zu sagen, du wüßtest von nichts, mehr verlange ich ja nicht von dir!“

„Ach, Nachbar, sprich lieber gar nicht mehr davon!“ bat Andreas, „ich hätte wirklich nie gedacht, daß du so einer bist.“

„Was denn für einer?“ fuhr Sihle auf, doch er lenkte gleich wieder ein: „Hör' einmal, Linde, ich will dir noch etwas sagen. Wir sprachen vorhin von meinem Walde — ich würde ihn dir — fünfzig Rubel mehr oder weniger bedeuten für mich nicht viel — aber nur unter der Bedingung — — — Siehst du, ich hab' mir gedacht: na, hilfst halt dem jungen Mann auf die Füße, er wird ja seinem eigenen Vorteil nicht im Wege stehen wollen. Aber wenn du eigensinnig bist, wirst du niemals die Mühlräder am Waldbach klappern hören, das bedenke! Plag' dich dann nur weiter in deinem Moor und in deiner Sandwüste!“

„Aber Nachbar, was hast du denn? Ich verlange das Land ja nicht umsonst, ich will's dir doch ehrlich abkaufen.“

„Aha, also die Mühle geht dir nicht aus dem Sinn?“ spottete Sihle, um gleich wieder mit großer Beredsamkeit zu versichern, er sei ganz gewiß kein Betrüger, die Witwe Dalge sei nur von Menschen, die ihm übelwollten, aufgehetzt worden, weil er eben nicht beweisen könne, wie es gewesen; und Andreas könne ihm so leicht aus der Klemme helfen, und es wäre doch gar nichts Unrechtes dabei, und er werde es ihm nie vergessen.

Im Nebenzimmer wurden jetzt Frauenstimmen laut. Andreas erkannte die Stimme seiner alten Mutter. Schweigend erhob er sich und zog die Arbeitskleider an, dann verließ er mit seinem Gaste das Zimmer. Mit ängstlich fragenden Blicken sah die Mutter ihn an, als er an ihr vorüberschritt.



Der Nebel hatte sich geteilt. Aus dem Moor tönten Axtschläge; dort war Lindes Knecht, der alte Gailis, schon bei der Arbeit.

„Also bleibt's, wie ich gesagt habe?" fragte Sihle den stumm neben ihm einherschreitenden Genossen; „du mußt doch einsehen, daß es so am besten ist, du mußt doch endlich auch zu etwas kommen!"

Andreas schwieg noch immer. An der alten Scheune trennten sie sich, Sihle ging heim, Andreas wanderte sinnend dem Moore zu.

Über dem Moor lag der Nebel noch ebenso schwer und still wie vor Tagesgrauen. Der Herbsttag, des vergeblichen Kampfes gegen das Dunkel der Nacht müde, glich einem schlummernden, mit kaltem Schweiß bedeckten Kranken. Der Sumpfgeruch und die Feuchtigkeit legten sich dem jungen Bauern beklemmend auf die Brust. Ihm schien's, als würde er in dieser Luft sein Lebtag zu keiner Freude, keiner Hoffnung kommen, als erwarte ihn hier nichts als Unglück, Trauer und Tod. Es wunderte ihn nur, daß die Einsamkeit und Armseligkeit des Moors ihm bisher nie so aufgefallen war wie heute. Seltsam! bisher hatte er hier bei der schweren Arbeit ganz anders empfunden: in den Armen, im ganzen Körper hatte er eine solche Kraft, eine solche Kampfeslust gespürt, und ringsumher hatte er nicht mehr das Moor gesehen, sondern weite Felder, auf denen dichtes Korn wogte, und Wiesen mit frischem, saftigem Gras, bunt von weißen, blauen, roten Blumen. Er hatte schon das lustige Klingen der Sense zu hören gemeint, die das Gras in breiten, grünen Wellen zu Boden strecken sollte, und dort am Abhang hatte nicht mehr die halbzerfallene Hütte gestanden, sondern eine neue, große Scheune mit einem Schindeldach, das weiß in der Sonne glänzte. Die Scheune war schon bis zur halben Höhe mit duftigem Heu angefüllt gewesen, und doch hatte auf der Wiese noch Schober an Schober gestanden. Und hier, wo jetzt die verkrüppelten Weidenbäume wuchsen, hatte er bereits die aufgeschichteten goldgelben Korn- und Hafergarben zu sehen geglaubt. Dort aber, inmitten des sandigen Ackers, der auch längst nicht mehr so dürr und armselig aussah wie jetzt, hatten seine Träume ihm ein stattliches neues Wohnhaus gezeigt, in welchem er sich ein hübsches Zimmer einrichten wollte, ein Zimmer ganz für sich allein. Am Fenster, vor dem eine schattige Linde stehen mußte, sollte sein Tisch Platz finden und auf dem sollten viele Bücher und Zeitungen liegen; an den Wänden mußten ein paar schöne Bilder hängen. In diesem Zimmer würde er abends nach beendetem Tagewerk ausruhen, lesen und träumen; wenn der Wintersturm um das Haus brauste, sollte es da drinnen so recht warm und traulich sein.

Und während er solche Luftschlösser gebaut hatte, war die Arbeit tüchtig vorwärts geschritten, ungeachtet des Schlammes, in dem der Fuß versank, der Schweißtropfen, die von der Stirn rieselten, und der Risse, welche die widerspenstigen Wurzeln und Äste seinen Händen beibrachten. Unermüdlich hatte er gearbeitet, mit Anstrengung aller Kräfte hatte er einen Wurzelknollen nach dem andern aus dem Boden gerissen und sich jedes Fußbreits Erde gefreut, das er freigelegt, das er dem Moor abgerungen hatte. So war es manch lieben Tag gewesen vom Morgen bis zum Abend, und der alte, gutmütige Knecht hatte seinen jungen Herrn oft genug bewundert.



„Kraft habt Ihr, Wirt!" hatte er oft gesagt, „freilich, als ich so jung war, konnte ich auch was Tüchtiges leisten, aber jetzt ist's damit aus. Die alten Knochen wollen nicht mehr so recht, ich kann's mit Euch nicht mehr aufnehmen."

Und Andreas hatte ihn getröstet, er solle nicht zu viel von sich verlangen und nur so viel arbeiten, als seine Gesundheit vertrug.

„Ja, ja, Wirt," hatte der Alte dann wohl treuherzig gemeint, „aber auch Ihr selbst müßt an Eure Gesundheit denken. Oft, wenn ich Euch so zuschau', wird mir ganz bange, Ihr könntet Euch Schaden tun."

„Ach, red' doch keinen Unsinn!" hatte Andreas lachend geantwortet.

„Unsinn, sagt Ihr, aber ich hab's doch schon manchmal erlebt, daß einer sich überarbeitet hat." Und dann hatte er erzählt, wie der und jener aus seinem Bekanntenkreise sich „überrissen" oder „überhoben" hatte und lange krank gelegen war, und Andreas hatte nur mit halbem Ohr zugehört und in allen Muskeln Kraft und Arbeitslust gefühlt. Warum war er denn heute so kraftlos und müde?

Andreas bewirtschaftete den Waldhof nun schon das dritte Jahr. Vor ihm war sein Vater der Wirt gewesen, der — nachdem er sich den größten Teil seines Lebens im Dienste des Gutsherrn geplagt — auf seine alten Tage den kleinen Hof gepachtet hatte. So wenig das Land auch trug, es war ihm schließlich doch gelungen, den Hof durch jährliche Abzahlung zu seinem Besitz zu machen. Freilich, den Sohn hatte er nicht in die Stadt zur Schule schicken können, so sehr sich der das gewünscht hatte; er hatte schon früh dem Vater daheim bei der Arbeit helfen müssen. Als dann Andreas des Vaters Erbe angetreten hatte, war er gleich darauf bedacht gewesen, sich neue Einnahmsquellen zu verschaffen. Damals war er auf den Gedanken gekommen, das große, kaum als Viehweide zu brauchende Moor urbar zu machen, damals hatte er zu arbeiten und zu hoffen begonnen. Das kleine Stück, das im vorigen Jahr gerodet, trocken gelegt und besät worden war, hatte heuer schon gute Frucht getragen: die Ähren waren stark und hoch gewesen und schwer von Körnern. Also nur fleißig weiter gearbeitet, hatte Andreas sich da gesagt, es mußten ja bald bessere Zeiten kommen! Nach zehn Jahren sollte niemand mehr den Waldhof erkennen.

Aber Andreas hatte auch noch andere Luftschlösser gebaut. Damit war es so gewesen: An einem schönen Sonntage war er den Waldbach entlang gewandert und hatte sich vorgestellt, wie hübsch das sein werde, wenn der Bach sich nicht mehr durch den schwarzen Sumpfboden, sondern durch grüne, duftende Wiesen schlängeln werde. Auf dem mit Kiefern bestandenen Hügel, über welchen die Grenze zwischen seinem und des Nachbarn Sihle Besitztum sich hinzog, hatte er sich ins Gras geworfen und froh in den hellen Sommertag hinausgeschaut. Die Kiefernstämme schimmerten rot, langsam floß das Bächlein dahin, friedlich und still, nur an einer einzigen Stelle rauschte das Wasser laut auf, als habe es ein auf dem Grunde liegendes Hindernis zu überwinden. Und da war dem jungen Bauern der Gedanke gekommen, den auch schon sein Vater einmal ausgesprochen hatte: hier wäre der richtige Platz für eine kleine Mühle! Schade, daß dieses Landstück im Gebiet des Nachbarn lag. Ob Sihle es



wohl verkaufen würde? — So bald konnte die Mühle wohl nicht gebaut werden, — woher sollte er das Geld dazu nehmen? — Aber später einmal, später, wenn das Moor in fruchtbares Land verwandelt worden war, dann ließe sich die Sache wohl überlegen. Damals war Andreas die Zukunft wie ein liebliches Bild erschienen: wie im Traum hatte er rundumher üppige Felder gesehen und das trauliche Klappern unermüdlicher Mühlräder gehört, und immer stolzer und prächtiger waren seine Luftschlösser geworden. Ach, schön war das gewesen!

Was war denn nun heute Morgen geschehen? Der Nachbar, der bisher nichts vom Verkauf des Landstückes hatte hören wollen, hatte es ihm heute selbst angeboten, und gar unter so günstigen Bedingungen. Aber was hatte hinter diesem freundschaftlichen Angebote gesteckt? — Falsches Zeugnis hatte Sihle von ihm verlangt, anders konnte man es ja doch nicht nennen. Denn daß er das Geld dem Dalge zurückgegeben habe, war eine Lüge. Oder doch nicht? — Er beteuerte ja, er sei der Witwe nichts mehr schuldig. Konnte Andreas nicht vielleicht vergessen haben, wie das damals mit dem Gelde gewesen? Und er bemühte sich, jene Szene noch einmal in seinem Gedächtnis aufleben zu lassen: Dalge war hereingekommen, in Hemdsärmeln, war an den Tisch herangetreten, — Andreas sah ihn deutlich vor sich: blaß, mit eingefallenen Wangen, zitternd vor Schwäche und Kummer. Dann hatte Sihle ihm fünfzig Rubel gegeben, ganz gewiß nur fünfzig, und hatte selbst gesagt, daß er noch vierhundert Rubel zurückbehalte, und halb im Scherz gemeint, das Geld sei bei ihm ja sicher. „Darüber ist kein Wort zu verlieren," hatte Dalge erwidert, „bei dir ist's sogar sicherer als bei meiner Frau selbst; Weiber verstehen mit Geld nicht umzugehen. Irgend ein Schwindler könnte es ihr herauslocken, — mein Gott, wie die Leute heutzutage sind! — Du aber wirst ihr zu helfen und zu raten wissen, wenn's nötig sein wird." Damit war der Kranke zur Tür hinausgeschlichen. Einige Wochen darauf war er gestorben. In der kurzen Zeit konnte er doch unmöglich all seine Ersparnisse verbraucht haben? Was machte Sihle also für Geschichten? Und er, Andreas Linde, seines ehrlichen Vaters ehrlicher Sohn, sollte ihm dabei helfen, eine Witwe und ein armes Kind um ihr bißchen Hab und Gut zu betrügen? Er sollte falsches Zeugnis gegen sie ablegen? — Nein, zu so einer Schlechtigkeit war er nicht zu haben!

Dann war es also nichts mit dem Landkauf und der Mühle, und seine schimmernden Luftschlösser versanken im grauen Sumpfnebel. Die Zukunft erschien Andreas plötzlich so leer und trübe und all sein Mühen vergebens. Und er begann von neuem zu grübeln. Gab es denn keinen Ausweg? Konnte er nicht vielleicht — — — konnte er nicht nur das bezeugen, was er gesehen hatte, nämlich daß Sihle dem Dalge Geld zurückgezahlt hatte? Das Weitere ging ihn ja schließlich wirklich nichts an. Wie kam er dazu, wegen der Streitigkeiten anderer Leute seinen Zukunftsträumen zu entsagen? — Die Mühlräder rauschten immer verführerischer in seinen Ohren, und das neue, von hohen Bäumen umgebene Wohnhaus zeigte sich immer lockender inmitten der grünenden Felder.

Nein, nein, nein! fuhr's Andreas gleich darauf wieder durch den Kopf, du hättest ja doch dein Lebtag keine Ruhe mehr, du hättest ja keine



Freude an all den erſehnten Herrlichkeiten, den Fluch der Witwe würden die Mühlräder nicht übertönen und vor den Tränen der Waiſe könnteſt du dich in deinem neuen Hauſe nicht bergen, die würden dich Tag und Nacht verfolgen!

Aber der Nachbar hatte ja gelacht und behauptet, das ſei Unſinn. In der Welt geſchahen wohl noch ganz andere Dinge und nur ſo ein dummer Bauernburſche wie er konnte ſich wegen ſolcher Kleinigkeiten Gedanken machen.

Und wieder rauſchten die Mühlräder am ſchäumenden Waldbache und das weiße Schindeldach des neuen Wohnhauſes leuchtete aus dem friſchen Grün . . .

Die Arbeit wollte Andreas heute gar nicht von der Hand gehen. Ihm war, als ſei er plötzlich alt und kraftlos geworden, als hätte ſeine Axt keinen Schwung, ſein Spaten keine Schärfe. Wie feſt ſaßen doch die Wurzeln in dem ſumpfigen Erdboden, wie unlösbar hielten ſie einander umklammert! War es denn früher auch ſo ſchwer geweſen, ſie herauszureißen? Oder wollten ſie ihm heute nur zeigen, daß er unnütz ſeine Zeit bei ihnen verlor, daß er ſich für nichts und wieder nichts plagte und mühte?

Der alte Gailis hatte es bald heraus, daß es mit ſeinem Herrn nicht war wie ſonſt, und manch beſorgter, forſchender Blick flog aus ſeinen treuherzigen hellen Augen zu Andreas hinüber. Endlich entſchloß er ſich zu der Frage: „Wirt, fehlt Euch was? Ich ſeh', Ihr ſeid heut' nicht ſo recht bei Kräften, — ich hab' Euch oft genug gewarnt, daß Ihr Euch einen Schaden antun werdet."

„Mir fehlt nichts, Gailis."

„Wißt Ihr, meine Alte hat ſo einen Kräutertee, — ich weiß nicht, was für Kräuter es ſind, ſie hat ſie in der Johannisnacht gepflückt, — wenn man auf dieſen Tee ein Glas Branntwein ſchüttet, — das gibt ein ausgezeichnetes Mittel gegen Überanſtrengung und Müdigkeit und ſo. Ich ſelbſt hab's ſchon oft erprobt. Ich ſag' Euch, Wirt, neue Kraft fühlt man nach jedem Schluck! Ich werd' meiner Alten ſagen, daß ſie Euch ein Gläschen davon geben ſoll."

„Danke, Vater Gailis," erwiderte Andreas kurz, „ich bin wirklich ganz geſund."

Gailis aber glaubte ihm nicht und dachte ſich: er wird ſich geſtern beim Heben der großen Birkenwurzel zu viel getan haben. Er will's nur nicht eingeſtehen, die jungen Burſchen wollen ſo was ja nie zugeben, — als wenn was dabei wäre! Meine Alte ſoll ihm nur den Trank richten, der wird ihm ſchon wieder aufhelfen. Übrigens — warum war denn der Nachbar heut' in aller Früh ins Haus gekommen und was hatte er gar ſo lange mit dem Wirte zu ſprechen gehabt? — Gailis wagte eine Frage und Andreas antwortete etwas zögernd: „Der Nachbar? Na ja — hm — ich ſchulde ihm doch Geld — du weißt ja — damals zum Pferdekauf — die ſechzig Rubel —"

„Aha! Da will er's jetzt wohl zurück haben? — Ja, ja, mit ſeinem Reichtum ſoll's auch nicht gar weit her ſein, man hört ſo mancherlei. Er kann halt das Kartenſpielen nicht laſſen. Es heißt, in letzter Zeit habe er



zweimal große Summen verspielt, einmal in Riga, das andere Mal hier im Kruge. Und Dalges Witwe verlangt nun auch das Geld zurück, das ihr Mann ihm zur Aufbewahrung gegeben hat; man sagt, die Sache soll sogar vors Gericht kommen —"

„Ich kann ihm jetzt nichts zurückzahlen," unterbrach Andreas den Alten, „er muß schon noch warten. — Aber vorwärts, Vater Gailis, daß wir noch ein Stück rein kriegen, ehe der Frost kommt." Und dann arbeiteten sie schweigend weiter.

Es vergingen ein paar Tage, einer so grau und so trüb wie der andere. Seltsam, nicht nur im Moor, sondern auch daheim erschien dem jungen Waldhofbauern jetzt alles viel stiller, viel unfreundlicher als bisher. Er selbst war verdrießlich, wortkarg, so daß sein verändertes Wesen auch schon der Mutter aufgefallen war und sie ihn gefragt hatte, ob er krank sei oder Unannehmlichkeiten habe. Aber er behauptete immer wieder, ihm fehle nicht das Geringste, und wurde schließlich ganz böse über „das ewige Gefrage".

Gailis blieb dabei, daß sein Herr irgend ein Leiden verheimliche, und am Sonntag Morgen, als Andreas noch im Bette lag, trat der Alte mit einem Gläschen in der Hand ins Zimmer, langsam und vorsichtig, um keinen Tropfen des Zaubertranks zu verschütten, und sagte mit gutmütigem Lächeln: „Trinkt nur, Wirt, Ihr werdet sehen, wie gut das tut."

Andreas wollte ungeduldig abwehren, aber als er dem liebevoll besorgten Blick des braven Alten begegnete, erwiderte er freundlich: „Trink lieber selbst, Vater Gailis! Es wird dir mehr nützen als mir."

Doch Gailis bestand auf seinem Willen und war ganz unglücklich, daß Andreas von dem heilsamen Trank nicht wenigstens kosten wollte; betrübt sah er auf seinen Herrn nieder und die abgearbeitete, sehnige Hand, die das Gläschen hielt, begann leise zu zittern. Andreas bemerkte das, richtete sich auf und sagte:

„Na also, wenn du durchaus willst —! Gib nur her!" Er stürzte den Kräuterschnaps hinunter und verzog das Gesicht; „brrr, Vater Gailis," lachte er, „was du mir da für bitteres Zeugs zu schlucken gibst! Das brennt ja wie Feuer!"

Des Alten braunes Gesicht bedeckte sich vor Freude mit unzähligen Schmunzelfältchen. „Ich hab's ja gesagt," meinte er ganz stolz, „in Euch steckt irgend eine Krankheit, denn diese Arznei brennt nur dann, wenn sie an eine kranke Stelle kommt. Aber nun wird's auch gleich gut werden." Zufrieden lächelnd ging er mit dem leeren Gläschen zur Tür hinaus.

Doch das Zaubertränklein half dem Waldhofbauern nicht. Er blieb still und verstimmt und kümmerte sich nicht einmal um die Bücher, hinter denen er sonst den lieben langen Sonntag zu sitzen pflegte. Auf dem Rücken liegend, starrte er nachdenklich zur Decke empor. Am Nachmittage fragte Gailis ihn voller Zuversicht: „Na, fühlt Ihr Euch nicht schon bedeutend besser, Wirt?"

„Ja, ich glaube, mir ist wohler," erwiderte Andreas zu des Alten großer Beruhigung, dann ging er — wie um allen weiteren Fragen auszuweichen — hinaus, schritt den Feldweg entlang bis zum Kiefernhügel und schaute prüfend über die altbekannte Gegend hin. Wollte er sich viel-



leicht überzeugen, ob drunten an den Bach wirklich eine Mühle gehöre und ob Sihle nicht doch einen zu hohen Preis für seinen Wald fordere?

Am Abend erinnerte Andreas sich, daß er wegen einiger Kleinigkeiten zum Kaufmann hinüber mußte. Gailis riet ihm, bei der Gelegenheit im Kruge ein Fläschchen Schnaps zu kaufen, denn seine Alte habe zwar noch etwas von dem Kräutertee, aber keinen Branntwein mehr und man müsse die Arznei doch für alle Fälle im Hause haben, der Wirt würde wohl noch ein Gläschen brauchen.

„Laß nur, Vater Gailis," meinte Andreas, „diesmal wird es wohl von selber wieder gut werden!"

Beim Kaufmann traf Andreas ganz unerwartet mit Sihle zusammen, der ihn liebenswürdig aufforderte, mit ihm in den gegenüberliegenden Krug einzutreten; sie könnten ja eine Flasche Bier leeren und sich dann zusammen auf den Heimweg machen; Andreas willigte ein und folgte dem Nachbarn in ein kleines Stübchen, in dem sie die einzigen Gäste waren. Sihle ließ Bier bringen, füllte die Gläser einmal und noch einmal und immer wieder, ohne auf die Einwendungen des Waldhofbauern zu hören, bis dieser erklärte, nun aufbrechen zu müssen. Da wurde Sihle ganz böse, behauptete, Andreas wolle nur den Tugendbold spielen, oder fürchte er, der baumstarke junge Bursche, sich wirklich vor ein paar Flaschen Bier? Heutzutage müsse ein Mann doch einen guten Schluck vertragen; wollte er denn Zeit seines Lebens das Muttersöhnchen bleiben, das vor allem zurückscheute, was andere Burschen unbedenklich taten?

Andreas stieg das Blut zu Kopfe und seine Gedanken verwirrten sich. Er trank und stieß nun auch seinerseits immer wieder mit seinem Partner an. Sihle war so freundlich und lustig, wie er ihn noch nie gesehen hatte, redete von diesem und jenem und kam schließlich ganz wie zufällig auf die Mühle zu sprechen, die Andreas bauen wollte. Einen besseren Platz dazu konnte man weit und breit nicht finden, meinte er, der Waldbach habe grade dort das richtige Gefälle und die genügende Menge Wassers, — kurz und gut, vier bis fünf Hunderter im Jahr werde die Mühle ganz sicher eintragen, darauf wolle er schwören, und das Geld zum Bau werde leicht zu beschaffen sein, denn wer würde für ein so sicheres Geschäft nicht sein Geld hergeben? Er selbst wolle gern mit dazu beitragen, schon um so in nächster Nähe einen rechtschaffenen Müller zu wissen, während er jetzt wer weiß wie weit mit seinem Korn fahren müsse.

Lindes Augen glänzten. Auch er sprach bunt durcheinander, denn er hatte einen tüchtigen Rausch, den ersten in seinem Leben. Sihle aber hörte nicht auf, frisches Bier zu bestellen, und sie tranken und tranken. Andreas merkte wohl, daß er nicht mehr klar im Kopfe war, auch fühlte er körperliches Unbehagen, doch die Kehle war ihm so trocken und brennend, daß er immer von neuem trinken mußte. Was alles er zusammengesprochen hatte, wußte er später nicht mehr; er erinnerte sich nur, daß auch von der unangenehmen Geldgeschichte zwischen Dalge und Sihle die Rede gewesen war und daß Sihle ganz sorglos und lachend davon gesprochen hatte, wie einer, dem es ganz lächerlich erschien, daß er sich mit solchen Dummheiten abgeben mußte, und daß er, Andreas, ihm in allem zugestimmt hatte.



„Geh'n wir heim, ich kann nicht mehr!“ hatte Andreas schließlich mit schwerer Zunge gelallt; ihm war sehr schlecht zu Mute gewesen. Dann waren sie über den kleinen Fußpfad zwischen den Feldern nach Hause gegangen; Andreas hatte sich Mühe gegeben, sich gerade zu halten, hatte es aber doch nicht verhindern können, daß er bald nach rechts, bald nach links gestolpert war und sich zuweilen schwer auf Sihles Schultern gestützt hatte. Wann und wo sie sich getrennt hatten, wußte er nicht; beim Eintreten in die Stube hatte er einen Stuhl umgeworfen und die Mutter hatte ihm von ihrem Bett aus zugerufen, auf dem Tisch stehe sein Nachtessen. Aber er hatte nichts essen können, hatte sich auf sein Lager geworfen und war sofort in schweren Schlaf versunken.

Am andern Morgen hatte Andreas stechendes Kopfweh und die Glieder waren ihm so schwer, daß er am liebsten im Bett geblieben wäre, aber er wollte es der Mutter nicht zeigen, wie es um ihn stand. So erhob er sich denn stöhnend, kleidete sich an und machte sich bereit, zur Arbeit zu gehen. Da kam die Mutter herein, warf einen besorgten Blick auf sein blasses Gesicht und fragte:

„Wo warst du denn gestern Abend so lange, mein Sohn?“

Andreas zögerte mit der Antwort.

„Warst du im Kruge, Andreas?“ fragte die Mutter wieder. Lügen mochte er nicht, so brummte er denn, ja, er sei für ein Weilchen hineingegangen. Er merkte recht gut, daß die Mutter irgend etwas auf dem Herzen hatte, und schämte sich sehr, als er ihren traurigen Blick auf sich ruhen fühlte.

Nach einigem Schweigen erzählte die Mutter, gestern Abend sei die Witwe Dalge mit ihrem kleinen Mädchen dagewesen und habe unter bitteren Tränen geklagt, daß Sihle sie um ihr kleines Erbteil betrügen wolle.

„Du sollst einmal dabei gewesen sein, als Sihle mit dem verstorbenen Dalge Geldangelegenheiten geordnet hat, und von dir erwartet sie daher Hilfe. Sihle hat zwar behauptet, du würdest zu seinen Gunsten aussagen, aber sie will das nicht glauben,“ schloß die Mutter ihren Bericht. Andreas erwiderte kein Wort. Da begann die Alte wieder:

„Der Sihle muß doch ein schlechter Mensch sein! Die Frau wird doch kein Geld von ihm verlangen, wenn sie kein Recht dazu hat. Sie hat so geweint, die Arme! — Was weißt du von der Sache, mein Sohn?“

Diesmal antwortete Andreas, er sei in der Tat einmal dabei gewesen, als Dalge Geld von Sihle empfangen habe, weiter wisse er nichts. Auf genauere Erklärungen ließ er sich nicht ein und die Mutter ging traurig aus dem Zimmer.

Andreas ging auch heute wieder mit dem alten Gailis ins Moor, aber die Arbeit fiel ihm schwerer als je und der Kopf schmerzte ihm bei jeder Bewegung so, daß er die größte Lust hatte, die Arbeit fortzuwerfen, sich in der Scheune im Heu niederzulegen und ganz still dazuliegen, ohne etwas zu denken. Aber er schämte sich vor sich selber, vor Gailis, vor der ganzen Welt. Ach, wie war das Moor heute häßlich und düster, wie war dies Hacken und Graben ermüdend und unangenehm! Wie schön wäre es doch, hier ein paar Taglöhner arbeiten zu lassen, und selbst etwas anderes



zu tun, etwas Reineres, Bequemeres! — Und wieder hörte er in der Ferne die Mühlwasser rauschen. . . .

Außer durch die schwere Arbeit und das körperliche Unbehagen fühlte Andreas sich durch den Gedanken bedrückt, daß er gestern betrunken gewesen war. Ein Glück, daß ihn niemand gesehen hatte, was hätten sonst die Leute dazu gesagt? „Der Waldhofbauer sitzt auch schon im Kruge,“ hätte es geheißen, „und gar in Sihles Gesellschaft. Er ist jetzt überhaupt so befreundet mit dem, sitzt stundenlang mit ihm beim Bier!“

Was hatte Sihle doch über die Zeugenaussage gesagt und was hatte er, Andreas, darauf geantwortet? Hatte er nicht am Ende gar versprochen, gegen die arme Witwe zu zeugen? — Ach was, Sihle mußte ja wissen, was er tat. Man durfte auch nicht so ängstlich sein auf dieser Welt; andere Leute waren gewiß nicht so vorsichtig. — — — Und lauter und lauter klapperten die Mühlräder am Waldbache. . . .

Wenn Gailis bisher noch nicht ganz davon überzeugt gewesen war, daß sein Herr sich „überhoben“ hatte, heute wurde es ihm zur Gewißheit. Konnte ein Mensch sich ohne Grund in wenigen Tagen so verändern? Lange hatte der Alte kopfschüttelnd auf Andreas geblickt, endlich bezwang er sich nicht mehr und begann ein Gespräch:

„Wirt, habt Ihr gestern meinen Rat befolgt?“

„Rat? welchen Rat, Vater Gailis?“

„Ich meine, ob Ihr den Branntwein gekauft habt, damit meine Alte Euch die Arznei bereite?“

„Ich hab’s vergessen, mein Lieber,“ erwiderte Andreas mit mattem Lächeln.

„Da haben wir’s!“ rief Gailis ärgerlich aus; „daß Ihr doch gar nicht an Eure Gesundheit denken wollt! Wenn’s zu spät sein wird, werdet Ihr’s bedauern.“ Und dem jungen Bauern blieb nichts anderes übrig, als dem Alten zu versprechen, das nächste Mal werde er ganz bestimmt an die Arznei denken.

Nach dem Mittagessen legte Andreas sich nieder; er wollte ein wenig schlummern, vielleicht, daß ihm dann wohler würde. Gailis aber stopfte seine Pfeife und setzte sich zur alten Wirtin auf die Bank neben dem Ofen.

„Ihr solltet mit ihm reden, Frau Wirtin,“ sagte er leise, mit dem Pfeifenstiel auf die Tür zu Andreas Zimmer weisend; „ihm fehlt weiter nichts, als daß er sich überhoben hat. Wenn ich davon anfange, lacht er mich aus. Die jungen Leute sind nu ’mal so. Die wollen nur ihrem eigenen Kopf folgen. Von einem Arzt wird er nichts hören wollen, wenn er also wenigstens die Arznei von meiner Alten nehmen tät’!“

Die Wirtin gab ihm recht, versprach, mit dem Sohne darüber zu reden, und ging zu Andreas hinein. Der lag wachend auf seinem Bette; so sehr er sich nach Schlaf sehnte, er konnte nicht einschlummern. Verworrene Gedanken quälten ihn, das Leben erschien ihm unsäglich öde und kalt, ohne Freude, ohne Schönheit. War es denn überhaupt der Mühe wert, so zu kämpfen und sich so zu quälen? Wie mancher andere kam ohne jede Anstrengung zu Hab und Gut und ließ sich’s wohlgehen, nur er mußte sich vom Morgen bis zum Abend plagen, ohne irgendwelchen Erfolg zu sehen. Der Nachbar hatte vielleicht doch recht — — —



Da trat die Mutter ins Zimmer und setzte sich zu ihm auf den Rand des Bettes. Sie sah nachdenklich und traurig aus, wie sie so vor ihm saß, den grauhaarigen Kopf ein wenig vorgeneigt, die abgearbeiteten, welken Hände im Schoß gefaltet. Andreas betrachtete sie von der Seite. Wie alt sie doch schon war, seine liebe Mutter! Wieviel Runzeln und Falten das gutmütige Gesicht durchzogen! Und wie gebeugt sie dasaß, als trage sie eine unsichtbare, aber schwere Last. Jetzt wandte sie sich ihm zu.

„Was fehlt dir, mein Junge?" fragte sie leise.

„Mir? Nichts, Mutter."

„Bist du krank?"

„Nein doch, nur der Kopf schmerzt mich ein wenig; ich hab' gestern Abend ein paar Glas Bier getrunken, — vielleicht kommt es daher."

Die Mutter seufzte. Andreas wußte nichts weiter zu sagen. Die Mutter tat ihm herzlich leid, aber es war ihm auch unangenehm, daß sie sich um ihn so bekümmerte, ihn so ausfragte; was dachte sie wohl im Grunde von ihm?

„Andreas, mir ist, als stehe uns etwas Böses bevor," sagte die alte Frau plötzlich und er sah, daß ihre Hände leise zitterten.

„Was Böses? Was denn? Ach Mutter, was du doch redest! Sei doch nicht so traurig, Mutterchen! Was hast du denn für einen Grund?"

„Ich weiß nicht, mein Junge; mir ist das Herz so schwer, so schrecklich schwer." Ihre Schultern zuckten und eine große Träne rollte langsam über die runzelige Wange und fiel auf die grobe, graue Wolljacke, wo sie in viele winzige, glänzende Perlen zersprang.

„Aber Mutterchen! Nun weinst du gar!" rief Andreas ganz bestürzt, „warum denn nur?" Sein Herz zog sich so schmerzlich zusammen, daß er am liebsten selbst zu weinen angefangen hätte.

„Ich werd' ja nicht weinen, mein Junge," schluchzte die alte Frau, „ich wollte nur — einmal mit dir reden — aber schlaf jetzt lieber, erhole dich!" Und sie legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte ihn sanft nieder, als er sich erheben wollte. Doch Andreas machte sich frei und sagte:

„Nein, Mutter, ich kann ja doch nicht einschlafen. Ich geh' lieber fort." Er ging zur Tür hinaus, die Mutter aber schlug die Schürze vor die Augen und weinte bitterlich.

„Sie sorgt sich wegen der dummen Geschichte mit Sihle," sagte sich der junge Bauer, als er wieder mit Axt und Spaten im Moor hantierte; „die Witwe Dalge wird ihr mehr erzählt haben, als sie mir sagt." Ein eigenartiges Gefühl überkam ihn: teils Mitleid, teils Ärger, und er hieb auf die verkrüppelten Weidenstümpfe los, daß Gailis schon wieder zu zweifeln begann, ob er sich wirklich „überhoben" habe; oder hatte vielleicht das eine Gläschen des Wundertrankes schon geholfen? Der letztere Gedanke war ihm sehr angenehm und er lächelte förmlich stolz, wenn er auf seinen Herrn blickte. Dessen Kraft aber hielt nicht lange vor: bald wurden die Axthiebe wieder schwächer und Andreas machte immer längere Arbeitspausen, während welcher er verdrossen vor sich hinstarrte. Und so blieb es auch an den folgenden Tagen.

Es war Samstag Abend geworden. Als Andreas und Gailis mit der Arbeit aufhörten, um heimzugehen, kam plötzlich Sihle auf sie zu. Er und



der Waldhofbauer blieben zurück, während Gailis allein dem Hofe zuschritt. Da tauchte in dem treuen Alten ein neuer Gedanke auf und er glaubte plötzlich zu erraten, was an der Verstimmung seines Herrn die Schuld trug: er war dem Nachbarn ja Geld schuldig! Wahrscheinlich drängte der nun mit der Bezahlung und daher war der Waldhofbauer so niedergeschlagen! Aber war das nun nicht dumm von ihm? Konnte er denn nicht mit ihm, Gailis, offen darüber reden? Da war doch leicht zu helfen! — Und der Alte nahm sich vor, sobald als möglich selbst von der Sache anzufangen.

Die Mutter hatte von dem Knecht erfahren, wer sich auf dem Heimweg ihrem Sohne zugesellt hatte. Sie hätte gern ein Gespräch mit Andreas begonnen, aber der schien den ganzen Abend in seine Bücher vertieft zu sein, las und machte sich Notizen; plötzlich löschte er seine Lampe aus und ging zu Bett. Aber lange noch hörte sie, wie er sich auf seinem Lager hin- und herwälzte.

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück, kam die Witwe Dalge auf den Waldhof. Aber ihre Hoffnung, den Bauern selbst anzutreffen, war wieder vergeblich gewesen: er war soeben zur Kirche gefahren. Frau Dalge hatte gerötete Augen und sah recht verzagt drein; die alte Frau Linde führte sie in das Zimmer des Sohnes und dort sprachen und weinten sie lange miteinander.

„Nein, nein, es ist nicht so, wie Ihr glaubt, Mutter Linde!“ sagte die Witwe schluchzend; „er soll nicht behaupten, daß er das Weitere nicht wisse, er weiß es recht gut! Mein armer Mann hat mir damals doch gleich alles erzählt, jedes Wort, das in Gegenwart des Waldhofbauern geredet worden ist. Aber Sihle wird ihn wohl auf seine Seite gekriegt haben.“

„Ach Gott, ist's denn möglich?“ jammerte die alte Frau, „ich bin ja ganz außer mir!“

„Es ist, wie ich sage,“ behauptete die andere; „nehmt ihn nur ernsthaft vor, ermahnt ihn, daß er vom unrechten Weg ablasse.“

„Wie soll ich das anfangen? Gegen mich ist er immer lieb und gut gewesen, ich kann ihm nicht den geringsten Vorwurf machen. Ich hab' ja auch schon mit ihm gesprochen, aber er sagt, er wisse von Eurer Angelegenheit nichts.“

„Er will also helfen, eine schuldlose Witwe zu bestehlen? Glaubt er vielleicht, daß meine Tränen ihm Segen bringen werden? Daß mein Geld ihm von Nutzen sein wird?“ jammerte Frau Dalge.

„Von wem sprecht Ihr?“ fuhr die Waldhofbäuerin zornig auf; „mein Sohn hat noch niemals gestohlen und wird auch Euch nicht bestehlen! Wie könnt Ihr's wagen, so was zu behaupten?“

Die Andere aber ließ sich nicht Einhalt gebieten und redete sich alles vom Herzen herunter, was sie drückte. Nur allmählig beruhigten sich beide; die Waldhofbäuerin übernahm es, den Sohn noch einmal auszufragen und der Nachbarin dann mitzuteilen, ob Sihle die Wahrheit sprach, wenn er behauptete, Andreas werde vor Gericht zu seinen Gunsten aussagen.

Bald nachdem Andreas aus der Kirche heimgekehrt war, trat die Mutter in sein Zimmer. Er wußte, was sie von ihm wollte, noch ehe sie ein Wort gesagt hatte. Als sie dann damit begann, daß die Nachbarin wieder



dagewesen sei, ging er schweigend zur Tür hinaus und setzte sich draußen im Hof auf einem Holzstoß nieder. Da trat der alte Gailis zu ihm, sprach von diesem und jenem, von der morgigen Arbeit, vom Wetter, von guten und schlechten Menschen und näherte sich nur so ganz allmählig dem Kernpunkt seiner Rede.

„Nicht wahr, Wirt, der Nachbar verlangt sein Geld von Euch zurück?" fragte er schließlich fast verlegen.

Andreas sah den Alten erstaunt an; was wollte denn der wieder von ihm? „Ja—a," antwortete er dann gedehnt, „sagte ich's dir nicht schon neulich?"

„Ja, ja, die sechzig Rubel," meinte Gailis bedächtig; „Wirt, — ich — hätte wohl auch so viel, — es liegt bei meiner Alten in der Lade, — wenn Ihr wollt, — ich könnte Euch wohl aus der Verlegenheit helfen. Bei Euch ist's mir ja sicher."

„Aber Vater Gailis, ich stehe ja ohnedies in deiner Schuld, du hast ja noch nicht einmal den fälligen Lohn erhalten —"

„Ach, wer spricht denn davon, Wirt! Wir können ja warten, — das sagt meine Alte auch. Mir gefällt das nicht, daß der Sihle Euch so drängt, und — daß Ihr jetzt immer traurig seid."

Andreas war, als winke ihm unerwartete Rettung, als könne die Sache, die ihn so quälte, nun eine andere Wendung nehmen; daher widersprach er nicht, als Gailis jetzt seine Frau heranrief, die sich grade in der Tür des Kuhstalles zeigte. Langsam, die Hände in die blaue Arbeitsschürze gewickelt, kam die Alte näher.

„Du, Alte," sagte Gailis, „wir sprachen ja gestern Abend davon, weißt du, von dem Gelde, — bring es doch her!" Mit kurzem Kopfnicken ging die Frau ins Haus, um bald darauf mit einigen Papierscheinen wiederzukommen, die sie dem Bauern schweigend hinhielt.

„Aber —" meinte Andreas, indem er zögernd die Scheine einsteckte, „wir haben keinen Zeugen, daß Ihr mir das Geld gegeben habt."

„Ach, was Ihr für Geschichten macht!" Gailis lachte belustigt auf; „keinen Zeugen! Und den dort oben?" Er wies gen Himmel. „Rechtschaffene Leute brauchen keinen andern Zeugen als den!"

„Na, immer ist das auch nicht so," sagte jetzt bedächtig und mit einer gewissen Wichtigkeit die Frau; „denk nur an Nachbar Sihle, Mann! Wenn die arme Dalge keinen Zeugen schaffen kann, kriegt sie von dem keinen Kopeken."

„Was du zusammensprichst!" rief Gailis ärgerlich, „Sihle! so was kann der tun, aber in unserm Fall kann davon doch keine Rede sein! Ich kenne unsern Wirt seit seinen Knabenjahren, ich hab' auch seinen Vater gekannt. Der Vater war kein Betrüger, und der Sohn wird auch niemals zum Betrüger werden."

Andreas fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg; er bückte sich, als wolle er einen kleinen Stein vom Boden aufheben. Als er sich aufrichtete, waren der Knecht und dessen Frau bereits im Hause verschwunden.

Andreas versank wieder in Grübeln. Was war das für ein dummes Gefühl, das ihn plötzlich übermannt hatte und das er noch nicht loswerden



konnte? — Wie das alles unbehaglich war! Im Zimmer saß wohl die Mutter und weinte . . . Er stand auf, schlenderte langsam zum Hofe hinaus und schlug gegen seinen Willen den Weg ins Moor ein. Er hatte dort zwar nichts zu suchen heute am Sonntage, aber schließlich — irgendwo mußte er doch bleiben.

Die Dämmerung breitete sich grau und schwer über der Gegend aus, kalter Wind blies dem einsamen Wanderer ins Gesicht. Am Rande des Moors blieb Andreas stehen. Schwarz streckten sich ihm die Wurzeln der ausgerissenen Birkenbäumchen entgegen, während die Wipfel auf dem nassen, schlammigen Boden lagen: die weißen Stämme erschienen ihm wie in Leintücher gehüllte Tote. Wieviel Arbeit hier doch noch zu leisten war! Wieviel Kraft und Geduld das noch kosten würde! Ja, wenn die Mühle gebaut werden könnte! Die Mühlräder, die Mühlräder, wie klapperten sie wieder so verlockend, wie rauschte das Wasser so verheißungsvoll dort drüben am Kiefernhügel! Ließen die Luftschlösser sich denn nicht verwirklichen? — O doch, aber wann? — — — Schließlich, — die Mühle würde ja auch nicht so im Handumdrehen zu erbauen sein, denn wenn Sihle ihm auch das Land billig verkaufen wollte, es gehörte doch noch vieles andere dazu.

Billig verkaufen? fragte ihn da plötzlich sein Gewissen; hast du vergessen, welchen Preis er von dir fordert? Und du warst nahe dran, ihn zu zahlen! — Andreas zitterte am ganzen Leibe. Tief im Herzen brannte die Scham. Er hatte Luftschlösser gebaut, während eine arme Witwe mit ihrem Kinde Tränen der Verzweiflung weinte. Und was hätte seine alte Mutter gesagt, wenn die Leute ihr erzählt hätten, daß ihr einziger Sohn falsches Zeugnis abgelegt habe, damit der Nachbar ihm das Land verkaufe? Er merkte es ihr ja an, daß sie sich jetzt schon quälte, daß sie um ihn bangte, sie wollte es ihm nur nicht ins Gesicht sagen. Und wie der brave, alte Knecht eben mit ihm gesprochen hatte, so voll Vertrauen, so überzeugt von seiner Rechtschaffenheit! Wenn der geahnt hätte, mit was für Gedanken sein Wirt umherging, so hätte er sich wohl gehütet, ihm seine kleinen Ersparnisse anzubieten. Das Allerschwerste aber wäre doch gewesen, mit sich selber fertig zu werden. Die Andern alle konnten das Geschehene ja vergessen, vielleicht auch verzeihen, — aber er selbst, er selbst? Würde er es jemals vergessen können? Was war nur in ihn gefahren, daß er das alles nicht früher bedacht hatte?

Andreas setzte sich auf einen Baumstumpf, starrte ins schwarze Moor und überlegte. Dann stand er entschlossen auf und ging festen Schrittes zum Nachbarhof hinüber.

Ein paar Stunden waren verstrichen, als der Waldhofbauer sich abermals dem Moor näherte. Er wußte auch jetzt nicht, was er hier wollte, aber es zog ihn her. Sein Gang war leicht, seine kräftige Gestalt hochaufgerichtet und ein froher Glanz brach aus seinen Augen, als er jetzt zu den ausgegrabenen Bäumen hinübersah. Am liebsten hätte er trotz der späten Stunde die Axt und den Spaten geholt und zu arbeiten angefangen. Ach, wie sollte es jetzt wieder vorwärtsgehen, wie wollte er sich mühen und plagen und nicht aufhören, bis das Moor in blühendes Ackerland verwandelt war. Was tat es, daß Sihle ihn einen Dummkopf gescholten und



ihm erklärt hatte, er werde ihm das Land am Waldbach nun nie und nimmer verkaufen, auch um tausend Rubel nicht. Andreas hatte dem Nachbarn grade heraus seine Meinung gesagt, hatte seine Schuld bezahlt und war nun frei, — die Mühlräder waren zwar verstummt, aber er war frei, frei!

Die Nacht war schon hereingebrochen, als Andreas sich auf den Heimweg machte. Da sank leise und langsam etwas Weißes vor ihm nieder, und da — und dort und hier — Schneeflocken! Der erste Schnee! Andreas atmete in vollen Zügen die scharfe, erfrischende Luft ein; ihm war mit einemmal so friedlich und froh zumute, so wie in seinen Knabenjahren, wenn er jubelnd in den ersten Schnee hinausgestürmt war, um Schneeballen zu werfen.

Daheim angelangt, ging er noch eine Weile auf dem Hofe hin und her. Die Luft wurde kälter, der Schnee fiel dichter und knirschte schon leise unter den Füßen. Endlich trat Andreas leise ins Haus, setzte sich an seinen Tisch und begann zu lesen, er hatte ja in den letzten Tagen nicht einmal die Zeitungen durchgesehen. Zuweilen warf er einen fröhlichen Blick auf die dunklen Fensterscheiben, an denen der glitzernde Neuschnee klebte. Es ging schon gegen Morgen, als die Mutter, die er im Schlafe hatte stöhnen und seufzen hören, leise in sein Zimmer trat und ihn besorgt fragte:

„Gehst du denn nicht schlafen, mein Junge? Es wird ja schon bald tagen!"

Andreas hob den Kopf und sah der Mutter ernst in die traurigen Augen. „Mutterchen," flüsterte er weich, indem er ihren grauen Kopf zu sich herabzog, „es ist alles gut geworden." Und dann bat er sie leise, während ihm die heiße Schamröte noch einmal ins Gesicht stieg, sie möge der Witwe Dalge doch gleich heute sagen, daß er vor Gericht für sie eintreten werde. Die Mutter legte still den Arm um seinen Hals, schmiegte ihre welke Wange an sein glühendes Gesicht und sagte nur:

„Ich wußte ja, mein Junge, daß du nicht anders handeln würdest, aber ich habe viel geweint und gebetet."

Beide schwiegen eine Weile, bis die Mutter sich wieder erinnerte, daß Andreas ja noch gar nicht geschlafen hatte; sie bat ihn, sich doch wenigstens auf ein Stündchen noch niederzulegen. Andreas sträubte sich zuerst; er sei gar nicht müde und nun müsse er doch gleich an die Arbeit, es gelte jetzt fleißig sein im Moor, ehe der Boden im Winterfrost erstarrte; endlich aber gab er dem Bitten der Mutter nach, warf sich aufs Bett und lag bald in ruhigem, stärkendem Schlafe. Die Mutter freilich ging nicht mehr zu Bett; sie nahm ihr Strickzeug, setzte sich an den Tisch, arbeitete und warf von Zeit zu Zeit einen liebevollen Blick auf den Schläfer. Auf dem alten, runzeligen Gesicht lag tiefer Frieden.





Umschau.

Zur neuesten Nietzsche-Literatur. — Das Jahr 1908 brachte uns einige sehr bedeutsame Beiträge zur Kenntnis Nietzsches. Vor allem sind da Nietzsches „Briefe an Peter Gast" zu nennen, die der Adressat selbst in mustergültiger Weise herausgegeben hat. Sie bilden den 4. Band der Gesamtausgabe der Nietzsche-Briefe (Leipzig, Insel-Verlag), die mit dem 5. Bande „Briefe an Mutter und Schwester" ihren Abschluß gefunden hat. — Endlich ist auch Nietzsches „Ecce homo; Wie man wird, was man ist", sein letztes noch unveröffentlichtes Werk, durch Professor Dr. Raoul Richter ediert worden (ebd.). Die 1250 Exemplare, die gedruckt wurden, waren in kürzester Zeit vergriffen.

Welchen Kult man mit Nietzsche treibt, zeigt der Umstand, daß der Insel-Verlag es wagen konnte, eine Monumentalausgabe von „Also sprach Zarathustra" zu veranstalten, die ihresgleichen sucht. Für die Ausgabe ist eine besondere Type von G. Lemmen geschnitten worden. Titel und Einband wurden von Professor Henry van de Velde gezeichnet. Gedruckt wurden auf Handpapier in schwarz, gold und purpur 530 Exemplare zum Preise von 120 bezw. 90 Mark. — Man sieht, daß einerseits Nietzsche wohlhabende Verehrer haben muß, und andererseits, daß die Begeisterung für ihn noch nicht geschwunden ist.

Von besonderem Werte ist das zweibändige Werk Carl Albrecht Bernoullis über „Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche" (Jena, Diederichs, 1908), das eine erfreuliche Ergänzung, in vielen Punkten eine Korrektur der von Frau Förster-Nietzsche verfaßten Biographie bedeutet. Das Werk gründet auf Overbecks Nachlaßpapieren und läßt die authentischen Dokumente selbst reden. — Es ist nicht uninteressant, einen Überblick über den Inhalt dieser bedeutsamen Publikation zu bieten.

Der erste Teil des neuen Werkes orientiert über Franz Overbeck und sein Verhältnis zu Heinrich von Treitschke. Overbecks Herkunft trägt kosmopolitischen Charakter an sich. Sein Großvater mit seinem niederdeutschen Geschlechtsnamen war aus Frankfurt am Main ausgewandert und in England als Kaufmann an der napoleonischen Kontinentalsperre gescheitert; sein Vater übersiedelte unter Aufrechterhaltung der britischen Naturalisation nach Rußland; seine Mutter war eine Französin und katholisch. 1837 zu Petersburg geboren, lernte Franz Overbeck englisch, russisch und französisch, und als in seinem zwölften Jahre die Familie nach Dresden zog, auch deutsch. — Er widmete sich dem Studium der protestantischen Theologie, das er 1859 zu Leipzig abschloß. Damals war er ein intimer Freund Treitschkes, den er übrigens schon von Dresden her kannte. Sie schieden von einander, als Treitschke Professor in Freiburg wurde und Overbeck zur Habilitation nach Jena zog, blieben jedoch in reger Korrespondenz, auch als Overbeck als Professor für Neues Testament und alte Kirchengeschichte nach Basel berufen wurde (1870). Das Einver-

ständnis fand ein Ende, als Treitschke sein Christentum zu betonen begann, während Overbeck ihn als Freigeist empfand und überzeugt war, gerade durch ihn selbst in eine religiös-liberale Richtung gebracht worden zu sein.

Der zweite Teil des Bernoullischen Buches behandelt die „Basler Kollegenjahre“ Overbecks und Nietzsches. Zu Anfang der Siebzigerjahre besaß Basel drei hervorragende Männer: Jakob Burckhardt, den Gelehrten, Arnold Böcklin, den Maler, und Friedrich Nietzsche, den Philosophen. Nietzsche war mit Burckhardt gewaltig im Aufspüren geistiger Dinge und mit Böcklin gewaltig in der Schaukraft sinnenfälliger Wirklichkeit und ihrer Wiedergabe in hundert Farben. Er hat Böcklin nicht gekannt, wohl aber Burckhardt, von dem er manches gelernt hat; eine eigentliche Freundschaft bestand zwischen beiden nicht, dazu waren die zwei zu verschiedene Charaktere. Burckhardt betrachtete Nietzsches Gedankengänge immer etwas skeptisch.

Nietzsche war in Basel nicht nur Universitätsprofessor, sondern auch Lehrer am humanistischen Gymnasium. Ob er in letzterer Eigenschaft Besonderes geleistet hat, läßt sich nach den von Bernoulli beigebrachten Details bezweifeln. Mögen auch seine praktischen Erziehungserfolge nicht groß gewesen sein, theoretisch befaßte er sich viel mit dem pädagogischen Problem. Aus dieser Beschäftigung erwuchs seine „Unzeitgemäße Betrachtung“ über „Schopenhauer als Erzieher“. — Er hielt damals noch sehr auf sein Äußeres, verkehrte viel in der Gesellschaft und war als geistreicher Mann überall ein gern gesehener Gast. Er verstand es auch heiter zu sein und stellte als Gelegenheitsdichter und Knittelverskünstler seinen Mann. Aber schon in diesem heiteren Causeur stecken die Keime zum späteren und letzten Nietzsche; schon in seiner „Geburt der Tragödie“ liegen die Ansätze zu seiner späteren widermoralischen und antichristlichen Philosophie.

Fünf Jahre lang war Nietzsche Overbecks Hausgenosse. In Overbecks Zimmer nahm man gemeinschaftlich die Abendmahlzeit. Es entwickelte sich zwischen ihnen allmählich eine Freundschaft ohne Schatten und Trübung.

So tritt denn für die Basler Zeit unter den Gewährspersonen, die über Nietzsche zu belehren haben, an erste Stelle Overbeck. Er war Nietzsche so zugetan, daß er sogar seine Freundschaft mit Treitschke opferte, weil dieser von Nietzsche nichts wissen wollte. — Im Herbst 1871 wurde Overbeck Ordinarius. 1873 schrieb Nietzsche über ihn an Malvida von Meysenbug: „In meinem Hause entsteht eben etwas voraussichtlich sehr Rühmliches, eine Charakteristik unserer heutigen Theologie, hinsichtlich ihrer Christlichkeit: mein Freund und Gesinnungsbruder Professor Overbeck, der freieste Theologe, der jetzt nach meinem Wissen lebt, und jedenfalls einer der größten Kenner der Kirchengeschichte, arbeitet an dieser Charakteristik und wird, nach allem, was ich weiß und worin wir einmütig sind, einige erschreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Basel ein bedenkenerregender Ort werden.“ — Overbeck ist durch Nietzsche Wagnerianer geworden. Nietzsches Freunde wurden eben auch diejenigen Overbecks. Zuerst ist da Heinrich Romundts zu gedenken, mit dem sich aber Nietzsche zerkriegte, als dieser die Absicht äußerte, katholisch zu werden; auch da stellte sich Overbeck auf Nietzsches Seite. In flüchtigerer Weise trat er mit Deussen in Berührung, näher wurden seine Beziehungen zu Rohde und dem Freiherrn von Gersdorff. Besonders letzterer, der Tat- und Wirklichkeitsmensch, muß den Gehirnexistenzen, wie es die Professoren Overbeck und Nietzsche waren, ungeheuer imponiert haben.

Nietzsche verhielt sich anfangs gleichgültig gegen das Christentum. Nun aber verkehrte er täglich mit einem Kollegen, der das Christentum als historische Größe



zum Gegenstande einer imponierenden Gelehrsamkeit machte, und so wird denn Overbeck (nach Bernoullis Urteil) rein im allgemeinen als die Ursache zu bezeichnen sein, daß Nietzsche seine Stellung zum Christentum änderte. Overbeck diente ihm zugleich als Modell für die „kritische" Art der Historie, die er in seiner zweiten „Unzeitgemäßen" schildert.

Nietzsche war nach Overbecks Zeugnis eine außerordentlich rezeptive Natur, er empfing von allem, was er las, nachhaltige Eindrücke: auch Stirners Buch dürfte er gelesen haben. Von Schopenhauer wurde er angeregt, aber bald zeigte sich auch der Kontrast. Sein eigentliches philosophiegeschichtliches Lehrbuch war Friedrich Albert Langes „Geschichte des Materialismus". Er kannte die französischen Moralisten La Rochefoucauld, Vauvenargues, La Bruyère, Montaigne und Stendhal. Beeinflußt war er auch durch Hölderlin, vielleicht durch Wilhelm Jordan und Czolbe. Auch mit Eduard v. Hartmann hat er sich beschäftigt. Eugen Dührings „Wert des Lebens" nahm er gründlich durch; Emerson kannte er, ebenso Lichtenberg. Aber so reich er sich hat beleihen lassen, ein Kern ist da, der stammt von ihm selber. Schon aus seiner „Geburt der Tragödie" leuchtet uns eine markante philosophische Physiognomie entgegen.

Nietzsche war kränklich, er litt oft an Migräne. Sein Krankheitszustand verschlimmerte sich in Basel zusehends, obwohl es Zwischenperioden gab, wo er zu gesunden schien. Um besser für seine Gesundheit sorgen zu können, verließ Nietzsche (1875) die mit Overbeck gemeinsam innegehabte Wohnung und richtete mit seiner Schwester unweit davon eine eigene Haushaltung ein. Im Wintersemester 1875/1876 hatte sich der junge Musiker Heinrich Köselitz bei Nietzsche inskribiert. Er nannte sich später Peter Gast und wurde ein treuer Jünger seines Lehrers.

Den Winter 1876/1877 bringt Nietzsche in Sorrent zu. Dr. Paul Rée, ein radikaler Philosoph, und ein junger Jurist Albert Brenner waren seine Begleiter. Sie lasen in Sorrent das Neue Testament .... Hier entstand „Menschliches, Allzumenschliches" unter Rées Einfluß. Es ist interessant, daß schon damals (1877) sich in Wien ein „Nietzsche-Verein" bildete.

Wer sich für Nietzsches Stellung zur Religion interessiert, wird bei Bernoulli in dem Abschnitt „Overbeck über Nietzsches Atheismus" und in den „Erinnerungen von Frau Ida Overbeck" Beachtenswertes finden. Es gewinnt den Anschein, daß manche kritische Bemerkungen Nietzsches über das Christentum aus Besprechungen mit dem liberalen Theologen Overbeck hervorgegangen sind. Overbeck nennt seine Frau gelegentlich in einem Briefe seine „Mitheidin". Als bei Wagner sich eine scheinbare Wendung zum Christentum vollzog, wandte sich Nietzsche von ihm ab und begründete dies so: „Ich will es nur gestehen: ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christentum völlig verleidet werden," — und nun sah er sich enttäuscht.

Das Fortschreiten der Krankheit nötigte ihn, das Lehramt niederzulegen. Basel gab ihm eine Jahrespension von 3000 Franken. Wie eng auch nach seiner Amtsniederlegung seine Beziehungen zu Overbeck blieben, zeigt der Umstand, daß sich beinahe 200 Zuschriften Nietzsches aus dieser späteren Zeit in Overbecks Nachlasse finden. Es ist erbaulich zu sehen, wie opferfreudig Overbeck dem Freunde gegenüber war, wie er über dessen Geldangelegenheiten getreulich Buch führte und ihm stets zu Diensten stand. Mit Recht sagt Horneffer: „Er hat ihm manchen Freundesdienst getan, der klein scheint und doch, jahraus jahrein geleistet, ein Beweis hoher



Pflichterfüllung ist." Bei dem engen Kontakt, in dem Nietzsche mit der Familie Overbeck ständig blieb, ist es selbstverständlich, daß jedes Zeugnis des Hauses Overbeck über Nietzsche, auch für die Jahre 1879 bis 1884, bleibenden Wert besitzt: Nietzsche hat in dieser Zeit mehrfache Zusammenkünfte mit Overbeck gehabt und nicht bloß schriftlich mit ihm verkehrt.

Den Winter 1879—80 verlebte Nietzsche in Naumburg, dann zog er mit Peter Gast nach Venedig. Hierauf gebrauchte er die Kur in Marienbad, lebte bis Oktober wieder in Naumburg, reiste dann nach Genua, wo er vom Nov. 1880 bis April 1881 blieb; da der italienische Alpenkurort Recoaro sich für ihn als nicht zuträglich erwies, zog er sich wieder nach Venedig zurück. Im Juli erschien seine „Morgenröte". Vom 1. Juli bis in den November 1881 blieb er in Sils-Maria: hier entstand der Gedanke von der ewigen Wiederkunft und sein Plan zum Zarathustra. Den Winter brachte er wieder in Genua zu und verfaßte die „Fröhliche Wissenschaft."

Nietzsche hat mehr Beziehungen zur Romantik, als man meinen möchte, wie Karl Joël nachgewiesen, er hat auch ein Bedürfnis nach Mystik gehabt und aus diesem heraus ist die Wiederkunftsidee geboren. Sie ist nicht ganz originell, aber sie zum Zentralgedanken der Welt und des Lebens zu machen, das war ganz Nietzsches Fund und es ist daher ziemlich belanglos, ob er die Theorien von Blanqui und Le Bon gekannt hat oder nicht.

Die erste, die er in seine Lehre einweihte, war Fräulein Lou Salomé, eine junge Dame aus Finnland, die dann später ein Nietzsche-Porträt unter dem Titel „Friedrich Nietzsche in seinen Werken" (Wien, 1894) entwarf. Er war für diese Dame aufs höchste begeistert, und unglücklich, als er sah, daß er sich in ihr getäuscht hatte.

Die Verehelichung seiner Schwester mit Dr. Förster, den zwei Ideen: Antisemitismus und Kolonisation, beherrschten, war ihm nicht recht. Er war gegen den Antisemitismus wie Overbeck, er verkehrte mit Juden; dennoch war er nach Bernoulli innerlich eigentlich doch ein Antisemit.

1883 dachte Nietzsche daran, seine Dozentenlaufbahn von neuem aufzunehmen. Es wurde ihm aber abgewinkt. Wenn man Overbecks Berichte an Erwin Rohde liest, so staunt man, wie Nietzsche, der gesundheitlich und seelisch soviel leiden mußte, die Kraft aufbrachte, um noch literarisch produktiv zu sein und seinen „Zarathustra" zu verfassen. Dieses Werk hat gewisse Züge mit Spittelers „Epimetheus" gemeinsam, aber beide Werke sind so grundverschieden, daß es unrecht wäre, wollte man eine tiefergehende Abhängigkeit Nietzsches von Spitteler behaupten.[1]) Die ersten drei Bücher des „Zarathustra" sind in 13 Monaten niedergeschrieben worden, vom Januar 1883 bis Februar 1884. Im Winter 1884—85 schrieb Nietzsche in Mentone den 4. Teil, der ein Selbstgespräch ist, wenn wir die Reden der in demselben auftretenden Nebenfiguren als maskierte Selbstbekenntnisse Nietzsches fassen dürfen, wie es Bernoulli tut.

Mit einer Betrachtung über den „Zarathustra" schließt der erste Band des Bernoullischen Werkes, dem zahlreiche, sehr lesenswerte Anmerkungen angefügt sind, so über Overbecks Nachlaßpapiere, über den Streit zwischen Frau Förster-Nietzsche und Frau Professor Overbeck, über Stirner und Nietzsche, über Möbius' Hypothese

[1]) Vgl. hiezu Carl Spitteler, „Meine Beziehungen zu Nietzsche" (München, Südd. Monatshefte, 1908).

in bezug auf Nietzsches Krankheit, über Overbecks literarische Tätigkeit, über Doktor Bernhard Förster usw.

Mit ziemlicher Verspätung lief der zweite Overbeck-Nietzsche-Band im Hafen der Öffentlichkeit ein. Peter Gast hatte Einsprache gegen die Verwendung seiner Briefe an Overbeck erhoben und das großherzoglich sächsische Landgericht in Weimar gab ihm recht. So bekam denn dieser zweite Band ein etwas eigenartiges Aussehen: einzelne Sätze, halbe, ja ganze Seiten sind rabenschwarz überdruckt, S. 309—316, S. 341—348 mußten entfallen. Aber auch so bleibt Bernoullis Werk ein interessanter „Stoffkoloß". Er beginnt mit dem Kapitel „Immoralist und Antichrist". Nach Abfassung des Zarathustra beginnt eine neue Entwicklungsphase in Nietzsches Philosophie, insofern sein Antiidealismus sich noch verschärft: Nietzsche der Radikalindividualist wird Fanatiker, nachdem er zuvor Erzieher (1873—1875), Kritiker (1876—1881) und Lyriker (1881—1885) gewesen. Allen seinen Schriften liegt als Ideal die Erhöhung des Typus Mensch zugrunde. Erst versuchte er diese Erhöhung mit pädagogischen Mitteln, dann wurde er zum kritischen Begriffschemiker, dann griff er zur Harfe, um durch lyrische Klänge die Herrschaft über die Seelen zu erringen. Der Erfolg blieb aus, — da wurde er ein trotziger Fanatiker. Gerade in der vierten, fanatischen Periode legt er uns ein System vor, und zwar ein System, das in den Wonnen und Wehen unserer eigensten Zeit wurzelt. Diese Zusammenhänge der Nietzscheschen Gedanken mit den Zeitströmungen sucht nun Bernoulli aufzudecken. Das Gemeinsame in der Geschichte Europas seit Sokrates ist der Versuch, die moralischen Werte zur Herrschaft über alle anderen Werte zu bringen. Diese Herrschaft liegt im Interesse der Herde, im Interesse der Leidenden und im Interesse der Mittelmäßigen. Dieser Richtung gegenüber predigt Nietzsche den „Willen zur Macht". Nur wenn dieser Wille wieder lebendig wird, ist jener Dekadenz zu steuern, als deren Inbegriff Nietzsche das Christentum erscheint. Nietzsche, wenigstens in seiner letzten Schaffensperiode, ist „geistreich, aber gedankenarm". Einer seiner wenigen leitenden Gedanken ist der vom „guten Europäer": das nationale Kulturideal soll überhöht werden durch das europäische. Das spezifisch Deutsche lehnte Nietzsche ab, er glaubte nur an französische Bildung. Noch tiefer eingewurzelt als die Ablehnung des Deutschtums war sein Widerwille gegen Liberalismus und Demokratie. Er empfand es als Dummheit, daß es überhaupt eine Arbeiterfrage gibt. Für die wirtschaftlichen Klassenkämpfe besaß er kein Verständnis, aber er urteilte doch über soziale Probleme — als grüner Dilettant. Sein Sittengesetz, das alle individual- und sozialethischen Verhältnisse regeln soll, lautet: „Gut heißt stark, böse heißt schwach. Der Starke soll herrschen, der Schwache soll Sklave sein." Dieses Prinzip wendet er auch auf die Frauenfrage an. Er war persönlich kein Frauenfeind, aber er meinte: Aktivität ist die Sache des Mannes, die Frau gehört in den Harem.

Über Nietzsches Freundschaften und Bekanntschaften verbreitet sich Bernoulli eingehend unter Heranziehung Overbeckscher Aufzeichnungen. Nietzsche hatte eigentlich nicht viel Glück mit seinen Freundschaften. Wer blieb ihm schließlich treu? Franz Overbeck und Peter Gast. Sein Jugendfreund Rhode war ihm fremd geworden. Aber auch Overbeck, der skeptische „Theologe", war eigentlich von Nietzsche mehr verschieden als mit ihm verwandt. Nietzsches Freiheit war Grenzenlosigkeit, Overbecks Freiheit ein Sichzurechtfinden in jeder Art von Grenzen. Doch trotz solcher Gegensätze blieben sie Freunde.



Seine Stellung zum Christentum hat Nietzsche im „Antichrist" präzisiert. Er versprach sich eine große Wirkung von dieser Schrift und hoffte, daß in zwei Jahren ob derselben die Erde in Konvulsionen liegen werde. Vor dem „Antichrist" sollte aber seine Selbstbiographie „Ecce homo" erscheinen, damit man zuvor den Mann kennen lerne, der dem Christentum den Todesstoß versetzt. Ein verjüngtes, lebenbejahendes Heidentum sollte sich dann erheben, — so hoffte er ....

Ein umfangreiches Kapitel unter dem Titel „Der Zusammenbruch" ist Nietzsches Krankheit gewidmet. Bernoulli meint, daß Nietzsches Wahnsinn auf seine Gedankenproduktion erst um die Wende der Jahre 1888—89 wirksam zu sein begann. Man bemerkt im Jahre 1888 bei ihm eine rapide Steigerung sowohl seines Selbstgefühls als seines Schaffens. Die Wahnsinnszettel, die er im Dezember 1888 schrieb, zeigten den vollen Ausbruch des Größenwahns. Sie waren der Anlaß, daß Overbeck als wahrer Freund sofort nach Turin reiste und den Unglücklichen zuerst nach Basel brachte, von wo er in Begleitung seiner Mutter, eines Arztes und eines Krankenwärters nach Jena transportiert wurde. Overbeck sorgte auch dafür, daß Nietzsches Manuskripte in Turin nicht verloren gingen. Nach vielen Jahren wurde dann von Frau Förster-Nietzsche gegen ihn der Vorwurf erhoben, er habe nicht gewissenhaft genug für die Bergung dieser literarischen Produkte gesorgt!

Der 4. Teil des Bernoullischen Buches handelt von „Nietzsches Ruhm". Während seiner Schaffenszeit war Nietzsche mehr berüchtigt als berühmt. Sein persönliches Leben, das eines weichen Zuges nicht entbehrte, stach stark von den Kraft- und Pfundworten ab, die er sich in seinen Schriften leistete. Diese Schriften, von denen sich Bernoulli eine große Wirkung auf breite Schichten erhofft, fanden eigentlich erst mehr Anklang, seit Nietzsche selbst ein geistig Toter war. Interessant ist, was Bernoulli über den Zwischenfall mit Dr. Julius Langbehn, dem Verfasser von „Rembrandt als Erzieher", erzählt. Langbehn hatte die Absicht, Nietzsche aus der Jenaer Irrenanstalt zu befreien. Durch Overbecks Dazwischentreten wurde dieses Vorhaben vereitelt. 1890 nahm die Mutter den kranken Sohn zu sich nach Naumburg. Rührend schön sind die Briefe, die sie über sein Befinden an Overbeck richtete.

Nietzsches literarischen Nachlaß verwalteten zuerst Overbeck und Peter Gast. 1894 wurde das Nietzsche-Archiv gegründet, dessen Leitung Frau Förster-Nietzsche in die Hand nahm. Hofrat Max Heinze und Geheimrat Erwin Rohde standen ihr beratend zur Seite. Etwa seit 1890 begann Nietzsche buchhändlerisch zu „gehen"; man fing an über ihn zu schreiben, vor allem die Jugend begeisterte sich am Übermenschenideal, das sie bereits in sich verwirklicht glaubte.

Overbeck blieb dem Nietzsche-Archiv fern, er konnte sich in die Eigenart der Leiterin desselben nicht hineinfinden. 1896 wurde das Archiv von Naumburg nach Weimar verlegt in die Villa „Silberblick", in der Nietzsche 1900 starb. Aus dem Nietzsche-Archiv ging die 15bändige Monumentalausgabe der Werke hervor, der eine Mittelausgabe in Kleinoktav folgte; zu diesen ist nun neuestens die 10bändige Taschenausgabe getreten. Frau Förster-Nietzsche schrieb überdies die dreibändige Biographie ihres Bruders und eine Anzahl von Essays. Bernoulli ist aber von diesen Leistungen nicht befriedigt und polemisiert scharf gegen die Archivleiterin. Einen eigenen Abschnitt widmet er der beginnenden Nietzsche-Literatur, wobei er die Verdienste der jüdischen Schriftsteller um Nietzsche eigens hervorhebt.

Zwischen Overbeck und dem Archiv kam es schließlich zu einem völligen Bruche; er überließ demselben daher auch nicht seine Nietzsche-Briefe. 1890—1895 hatte er den



Freund nicht mehr gesehen, 1895 sah er ihn zum letztenmal in Naumburg. Zehn Jahre später starb Overbeck.

Zum Schluß konstatiert Bernoulli eine gegenwärtige Nietzsche-Krisis.[1]) Er selbst formuliert seine Stellung zu dem Problem Nietzsche folgendermaßen: „Die ewige Wiederkunft und auch den Übermenschen schenken wir ihm; seine Rangordnung und den guten Europäer wollen wir abwarten; aber wonach wir mit beiden Händen ausgreifen, das ist ganz ins Allgemeine jene sonnensucherische, lebenbejahende, schicksalliebende Tendenz des menschlichen Daseins, die er den Griechen zuliebe Dionysos getauft hat und in der Verdichtung des vitalen Instinktgefühls zum tragischen Heroismus verkörpert wissen wollte." Sagen wir es einfacher: Bernoulli findet Gefallen an der ganz irdischen, irreligiösen Geistesrichtung Nietzsches. Das leuchtet auch sonst aus seinem ganzen Werke hervor.

Auch der zweite Band enthält im Anhang eine Fülle von Notizen, aus denen nur die über Spitteler, Hans Schlaf[2]) und Professor Stein-Bern hervorgehoben seien. Ein umfangreiches Personenregister ist hinzugefügt. Wie der erste Band ein Jugendbild Overbecks enthält, so zeigt uns das Vorsatzbild des zweiten Bandes Franz Overbeck in späterem Alter, überdies finden wir in beiden Bänden Schriftproben von ihm sowohl als von Nietzsche.

Überblickt man nochmals das Ganze, so muß man sagen, daß Bernoullis Werk die Biographie der Frau Förster-Nietzsche nicht blos ergänzt, sondern auch in mehreren Punkten richtig stellt. Overbeck erscheint, was sein Verhältnis zu Nietzsche betrifft, in schönem Lichte: er hat sich als treuer, opferwilliger Freund bewährt. So wird also der Nietzsche-Forscher an diesem Buche nicht achtlos vorübergehen dürfen, obwohl die Lektüre nicht immer angenehm ist Es ist mehr eine Akten- und Materialiensammlung als ein wohlgerundetes literarisches Ganzes. Auf jeden Fall aber bedeutet es eine hervorragende Bereicherung der Nietzsche-Literatur.

Dr. E. Seydl.

* * *

Aus Zeitschriften. — „Drei Jahre sind nun bereits seit dem Inkrafttreten des unseligen Trennungsgesetzes dahingeflossen und für jeden, der ohne Voreingenommenheit die Lage beurteilen will, ist jetzt schon klar, daß der bisherige Verlauf der Dinge für die Feinde der Kirche eine Enttäuschung bedeutet", heißt es in dem Aufsatz „Die aufbauende Arbeit und die neuen Kämpfe für die Katholiken in Frankreich" von Videns in den „Historisch-politischen Blättern" (Bd. 143, H. 6). Der katholischen Kirche in Frankreich sollte durch das Trennungsgesetz der Todesstoß versetzt werden, diese Erwartung aber habe sich nicht erfüllt, wenn auch beispiellose Verwüstung angerichtet sei. Es sei gewesen, wie fast immer bei derartigen Umsturzvorgängen: „Zuerst eine Art Panik, welche alles lahmlegt, bis man sich allmählich erholt und die Lebenskräfte wieder zusammenfließen." So sei denn das Jahr 1908 in mancher Hinsicht bereits ein Jahr des Wiederaufbaus zu nennen, der zu reichen Hoffnungen berechtigt. „Gewiß ist nicht alles vollkommen. Aber wenn man sich über einen Schwerverwundeten niederbeugt und ihn

[1]) Ein scharfer Gegner des Nietzsche-Kultes ist Wilhelm Carl Becker, dessen polternde Art aber nicht jedem zusagen wird: „Der Nietzschekultus" (Leipzig, Lipinski, 1908).

[2]) Vergl. hiezu Johannes Schlaf, „Bernoulli und der Fall Nietzsche" (Leipzig, Th. Thomas, 1908).

untersucht, ist die Hauptsache, daß noch Leben vorgefunden wird, denn dann weiß man, daß die Wunden wieder ausheilen werden." Andererseits sei zu befürchten, daß das Streben nach Einheit und Zusammenschluß aller katholischen Kräfte neue Kämpfe für die Kirche heraufbeschwören werde. Denn die heutigen Machthaber in Frankreich seien von geradezu fanatischem Haß gegen den Katholizismus erfüllt und es seien schon verschiedene Gesetze in Vorbereitung, die schließlich zu einem offenen Angriff auf den Kultus führen müssen. In erster Linie seien die Gesetzesanträge über den Unterricht zu erwähnen. Bisher war es der Kirche noch möglich, den theologischen Unterricht und den Gymnasialunterricht in den von den einzelnen Bischöfen unterhaltenen sogenannten kleinen Seminarien sich zu wahren. Nun soll gesetzlich bestimmt werden, daß die Leiter der nichtstaatlichen Schulen keine Geistlichen sein dürfen und daß es in der Hand der Regierung liegen soll, derartige Anstalten fortbestehen zu lassen oder nicht. Auch soll das Recht der Familienväter, einen atheistischen Lehrer für sein Tun und Lassen in der Schule gerichtlich zu belangen, eingeschränkt werden. Ferner sei von maßgebender Seite der Gedanke ausgesprochen worden, daß die katholischen Kirchen allen Konfessionen zur Abhaltung des Gottesdienstes überlassen werden müßten, wobei die staatlichen Behörden den einzelnen Konfessionen die Zeit zu bestimmen und Ordnungsmaßregeln zu geben hätten. „Damit wären die Katholiken indirekt aus der betreffenden Kirche hinausgetrieben, denn bei der Geistesverfassung, die unter den derzeitigen Kirchenhassern herrscht, kann es als sicher gelten, daß, sobald eine solche Möglichkeit vorhanden wäre, irgend eine Logengesellschaft Einlaß in die Kirche fordern würde, um darin ihrem ‚Kult' obzuliegen." Die französischen Katholiken gehen also abermals schweren Zeiten entgegen, die sich wohl nicht eher bessern werden, als bis „die Masse der Katholiken, die entschlossen sind, sich auf den Boden der Verfassung zu stellen, . . . eine so große sein wird, daß sie fähig ist, wirksam auf den Gang der Debatten in der Kammer und auf die Gestaltung der Gesetze einzuwirken."

Die Gründe, warum der hl. Franz von Assisi „Ein moderner Heiliger" geworden, mit anderen Worten, warum er in den Mittelpunkt modernen Geisteslebens getreten ist, untersucht Max Bierbaum (Emmerich) im „Katholik" (Bd. XXXIX, H. 3). Er nennt zuerst die äußeren Gründe: die 1882 stattgefundene siebente Zentenarfeier des Geburtstags des Heiligen, die Entdeckung und Veröffentlichung wertvoller Quellen für seine Lebensgeschichte durch den französischen Gelehrten Paul Sabatier und die kritische Richtung unserer Zeit, die in den Legendenstudien der Gegenwart zutage getreten ist. Daneben aber stehen tiefere innere Gründe, nämlich die inneren Beziehungen des „Poverello" zu unserer Zeit. In ihm hat die Gegenwart „jene Glaubenssicherheit und Harmonie des inneren Lebens entdeckt, die sie selbst zu verlieren beginnt oder schon verloren hat", und an seinem warmen und frohen Glaubensleben sucht die Welt, die ärmer an Glauben, aber auch ärmer an Frieden geworden ist, sich wieder zu bereichern. Eine zweite Beziehung zwischen Franziskus und der Gegenwart habe die soziale Frage geknüpft: den Armen zeigt der Heilige, daß Armut noch nicht Unglück, Reichtum noch nicht Glück bedeutet, den Reichen aber predigt er das große Gebot der Nächstenliebe. Schließlich stehe er zu unserer Zeit auch auf dem Gebiete der Kunst in Beziehung, denn er war „nicht nur ein Heiliger, sondern auch ein Künstler in Wort und Tat, dessen Leben etwas vom Glanze der göttlichen Urschönheit ausstrahlt . . . Er führt durch sein Leben die Kunst aus dem Schmutz der Gassen wieder zu ihrem Ursprung und Ziel, zu Gott

zurück." Daher haben sich schon die Künstler des 13. und 14. Jahrhunderts mit ihm beschäftigt und daher auch bemühen sich heute die Vertreter echter Kunst in Büchern, Gemälden und Tonwerken, die den hl. Franziskus zum Gegenstande haben, dem Volke wieder Höhenkunst zu vermitteln. Der tiefste und letzte Grund aber sei: Franziskus war ein treuer Jünger des Gekreuzigten und der Kirche, dadurch ist an ihm die Kraft des Gekreuzigten wieder offenbar geworden. Somit gelte auch von ihm, was sein Schüler und Biograph Bonaventura einst niederschrieb: „Multa, quae non didicimus per philosophos et de dictis philosophiae, discimus per sanctos."

Die Streitfrage über die Lage des irdischen Paradieses versucht Goldstein im „Globus" (XCV, Nr. 10) in ein neues Licht zu rücken, indem er dazu „Die Ethnographie im Dienste der Bibelforschung" ausnützen will. Er erinnert an die von mehreren Forschungsreisenden mitgeteilte Beobachtung, daß bei den Eingeborenen Afrikas die Vorstellung herrscht, ein Fluß entspringe an seiner Mündung und fließe zu seiner Quelle; der Eintritt eines Nebenflusses in den Hauptstrom wird als Teilung des letztern in zwei Arme bezeichnet. Wenn man nun diese afrikanische Ausdrucksweise auch auf Euphrat und Tigris anwende, so müsse man sagen: der Schatt-el-Arab entspringt dem Meere, fließt durch eine Landstrecke und teilt sich dann in den Euphrat und Tigris. Dasselbe sage die Genesis vom Flußsystem des Paradieses. „Sie kennt allerdings noch zwei andere Flüsse; da diese jedoch nicht mit Sicherheit identifiziert sind, so müssen sie vorläufig beiseite bleiben. Demnach ist Eden und der Garten in dem Lande das Stromgebiet des heutigen Schatt-el-Arab." Die Einwendung, daß Euphrat und Tigris früher getrennt ins Meer geflossen, könne diese Beweisführung nicht erschüttern, da die Trennung durchaus nicht mit Sicherheit nachgewiesen sei. Im Gegenteil, es sei bekannt, daß das Mündungsgebiet beständige Veränderungen erlitten habe; bald mündeten beide Ströme getrennt bald versumpfte der Euphrat, ohne einen Ausweg zu finden, bald ergossen sich beide vereinigt ins Meer. — Interessante Details über „Die neueren Ausgrabungen in Gezer," die vom englischen Palästinaverein unter R. Macalisters Leitung gemacht wurden, teilt nach persönlicher Inaugenscheinnahme Dr. Lamec Saad (Jaffa) mit (ebd., Nr. 11). Die Ausgrabungen, die in vieler Beziehung für die Bibelwissenschaft von Bedeutung sind, haben bewiesen, daß Gezer ein alter internationaler Platz und nicht spezifisch jüdisch war. Es wurden zahlreiche Gräberstellen aus kanaanitischer, israelitischer und auch frühchristlicher Zeit entdeckt und in ihnen verschiedene Tongefäße, besonders zierlich geformte kleine Öllampen aus Tonerde mit verschiedenen Pflanzen- und Tierverzierungen, einige auch mit griechischen Buchstaben und Kreuzen versehen. Manche von diesen Grabstellen sind großartig in unterirdischen Felsen angelegt, mit einem offenen Vorhof von einigen Quadratmetern Raum; etwa einen Meter über dem Felsboden sind längliche Nischen als Ruhestätten für die Toten in den Felsen gehauen. Andere Begräbnisplätze bestehen aus einfachen, mit Inschriften versehenen Höhlen. Nicht alle der aufgefundenen Höhlen haben zur Bestattung der Toten gedient. In einer von ihnen zum Beispiel, deren felsiger Fußboden mit kleinen Becherzeichen bedeckt war, fand man eine Quelle; eine andere, die unter den Trümmern von acht verschiedenen Schichten entdeckt wurde und als deren Entstehungszeit das Jahr 3500 v. Chr. angenommen wird, ist mit seltsamen Inschriften und Tierzeichnungen geschmückt. Eine dieser Zeichnungen stellt einen durch Pfeil und Bogen getöteten Hirsch dar. Erwähnenswert sind auch die Ausgrabungen von sogenannten Bauopfern, die dem Dämon des Platzes, an welchem



ein neues Gebäude errichtet wurde, als Versöhnungsmittel dargebracht wurden. Meist wurden Kinder oder Jünglinge geopfert, denen Teile von Tieren beigefügt wurden. Diese entsetzliche Sitte soll im Geheimen noch heute in Palästina existieren, wenigstens ist Dr. Saad mitgeteilt worden, daß bei Errichtung von türkischen Bädern und Seifensiedereien, die zum Glück nur sehr selten gebaut werden, ein Knabe vom Baumeister in das für einen der kuppeltragenden Pfeiler ausgegrabene Loch geschickt — und „zufällig" mit Erde und Sand verschüttet wird. Als ein Beweis der Geschicklichkeit kanaanitischer Ingenieure ist ein aus dem Jahre 2000 v. Chr. datierender Tunnel zu betrachten, in welchem 80 Stufen zu einer starken Quelle hinabführen; sein Zweck war also wohl, die Wasserversorgung der Stadt in Kriegszeiten zu sichern. Auch die freigelegten Reste der dreifachen Stadtmauer repräsentieren ein schönes Stück Bautechnik. Unter den vielen ausgegrabenen Gegenständen befinden sich Inschrifttäfelchen, Gefäße, groteske Figuren, drei feine Bronzen (ein Geißfuß, ein Messer und eine Schmucknadel) aus der Zeit von ungefähr 1450 v. Chr., eine Anzahl von Schmucksachen vornehmer Gezeritinnen, Votivaltäre, Feuerherde, Wurfsteine, Amulets, Haarnadeln in Messing, Silber, Gold oder Elfenbein, Finger-, Zehen- und Nasenringe, Gewichte, ein Eisenschlüssel usw. — Mit dem 14. März dieses Jahres hörte die Konzession des Palestine Exploration Fund auf; da aber jener Teil der Stadt, in welchem wahrscheinlich die Regierungsgebäude gestanden haben und der somit an Inschriften und Tafeln reich sein dürfte, noch nicht aufgedeckt ist, wäre zu wünschen, daß eine deutsche Gesellschaft sich der weiteren Ausgrabungen annähme.*)

Msgr. Graf **Vay von Vaya und zu Luskod** erwähnt in einem längeren Artikel in der „**Deutschen Rundschau**" (1909, H. 7—9) über „**Das indische Reich**" u. a. auch die Schwierigkeiten, die sich der Lösung des Erziehungsproblems in Indien entgegenstellen und hauptsächlich durch die Verschiedenartigkeit der einzelnen Bevölkerungselemente verursacht werden. „Die Kinder einer Bevölkerung von 300 Millionen zu erziehen, ist an und für sich ein hinreichend ernstes Unternehmen; aber die Kinder einer heterogenen Masse von 300 Millionen nach einem approbierten und angenommenen Grundsatz erziehen zu wollen, ist eine absolut hoffnungslose Arbeit." Während ein Teil der Einheimischen sich heute noch auf der ersten Stufe menschlicher Entwicklung befinde, so daß für die Kinder dieser Halbwilden der elementarste Unterricht ausreichend ist, sind zum Beispiel die Brahminen geborene Philosophen, deren Kinder solche Fragen, die die vorgeschrittenen Schüler europäischer Schulen in Verlegenheit bringen würden, spielend lösen. Ihre Neigung zur Beschaulichkeit und große Empfänglichkeit für abstrakte Theorien befähigen die Hinduknaben besonders zu mathematischen Arbeiten und zu erstaunlich schnellem Auswendiglernen. Auch beim Schachspiel lasse sich ihr Verstand beurteilen. Dazu komme, daß ihr Ehrgeiz und Eifer keine Grenzen kennen. „Freudig unterziehen sie sich den schwersten Aufgaben; nichts, was das Lernen betrifft, scheint sie abzuschrecken, und viele von ihnen widmen ihre freie Zeit dem Studium rein um des Genusses willen." Als er

---

*) Über den Wert mancher Textausgrabungen für die Bibelwissenschaft berichtet Privatdozent Dr. Th. **Innitzer** an der Hand des Deißmannschen Werkes „Licht vom Osten" in den „**Christlich-pädagogischen Blättern**" (1909, H. 3: „**Das Neue Testament im Lichte der neuesten Textfunde**"). Eine eingehende Besprechung dieses Werkes bringt auch Chr. **Schmitt** in „Pastor bonus" (XXI, H 5: „**Licht vom Osten**").

einmal den Erfrischungsraum einer großen Schule betrat, bemerkte der Verfasser einen dieser dunkelhäutigen Schüler, der zu seinem Vergnügen Dante las, während andere sich über die relativen Vorzüge lateinischer und griechischer Autoren unterhielten. Die jährliche Frequenz der verschiedenen Schulen — es gibt deren in Bengalen allein 73.000, im ganzen Lande mehrere hunderttausend — wird auf 4 Millionen geschätzt. Alle Schulen unterstehen einer Zentralorganisation; in jeder Präsidentschaft ist ein Direktor des öffentlichen Unterrichts, dem für jeden Distrikt Schulinspektoren zur Seite stehen. Neben den Elementar- und Mittelschulen gibt es fünf Universitäten: Kalkutta, Bombay, Madras, Lahore, Alahabad, außerdem existieren in Kalkutta noch eine arabisch-persische Hochschule und ein Sanskrit-College. Die Elementarschulen bieten den denkbar größten Gegensatz zu den europäischen: „Noch immer sehen wir die weißbärtigen Derwische in einer Ecke des Basars oder dem Hof einer Moschee sitzen und die Kinder zusammengekauert ringsum, sich hin und her wiegend, indem sie ihre Lektionen in lauter Stimme aufsagen . . . Dicht daneben aber steht die neue nationale Schule, vollendet in jeder Einrichtung, mit Bänken nach dem neuesten schwedischen System, mit Oberlicht und elektrischen Ventilatoren." Außer Staats- und Gemeindeschulen gibt es noch die der christlichen Mission, unter denen die der katholischen Orden die bestbesuchten sind. Manche der Anstalten, besonders die Seminarien, sind in palastartigen Bauten untergebracht. Die Regierung erkennt die Vorzüge dieser Erziehungsinstitute gern an und unterstützt die Ordensleute in ihrem selbstlosen Bemühen, „denn in Indien gibt es keinen konfessionellen Haß, der den Fortschritt werktätiger Nächstenliebe hindert". Am bekanntesten sind die Orden der Franziskaner, der Fremdenmission und der Gesellschaft Jesu. Die ausgezeichnetsten Missionsschulen sind nach Meinung des Verfassers die St. Xaver-Kollegien in Bombay und Kalkutta, die gegen 2000 Schüler zählen. Erwähnung verdient, daß die meisten der geistlichen Orden Schulen in Sommerfrischen unterhalten, so daß Eltern, die durch ihre Pflichten auch im Sommer an die Stadt gefesselt sind, wenigstens ihre Kinder auf das Land schicken können. Eine solche Sommerschule ist zum Beispiel die von St. Joseph in Darjiling: das riesige Gebäudeviereck steht 7500 Fuß über dem Meere und blickt auf die schneegekrönte Himalayakette. Die 8—900 Zöglinge verbringen einen großen Teil des Tages im Freien und werden viel mit körperlichen Übungen beschäftigt. — Die Anstalt, in welcher die Söhne der Maharadjas und Nabobs erzogen werden, ist das Mayo-College, ein prachtvolles, ganz aus weißem Marmor erbautes Gebäude mit vielen hohen Hörsälen. Nach Absolvierung des Unterrichtskurses im Mayo-College treten die jungen Prinzen gewöhnlich in die Militärakademie von Mirut ein. Außer den bereits erwähnten Anstalten besitzt Indien mehrere Ingenieur- und Industrieschulen, die ebenfalls sehr besucht sind. — Indien gibt für Unterrichtszwecke jährlich 50 Millionen aus, die teils aus Steuern, zum größeren Teil aber durch freiwillige Beiträge und den Tribut der Maharadjas gedeckt werden. „Der Reiche spendet freigebig ohne Rücksicht auf Religion und Rasse." Daher kann der öffentliche Unterricht meist unentgeltlich erteilt werden und die Zahl der gebildeten Untertanen wächst so rasch, daß die Regierung sich außerstande sieht, Anstellungen für alle zu finden, und bereits daran denkt, die Unterrichtserleichterungen einzuschränken. „Meiner Meinung nach", schreibt Graf Vay von Vaya, „dürfte es sogar eine radikalere Maßregel sein, . . . wenn, anstatt der Ausbildung Schwierigkeiten in den Weg zu legen, der Unterricht auf eine solche Höhe gebracht würde, um allen begreiflich zu

machen, daß der Zweck der Erziehung nicht bloß ist, Regierungsbeamte zu züchten, sondern daß sie um des inneren Wertes der Kultur selbst zu erstreben sei."

Die südslavische Frage „Nach der Krise" behandelt Rudolf Graf Waldburg in der Monatsschrift „Deutsche Revue" (1909, Maiheft). Lobend erwähnt er den frischen, modernen Geist der österreichisch-ungarischen Armee, der sich in dem still, glatt und tadellos bewerkstelligten Aufmarsch gegen Serbien gezeigt habe, sowie die opferwillige und gefaßte Stimmung der Gesamtbevölkerung bei der drohenden Kriegsgefahr. „Das erstaunte Ausland sah unsere Völkerschaften in der Stunde der Gefahr sich zu einem festen Karree von starren Bajonetten zusammenschließen. Nach außen haben wir die Ansicht, die in Europa manchmal zu finden war, daß wir eine Großmacht zweiter Güte seien, ein für allemal gründlich vernichtet." Es dürfe jedoch nicht vergessen werden, daß die sonst so vorzügliche Armee numerisch zu schwach sei und daß es daher im Interesse des Friedens liege, das Rekrutenkontingent zu erhöhen. Der Schwerpunkt der Politik der Donaumonarchie aber liege heute mehr denn je im Balkan, wo das Problem der südslavischen Frage zu lösen sei. Die Kroaten, Slovenen, Serben usw. ringen nach Einheit und die Monarchie, die ja nicht die Unterdrückerin, sondern die Beschützerin der Südslaven sein solle, könne sich diesem Ringen nicht ohne weiters wiedersetzen. Da tauche denn die Idee des Trialismus auf, die freilich anfangs, besonders in Ungarn und bei den Agrarparteien, auf heftigen Widerstand stoßen werde, aber früher oder später werde sich doch die Erkenntnis aufdrängen, daß kein besseres Mittel gewählt werden könne. „Zusammenfassen der Südslaven im Innern, eine Art wirtschaftliches Protektorat nach außen scheinen die Wege zu einer Lösung der südslavischen Frage in unserm Sinne zu sein."

Die vom Bayrischen Gymnasiallehrerverein herausgegebenen „Blätter für das Gymnasial-Schulwesen" (Bd. 45, H. 3/4) enthalten eine Besprechung der „Reform der Reifeprüfung in Österreich mit Bezug auf Bayern". Der Verfasser, Dr. Stemplinger in Augsburg, hebt hervor, daß Österreich der erste deutsche Staat ist, der für die Reifeprüfung eine neue, auf neuer Grundlage beruhende Form bietet. Nachdem er die Ergebnisse der im Januar 1908 in Wien tagenden Mittelschulenquete gewürdigt, wendet er sich speziell den Verordnungen über das Maturitätsexamen zu. Sympathisch berühre es, daß dem Schüler überlassen werde, welches der drei gegebenen Themen für den Aufsatz aus der Unterrichtssprache er bearbeiten wolle; man komme dadurch der Individualität des Prüfungskandidaten entgegen. Durch die Abschaffung des deutsch-lateinischen Skriptums für die schriftliche Prüfung sei Österreich Deutschland mit gutem Beispiel vorangegangen: auch bei den reichsdeutschen Schulmännern sei „eine anschwellende Strömung vorhanden, die gegen das unbeholfene, zeitraubende Stammeln eines sogenannten lateinischen ‚Stils' sich wendet, die in der verständnisvollen und sprachrichtigen Übersetzung eines lateinischen Stückes ins Deutsche eine bessere Probe der Schülerreife erkennt, als in dem krampfhaften Zusammensetzen von Grammatikwendungen und eingepaukten Stilfloskeln." Bei der mündlichen Prüfung sei besonders die deutsche hervorzuheben, da sie am besten imstande sei, erkennen zu lassen, ob der Prüfling den ihm während acht Jahren gebotenen deutschen Unterricht innerlich verarbeitet habe, in das literarische Leben seiner Nation eingedrungen und reif geworden sei, ein literarisches Kunstwerk ästhetisch zu genießen. Auch die mündliche Prüfung aus der Geographie erscheint dem Verfasser nachahmenswert, auf Widerspruch aber werd vielleicht die Forderung stoßen, daß bei Geschichte nur in der Vaterlandskunde geprüft

wird. Daß eine Dispensation von der mündlichen Prüfung nicht mehr stattfinden könne, verdiene Zustimmung, denn eine solche Dispensation bilde immer eine Benachteiligung der Minderbegabten, die doppelt geprüft werden, während die Gutbegabten mit viel weniger Anstrengung durchkommen. Ebenso sei es zu begrüßen, daß eine Kompensation einzelner Fächer, in denen der Schüler schlecht bestanden, durch andere gut bestandene nicht mehr möglich ist. Vorbildlich seien auch die österreichischen Bestimmungen, die dem Lehrerkollegium die Selbständigkeit geben, mit Stimmenmehrheit oder -einhelligkeit zu entscheiden, während in andern Ländern dem Vorsitzenden der Kommission ein „suspensives Veto" eingeräumt ist. „Solches Vertrauen ehrt den Staat und dessen Lehrerkollegien zugleich und hebt die Wertschätzung des ganzen Standes." Die einschneidendste Neuerung aber liege in der Bestimmung, daß im Reifezeugnis jede Bemerkung über das Betragen während der Gymnasialzeit sowie die Noten in den Einzelfächern fortzufallen haben; es handle sich eben nur darum, die Reife des jungen Mannes für den Besuch der Universität festzustellen. Kurz, es lasse sich aus den neuen Verordnungen über die Reifeprüfung ersehen, daß Österreich in seiner Schulreform ganze Arbeit macht, von großzügigen Prinzipien ausgehend.

Viel ungünstiger wird die Prüfungsreform von Johann Koblischke, Realschul-Religionslehrer in Wien, beurteilt, der zum Schlusse seines Artikels „Belohnung und Strafe in der Erziehung" in den „Christlich-pädagogischen Blättern" (1909, H. 3) der Meinung Ausdruck gibt, die Matura sei jetzt nichts anderes mehr als eine friedliche Zeremonie, die niemandem wehe tut als den geplagten Mitgliedern der Prüfungskommission. Durch derartige Erleichterungen werde nur eine Vermehrung des gebildeten Proletariats erreicht. Früher, als das Maturitätszeugnis noch „eine Bescheinigung über unermüdliches konsequentes Mitarbeiten in den oberen Klassen" war, sei sie ein Ansporn zu angestrengter Tätigkeit, zu intensivem Betriebe der Wissenschaft gewesen; jetzt entscheide nur die schriftliche und mündliche Prüfung oder, „da die meisten Mitglieder der Prüfungskommission sich die schriftlichen Arbeiten kaum genau anschauen werden", nur der Eindruck bei der mündlichen, der von vielen Zufälligkeiten abhängig sei.

Die Zeitschrift „Nord und Süd" (1909, März-, Aprilheft) fährt in der Veröffentlichung der Meinungsäußerungen über das Thema „Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft" fort. Dr. Max Dessoir, Professor an der Universität Berlin, kommt nach längeren Ausführungen über das Wesen der Philosophie und deren natürliche Verwandtschaft mit der Religion zum Schluß, daß die Anlage „zum religiösen Erlebnis" als allgemein menschlich bezeichnet werden müsse, weil sie an den verschiedensten Stellen und auf allen Stufen nachzuweisen sei; die Religion sei „eine ganz ursprüngliche Beziehung zum Leben, eine Seite des geistigen Daseins, deren Verlust eine Verarmung darstellt", und lasse sich „nur mit schweren Schädigungen vom Herrschaftsgelüst des Verstandes überwältigen". Daß die Religion fortdauernd mit der Wissenschaft zu kämpfen habe, komme daher, daß wir „erst dort den Boden sicherer Wirklichkeit zu betreten meinen, wo wir feste Begriffe unter den Füßen haben. Auch die religiösen Erfahrungen drängen daher zu der uns geläufigen und bewährten logischen Gewißheit, sie wünschen einen Platz im System unserer Erkenntnisse." Dabei zeige es sich immer wieder, daß der Verstand die im Glauben enthaltenen Voraussetzungen weit schwerer rechtfertigen als zersetzen könne. Durch Mathematik und Naturwissenschaft sichere Aufschlüsse über Gott zu gewinnen, sei ein unsinniges Unternehmen. Die päpstliche Enzyklika gegen den

Modernismus trage in sich „eine richtige Empfindung für die Bedenken, die der Vermischung des religiösen Lebens mit Forderungen und Ergebnissen der Wissenschaft anhaften". Ein Friede zwischen Religion und Wissenschaft sei weder erwünscht noch erreichbar, „nur die Grundlagen fruchtbarer Auseinandersetzung . . . sollten nicht stets von neuem angetastet werden". — Der Heidelberger Universitätsprofessor Dr. Heinrich Bassermann meint, der unstillbare Erkenntnistrieb, der Drang nach Wahrheit um jeden Preis, könne den wissenschaftlichen Forscher unserer Tage „zur Anerkennung einer religiösen Realität" veranlassen, daher erkläre es sich, daß gerade bei den größten Forschern Religiosität zu finden sei. Doch bleibe bei ihnen die wissenschaftliche Weltbetrachtung von der religiösen scharf geschieden; die religiöse Gedankenwelt greife in die wissenschaftliche Betrachtung nicht hinein. Ein und derselbe Mensch könne beide Betrachtungsweisen nebeneinander haben und anwenden, und wer beide hat, besitze den weiteren Blick. — „Religion im eigentlichen Sinne ist Gunstbewerbung gegenüber der persönlichen und durch unser Verhalten beeinflußbar gedachten Wundermacht, die über das natürliche Geschehen Herr ist", behauptet Professor Dr. A. Döring (Berlin), und mit dieser ursprünglichen Form der Religion sei die Wissenschaft unvereinbar. Ebenso erklärt Professor Dr. Rawitz (Berlin), die moderne Wissenschaft habe mit den Glaubenssätzen, „welche die Kirchen oder Religionsgesellschaften als die unabänderlichen Grundlagen unseres religiösen Seins aufgestellt haben", nichts zu tun. Wenn man aber unter Religion das den Menschen aller Zonen und aller Zeiten innewohnende metaphysische Bedürfnis verstehen wolle, dem das Gefühl der Abhängigkeit von der Natur zugrunde liege, so sei auch die Naturwissenschaft davon durchdrungen. Dagegen sagt der Berliner Rechtsgelehrte Professor Dr. Conrad Bornhak: „Nicht Religion und Wissenschaft, sondern materialistische Weltauffassung und Wissenschaft sind unvereinbar, so daß der volle Sieg der einen die ander zerstören muß." Für die Rechtswissenschaft zum Beispiel sei das religiöse Problem von hoher Bedeutung, und „wie die religiössittlichen Kräfte des Staates seinen Wert und sein Schicksal wesentlich bestimmen, so kann auch für die Staaten der christlichen Staatengemeinschaft der absolute Maßstab und Wertmesser weder eine absolute menschliche Vernunft, noch eine voraussetzungslose Wissenschaft, die es beide nicht gibt, sondern nur das Christentum sein." — Für den Professor Dr. Wilhelm Münch (Berlin) besteht die Religion „nicht in irgend einem System von Gedanken", sondern in religiösem Fühlen, religiösem Innenleben, das mit einer bestimmten, wirklichen Wissenschaft nicht in Konflikt geraten könne, wohl aber mit täuschenden und voreiligen wissenschaftlichen Abschlüssen. Die Frage nach der Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit Gottes brauche dabei gar nicht entschieden zu werden. „Begriffe wie Selbstüberwindung und Selbstläuterung, Reue, Demut, Hingabe müssen durchaus ihr Recht auf das Leben behalten, und es ist ganz falsch, daß sie eine Entkräftung der Persönlichkeit bedeuten müßten. Sie sind der Entwicklung höchster und namentlich wertvollster Menschenkraft so wenig im Wege, daß sie dieselbe vielmehr oft genug aufs vollste haben hervorgehen lassen." — Universitätsprofessor Dr. Theodor Elsenhans (Heidelberg) führt in längerer Darlegung aus, daß der Gegensatz beider Weltbilder nicht unüberwindlich sei, „wenn beide geistigen Mächte, der Grenzen ihres Herrschaftsgebietes sich bewußt, die ihrem wahren Wesen entsprechenden Ziele verfolgen". Sein Kollege Professor Dr. Hans Scherrer unterscheidet Geistes- und Naturwissenschaften. Die ersteren fassen alle Erscheinungen ihres Bereiches geistig auf, die letzteren suchten bisher alle Er-



scheinungen entweder mechanisch oder chemisch-physikalisch zu erklären. Doch auch die Naturforscher kommen allmählich zu der Überzeugung, daß die Grundlagen, auf denen eine Erklärung der Lebenserscheinungen aufgebaut werden müsse, erst im Entstehen begriffen sei. Der Geschichtsforscher aber sehe im Gang der Entwicklung der Rassen und Völker unverkennbar die Leitung einer höhern Vorsehung. — Nach Auffassung des Berliner Universitätsprofessors Dr. L. Lewin gibt es „nur einen religiösen Grundgedanken: den Glauben an einen Gott, d. h. an eine in unausdenkbarer und unfaßbarer Mannigfaltigkeit in der Natur wirkende, allezeit und in allem gesetzmäßige Kraft". An diese glaube er, der ganz und gar auf dem Boden experimenteller biologischer Forschung stehe, und ihr gegenüber fühle er sich so klein, daß jeder Versuch, sich über ihre Artung eine Vorstellung zu machen, an der Unmöglichkeit ihres Begreifens scheitere. — Die religiösen Grundgedanken haben sich seit Jahrhunderten als ausgezeichneter Leitfaden für den Menschen erwiesen, meint Universitätsprofessor Dr. J. H. van 't Hoff (Berlin); ob der bildliche Inhalt sich mit der Wahrheit decke, komme seiner Meinung nach erst in zweiter Linie. Er persönlich stehe als Naturforscher den religiösen Überlegungen etwas fern, neige aber trotzdem in schweren Lebenslagen dazu, darauf zurückzugreifen. — Dr. Moritz Cantor, Professor an der Universität Heidelberg, erklärt, seine fachwissenschaftlichen Bestrebungen an und für sich — er ist Mathematiker — hätten ihm gar keinen religiösen Standpunkt angewiesen, denn Beziehungen zur Religion hätten sich bei seinen Forschungen nicht bemerkbar gemacht; er selbst als im 80. Lebensjahr stehender Greis glaube „an ein Gesetz, welches das Weltall regelt, welches vor der Endlichkeit bestand und die Endlichkeit überdauern wird, welches das Größte in sich faßt und bei dem Kleinsten nicht Halt macht". Dieses Weltgesetz könne er sich nur individualisiert, also als Weltgesetzgeber, denken. Wie man diese „höchste Begriffseinheit" nennen will, sei ihm gleichgültig. — „Religion und Wissenschaft können nur scheinbar im Widerspruche stehen, denn sie haben im Grunde nichts mit einander zu tun," schreibt Dr. Adolf Erman, Universitätsprofessor und königlicher Museumsdirektor in Berlin. Die Religion entstamme dem Gefühl, die Wissenschaft dem Verstande; den letzten Rätseln, dem, was man eigentlich wissen möchte, komme die wissenschaftliche Erkenntnis doch niemals näher, „dort behalten Gefühl und Glauben ihr altes Recht und ihr altes Reich". — Die Veröffentlichung der Antworten die sehr zahlreich eingelaufen zu sein scheinen, wird in den nächsten Heften noch fortgesetzt werden.

Zu Hofrat Willmanns 70. Geburtstag, der am 24. April d. J. von seinem weiten Freundes-, Schüler- und Verehrerkreise gefeiert wurde, schien Richard Kralik „nichts wichtiger zu sein, als die ungeheure Bedeutung der katholischen Wissenschaft für unsere Zeit, für unsere Kultur zu bestimmen, die Bedeutung jener Wissenschaft, die mit dem Namen Willmann immer verbunden sein wird" („Christliche Schul- und Eltern-Zeitung" 1909, H. 8: „Otto Willmann"). Diese katholische Wissenschaft sei der christliche Idealismus, auf dessen voller Anerkennung das Wesen der Wissenschaft, der Philosophie und des Lebens beruht. Nach Willmann „haben wir unter dem Namen ‚Idealismus' nicht eine verschwommene Schwärmerei zu verstehen, sondern, wie das Wort ganz eigentlich ausdrückt, die Lehre von den Ideen, die Lehre, daß es feste, ewige Ideen, ein Gerüst, das also das ganze Universum stützt und trägt, eine feste Vermittlung zwischen den schwindelerregenden pantheistischen und materialistischen Vorstellungen vom Unendlich-Einen

und vom Unendlich-Vielen". Willmann ist es, dem wir die klarste Aufstellung dieser wichtigen Grundwahrheit verdanken, deren volle Bedeutung der heutigen Generation noch nicht ganz vertraut ist, die aber unsern Nachkommen als kostbares Erbe zugute kommen wird. — Denselben Anlaß benützt Universitätsprofessor Dr. Ernst Seydl, um zu zeigen, daß „Otto Willmann und die Kirchenväter" sich gut verstehen, trotz der Jahrhunderte, die zwischen ihnen liegen („Christlich-pädagogische Blätter" 1909, H. 4).

Das „Hochland" brachte während des letzten Halbjahres den vielbesprochenen Roman „Armsünderin" von Nanny Lambrecht, gegen den von mehreren Seiten der Vorwurf erhoben worden ist, er gebe sittliches, soziales und persönliches Ärgernis.*) Zugleich mit dem Schluß des Romans enthält das Aprilheft einen „Epilog zur ‚Armsünderin'" aus der Feder des Herausgebers Karl Muth, durch welchen dieser Vorwurf widerlegt werden soll. Befremdend wirkt, zumal in einer so vornehmen Revue wie das „Hochland", die Fortsetzung dieses Verteidigungsepilogs: „Einige Urteile über ‚Armsünderin'". Die Aneinanderreihung von lobenden Aussprüchen aus Briefen eines „norddeutschen Stabsarztes", eines „rheinischen Gymnasialoberlehrers", eines „namhaften christlichen Kunstmalers" usw. erinnert ein wenig an die bekannten „Anerkennungsschreiben" bei Anpreisung einer neuen Bartwuchstinktur oder eines besonders wirksamen Schnupfenheilmittels. — Einen nicht viel günstigeren Eindruck macht eine Herzählung von lobenden Kritiken über M. Herberts „Einsamkeiten" und „Lebenslieder" in der „Allgemeinen Rundschau" (VI, H. 17) als Anhängsel an den Artikel „M. Herbert als lyrische Dichterin oder Ist das noch sachliche Kritik?" Diese Art von Reklame, deren eine Herbert gewiß nicht bedarf, sollte doch den buchhändlerischen Anzeigen überlassen bleiben. Der letztgenannte Artikel, der eine Abwehr gegen einzelne Punkte der „Kritischen Spaziergänge" von Joseph Gieben in „Über den Wassern" (II, H. 4, 5 und 7) enthält, hatte eine Kontroverse zwischen Dr. Kausen, Joseph Gieben und dem Herausgeber von „Über den Wassern" zur Folge, die bedauerlicher Weise noch nicht abgeschlossen zu sein scheint (vgl. „Joseph Gieben als Kritiker und Dichter", „Allg. Rundschau" VI, H. 18, und „Persönliche Kritik" in „Über den Wassern" II, H. 10).

Eine „Konzentrische Kritik" zu bringen versucht „Nord und Süd" (1909, Aprilheft), nämlich nicht das Urteil eines einzigen, sondern einer ganzen Reihe von Rezensenten über ein und dasselbe Buch. Gewählt werden sollte das Werk eines „noch weniger bekannten Autors, der, allem literarischen Parteigetriebe fernstehend, von der Tageskritik noch nicht abgestempelt und rubriziert, sondern noch ganz marke- und nummerlos seinen Dichterpfad wandelt"; der Inhalt des Buches sollte außergewöhnlich, voll kühner Probleme und in der Behandlung über dem Mittelmaß literarischer Erzeugnisse sein. Ein solches Werk glaubte die Redaktion in Alice Fliegels „Totenwache" (Berlin, Harmonie, 1908) gefunden zu haben. Über dieses dem Stoff nach recht unerfreuliche Buch — Hauptpersonen sind ein zum gemeinsten Trunkenbold herabgesunkener protestantischer Geistlicher, seine klaglos duldende Frau und die ihn hassende Tochter, durch deren Schuld er schließlich umkommt — haben die Professoren Voßler, Götze, Petsch, Geiger und Helm ihre Urteilssprüche abgegeben, die übrigens keine allzu große Verschiedenheit aufweisen. Die

*) Vgl. die Zuschriften an die Redaktion des „Pastor bonus" im Maiheft dieser Zeitschrift (XXI, H. 8: „Zum Hochlands-Roman ‚Armsünderin'").



Sprache (Frenssen-Stil!) und die Charakteristik der weiblichen Personen werden gelobt, die Unwahrscheinlichkeit in manchen Äußerlichkeiten und im Charakter des traurigen Helden getadelt. Für eine weitere Umfrage wurde das im Verlage Westermann erscheinende Werk „Die Bücher der Bibel", herausgegeben von F. Rahlwes, Zeichnungen von E. M. Lilien, in Aussicht genommen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Zusammenstellung von Kritiken, zumal wenn verschiedenartige Meinungen zum Ausdruck kommen, sich recht interessant gestalten kann.

Die Empfindlichkeit der „Dichter von heute" gegenüber der Kritik ironisiert Rich. M. Meyer im „Literarischen Echo" (XI, H. 16). Mit Platen und Grillparzer habe das literarische Querulantentum begonnen, aber erst mit Hamerling trete es als fast ins Pathologische gesteigerter Verfolgungswahn auf. Heute haben solche Klagen über die Kritik den Reiz der Neuheit längst verloren. Doch nicht die bedeutenden und ernsten Dichterpersönlichkeiten seien es, die die „Literaturprofessoren", die herz-, geist-, gemüt-, kenntnis- und seelenlosen „Tageskritiker oder Tintenkulis" schmähen, — der moderne Verkannte sei vielmehr ein ganz bestimmter Typus. Er klage unaufhörlich, daß man ihn zu wenig beachte, und doch sei niemals eifriger als heute auf Poeten Jagd gemacht worden. Das eben sei der Kern des Übels. Jedes junge Talent werde über die Maßen gelobt, jedes gesuchte Bild, jede ungewöhnliche Wendung werde als Vorzeichen großer Taten angesehen; dadurch verwöhne man die „jugendlichen Verbrecher" und mache sie unersättlich nach faustdickem Lobe. Bald genüge ihnen die „Proklamation zu der höchsten Würde (mit dem Prädikat: ‚Einer von den ganz Großen'; mit Lorbeeren am Bande: ‚Heut unbestritten einer von den ganz Großen') noch lange nicht". Sie übernehmen daher auch gleich die Tätigkeit des Biographen, Literarhistorikers, Kritikers mit, nämlich für ihre eigenen Werke. Etwas weniger gern loben sie ihre Freunde, und Bodenstedts „... Doch bei allem meinem Wandern Hab' ich selten nur gefunden, Daß ein Dichter lobt den andern" gelte auch heute noch. Wir haben zu viele Genies, „es herrscht in Deutschland eine gefährliche Unsterblichkeitsseuche ... Wer einmal gedichtet hat, der ist ein Dichter." Wenn den jungen Dichtern die Selbstkritik nicht fremd wäre, so würden sie die Kritik durch andere nicht so hassen. Sich von solchen anspruchsvollen, unzufriedenen, unfreundschaftlichen, ernste Selbstzucht verachtenden „Dichtern" erziehen zu lassen, haben Kritiker und Literarhistoriker nicht nötig; „Wir loben unsere wirklichen Dichter; aber Liebe und Verehrung für jeden, der Verse hat drucken lassen, gedenken wir uns auch von den Nächstbeteiligten nicht aufzwingen zu lassen!"

In den „Grenzboten" (1909, H. 13) bespricht Carl Jentsch unter dem Titel „Catholica" von protestantischem Standpunkte aus einige katholische Bücher, wobei er Romolo Murri nach dessen Essay-Sammlung „Das christliche Leben zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts" einen „urkatholisch frommen, edlen" Mann nennt. Eingehend beschäftigt sich Jentsch mit den „Epistulae redivivae" von Ansgar Albing (Msgr. Dr. Paul Baron von Mathies), die ihm als ein Beweis erscheinen, „welche Anziehungskraft der Katholizismus auf Protestanten von einer gewissen Seelenkonstitution auszuüben vermag". An des Bonner Kirchengeschichtsprofessors Dr. Karl Sell Werk „Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur" lobt er die Versöhnungstendenz, für die er auch selbst eintritt.

Daß Paul Kellers Poesie „mit ihrer warmen Gottes- und Nächstenliebe, mit ihrer kraftvollen Lebensbejahung und ihrem sonnigen Humor" in vielen Menschenherzen eine Heimat finden möge, wünscht Dr. M. Buchner in den „Historisch-



politischen Blättern" (Bd. 143, H. 7: „Paul Kellers Werke"). Speziell „Paul Kellers Romane" bespricht in überaus anerkennender Weise Olga Putz in „Über den Wassern" (1909, H. 3). In ihnen zeige sich der Dichter als begabter Gestalter großer Stoffe, die er selten aus dem öffentlichen, sozialen Leben nimmt, sondern vielmehr aus dem Innern der Menschenseele schöpft. „Er ist Kenner psychologischer Vorgänge und zeichnet sie mit seltener Meisterschaft." — Im nächsten Heft derselben Zeitschrift schreibt Laurenz Kiesgen über den jungen westfälischen Lyriker „Christoph Flaskamp", zugleich einige treffende Bemerkungen über Lyrik im allgemeinen einfügend. Lyrik, die diesen Namen überhaupt verdient, müsse sein, „wie aus dem Herzen kommende, von innen herauswachsende, eine Entlastung und ein Bekenntnis bedeutende Poesie nur sein kann"; alles andere sei keine Lyrik, sondern Wortklimpern. Leider besäßen viele gebildete, ja geistreiche Menschen vom Wesen des lyrischen Gedichtes keine wahre und lebendige Auffassung. Das lyrische Gedicht wolle eben erlebt sein; „man muß an echten Gedichten lernen, merken, erleben . . ., was ein echtes Gedicht ist", dann wisse man es für immer und lasse sich von keinem Weisen und von keinem Literarhistoriker eines anderen belehren. Zum Lyriker-sein aber gehöre persönlicher Mut, der tausend Rücksichten ausschalte, „umsomehr, als ein Lyriker ein tausendmal zarter besaiteter Mensch zu sein pflegt, als der Durchschnittsmensch". Und dann zeigt Kiesgen an Flaskamps Gedichten, daß in ihnen solche echte, reine und fromme Lyrik zu finden ist.

Die neue Auflage von „Domanigs ‚Tyroler Freiheitskampf'" findet in der „Allgemeinen Rundschau" (VI, H. 16) durch E. M. Hamann die verdiente Würdigung. Das Werk sei so recht die Dichtung Tirols und enthalte alles, „was dieses gottbegnadete Land und Volk im eigensten Wesen, in Geschichte und Charakter kennzeichnet und krönt". — Dr. Josef Nadler widmet in der Monatsschrift „Deutsche Arbeit" (VIII, H. 6) der dichterischen Persönlichkeit Kraliks einen eigenen Artikel: „Kralik, der Dichter". Kralik sei immer ein Erneuerer dessen, was tot schien, man treffe ihn immer auf Trümmern nationaler Vergangenheit. „In allen Gegenden sucht und findet er; scheinbar disparates Material. Aber er dreht und prüft und setzt den Stein ins Ganze und er paßt vorzüglich . . . Er will nur die Brücke bilden von der Vergangenheit zur Zukunft; er will nur verkörpern, was im Volke, was aus der Vergangenheit heraus eine künstlerische Form erstrebt . . . Nur sammeln und retten will er und Vorläufer sein. Messiashoffnungen sind die Grundstimmung seines Singens und Sagens." Bei der Besprechung der einzelnen Werke Kraliks ist — wie das in den meisten Aufsätzen über Kralik der Fall ist — die „Offenbarung" übersehen worden, dagegen weist H. Brentano in der Artikelserie „Katholisches Literaturleben in Wien" in der literarischen Beilage zum „Bayerischen Kurier" (1909, Nr. 3 bis 8) ganz besonders auf dieses Jugendwerk Kraliks hin. Auch das Schaffen aller anderen in Wien lebenden katholischen Dichter wird hier eingehend gewürdigt.

Dieselbe Verfasserin erzählt den Leserinnen der „Baltischen Frauen-Zeitschrift" (III, Märzheft) „Etwas über das erzieherische und soziale Wirken katholischer Nonnen", um der in protestantischen und selbst in manchen katholischen Kreisen herrschenden Ansicht entgegenzutreten, „das Klosterleben sei gleichbedeutend mit Müßiggang und die Nonnen täten den lieben langen Tag nichts als beten". An der segensreichen, aufopferungsvollen Tätigkeit einiger besonders

hervorragender Klosterfrauen zeigt sie, daß die bescheidene Frau in der dunklen Nonnentracht der Menschheit ihr Teil Arbeit am Gemeinwohl nicht schuldig bleibt.

Die Oberin der Missionsschwestern in Biwasaki (Japan), Leiterin des dortigen Aussätzigenheims, erzählt in den „Katholischen Missionen“ (37. Jahrg., Nr. 6) schlicht und demütig von ihrem Leben und Wirken in der Fremde. Vor zehn Jahren wurde sie mit vier Gefährtinnen von der Stifterin nach Japan geschickt, wo ein Missionär ihre Hilfe brauchte. An ihrem Bestimmungsort angelangt, fanden sie eine elende Hüttenkolonie von Aussätzigen und ein leichtes Häuschen aus Brettern und Papier, das ihr Kloster werden sollte. In diesem Häuschen — „im Winter ein Schwitzbad, im Sommer ein Eispalast“ — wohnen die Schwestern auch heute noch, obgleich es im Laufe der Jahre noch viel schadhafter und baufälliger geworden. Denn woher die Mittel nehmen zu einem Neubau? Leben die frommen Frauen doch ohne andere Einkünfte, als was ihnen Gott von Tag zu Tag schickt, und legen sie sich doch die größten Entbehrungen auf, um nur recht viele Aussätzige, für die neben dem Klösterchen ein einfaches Spital errichtet worden ist, in Pflege nehmen zu können. Für diesen Zweck hungern und darben sie mit Freuden, nur an ein einziges Leid können sie sich gar nicht gewöhnen: an die Notwendigkeit, arme Aussätzige oder Waisenkinder abweisen zu müssen. „O daß wir in solchen Augenblicken unsere Hände flehend nach unsern mit Glücksgütern gesegneten Brüdern in Europa ausstrecken könnten!“ schreibt Schwester Maria Colomba; „Wie glücklich wären wir, wäre uns vergönnt, buchstäblich auch nur die Brosamen aufzulesen, die von ihren Tischen fallen, um sie unter uns und unsere lieben Pfleglinge zu verteilen!“ — „Sollte ein solcher Ruf kein Echo finden?“ fragen „Die katholischen Missionen“.

„Wie sich die Birmesen das Erdbeben erklären“, teilt eine der Missionsschwestern Mariens mit (ebd., Nr. 3): „Die Erde, so behaupten sie, wird von vier Teufeln auf den Schultern getragen. Natürlich werden auch Teufel schließlich müde, wenn sie stets unbeweglich an einem Orte stehen müssen. Die schwere Last nötigt sie deshalb, von Zeit zu Zeit die Schulter zu wechseln und die Erde zum Beispiel von der linken auf die rechte Schulter zu wälzen oder umgekehrt. Dadurch wird der Erdball heftig erschüttert und es entstehen die Erdbeben. Wechselt nur ein Teufel gelegentlich die Schulter, so sind die Folgen davon kleine, unbedeutende Stöße, wenn aber alle vier zusammen es tun, so entstehen die starken, furchtbaren Erschütterungen.“

Um der Propaganda, welche die protestantische Mission durch Druckschriften jeder Art in den Missionsländern betreibt, wenigstens einigermaßen entgegenzutreten, plant der seit 35 Jahren in Japan wirkende P. Drouart de Lézey „Ein katholisches Preßunternehmen“ (ebd., Nr. 7). Er möchte dem japanischen Volk, das allen wissenschaftlichen Fragen großes Interesse entgegenbringt, zunächst viermal im Jahr erscheinende, leicht und gewandt geschriebene kleinere Schriften und Abhandlungen bieten, welche, von bekannten Gelehrten speziell für Japan verfaßt, die wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart und deren Beziehung zur Religion behandeln. Zu diesem Zwecke hat sich in Paris ein Komitee aus hervorragenden Männern der Wissenschaft gebildet, das für die Abfassung der Schriften sorgen will; ein zweites, japanisches Komitee in Tokio hat die Übersetzung der Arbeiten ins Japanische übernommen. Jede der Schriften soll in einer Auflage von 10.000 Exemplaren erscheinen, deren Druckkosten auf 400 Mark berechnet sind, so daß jährlich 1600 Mark erforderlich sind, die P. Drouart durch Unterstützungen aus Deutschland und Frankreich

aufzubringen hofft. Späterhin will er das ganze Unternehmen in die Hände der Jesuiten legen, deren Ankunft in Japan er freudig begrüßt hat.

Dem am 15. Januar d. J. im Missionshause zu Steyl verstorbenen Gründer der „Gesellschaft des göttlichen Wortes", dem „P. Generalsuperior Arnold Janssen", widmet P. W. J. im „Deutschen Hausschatz" (1909, H. 12) einen Nachruf. P. Janssen, dessen Tod für die junge Genossenschaft wie für das gesamte katholische Missionswesen einen überaus schmerzlichen Verlust bedeutet, stammte aus einer schlichten, frommen Bauernfamilie des Rheinlandes. Er studierte in Münster Philosophie, in Bonn Naturwissenschaften und Mathematik; in Bonn begann er auch seine theologischen Studien, die er in Münster beendete, um am 15. August 1861 zum Priester geweiht zu werden. Zwölf Jahre lang wirkte er sodann in Bocholt als Gymnasialprofessor und Seelsorger, darauf im Kloster der Ursulinen in Kempen als Rektor. Um den Missionsgedanken, der ihn schon lange begeisterte, ins Volk zu tragen, gründete er die Monatsschrift „Kleiner Herz-Jesubote" (jetzt „Steyler Missionsbote"); sein Lieblingsplan aber war die Errichtung eines deutschen Missionshauses, das den Katholiken noch fehlte, während die Protestanten in Deutschland damals schon fünf derartige Institute besaßen. Im Herbst 1875 ging er denn auch auf Wunsch des Papstes Pius IX. und unter Gutheißung des gesamten Klerus von Deutschland, Österreich und Holland an die Ausführung seines Planes: am 8. September ward an den Ufern der Maas der Grund zu der Steyler Missionsanstalt gelegt, und schon im März 1879 konnte P. Janssen seine ersten Missionäre aussenden. Neun Jahre später erfolgte die Gründung des St. Raphaels-Kollegiums in Rom und 1889 die des Missionshauses St. Gabriel in Mödling bei Wien, in welches sich die Zöglinge des Mutterhauses und der übrigen im Laufe der Jahre entstandenen Häuser (Heiligkreuz bei Neiße, St. Wendel bei Trier, St. Rupert bei Bischofshofen) nach Absolvierung der Gymnasialstudien begeben, um hier die letzte Ausbildung zum Priester und Missionär zu erhalten. Alljährlich gehen zirka 40 neue opferwillige Glaubensboten aus dieser Anstalt hervor. — Die Missionäre der Steyler Missionsgesellschaft wirken gegenwärtig in China, Japan, Neuguinea, Westafrika, Argentinien, Chile, Brasilien und in den Vereinigten Staaten, wo zu Beginn dieses Jahres auch schon ein Haus zur Heranbildung von Missionären gegründet wurde. Getauft wurden bisher in den vier Heidenmissionen zirka 55.000 Personen, die Zahl der Katechumenen ist 50.000. — P. Janssen vergaß aber auch die Innenmission nicht, die er durch Seelsorge, durch Leitung des Lehrerseminars in Wien-Währing, durch Abhaltung geistlicher Übungen sowie durch Unterstützung der katholischen Presse nach Kräften zu fördern suchte. Die vielen Schwierigkeiten, die sich seiner Tätigkeit oft genug in den Weg stellten, überwand er mit Mut und Gottvertrauen; „Gott der Herr ließ mich zappeln und gab mir gerade so viel Kraft, als notwendig war, um den gefaßten Gedanken nicht fahren zu lassen und das angefangene Werk weiter zu führen", äußerte er selbst einmal, als er von den ungeahnten Erfolgen seiner Gründung und den damit verbundenen Mühen und Kämpfen sprach. — Heute zählt die Steyler Missionsgesellschaft, wie der Verfasser des Artikels zum Schluß angibt, außer einem Bischof und zwei apostolischen Präfekten 426 Priester, 692 Laienbrüder, 550 „Dienerinnen des heiligen Geistes", Schwestern einer ebenfalls von P. Janssen begründeten weiblichen Missionsgenossenschaft, und 1056 Zöglinge, insgesamt 2724 Mitglieder.

Einiges „Aus der Bibliotheksbewegung Ungarns" teilt Ludwig Schloß in der „Bücherwelt" (VI, H. 6) mit. Er berichtet von der Tätigkeit des



Landessenates für Museen und Bibliotheken, der Volksbüchereien mit Werken im Werte von 1000—2000 Kronen einrichtet. „Die Auswahl der Bücher erfolgt mit peinlicher Sorgfalt und mit besonderer Rücksicht auf die Beschäftigung und den Intelligenzgrad jener Schichten der Bevölkerung, aus welchen das Gros der Leser sich rekrutieren soll." Als älteste Bibliothek Ungarns nennt Schloß die des Benediktinerordens in Pannonhalma, die im Jahre 1001 gegründet wurde und 134.000 Bände enthält. Im ganzen sind in den Jahren 1000 bis 1500 in Ungarn urkundlich nachweisbar 100 Bibliotheken enstanden. Die ungarische Akademie der Wissenschaften, mit der sich nach des Verfassers Behauptung kein gelehrtes Institut der Welt an nationalem Charakter und nationaler Wirkung messen könne, besitzt eine Bücherei von 650.000 Bänden.

Wilhelm Freiherr v. Weckbecker lenkt in der „Österreichischen Rundschau" (XIX, H. 3) die Aufmerksamkeit auf „Denkmalpflege und Heimatschutz in Österreich", wozu ihm unter anderm die beschlossene Demolierung des Reichskriegsministeriums, die Frage der Erhaltung des Neugebäudes und die projektierte Durchquerung der Inneren Stadt Wien durch die elektrische Straßenbahn Anlaß bieten. Die Denkmal- und Heimatschutzbewegung habe im österreichischen Publikum noch wenig Wurzel geschlagen. Selbst in gebildeten Kreisen werde der Schutz des Landschaftsbildes in seinem Verhältnis zum einzelnen Denkmal oder zur Ortschaft als eine Angelegenheit betrachtet, die sich jeder behördlichen Ingerenz zu entziehen habe. Ähnlich stehe es mit dem Mangel an Verständnis in bezug auf Funde von Altertümern und mit der Lokalmuseumsfrage. Der „museale Aberglauben", der dazu führe, daß jeder irgendwie interessante Gegenstand dem heimatlichen Museum einverleibt wird, beraube private Wohnstätten der Poesie und des altertümlich Anheimelnden, ganz abgesehen davon, daß die Belassung all solcher Objekte an ihrem Ort ihre Wirkung erhöhe, während sie in der musealen Aufstapelung nüchtern und eindruckslos wirken. Die Erweiterung und Vertiefung des liebevollen Verständnisses für unsere Kunst- und Geschichtsdenkmale, besonders bei der Geistlichkeit und Lehrerschaft, den Bautechnikern und der Schuljugend, sei unbedingt notwendig und sollte von der Gesamtbevölkerung ernsthaft angestrebt werden.

Die Frage nach dem wahren Zweck der Kirchenmusik beantwortet M. Blaschitz in der „Gregorianischen Rundschau" (1909, H. 4: „Etwas über Kirchenmusik") dahin, daß der Zweck aller für den Gottesdienst bestimmter Kompositionen ein dreifacher sei: sie sollen den liturgischen Text so lebendig, wahr und passend als möglich darstellen und den Zuhörern seine Wahrheiten und Schönheiten eindrucksvoll mitteilen; sie sollen dem Beter helfen, alles Weltliche abzustreifen, ihn beruhigen, reinigen und veredeln; sie sollen zur Verherrlichung Gottes dienen. Um den erstgenannten Zweck zu erfüllen, müsse der Komponist seinen Text verstehen und nachfühlen, er müsse ihn andächtig beten können, bevor er ihn in Töne kleidet. Die zweite Forderung lasse sich durch abgeklärte, ruhige Erfindung. leidenschaftslose Formen, richtig gewählte Harmonisierung und einfache Ausdrucksmittel erfüllen. Zu diesen Ausdrucksmitteln gehöre in erster Linie die menschliche Stimme, und zwar die herbe, klare Knabenstimme; tremolierende oder stark dramatische Stimmen dagegen gehören nicht auf den Chor. Zur Begleitung eigne sich am besten die Orgel, das unpersönlichste und daher leidenschaftsloseste aller Instrumente. „Der majestätische Glanz, mit dem die breiten Wogen der Orgel durch die Kirche fluten, ist so reich an Schönheit, daß die Kirchenmusik keines anderen Schmuckes bedarf." Die dritte Aufgabe der



Kirchenmusik, die Verherrlichung Gottes, sei nicht etwa durch übertriebene Prachtentfaltung zu lösen, sondern durch Reinheit der Intonation, sorgfältigen Vortrag, schöne Stimmen und einen vollbesetzten Chor. Die Musik entspreche diesem Zweck, wenn sie dem Sinne des jeweiligen Festes entspricht und die Zuhörer zum Gebete anregt, „denn nicht um Musik zu hören, sondern um zu beten gehen wir in die Kirche". Auf das Publikum, das nur der Musik wegen kommt, habe die musica sacra keine Rücksicht zu nehmen; für dieses sei der Konzertsaal da.

Wie man Gedächtnis und Verständnis der Kinder für religiöse Wahrheiten und kirchliche Einrichtungen unterstützen, wie man die Kleinen für kirchliche Kunst und Gottesdienst interessieren und begeistern kann, lehrt der Aufsatz „Kind und Kirche" im „Pastoral-Blatt" des Bistums Münster (1909, Nr. 2). Es wird darin den Religionslehrern empfohlen, vom zweiten Schuljahre an mit den Kindern einigemal im Jahr einen Kirchenbesuch behufs Erläuterung der Kirchenausstattung zu unternehmen. Mit einer kleinen Gruppe von Kindern soll der Katechet, nachdem er ihnen den Zweck des Besuches erklärt hat, sich in außergottesdienstlicher Zeit in das Gotteshaus begeben, sie an Ort und Stelle über jede Bewegung (Weihwassernehmen, Kniebeugung, Bekreuzigen) belehren und ihnen sodann, nach einem kurzen, laut gesprochenen Gebet vor dem Hauptaltar, jeden einzelnen Gegenstand in der Kirche und dessen Bedeutung erklären, sie auf die Schönheiten kirchlicher Kunst aufmerksam machen, ihnen die verschiedenen kirchlichen Gefäße und Gewänder zeigen usw., so daß den Kindern nichts, was ihnen während des Gottesdienstes auffallen könnte, fremd und unverständlich bleibt. Durch die Kleinen, die von solchen Kirchenbesuchen daheim begeistert erzählen, würden dann auch die Erwachsenen, die den kirchlichen Kunstschätzen und Kultusgegenständen oft so verständnis- und interesselos gegenüberstehen, auf diese Gebiete aufmerksam werden, und die Schule könnte somit auch in dieser Weise auf die Familie günstig einwirken.

„Nochmals Haeckels Fälschungen" erwähnt Prof. Dr. E. Dennert im „Türmer" (1909, H. 7), um zu beweisen, daß die Ausführungen Professor Gurlitts im vorhergehenden Heft derselben Zeitschrift nur eine Verschleierung der von Haeckel selbst zugegebenen Tatsachen seien. Dr. Joh. Bumüller beschäftigt sich ebenfalls mit der Haeckel-Braß-Angelegenheit (s. „Die Kultur" X, H. 2, S. 240 f): in der „Allgemeinen Rundschau" (VI, H. 14) stellt er „Haeckel vor Gericht", und in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania" (1909, Nr. 13) bringt er „Professorenkundgebungen zum Fall Haeckel-Braß". Auch P. E. Wasmann behandelt den Fall sehr ausführlich im dritten Abschnitt seines interessanten Artikels „Alte und neue Forschungen Haeckels über das Menschenproblem" in den „Stimmen aus Maria Laach". Das Resultat seiner Untersuchungen ist: „Haeckel hat seit 40 Jahren die großartigsten Ideenfälschungen betrieben, um das deutsche Volk vom Christentum abzuziehen und für seinen ‚Monismus' zu gewinnen." (Vergl. auch „Wissenschaftliche Beilage zur Germania", 1909, Nr. 9: „Das neueste Strafgericht über Haeckel", und Nr. 18: „Wasmann contra Haeckel", ferner die Erklärung des Keplerbundes in der „Allgemeinen Rundschau" VI, H. 12; „Rundschau im Geisteskampf" in „Der Geisteskampf der Gegenwart", 1909, H. 3, 4 und 5; „Deutsch-medizinische Wochenschrift", 1909, Nr. 8; „Der Tag", 1909, Nr. 69).

* * *

Der Stadtrat der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien hat den Beschluß gefaßt, das Andenken des größten österreichischen Dichters, Franz Grillparzers, durch die Veranstaltung einer würdigen kritischen Ausgabe seiner sämtlichen Werke zu ehren, und hat den Professor der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag Dr. August Sauer, den bewährten Kenner von Grillparzers Leben und Werken, mit der Herstellung dieser Ausgabe betraut, die im Verlage der Buch- und Kunsthandlung Gerlach & Wiedling in Wien in 25 Bänden erscheinen wird. Sie soll neben allen abgeschlossenen dichterischen und prosaischen Arbeiten auch die Entwürfe und Fragmente, die Studien und Tagebücher, die Briefe von dem Dichter und an ihn, endlich die von ihm verfaßten Aktenstücke in umfassender Weise vereinigen.

Zur Vervollständigung des in der Wiener Stadtbibliothek bereits aufgesammelten bedeutenden Handschriftenschatzes wendet sich der Unterzeichnete hiemit an alle Besitzer von Handschriften Grillparzers, insbesondere an alle Bibliotheken, Archive, Theater, Vereine, Verlagsbuchhandlungen, Autographensammlungen ꝛc. mit der ergebenen Bitte, dem Herausgeber alles zerstreute einschlägige Material gütigst zugänglich zu machen. In Betracht kommt alles, was sich von Grillparzers Hand erhalten hat, unter anderm die vielen Stammbuchblätter, Sprüche, Epigramme, Widmungsexemplare seiner Dramen oder seiner Porträte in Privatbesitz; ferner Druckexemplare seiner Werke, in welche er Verbesserungen eingetragen hat, Bücher oder Manuskripte, welche er mit Bemerkungen versehen hat; auch scheinbar wertlose Aufzeichnungen, selbst wenn sich ihr Inhalt zur Veröffentlichung nicht eignen sollte, können unter Umständen in größerem Zusammenhang Bedeutung gewinnen; ferner alte Abschriften, die auf Grillparzers Originale zurückgehen, ältere Theatermanuskripte seiner Dramen, handschriftliche Sammlungen seiner Gedichte und Epigramme, Briefe an ihn oder über ihn und seine Werke, Dokumente über sein Leben, Dekrete, Kontrakte ꝛc.; auch seltene Drucke, besonders Einzeldrucke seiner Gedichte. Endlich werden auch bloße Hinweise auf erhaltene Handschriften oder versteckte Drucke erbeten.

Die Zusendung von Handschriften wird an die Direktion der Wiener Stadtbibliothek (Wien I, Rathaus) erbeten, wo für feuersichere Aufbewahrung und pünktliche Rücksendung sowie für Vergütung der Kosten Sorge getragen wird. Sollte sich die Versendung der Originale als unmöglich erweisen, so werden möglichst genaue (am besten photographische) Kopien erbeten.

Jede Förderung der Ausgabe wird in dieser dankbar verzeichnet werden.

Dr. Karl Lueger
Bürgermeister der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.





Die französische „Action populaire".

Von **Paul Coulet S. J.**

Infolge der traurigen Ereignisse der letzten Jahre steht Frankreich mehr denn je im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Man hat bisher, besonders im Auslande, viel zu viel und viel zu einseitig nur Schattenseiten ins Auge gefaßt, — es ist nicht nur interessant, sondern auch gerecht, einmal einige Lichtpunkte hervorzuheben.

Von den unzähligen verschiedenen Einrichtungen, die sich jetzt in Frankreich auf religiösem oder sozialem Boden blühend entwickeln, sei nur eine der merkwürdigsten und bedeutendsten, die sogenannte „Action populaire", dem Leser vorgestellt. Was sie ist, was sie will, was sie wirkt, was sie schon gewirkt hat, das zu zeigen ist der Zweck dieser Zeilen.

Vor allem mag uns ihr Gründer, Abbé Leroy,*) selbst sagen, was sie nicht ist: „Die Action populaire ist nicht die ‚Action libérale populaire', die eine politische Partei ist, ihren Sitz in Paris, ihre Ortsgruppen im Lande und ihre Vertretung im Parlament hat. Die Action populaire ist keine politische Partei und hat ihren Sitz in Reims; sie gründet keine Ortsgruppen und entsendet keine Abgeordneten ins Parlament. Die Action libérale bereitet Wahlen vor; die Action populaire begnügt sich damit, Wähler vorzubereiten . . . Die Action populaire ist auch keine theologische oder soziologische Schule. Wenn sie eine Lehre vertritt, so ist es die der Kirche, und nimmt sie Stellung in noch unentschiedenen Fragen, so will sie niemandem ihre eigene Ansicht aufdrängen." Die Action populaire ist also „weder eine Partei, noch eine Schule, noch viel weniger ein exklusiver Klub, deren es ohnedies schon übergenug gibt". Ebensowenig ist sie ein Preß- oder Buchhandlungsunternehmen, obwohl sie es zu sein scheint, oder ein Verein, obwohl sie zugunsten der Vereine arbeitet. Mit ihrem Gründer müßte man sagen, daß sie nicht einmal „une œuvre", ein Unternehmen, ist. „Wenn ich ein Unternehmen wäre," — so läßt er sie zu uns sprechen — „so wäre ich höchstens ein Hilfsunternehmen. Nur um zu helfen, bin ich geboren; ich bin nichts ohne andere Unternehmen — die Vereine —, denen ich diene, wenn sie bereits bestehen, die ich am eindringlichsten herbeisehne, wenn sie noch nicht bestehen."

Ein Hilfsunternehmen im Dienste jeder unmittelbaren sozialen oder religiösen Organisation, das also ist die Action populaire. Um ihren Begriff genauer zu bestimmen, vergegenwärtigen wir uns den Gedankengang des Gründers und seiner Freunde, das, was sie sich vorgenommen haben, zu sein

*) Rede des Abbé Leroy auf dem Kongreß zu Angers, 1908.



und zu wirken, und wir werden besser begreifen, was sie sind und was sie tun.

Wenn sich auch die Action populaire nicht auf Frankreich allein beschränkt, so ist sie doch in Frankreich entstanden, und zwar vor allem, um den französischen Bedürfnissen entgegenzukommen. Frankreich war es, wo der Gründer lebte, wo er und seine ersten Mitarbeiter ihre Beobachtungen machten, dessen Leiden und Nöte sie zunächst im Auge hatten. Außer den beiden Grundübeln Frankreichs, der Entchristlichung der Massen und dem sozialen Elend, haben die Gründer der Action populaire noch etwas bemerkt, das ihnen von größter Bedeutung für die Zukunft erschien: die tiefe Bewegung der sozialen Umwälzung durch das gewaltige Vordrängen der Demokratie. In einem berühmten Artikel der „Civiltà cattolica" (1905) ist darüber gesagt worden: „Diese Bewegung ist berechtigt, sie entspricht dem natürlichen und dem christlichen Gesetze; sie kann sehr wohl ordnungsmäßig durchgeführt werden, und es gibt wenigstens keine menschliche Macht mehr, die sie jetzt noch aufzuhalten vermöchte."

Das war auch die Überzeugung des Abbé Leroy, noch bevor die Civiltà sie ausgesprochen hatte: „Nur zwei Parteien sind es, die sich fähig erweisen, diese Bewegung zu leiten und das Vertrauen des Volkes zu gewinnen: die Sozialdemokratie und das soziale Christentum, das heißt eine christliche, richtig verstandene Demokratie."

Da die Männer der Action populaire weder zu den Blinden, noch zu den Blasierten, noch weniger aber zu den Entmutigten gehören, so wahrten sie sich die tiefe Überzeugung, daß „der Geist des Heilandes auch heutzutage noch dasselbe tun könne, was er schon früher getan, und daß er die Ideen und die Sitten verändern, die sozialen Bande wieder in christlicher Liebe anknüpfen" *) und unsere moderne Gesellschaft neu beleben und umbilden werde. Sie wollten an diesem großen Werke der Bildung einer christlichen, richtig verstandenen Demokratie und an der sozialen und religiösen Wiederherstellung Frankreichs mitarbeiten. Aber nicht als stolze Entdecker wollten sie auftreten und den gerechten Ruhm anderer schmälern oder gar an sich reißen, nein, nach anderen wollten sie arbeiten, deren Verdienste sie anerkennen, und neben anderen, deren Eifer sie bewundern. Was sie neues bringen und wodurch sie sich von ihren Vorgängern und ihren Mitkämpfern unterscheiden, das ist die Art und Weise ihres Vorgehens, und diese möchte ich hier kurz schildern.

Derer, die eine politische Umwälzung verlangen, gibt es in Frankreich nicht wenig. Wenn auch der Generalstab dieses Heeres nicht die Naivität hat, es zu glauben, so haben doch zuweilen seine Soldaten die Naivität, es zu sagen: daß nur dann die goldene Zeit wieder aufblühen werde, wenn die Regierungsform verändert wird. Man kann ja eine politische Umwälzung wünschen; man kann sie sogar vorbereiten, wenn man sich mit der mehr oder weniger begründeten Hoffnung schmeicheln kann, sie herbeiführen zu können. Niemals aber wird sie allein das ausreichende Heilmittel für alles Elend sein.

*) „Etudes" vom 5. April 1909: „L'Action populaire" von Gaëtan de Raucourt, S. 77.



Ebenso unzureichend ist jede rein politische Agitation. Man kann ja darauf hinarbeiten, die jetzigen Staatsmänner durch andere zu ersetzen. Aber auch das dürfte noch nicht genügen; weil „das dem christlichen Volk nicht genügen kann. Die großen Bedürfnisse seiner Seele und seines Leibes . . . verlangen etwas anderes als den bloßen Wechsel der politischen Führer. Im Parlament oder im Senat sind nur die Symptome des Übels; im Innern des Landes selbst, dort wo der Bauer den Pflug ins Erdreich senkt, wo die Schornsteine der Fabriken zum Himmel ragen, dort offenbaren sich und dort müssen geheilt werden die tiefen Ursachen, die unseren Organismus zersetzen und zugrunde richten."*)

Andere haben gesagt, die soziale Frage sei vor allem eine moralische Frage, und da es ohne Religion keine Moral gibt, so müsse man sagen, daß diese Frage vor allem eine religiöse sei. Und daher: Zurück zum Christentum und wir sind gerettet. Wie soll man aber dieses Programm durchführen? Es ist nicht nötig, die Priester der Action populaire gegen den Verdacht zu verteidigen, als ob sie das direkte Apostolat geringschätzten. Sie sind nur der Überzeugung, daß das direkte Apostolat allein ungenügend sei. Auch sie würden mit Brunetière sagen: „Man muß christlich sein, um sozial zu sein; man muß aber auch sozial sein, um christlich zu sein."

„Der Mann aus dem Volke", sagt der gegenwärtige Direktor der Action populaire Abbé Desbucquois, „kann sich nicht um das intellektuelle, moralische oder religiöse Leben bekümmern, bevor er das Problem seiner Existenz selbst gelöst hat. Diese Frage stellt sich für ihn an die Spitze aller Fragen; in diesem Sinne ist sie sein erster Gedanke; er kann sie nicht vergessen. Deswegen verlangt er von denjenigen, die irgend einen religiösen oder politischen Einfluß auf ihn ausüben wollen, daß sie mit dieser Frage rechnen, daß sie auf dieselbe Rücksicht nehmen, daß sie dieselbe lösen; er verlangt es heutzutage noch mehr denn je, da es eben heutzutage auch schwerer ist, zu existieren . . . Es wäre doch unedel und verfehlt, diesen Ansprüchen nur zugunsten irgend eines höheren Zweckes genügen zu wollen. Sie sind natürlich und berechtigt und verdienen es, an und für sich berücksichtigt zu werden."**) Diese Worte ehren die Action populaire ebenso wie ihr ganzes Werk, welches übrigens nur die logische Schlußfolgerung daraus ist. Sie will vor allem den naturgemäßen, berechtigten Ansprüchen der Volksseele Genüge leisten. Sie will den Arbeiter retten, weil er als Mensch dessen würdig ist und „weil er, einmal befestigt im Bewußtsein seiner Kraft und seiner Rechte, auch nach der Erreichung seines höheren Zieles zu streben im Stande sein wird."***) Überzeugt, daß der Priester, gemäß den Worten des Kardinals Langénieux (1896), nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, an der sozialen Bewegung tätigen Anteil zu nehmen, will sie — diese Worte entnehme ich wieder einem bischöflichen Schreiben, dem des Msgr. Dizien, — „eine neue, aus gänzlicher Hingabe, selbstloser Unterstützung, vorsorgenden Einrichtungen

*) „Etudes" vom 20. April 1903: „L'action populaire" von Abbé Leroy, S. 241.

) „L'action populaire. Son Esprit. Son travail." Tract. 1* von Abbé Desbucquois, S. 4 f.

***) Rede von Msgr. Dadolle: „Actes sociaux" Nr. 32, S. 5.

und nützlichen Werken gebildete Atmosphäre schaffen, wo gleichsam in einer gesünderen Luft von selbst Sympathien für die Schöpfer dieser Atmosphäre entstehen werden."*)

Kurz, die Action populaire will sich der notwendigsten und erfolgreichsten Arbeit der sozialen Reorganisation widmen. Denn gerade in dieser sieht sie das sichere Heil der Zukunft für Kirche und Staat. Als das beste Mittel dazu erkennt sie die weiteste und ausgiebigste Förderung der verschiedenen Vereine, sei es in Form von Gewerkschaften, Produktiv- oder Konsumgenossenschaften, Jünglings- oder Studienvereinen usw.

Der Anfang dazu war ja schon gemacht worden, aber viele von denjenigen, deren Aufgabe es gewesen wäre, die Vereinigungen zu unterstützen und zu fördern, hatten noch nicht genug deren Notwendigkeit erkannt; man mußte sie also aufklären. Viele andere, die diese Notwendigkeit bereits erkannt hatten und ihr Genüge leisten wollten, wußten weder wie, noch womit anfangen; man mußte ihnen also praktische Winke geben. Ferner hieß es, sie einerseits mit den Prinzipien bekannt machen, nach denen Vereine zu gründen sind, andererseits ihnen die gesetzlichen Vorschriften vorführen, welche die verschiedenen Formen der Vereine bestimmen.

Das alles zu realisieren, hat sich die Action populaire zur Aufgabe gestellt. Sie ist also selbst kein Verein; sie gründet auch keine Vereine, weder Gewerkschaften, noch Studentenvereine, noch Raiffeisenkassen; sie übt daher auch keinen direkten Einfluß aus. Sie gibt nur die sozialen Methoden kund, unterstützt alle, die guten Willen haben, und bietet ihnen dar, was überall und von allen verlangt wird: Belehrung und praktische Anweisung.**) So ist sie wie eine fleißige und eifrige Biene, welche in aller Stille den duftenden und nahrhaften Honig aus den Blumen sammelt und spendet; oder besser, sie ist mit ihren Broschüren, ihren Zeitschriften, ihren Büchern der Same der Idee, welcher immer als lebendes Werk aufgeht.

Wir wissen nun, was die Action populaire leisten w i l l; es bleibt nur noch übrig zu betrachten, was sie geleistet h a t.

Sie wurde in Reims im Jahre 1903 gegründet. Ihre Anfänge waren bescheiden, aber vielversprechend. Begonnen hat das Werk ein einziger, und zwar ein kranker, mit vielen anderen Arbeiten beschäftigter Priester, der Abbé Leroy. Bald gesellten sich zu ihm zwei oder drei andere Priester. Sie wohnten in einem armseligen, einstöckigen Hause mitten unter einfachen, wackelnden Häuschen in einer abgelegenen Gasse.***)

In den Jahren 1903 und 1904 erschienen zugleich mit den zwei Bänden des „Guide social" für 1904 und 1905 die ersten gelben Broschüren; ein Jahr darauf kam neben dem „Guide social" für 1906 und weiteren Broschüren der erste Band einer Serie sozialer Studien heraus; 1906 wurde eine neue Sammlung, die „Actes sociaux", begonnen, die Serie der sozialen Studien durch sechs neue Bände fortgesetzt und ein Auskunftsbureau eingerichtet; 1907 erschienen drei neue Sammlungen und vier andere Bände, unter ihnen der erste „Guide d'Action religieuse"; 1908 wurde die erste Nummer der

*) Ebd. S. 15, 7.
) „Action populaire." Tract. 1* S. 7.
***) „Etudes" vom 5. April 1909, S. 75.

„Revue de l'Action populaire“ veröffentlicht; es folgten ein Kalender, 7 Bände des „Manuel social pratique“ und eine neue Sammlung, von der noch die Rede sein wird. 1909 entstanden die Sammlung der Plans et Documents pour Cercles d'études“, eine neue große internationale Zeitschrift, „Le Mouvement social“, und vier neue Bände der sozialen Studien.

Anfangs hatte man, wie ja übrigens zu erwarten war, den unvermeidlichen Beitrag von Unglücksprophezeiungen, später aber unzählige Beistimmungen und Glückwünsche geerntet. Das Unternehmen hatte sich auch vergrößert: das Personal war vermehrt worden, das schon anfangs zu kleine Gebäude wurde vor einigen Monaten mit einer geräumigen Wohnung vertauscht (Rue des Trois-Raisinets, N. 5). Dort lebt und arbeitet jetzt die Action populaire: „Sechs Priester, vier Laien, der eine fünf fremder Sprachen kundig, der zweite Doktor der moralischen und politischen Wissenschaften, der dritte Doktor der Literatur, alle drei Doktoren der Rechte; der vierte Lizenziat der Rechte und ehemaliger Chefredakteur einer Zeitung; im ganzen zehn Schriftsteller, unterstützt durch ein Dutzend von Schreibern und Beamten.“*)

Wenn wir nun die Gesamtarbeit der Action populaire zusammenfassen wollen, so ergibt sich bisher folgendes Resultat: vier jährlich erscheinende große Bände: „Le Guide sozial“; „Le Guide d'Action religieuse“; „L'Année parlamentaire“; „Le Calendrier social“; zwei Monatsschriften: „Revue de l'Action populaire“ und „Le Mouvement social“; zwei halbmonatliche Publikationen: die gelben Broschüren (bisher über 200 erschienen) und die rosafarbenen „Actes sociaux“ (bisher über ein halbes Hundert). Dazu kommen noch: die Sammlung der Broschüren über die Vereinigungen für Familienväter (gegen die neue Schulgesetzvorlage); die Sammlung „Plans et Documents pour Cercles d'études“; die der „Feuilles sociales“; verschiedene Schriften über soziale Geschichte und soziale Literatur wie z. B.: „Jeunes Filles de France“, „Femmes de France“, „Paysans de France“, „Les Congrès ouvriers,“ „Pages sociales“; „Balzac et ses idées sociales“ usw. Im ganzen seit sechs Jahren und einigen Monaten gegen 300 Publikationen, eine ganze soziale Bibliothek, deren Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit sich uns bald eröffnen wird.

Man begreift, daß eine solche Arbeit nicht von den wenigen Männern in Reims geleistet werden konnte. „Zehn Köpfe, mögen sie auch noch so gebildet und noch so tüchtig sein, können nicht alle Kompetenz in sich vereinigen, besonders bei einem derartigen Stoffe, der mehr als irgend ein anderer viel Beobachtung und reiche Erfahrung fordert. Um eines wirklichen und dauernden Erfolges sicher zu sein, war es nötig, wenn irgend möglich, für jede Frage einen Spezialisten zu gewinnen. Deswegen hat man 200 Mitarbeiter, fachkundige, in der sozialen Arbeit tüchtige Männer und Frauen, Priester und Laien, aus Stadt und Land zur Mitarbeit eingeladen.“ Und die Serie ist damit nicht geschlossen. Die Action populaire ladet jeden, der guten Willens ist, ein, sie in ihrer so nützlichen und schwierigen Aufgabe durch Rat und Tat zu unterstützen. Sie verlangt von ihren Freunden, „die dort sind, wo

*) Ebd., S. 82.

sie selbst nicht ist, daß sie ihr mitteilen, was sie sehen, was sie hören"*) in Frankreich und im Ausland.

So besteht also die Action populaire wie aus zwei großen Faktoren: im Zentrum des Wirkungskreises steht der Redaktionsausschuß in Reims, der die berufsmäßigen Mitarbeiter inspiriert und leitet, die eingelaufenen Beiträge zusammenfaßt und daraus die theoretischen und praktischen Schlüsse zieht; draußen an der Peripherie, im ganzen Lande und im Auslande, stehen die freiwilligen Mitarbeiter, die ihre persönlichen Erfahrungen und Ansichten dem Redaktionsausschuß mitteilen.

Das ist die sehr kurze Geschichte der Action populaire und ihre Art zu arbeiten. Jetzt müssen wir noch die Arbeit selbst etwas genauer und eingehender betrachten. — Wer die Publikationen der Action populaire einmal durchblättert oder studiert, bemerkt sogleich, daß ihre Lehre immer irgend eine von den drei Formen annimmt: Untersuchungen (Enquêtes), doktrinale Studien (Etudes doctrinales), praktische Versuche (Experiences pratiques). Diese Teilung entspricht der rationellen und aktuellen Notwendigkeit.

Notwendig vor allem sind die Untersuchungen. Es ist sicher, daß man zuerst die sozialen Zustände, die man verbessern will, um die reformierende Arbeit herauszufordern und zu lenken, genau kennen muß. „Wie oft haben sich zum Beispiel ehrliche Leute", so schreibt der Abbé Leroy, „irre führen lassen, weil sie nur allzu häufig betrunkene und nur selten hungernde Arbeiter gesehen haben (was übrigens ganz begreiflich ist, da die Trunkenheit mehr lärmt als der Hunger). Viele haben sich daran gewöhnt, in dem Elend nur die Strafe des Lasters zu sehen und in jeder allgemeinen Klage nur Empörungsschreie zu hören. . . . Bevor man aber die Streikenden insgesamt verurteilt, — und niemand denkt daran, sie insgesamt zu amnestieren, — wäre es besser und gerechter, sich zu fragen: ob wohl die Streikenden überhaupt in der Lage sind, an dem Streik nicht teilnehmen zu müssen, ob den ‚Roten', die den Streik inszenieren, eine andere, wirklich unabhängige Organisation gegenübersteht; ob die Betrunkenen den Alkohol nicht schon mit der Muttermilch eingesogen haben, ob sie nicht vielleicht das Elend des eigenen Heims in die Kneipe getrieben hat?"**)

Mögen diejenigen, die daran zweifeln, die Broschüren der Action populaire lesen. Sie werden da, mit vollster Objektivität dargelegt, die Lage beschrieben finden, in der sich „Les ouvrières parisiennes", „L'employé", „Les pêcheurs de sardines", „Nos blanchisseuses", „Les chiffonniers", „Les journalistes", „Les typographes" und viele andere befinden. So erzählt zum Beispiel Méry in seiner Broschüre „Nos marmitons", daß unter den 5000 Küchenjungen in Paris allein es kaum einen einzigen gibt, der nicht täglich seine 12 bis 13 Stunden, an Sonntagen — das war noch vor dem Gesetze über die Sonntagsruhe — zuweilen 16 Stunden arbeitet und der seine Lehrlingszeit mit Hin- und Herlaufen versäumen muß. „Ich habe einmal einen getroffen", erzählt er, „der letzte Ostern um halb zwölf Uhr nachts eben bei seinem 112. Gang war. 60 Prozent von den Küchen, in

*) „Etudes" vom 5. April 1909, S. 83.
**) „Etudes" vom 20. April 1903, S. 242.



welchen sie arbeiten, brauchen dringend Reparaturen; 20 Prozent sollten einfach untersagt werden. Die Wohnräume sind noch viel schlimmer."*)

In ihrer Broschüre „Françaises" belehrt Madame Brunhes die Damen und ihre Gatten darüber, wie „die Tuchjacken, welche sie in den großen Geschäften um 30 oder 35 Francs gekauft haben, der armen Schneiderin, die sie genäht hat, nur Francs —·95 eingebracht haben, . . . wie jene seidenen Blousen, die die Näherin zu 15 bis 16 Stunden täglicher Arbeit verurteilen, ihr nur Francs 1·30 getragen haben; wie die belgische Klöpplerin, die an den herrlichen Brüsseler Spitzen 13 Stunden arbeiten mußte, den Schundlohn von Francs —·85 erhielt; wie eine ganze Familie in einer armseligen Hütte in Belleville oder im Schwarzwald für die Anfertigung von Spielsachen, blondhaarigen Puppen, bespannten Wagen, Holzpfeifen, die man auf den Christbaum hängt, täglich nur 1 bis 3 Francs bekommt." **)

Diese herzzerreißenden Tatsachen sind, Gott sei Dank, nicht die Regel, und die Action populaire ignoriert das nicht. Wenn man aber die Arbeitsverhältnisse genauer studiert und all das Elend, das mit ihnen zusammenhängt, so fühlt man sich mehr zum Mitleid als zu einem harten Urteile geneigt; und, was die Hauptsache ist, man fühlt sich bewogen, zur Linderung dieser harten Leiden auch sein Scherflein beizutragen.

Der Mann der Tat darf aber nicht die Prinzipien ignorieren, welche die grundsätzlichen Fragen der Gesellschaft, der Familie, des Eigentums, der Zunft, der Berufsgenossenschaft beherrschen. Er muß wissen, wie das positive Recht das natürliche präzisiert und bestimmt. Andererseits hat er oft weder die Zeit, noch die Mittel, um die sozialen Bibliotheken zu besuchen oder die gelehrten Bücher zu lesen. Die Artikel der Zeitschriften oder der Zeitungen geben ihm nicht die synthetischen Ansichten, die er braucht; er ist auch oft von den zu umfangreichen oder zu trockenen oder zu dunkeln sozialen Büchern angeekelt. Die Action populaire gibt ihm nun in interessanten, klar und präzis gefaßten Broschüren den erforderlichen theoretischen Unterricht. Sie kann dies auf die verläßlichste Weise tun, da sie zu ihren Mitarbeitern die hervorragendsten Führer der sozialen Bewegung in Frankreich, die Herren de Mun, G. Goyau, Bazire, de La Tour du Pin, Ch. Benoist, M. Turrman und andere gewonnen hat.

Die dritte Kategorie der Publikationen der Action populaire enthält den durch Beispiele und Erfahrungen belebten Unterricht. „Man hat sich daran gemacht, in Frankreich und im Ausland jene Einrichtungen zu suchen, welche nachgeahmt oder adaptiert werden können. Man hat die Gründer solcher Unternehmungen eingeladen, ihre Versuche mitzuteilen,"***) und so eine ganze Reihe lehrreicher und interessanter Monographien gesammelt. In dem Werke „Prêtres de France" werden die durch eifrige Priester in den verschiedensten Milieus gemachten Versuche geschildert. In besonderen Broschüren — „Bulletin paroissial", „Calendrier paroissial", „Le prêtre et les œuvres militaires", „De la formation d'une élite pour les œuvres" — werden die sozialen, in den Pfarreien gegründeten Unternehmungen erörtert.

*) „Action populaire." Tract. 1*** S. 10.
**) ebd., S. 11.
) Tract. 1 S. 12.



Ebenso wie die religiöse Tätigkeit findet auch die soziale Tätigkeit der Frauen ihre Besprechung. Ohne von den unzähligen Broschüren zu reden, mögen nur einige Titel aus den zwei Werken „Françaises“ und „Jeunes Filles de France“ erwähnt werden: „Die Ergebnisse der sozialen Frauenarbeit“, „Der Haushaltungsunterricht“, „Faden und Nadel“, „Was junge Mädchen in den Gewerkschaften wirken können“, „Das Heim“, „Die Arbeit zu Hause“, „Die Freiwilligen des freien (christlichen) Unterrichtes“, „Katechismus und Katechetinnen“.

Wenn ich nicht fürchten müßte, durch endlose Aufzählungen zu langweilen, so könnte ich noch die Abteilung für die Jugend durchgehen, die der landwirtschaftlichen Organisationen, die der Preßunternehmungen, die, welche der Wiederherstellung oder der Aufrechterhaltung des Familienlebens gewidmet sind. Überall würde der Leser den Eindruck gewinnen, daß Reelles berührt wird, und überall würde er dieselbe Mannigfaltigkeit, dieselbe Reichhaltigkeit, denselben, die Nachahmung herausfordernden Ansporn wiederfinden. Diejenigen, die in Frankreich glauben oder sagen, es lasse sich nichts mehr machen, alles sei schon verloren, werden durch Lesung der glänzenden Geschichte dessen, was man bereits geleistet hat, zu einer gesünderen und, was die Hauptsache ist, zu einer wieder arbeitsfreudigen Auffassung gebracht.

Untersuchungen, Lehren und Beispiele genügen aber nicht. Man braucht auch noch bestimmte und eingehende Auskunft über die Gesetzgebung, Musterstatuten und Reglements. Man hat sie gesucht, wo immer sie zu finden waren, und hat in einer besonderen Reihe von Broschüren, den „Actes sociaux“ (sie erscheinen unregelmäßig, bisher mehr als 40), alle offiziellen päpstlichen, bischöflichen, wirtschaftlichen Dokumente gesammelt.

Außer den bereits erwähnten Büchern und Broschüren, die darüber belehren, was zu tun ist, wie man es tun muß, was man schon getan hat, läßt die Action populaire seit 1908 eine kleine Monatsschrift, die „Revue de l'Action populaire“, erscheinen. Ihr Zweck ist, die Leser in bezug auf die soziale Bewegung auf dem Laufenden zu erhalten und die weniger bedeutenden Initiativen, die kleinen sozialen Tatsachen, die nicht Stoff genug zu einer Broschüre liefern, zur Kenntnis zu bringen. Die „Revue de l'Action populaire“ zeigt regelmäßig alle Dokumente an, welche soziale und wirtschaftliche Fragen berühren. Sie bildet gleichsam eine Art offener Sprechhalle, in der die Direktoren der Action populaire das Wort ergreifen, in der die Action populaire selbst ihre Ansicht, ihre Gedanken, ihre Auffassungen ausspricht und sich als das lebendige Zentrum des ganzen Unternehmens zeigt.

Seit Anfang 1909 hat die Action populaire die Direktion einer anderen, demselben Zweck gewidmeten Zeitschrift übernommen, der ehemaligen „Association catholique“, der ältesten der französischen katholisch-sozialen Zeitschriften, welche vor 34 Jahren durch die Schöpfer der berühmten „Œuvre des Cercles ouvriers“, de Mun und de La Tour du Pin, gegründet worden war. Ihr neuer Titel heißt „Le Mouvement social“. Sie bleibt wie früher eine Zeitschrift für den höheren sozialen Unterricht, besonders dem gebildeten Publikum angepaßt, aristokratisch in ihrer Haltung und gelehrten Fassung, demokratisch aber im besten Sinne des Wortes durch ihr Ziel. Sie enthält die doktrinäre soziale Lehre der Action populaire, welche übrigens dieselbe



ist wie die der Redakteure der ehemaligen „Association catholique“ und hat sich, wie ihr Untertitel „Revue internationale catholique“ zeigt, zur Aufgabe gestellt, die soziale Bewegung der ganzen Welt zu beobachten und über dieselbe zu berichten. Schon die typographische Ausstattung und Einrichtung zeigt, daß man vor allem darauf bedacht ist, sich der sozialen Bewegung möglichst nützlich zu erweisen.

Die theoretische und praktische Lehre der Action populaire wird endlich jedes Jahr in einem eigenen Bande, der einer besonderen Erwähnung wert ist, zusammengefaßt. Es ist dies der bereits genannte „Guide social“. Die Broschüren behandeln nämlich nur eine einzige Frage, jede Einzelnummer der Zeitschriften schildert nur ein Moment des sozialen Lebens; der „Guide social“ aber gibt jährlich das Resümee der theoretischen und praktischen Arbeiten auf sozialem Gebiet. 150 Mitarbeiter beteiligen sich an seiner Ausgabe. Untersuchungen, Statistiken, Mitteilungen, Beiträge zur sozialen Geschichte finden sich darin in großer Anzahl, und zwar methodisch geordnet. Aus mehr als 200 französischen und fremden Zeitschriften — die Bücher wollen wir gar nicht erwähnen — werden Auszüge gemacht. Zahlreiche Korrespondenten im Auslande, in Österreich, Deutschland, England, Holland, Belgien, Portugal, haben die ihnen zugeschickten Fragebogen ausführlich beantwortet. Seit sechs Jahren folgen sich die Bände des „Guide social“, der eine den andern ergänzend, ohne ihn zu wiederholen. Jeder liefert eine wirkliche Synthese der sozialen Bewegung des Jahres. Alle sechs mit ihren ausführlichen Studien über jeden Punkt der sozialen Frage, den reichlichen Bücherverzeichnissen, die jedem Artikel beigefügt sind, bilden ein unvergleichliches Museum, von dem, um nur ein Zeugnis anzuführen, Kanonikus Cetty aus Mühlhausen schon im Jahre 1905 sagte, daß „das katholisch-soziale Deutschland, den Volksverein mit allen seinen Publikationen nicht ausgenommen, nichts aufzuweisen habe, was den Vergleich mit dem ‚Guide social‘ der französischen Action populaire aushielte“.*)

Neben dem „Guide social“ läßt die Action populaire seit 1908 noch ein anderes wertvolles Werk erscheinen: „L'année parlamentaire“, in dem sie über die legislative soziale Arbeit berichtet. Dieses Buch ist in gleicher Weise für den Gelehrten wie für den Mann der sozialen Praxis, für den Gewerbetreibenden wie für den Kaufmann bestimmt. Die Beratungen, die der Entstehung und der Ausfertigung der Gesetze vorangehen, werden darin analysiert. Jede dieser Analysen ist das unparteiische Resümee einer Frage, einer Interpellation, einer Diskussion. Die Hauptgedanken werden hervorgehoben, klassifiziert und geordnet. Es werden sodann der Wortlaut der Gesetze und, wenn nötig, die ihre Anwendung betreffenden Erlässe und Rundschreiben veröffentlicht. Es folgt ein juridischer Teil: die Urteile der Kassationsgerichte, die Entscheidungen der Gerichtshöfe inbetreff des Arbeitsvertrages, der Streike, der Anstellungen, der Sonntagsruhe, der Selbsthilfsgenossenschaften usw.

Für die religiöse Bewegung hat die Action populaire ebenfalls Großes geleistet. Das Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche hatte beim

*) „Etudes“ vom 5. April 1909, S. 89.



Volke wie bei den Pfarrern große Verwirrung verursacht, aber auch eine rasche und starke Entwicklung der katholischen Organisationsarbeit ins Leben gerufen. Es war nicht leicht, sich in diesem Wirrwar gesetzlicher Bestimmungen und neuer Organisationsformen zurechtzufinden. Man verlangte ein Vademecum für den Mann der Tat in religiöser Hinsicht. Die Action populaire hat es nun versucht, diesem Wunsche nachzukommen. Sie beansprucht keineswegs, einem jeden den Weg zu weisen, dem er folgen müsse; sie will nur zeigen, welche Wege benützt werden können. Man hat zu diesem Zweck zahlreiche Dokumente der Päpste, der Bischöfe, der Gesetzgebung, der Gerichte, ferner Berichte über Kongresse, Statistiken, Adressen der Unternehmungen, Bücherverzeichnisse u. dgl. gesammelt und das alles in dem ersten „Guide d'action religieuse" zusammengefaßt und klassifiziert. Die Tatsache allein, daß 5000 Exemplare desselben in den ersten Monaten 1908 verkauft wurden, zeigt, wie rechtzeitig dies Buch erschien und welch dringendem Bedürfnisse es entgegenkam.

Gemäß ihrem Wahlspruch „faire faire" (zur Tat anregen) sucht die Action populaire auch das gewöhnliche Volk zur sozialen Mitarbeit zu erziehen. Zu diesem Zwecke veröffentlicht sie zum Beispiel zugunsten der „Cercles d'études" Vortragsskizzen mit einem genauen Verzeichnisse der gesamten einschlägigen Literatur, faßt sie den Inhalt ihrer Broschüren in kleinere oziale Flugblätter zusammen, gibt sie für den Bauernstand die Hefte ihrer landwirtschaftlichen Bibliothek heraus. Demselben Zwecke dienen auch die sozialen Kalender, die in zwei Ausgaben erscheinen, eine für die Stadt-, die andere für die Landbevölkerung. Ja sie verachtet selbst den Roman oder die soziale Novelle nicht und gibt sogar soziale Ansichtskarten heraus.

Kurz, es gibt keine neue Art zu agitieren, keine neue oder besondere Art zu lehren und die soziale oder religiöse Organisation zu fördern, die sie nicht gleich für ihren edlen Zweck benützt und zur Durchführung bringt.

Dies möge genügen über die christlichsoziale Agitation und Belehrung; nun etwas über die Tätigkeit der Action populaire als Auskunftsbureau. Dieser Dienst wurde zu der schon übergroßen Arbeit der Redaktion fast gegen ihren eigenen Willen hinzugefügt. „Wir waren alle dagegen," erzählt Abbé Leroy, „wir wendeten ein, daß es uns dafür an Zeit, an Geld, an Kompetenz fehle. Wir hatten recht, aber unsere Klienten hatten auch recht. Da man sich an uns um Auskunft wandte, so mußten wir wohl antworten. Unerwartete Mitarbeiter kamen, wie durch die Vorsehung geschickt, und übernahmen die neue Arbeit. Nicht weniger als 200 Zeitungen oder Zeitschriften müssen wöchentlich zu diesem Zweck durchgesehen und deren Angaben nach bestimmten Gesichtspunkten klassifiziert werden. ‚L'Intermédiaire social', der soziale Vermittler — so heißt das Auskunftsbureau —, bekommt täglich weit über 100 briefliche Anfragen: ein Fragesteller sucht Statuten für eine Gewerkschaft, ein anderer ein Reglement für Selbsthilfsgenossenschaften; dieser fragt, was man gegen die Wildschweine machen soll, jener, wie man sich der Kaninchen erwehren kann; ein Pfarrer vom Lande sucht die Adresse eines Milliardärs, der ihm eine neue Kirche bauen könnte; ein Veranstalter von Versammlungen verlangt einen Redner, der nicht zu jung, aber auch nicht



zu alt sei — eine heikle Grenze —, vortrefflich rede, sympathisch, bescheiden, entzückend sein müsse.“ *)

Diesen Forderungen, die nicht nur aus Frankreich, sondern auch aus dem Auslande kommen, bestrebt sich die Action populaire Genüge zu leisten. „Sie sucht übrigens nicht die schon bestehenden sozialen Bureaus zu ersetzen. Sie konstatiert bloß, daß die meisten der sozialen Bureaus, in denen doch eine Menge von Dokumenten aufgehäuft sind, unbekannt bleiben. Der ‚soziale Vermittler‘ begnügt sich öfters damit, seine Klienten in Verbindung mit diesen Sekretariaten zu setzen. Er zeigt die Auskunftsquellen an, die speziellen oder allgemeinen Sekretariate, und ersetzt sie nur im Notfall.“**) Es muß hinzugefügt werden, daß diese Auskünfte unentgeltlich gegeben werden; den Anfragen ist nur die Marke für die Rückantwort beizufügen. Fragen und Antworten werden, wenn sie dessen wert sind, in der Revue der Action populaire veröffentlicht, damit alle Abonnenten aus der durch die Frage eines einzelnen veranlaßten Arbeit profitieren können. Da die Fragen aber, mögen sie juridischer oder praktischer Natur sein, fast immer dieselben sind, hat man daran gedacht, alle den Gründern sozialer Organisationen notwendigen Begriffe und Auskünfte in einem besonderen Buch zu sammeln und zu veröffentlichen. Man hat sich insbesondere bemüht, die rechtliche Seite hervorzuheben, da diese die meisten Schwierigkeiten verursacht. So wurde denn alles zusammengefaßt, beleuchtet und vereinfacht, was in den ersten vier Bänden des „Guide social“ über die sozialen Organisationen, ihre Statuten, ihr Leben und ihre Ergebnisse erschienen war, und als „Manuel social pratique“ den Gründern und Direktoren sozialer Organisationen besonders gewidmet. Die erste Ausgabe ist Ende Juli 1908 erschienen; eine zweite ist schon unter der Presse.

Nach dem Gesagten dürfte der Leser im Stande sein, sich einen Begriff von dem hervorragenden Unternehmen der Action populaire zu bilden. Die Ergebnisse dieser Riesenarbeit aber lassen sich vorläufig nur schwer schätzen und bestimmen. Man kann nicht zur Saatzeit über die Ernte urteilen. Dennoch kann schon konstatiert werden, daß die „Publikationen der Action populaire wie ein guter Same überall dort aufgehen und Früchte tragen, wo immer sie auf guten Boden fallen. Sie haben dazu geholfen, manche verfallende Organisationen wieder herzustellen und neue zu gründen“,***) deren Anzahl Gott allein kennt. Das aber weiß die Action populaire — und das hat wohl seinen Wert —, daß man von ihr im verflossenen Jahre 180.000 Broschüren, 13.000 Bände und 30.000 Kalender verlangt hat. Auch das weiß sie, daß die Anzahl ihrer Abonnenten immer größer wird. Gelehrte und Männer der Tat, ebenso die öffentlichen Bibliotheken verlangen ihre Publikationen. Von allen Seiten erhält sie Kundgebungen der Sympathie. Mehr als 70 französische und fremde Bischöfe haben sie beglückwünscht und approbiert. „Kaum würde ich es wagen, die so wohlwollenden Ausdrücke dieser Briefe zu wiederholen, wenn nicht das Vertrauen des gläubigen Volkes durch die Autorität der Oberhirten bekräftigt werden sollte. Ein Bischof

*) Rede des Abbé Leroy auf dem Kongreß in Angers.
) Tract. 1*, S. 22.
***) „Etudes“ vom 5. April 1909, S. 93.

schreibt uns, daß wir ihm unentbehrlich sind; mehrere andere lassen zur Zeit der Exerzitien unsere besten Schriften in ihren Seminarien vorlesen. Die Bischöfe von Reims, Angers, Perpignan, Soisson, Versailles und Grenoble haben für alle Dekane ihrer Diözese die Publikationen der Action populaire abonniert. Der Weihbischof von Cambrai, Monsignore Delamaire, einer der erleuchtetsten unserer Gönner," erzählt Abbé Leroy, „fragte uns einmal, was er noch für die Action populaire machen könnte. Der Gefragte, ein schüchterner Mann, der doch zuweilen unverschämt wird [so spricht Abbé Leroy von sich selbst], antwortete: ‚Monsignore, sie können für alle ihre Dekane und für deren Bezirke die Schriften der Action populaire abonnieren.' Es scheint, die Unverschämtheit ist zuweilen eine Tugend, denn: ‚Einverstanden,' erwiderte Monsignore Delamaire." *)

Auch de Mun spricht sein freudiges Erstaunen aus über die wunderbare Entwicklung der Action populaire und anerkennt unumwunden den großen Nutzen, den er in ihren Schriften findet, die Hilfe, die diese ihm leisten, wenn er eine soziale Frage in praktischer Weise, mit genauen Tatsachen und Erfahrungsbeweisen behandeln will. **) Endlich hat auch der Heilige Vater in einem an die Action populaire gerichteten Schreiben dieser seine höchste Zufriedenheit kundgetan. „Der entschieden katholische Geist der Action populaire, ihre ausgesprochene Absicht, sich von der Parteien Zwist und Hader fern zu halten, ihre Treue gegenüber den Lehren der Kirche, von der sie nach ihrem eigenen Ausspruch all ihre Kraft und Leitung erhält, endlich ihre großherzige Bemühung, am wahren Wohl der arbeitenden Klassen mitzuarbeiten, sind Ihm ein Unterpfand, daß sie wertvolle und dauernde Früchte zeitigen werde ..... Und so schätzt sich der Heilige Vater glücklich, Sie und alle Mitarbeiter an diesem schönen Werke beglückwünschen zu können zu dem erleuchteten Eifer, mit dem Sie die gesunde soziale Lehre, wie sie die Heiligen Väter dargelegt und empfohlen haben, verteidigen und verbreiten." ***)

Selbst die Gegner verfolgen die Arbeit der Action populaire mit gespanntem Interesse und können nicht umhin, ihr das Lob, das sie verdient, zuteil werden zu lassen. „Pastor Doumergue spricht von einer Welt sozialer Arbeit, von gescheiter, nützlicher, geordneter und kühner Arbeit. Ich schaue uns an, sagt er, ich schaue unsere Werkzeuge an, und ich urteile nicht. Ich erinnere mich an das Wort Solange-Bodins: ‚Man muß demütig genug sein, um die Lehren seiner Gegner anzunehmen'. Ed. Peti, Generalinspektor der ‚Oeuvres post-scolaires', beunruhigt sich über ‚die durch die Action populaire veröffentlichten Broschüren und Bücher, ... die zu Tausenden ausgeteilt durch Land und Stadt gehen, die Idee verbreiten, die öffentliche Meinung bearbeiten, eine unermüdliche Tätigkeit bezeugen, sich auf eine von allen Mitarbeitern angenommene Lehre berufen, ...' und er fragt sich endlich, ‚ob es nicht dringend notwendig wäre, daß eine republikanische Laienorganisation die Erfolge der gegnerischen Organisation hemme'." †)

*) Rede auf dem Kongreß zu Angers.
**) Brief an die Action populaire vom 24. April 1909.
***) Brief an die Action populaire vom Kard. Merry del Val vom 8. Juli 1909.
†) „Etudes" vom 5. April 1909, S. 93 f.

Um alles, was hier über den Geist und die Arbeit der Action populaire gesagt wurde, kurz zusammenzufassen, sei es gestattet, beizufügen, was ihr Gründer selbst auf dem Kongreß in Angers darüber gesagt hat. Er faßte das ganze Programm der Action populaire dahin zusammen, daß sie dem Volke Luft, Milch, Brot und Wasser verschaffen wolle, „Gaben Gottes, die aber ungleichmäßig unter seine Kinder verteilt sind. Luft, das heißt ein gesundes und gemütliches Heim; Milch, das heißt Schutz der Mutterschaft und der ersten Kinderzeit, wenn nötig durch Intervention der Gesetze; Brot, wie wir es im Vaterunser erbitten, das heißt Lebensmittel in genügender Qualität und Quantität für die Tage des Schaffens wie des Alters; Wasser, das heißt die Hygiene, die Reinlichkeit, die eigene Wohnung, wenn möglich noch ein kleines Feldstück dazu, groß genug, um auch im Arbeiter den Menschen wieder zu Ehren zu bringen und den Sozialdemokraten in ihm zu bekehren.“

Wer sich ein so erhabenes Ziel gesteckt hat und wer es mit so aufopferungsvollem Eifer zu erreichen strebt, der verdient wohl das Lob, das die belgische „Société d'économie sociale“, nachdem sie die Action populaire in Reims besucht hatte, um ihre Methoden kennen zu lernen, ihr als Abschiedswort hinterließ: „Es gibt Unternehmungen, welche die Ehre und Hoffnung eines Landes ausmachen. Die Action populaire ist eine solche.“



Die Träume.

Von Otto von der Mülbe.

Der Abend hat alles ganz stille gemacht.
Die letzten Gedanken flattern zu Nest
Wie müde Vögel; — der laue West,
Der noch Frau Sonne zur Ruh' gebracht,
Schläft ein.
Im Sternenschein,
In heller, warmer Sommernacht
Liegt weit das Land. —
Drüben — am Berge — im Nebelgewand
Lehnt bleich der Schlaf und hebt die Hand:
— Da wird lebendig ein bunter Reigen;
Im Wolkentale zu Pferde steigen
Die Träume und reiten ins Menschenland,
Und wo sie fahren zur Hütte hinein,
Da müssen die Sorgen die Seelen lassen,
Die lieblichen Träume die Seelen fassen
Und reiten davon durch den Mondenschein
In das schimmernde Land der Träume hinein.
— Und der Mensch, der am Tage nur Tränen fand,
Dem die Welt geschmiedet ein schmerzendes Band,
— Hier fallen die Fesseln, hier löst sich das Leid,
Hier werden ihm Wünsche zur Wirklichkeit.





Abraham a Sancta Clara.

Von Hans Brenner.

Im südwestlichen Winkel des Deutschen Reiches, in jenem Teile des Großherzogtums Baden, der sich von Süden her zwischen Württemberg und Hohenzollern hineindrängt, liegt auf hoher, von der Ablach durchströmter Ebene, in Wald- und Wiesengrün gebettet, das stille, weltabgeschiedene Dörfchen Kreenheinstetten. Ziemlich in der Mitte des Ortes, nicht weit von Pfarrkirche und Schulhaus, steht das Gasthaus „Zur Traube", ein geräumiges, aus einem Unter- und einem Oberstock bestehendes Gebäude mit hohem, altmodischem Giebeldach. In diesem Hause ward — wie eine einfache, zwischen zwei Fenstern des Oberstocks angebrachte Inschrifttafel bezeugt — am 2. Juli 1644, dem Feste der Heimsuchung Mariä, der Mann geboren, der dazu berufen war, durch die Macht seiner Rede einen gewaltigen Einfluß auf seine Zeitgenossen auszuüben, vor allem aber den Bewohnern der Kaiserstadt an der Donau in schwerer Zeit ein Leiter und Berater zu werden: Johann Ulrich Megerlin, der spätere Augustinerpater Abraham a Sancta Clara.

Das Taufbuch von Kreenheinstetten meldet:

Anno 1644 3. Julij Joannes Udalricus.		
Parentes:	Mattheis Megerlin,	(von anderer Hand beigefügt:)
	Ursula Wangnerin.	mortuus est
Patrini:	Joh. Jakob Braun,	Vienna in austria
	Maria Glaserin.	1. Dec. 1709.

Somit ist das Jahr 1644 als das Geburtsjahr P. Abrahams pfarrämtlich erwiesen und die vielfach wiederholte Behauptung, daß er 1642 zur Welt gekommen sei, beruht wohl auf einer Verwechslung Johann Ulrichs mit dessen Bruder Georg, der — ebenfalls nach dem Kreenheinstettener Taufbuch — am 23. April 1642 die heilige Taufe erhielt. Auch über Namen und Stand der Eltern sind mancherlei irrige Nachrichten verbreitet. Erst Abrahams verdienstvollem Biographen Karajan*) gelang es festzustellen, daß der Vater, Mattheis — im Volksmunde einfach Theis — Megerlein, sich am Dreifaltigkeitssonntage 1623 zu Kreenheinstetten mit Ursula Wanglerin oder Wangnerin vermählte und daß seine Vermögensverhältnisse, wie aus alten Urkunden über Haus- und Landkäufe hervorgeht, sich stetig besserten. Einige Jahre vor der Geburt Johann Ulrichs, seines achten Kindes, hatte Mattheis um 800 fl. einen Lehenshof erworben, auf dem er ein Wirtshaus einrichtete: die oben erwähnte, heute noch bestehende „Traube", die bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fürstlich Fürstenbergsches Lehen war. Aus den Eintragungen in die fürstlichen Rentamtsbücher läßt sich entnehmen, daß der alte Megerlin mit dem Wirtsgewerbe gute Geschäfte machte, denn die Ab-

*) Vgl. Th. G. v. Karajan: „Abraham a Sancta Clara", Wien, 1867.

gaben, die er als „Umgelt" zu entrichten hatte, sind verhältnismäßig hoch zu nennen, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß gerade damals der schwere Druck des dreißigjährigen Krieges auf dem Lande lastete. So berichtet zum Beispiel das Rentamtsprotokoll des Jahres 1636/37: „Item weylen noch alles wegen des Kriegswäsens in Dörffern also ruiniert, daß man mit dem Thruckenen Broth zue thuen, alß hat abermahlen Niemants in den Dörffern dann Theüß Mägerlin zu Hainstetten gewürtet."

Über den Charakter der Eltern haben sich unter dem äußerst spärlichen Quellenmaterial nur ein paar Bemerkungen erhalten, die durchaus nicht günstig lauten: 1637 wird „Theuß Mägerlin um 12 fl. gestraft wegen gehabter zue khlainer maß vnd halbmaß"; nach seinem Tode aber lebt seine Witwe in Unfrieden mit ihrem Sohne Jakob, der das väterliche Geschäft übernommen hat: „Jacob Mägerlin vnd sein Muetter balgen vnd schelten einander," meldet das Rentamtsbuch einmal, und einige Jahre später: „Jacob Mägerleins Muetter Vrsula Wagnerin ist den 28. Julij 1667 Scheltworte vndt Zanckhens halber abgestrafft worden 3 fl. 25 kr. 4 Hlr." — Vielleicht ist es nicht ganz ohne Zusammenhang mit den im Elternhause gemachten Jugenderfahrungen, daß P. Abraham in späteren Jahren wiederholt die guten und die bösen Seiten des Gastwirtstandes ausführlich schildert oder daß er so oft von dem „bösen Maul" der Frauen spricht. „Ein böses, hartes, eigensinniges Weib", sagt er einmal, „läßt sich weder zwingen noch bändigen und ist ihr tückischer Kopf ein rechter Knopf, den niemand kann auflösen." („Abrahamisches Gehab dich wohl".) Und an derselben Stelle heißt es weiter: „Nach der Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit ist bei den bösen Weibern der mehr als viehische Zorn und unversöhnliche Rachgierigkeit . . . Weiberlieb ist unbeständig, aber ihr Haß und Zorn ist unversöhnlich; vorderst, wenn es nicht nach ihrem Willen geht." — Anderseits aber scheint er seine Eltern als tätige, um ihre Kinder treu besorgte Leute in Erinnerung getragen zu haben, wenn man nach den Ermahnungen urteilen darf, die er den Wiener Kindern in „Lösch, Wien!" zuruft: „Herzallerliebste Kinder, erwägt doch ein wenig, woher ihr nach Gott euer täglich Brod genommen? wer euch von der Wiegen an gespeist? Wer? Eure liebste Eltern! Und das hat sie oft gekost den Schweiß ihres Angesichts, und das haben sie zuwegen bracht mit stäten Sorgen und arbeitsamer Kummernus. Wer hat euch mehrer Schertzl geben als euer allerliebste Mutter, die mit euch so manchesmal durch viel tausend Bussel in eurer Kindheit gescherzt hat und euch so oft auf ihren Armen, als auf lebendigen Wiegen, getragen?"

Unter der großen Geschwisterschar wuchs der kleine Ulrich, wie er daheim genannt wurde, fröhlich und fleißig auf. Ein zeitgenössischer Biograph berichtet von ihm, er habe „in seinen jungen Jahren gar vielmals barfüßig unter denen Schweinen, Gänsen, Enten, Hühnern usw. gestanden und sie gehütet oder ihnen sonst Kompanie geleistet", bis man bemerkte, daß „der Rumpf seines Leibes mit einem ganz sonderbaren Kopf versehen war" (David Faßmann, „Gespräche im Reiche der Toten"), das heißt, daß er ein auffallend begabtes Kind war. Im Alter von sechs Jahren kam er in die Schule seines Geburtsortes und etwa drei Jahre später in die „lateinische Schule" in dem zwei Stunden entfernten Meßkirch. Seine damaligen Lehrer



haben „an ihm das Prophezeien gelernt", sagt der anonyme Verfasser der Vorrede zu P. Abrahams „Totenkapelle", denn: „Sie sagten einstimmig voraus, er würde mit der Zeit ein großes Merkzeichen der göttlichen Ehre werden und der Stand, worinnen er sich auch begäbe, würde an ihm eine Säule zu erwarten haben." Die große Begabung des Knaben und seine „unersättliche Begierde, unterrichtet zu werden und etwas Gutes zu begreifen," bestimmte die Eltern, ihn zur weiteren Ausbildung auf das von den Jesuiten geleitete Gymnasium zu Ingolstadt zu schicken, das er von 1656 bis 1659 besuchte. Mit Dankbarkeit und Anerkennung gedenkt P. Abraham in späterer Zeit seiner Erzieher und Lehrer. So heißt es einmal in einer Predigt („Heilige Hof-Art"), in welcher er auf die Jesuiten zu sprechen kommt: „Soll ich sie nennen Schnitter oder Schnaitter? Schnaitter darumb, weil durch dero Bescheide und bescheidene Obsicht manches ungeschlachte Hölzel also geschnaitt wird, daß es vorhero füglich zu einem Sautrog, nachmals aber ein feiner Merkurius daraus wird." Gar manchen Klotz schon haben sie zurechtgeschnitzelt, meint er ein andermal („Kramerladen"), so „daß viele, welche den Namen tragen von der Bastei zu Ingolstadt (solche wird genennt die E s e l-Bastei), in ihre Schulen kommen, doch mit der Zeit in der Wissenschaft also zunehmen, daß sie ganz gelehrte Leut' und die besten Wohlredner werden". — „Was ist würdiger als die Sozietät Jesu, welche wie eine strahlende Sonne in der katholischen Kirchen glänzet!" ruft er in „Merk's, Wien!" aus, als er von den Verdiensten der geistlichen Orden spricht; „daher kein Wunder, daß neidige Nachteulen und ketzerische Federmäus oder Fledermäus ihre Mißgönner sein, denn ja solchem Geflügelwerk das Licht eine Marter ist." — Aber auch das ausgelassene Treiben der Ingolstädter Studenten erwähnt P. Abraham wiederholt mit vorwurfsvollen Worten, besonders einer „gewissen versoffenen Studentenrott, bei der einer dem andern den Namen geben ‚Brenner'. Da hat es täglich geheißen: ‚Bruder, heut' wollen wir einander brennen, da und da.' Sie haben einander also gebrennt, daß auch das Geld im Beutel geschmolzen, welches die armen Eltern im Schweiß ihres Angesichts mußten gewinnen." Wenn sie es gar zu arg getrieben, seien sie in den Karzer gekommen, wo ein unheimliches „Nachtsgespenst, welches ganz ohne Kopf ist," sie in großen Schreck versetzt habe. („Judas".)

Im Sommer 1659 starb der alte Theis Megerlin und bald darauf bezog sein Sohn — wohl auf den Rat eines Onkels, des angesehenen erzherzoglichen Kapellmeisters und Kanonikus Abraham Megerlin, der sich große Verdienste um die Kirchenmusik erworben hatte und vom Kaiser in den Adelstand erhoben worden war, — das Gymnasium zu Salzburg, das sich unter der Leitung des Benediktinerordens zu einer der blühendsten Bildungsstätten des Reiches aufschwingen sollte. Des jungen Megerlins Lehrer waren hier, wie aus den in der Salzburger Studienbibliothek aufbewahrten »Annotationes Praefecturae Gymnasii 1652—1688« ersichtlich, die Patres Edmund Pannagl (für lateinische Syntax), Otto Aicher (für Poesie) und Virgilius Guggenberger (für Rhetorik), unter denen der zweitgenannte als Dichter, Gelehrter und Prediger bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stand und dessen Unterricht wohl nicht ohne Einfluß auf das spätere literarische Wirken seines Schülers geblieben sein wird.



Auch den Benediktinern bewahrte P. Abraham Zeit seines Lebens dankbare Anhänglichkeit. Als er mehr denn drei Jahrzehnte später die Widmung zum vierten Bande seines „Judas“ verfaßte, richtete er darin an den Abt Raimund Regondi des Benediktinerstiftes St. Lamprecht zu Altenburg folgende Worte: „Ich habe mehrmalen bei mir erwägt die größte und häufige Gnaden, welche ich unwürdigist von dem heiligen und weltberühmtesten Benediktinerorden empfangen, vorderist aber von der hochansehnlichen Schul zu Salzburg, allwo ich vor etlich und dreißig Jahren mein weniges Studium erholt, und ist es meinem eigenen Unfleiß zuzumessen, daß ich bei den spitzigen Dörnern Benedikti nicht bin spitzfindiger worden. Das Salz zwar verhindert die Fäule, ob aber Salzburg dazumal der unbedachtsamen Jugend die Faulheit gewendet habe, zweifle ich stark. Sei ihm wie ihm wolle, das Wenige und Winzige, was ich kann, tu ich nach dem Allerhöchsten niemand zuschreiben als der Benediktinerischen Lehr und Lehrer. Dahero die größte Schuldigkeit mich dahin veranlaßt, daß ich, den grünen Wäldern gleich, soll geben, was ich empfangen. Weil ich aber in Sorgen stehe, daß dieses schlechte Buch möchte bei der hochansehnlichen Schul gar zu nieder sein und mir folgsam hierdurch zu Salzburg mehrer die Suppen versalzen, darum hab' ich anstatt deroselben Euer Hochwürden und Gnaden, als ein so berühmtes Mitglied und würdigsten Abtes des weltberühmten Benediktinerordens, erkieset, deme ich diese wenige Blätter demütigst dediziere, hierdurch in etwas zu bezahlen, was ich sonst dem ganzen heiligen Orden schuldig bin.“

Wenn man nach den gelegentlichen Schilderungen von Salzburg, die P. Abraham in verschiedene seiner Werke eingeflochten hat, urteilen darf, so weilte er gern in der schönen Stadt an der Salzach und schied schweren Herzens von ihr (Herbst 1662), als es galt, sich für einen Lebensberuf zu entscheiden. Die Wahl mag ihm — abgesehen davon, daß schon bei seinem bisherigen Studiengang der Priesterberuf ins Auge gefaßt worden war, — nicht schwer gefallen sein, war er doch seit je für die Erhabenheit und Fruchtbarkeit seelsorgerischen Wirkens begeistert. Vor allem zog es ihn mit Macht zur Kanzel, denn einer eindrucksvollen Predigt schrieb er eine große Lehrwirksamkeit zu. „Das Predigen ist gleichsam ein göttliches Werk, und apostolische Männer, so mit sonderem Eifer dem Volk das Wort Gottes vortragen, verdienen eine große Vergeltung und Kron im Himmel,“ heißt es in seinem Büchlein „Gehab dich wohl“; „. . . Wann das Predigen nicht ein so herrliches Werk wäre, so hätte Paulus, als er im dritten Himmel verzückt worden, nicht mehr zuruckgekehrt: weil er aber vermerkt, daß sein Predigen der Welt noch länger vonnöten, als hat er Himmel lassen Himmel sein und ist wiederum ganz schleunig auf den Erdboden heruntergestiegen, damit er ferners das heilige Evangelium und Lehre Christi möchte ausbreiten.“ Und grollend erzählt er an einer anderen Stelle desselben Buches, wie ein gewissenloser Frevler und Spötter sich herausgenommen habe zu behaupten, „daß die Predigten nur vor das gemeine Gesindel wären, dem unbändigen und unwissenden Pöbel einen Kappenzaum anzulegen und sie mit der Höllen und dem Teufel als mit einem Wau-Wau zu schrecken. ‚Wir Gelehrte aber‘, wie der Esel redete, ‚befinden das Werk ganz anders und regieren uns durch die Vernunft, wohl wissend, daß sich die Sachen ganz anders verhalten, als die Pfaffen predigen.‘

Wird also bei unserem verkehrten und lauen Christentum fast wahr, was der Heiland bei dem Evangelisten Matthäus am 11. Kap. sagt: ‚Pauperes evangelizantur.‘ Denen Armen wird das Evangelium geprediget, dann die Reichen schämen sich desselben.“ — Freilich kannte P. Abraham auch sehr wohl die Schwierigkeiten, mit denen ein Prediger, dem das Seelenheil seiner Zuhörer am Herzen liegt, zu kämpfen hat. „Solange ein Prediger eine schöne, zierliche, wohlberedte, eine aufgeputzte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen unterspickte Predigt machet,“ schreibt er im ersten Bande des „Judas“, „da ist er jedermann gut Freund. ‚Vivat der Pater Prediger! ein wackerer Mann, ich höre ihm mit Lust zu‘ usw. Wann er aber ein scharfen Ernst anfangt mit Paulo: „O insensati Germani, o insensati Christiani“ usw. . . . Wann dergestalter der Prediger den Strafhobel brauchen wird, wann er auf solche Weis wird die Wahrheit reden, so bringt ihm solches Reden Rädern, so bringen ihm solche Wörter Schwerter, so bringt ihm solches Sagen Klagen; Inimicus factus sum dicens. Er verfeindt sich allenthalben. Sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leiden, die Kirchenstühl werden bald lauter Quartier der alten Weiber werden; die Kirchen wird bald werden wie ein abgebrochener Jahrmarkt; an allen Orten wird man hören: ‚Was keie ich mich um den Prediger!‘ Sic facta est veritas in aversionem.“

Nach reiflicher Selbstprüfung und Beratung mit dem Onkel begab sich der achtzehnjährige Ulrich im Herbst 1662 nach Wien, „allwo er auf Rekommendation und Befehl des allda residierenden päpstlichen Nuntii*) in den Heiligen Augustiner-Barfüßer-Orden aufgenommen und ihme der Namen Abraham a Sancta Clara mitgeteilt worden“ (anonymer Anhang zu „Gack Gack“). Die Jahre des Noviziats verbrachte er in dem Kloster zu Maria-Brunn, das etwa zwei Wegstunden westlich von Wien an der alten Reichspoststraße nach Linz gelegen war, in einer Gegend, die vor der Grundsteinlegung des Klosters durch Kaiser Ferdinand II. die „Mördergrube“ genannt worden war, sintemal „allhier ein lautere Wüsten und Wildnus gewesen“, erklärt P. Abraham, „und die Reisenden vielfältig ausgeraubt und ermordet worden“.

Leider hat sich infolge der Achtlosigkeit, mit welcher bei der Auflösung der Klöster, in denen P. Abraham geweilt hat, in bezug auf Archivalien und sonstige Aufzeichnungen vorgegangen ward, nichts Urkundliches über seine Noviziatsjahre auffinden lassen. Es ließ sich nur in Erfahrung bringen, daß er im Herbst 1666 zu Wien im Mutterkloster (dem jetzigen Frintaneum in der Augustinerstraße) die Priesterweihe empfangen hat. Unentschieden bleibt es auch, wann und an welcher Universität er zum Doktor promoviert wurde, da die bereits erwähnte Vorrede zur „Totenkapelle“ nur diese Tatsache selbst ohne irgendwelche genauere Angabe berichtet: Abraham habe seine Gelehrsamkeit „mit Geschicklichkeit an den Mann zu bringen gewußt“, heißt es da, und sei „nach vorher anderen betretenen Staffeln der Gelehrsamkeit der höchsten Doktorwürde in der Theologie teilhaftig gemachet“ worden.

Die erste Verwendung im Dienste seines Ordens fand der junge Priester in dem Konvent „ad Beatam Virginem Mariam in Stella“, dem längst auf-

*) Kardinal Carlo Caraffa.

gehobenen Augustinerkloster Maria-Stern zu Taxa bei Augsburg; in der dortigen sehr besuchten Wallfahrtskirche wirkte er zwei Jahre lang als Feiertagsprediger und in Erinnerung an diese Kirche, die der Sage nach an der Stelle erbaut war, an welcher eine Henne ein Ei mit dem Bilde der Gottesmutter gelegt haben sollte, schrieb er fast zwanzig Jahre später sein vielgelesenes Wallfahrtsbüchlein: „Gack, Gack, Gack, Gack a Ga Einer Wunderseltzsamen Hennen in dem Hertzogthumb Bayrn". Diesem Büchlein, das eine große Zahl von Auflagen erreichte, ward mehr denn zwei Jahrzehnte nach P. Abrahams Ableben als Anhang dessen kurze, von einem unbekannten Verfasser niedergeschriebene Biographie beigefügt, die als das Werk eines Zeitgenossen — sie erschien zuerst für sich allein im Jahre 1710 als Leichenrede auf P. Abraham — bis heute den wichtigsten Beitrag zu seiner Lebensgeschichte bildet.

In Maria-Stern nun hat der junge Prediger, wie der Prior des Konvents, P. Alexander a Latere Christi, später berichtete, „die klaren Strahlen seiner ungemeinen Beredsamkeit, verwunderlichen Konzepten und Gedächtnus, nebst nachdrücklichem Seeleneifer auch auf benachbarten Pfarrkanzeln in hochfeierlichen Festivitäten spüren und spielen lassen, daß dero Glanz gar bald sich bis nacher Wien, der kaiserlichen Residenzstadt in Österreich, ergossen, wohin er auf Verordnung der Oberen berufen, nachmalen gezeigt, daß er kein geschwätziger, sondern ein tiefsinniger, beredtsamer Schwab sei". — Nach Wien zurückgekehrt (1668 oder 1669), widmete P. Abraham sich mit Eifer der Seelsorge, von welcher ihm das Predigen und das Trösten Kranker und Sterbender Zeit seines Lebens am meisten am Herzen lag. Den strengen Vorschriften seines Ordens folgend, verließ er das Kloster fast nur zu Berufsgängen, doch während derselben erfaßte er mit scharfem Blick das ganze Leben und Treiben in der Kaiserstadt, und was er auf den Straßen sah oder in den Häusern der nach seinen Trostworten Verlangenden erfuhr, gab ihm stets neuen, direkt aus dem Alltagsleben gegriffenen Stoff zu seinen Predigten. Dieser Stoff an und für sich sowie die Art, wie P. Abraham ihn verarbeitete, mit den Lehren Christi und der Kirche verknüpfte, mit unzähligen Vergleichen, Bildern, Wortspielen, Verslein und Scherzen im Geschmacke seiner Zeit ausschmückte, mit ernster Mahnung oder derbem Scheltwort würzte, — alles das miteinander machte, daß sich alt und jung, hoch und niedrig zu seinen Predigten drängte und daß sogar Nichtkatholiken gern in der Kirche erschienen, in welcher er auf der Kanzel stand.

In der Widmung zu „Reimb dich oder ich liß dich" schreibt Abraham, daß er seine sittlichen Lehren gern mit kurzweiligen Zeilen untermenge, „nicht darumben, als wollt ich der heiligen Lehr einen Fastnachtsmantel anlegen, davor mich der Allerhöchste bewahre, sondern damit ich die jetzt verkehrte Welt durch dergleichen Köder desto ehender fange, als welche sonsten an dem bloßen Angel der Wahrheit einen Abscheuen tragt". Neben solcher Beimischung des komischen Elementes und dem rednerischen Schwunge war das, was P. Abrahams Predigten Hörer und seinen Werken Leser verschaffte, die Einfügung zahlloser Geschichten und Anekdoten verschiedenster Art, welche Neugier erweckten und die Aufmerksamkeit seines Auditoriums rege erhielten. „Ich setze beineben auch etwas von Konfekt auf," meint er

selbst, „verstehe hierdurch keine fabas, sondern fabulas, deren ich mich zuweilen bediene wie die Zuckerbecken, welche nicht selten etwas Rässes oder Bitteres mit Zucker überziehen." („Reimb dich.") Oft spiegeln gerade diese „fabulae" die verhältnismäßig große Gelehrsamkeit und Belesenheit P. Abrahams, wie er denn auch Wissen und Studium stets sehr hoch stellte und bei jeder Gelegenheit als etwas Schönes und Notwendiges pries. „Ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Soldat ohne Degen, wie ein Acker ohne Regen," heißt es bei ihm in „Leben und Sterben"; „ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Wagen ohne Räder, wie ein Schreiber ohne Feder; ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Himmel ohne Stern, wie eine Nuß ohne Kern; Gott selbst mag die Eselsköpfe nicht leiden!" — „Was ist Schöneres als philosophische Wissenschaft?" fragt er in „Merk's, Wien!"; „Wo mancher zuweilen hundert Griff versuchet, ein verwirrte Frag' recht zu entörtern, und gleichwohl letztlich mit dem Verstand scheitert, alldort ohne Mühe, besser als ein mazedonischer Alexander, löst solchen Knopf auf der Philosophus." Es folgt die Erklärung von verschiedenen wunderbaren physikalischen und physiologischen Erscheinungen und der Schluß: „Tausend dergleichen Wunderding veranlassen manchen Ungelehrten zu viel unruhigem Nachsinnen, da unterdessen ein Philosophus den stillen Fußpfaden der Natur nachschleichet und dero heimliche Wirkungen erhaschet." Die Natur und ihre Erscheinungen erregten überhaupt das Interesse P. Abrahams und er mühte sich, sie besser zu verstehen und zu erklären, als es zu seiner Zeit üblich war. So ist sein Buch „Hui! und Pfui! der Welt. Hui oder Anfrischung zu allen schönen Tugenden; Pfui oder Abschreckung von allen schändlichen Lastern" (1707), das er Kaiser Josef I. dedizierte und mit schönen Bildern versehen ließ, eine Art orbis pictus und reich an Mitteilungen, geschöpft aus eigener Naturbeobachtung des Verfassers und der Lektüre einschlägiger Werke. — Daß P. Abraham trotz diesem Streben nach naturwissenschaftlicher Erkenntnis doch noch grade auf diesem Gebiet recht tief in Aberglauben und Vorurteilen steckte, erklärt und entschuldigt sich durch den Geist seiner Zeit, von dem auch er sich nicht ganz befreien konnte und im Kampf mit welchem er sich zuweilen in die größten Widersprüche verwickelte. Während er zum Beispiel über die Vorhersagungen der Astrologen spottet und das Wort astrologus mit „Strahl-Lugner" übersetzt, bringt er selbst das Erscheinen von Kometen mit der Pest oder sonstigen Heimsuchungen des Landes in Verbindung; während er über alle Arten von Aberglauben der Frauen schilt, erzählt er selbst die unglaublichsten Dinge weiter, wenn sie nur von im übrigen zuverlässigen Quellen überliefert sind, und sein Glauben an Hexen, Zauberer, Wolfmenschen, Gespenster und Teufelserscheinungen steht unerschütterlich fest; während er einmal die Traumdeutungen alter Weiber verlacht, erklärt er ein andermal: „Die Träume sind allerdings nicht zu verachten." Ja sogar Wundermittel wie das folgende empfiehlt er: „Zu wissen, da ein Mensch in einem großen Teich oder See ertrunken, wo derselbe liege, ist nichts ratsamer, als daß man ein Brot ins Wasser werfe und, wo es still stehe, alldort soll man suchen, wird man ohnfehlbar den Toten finden: hat also ein verborgene Freundschaft das Brot mit den Toten."

Öfter noch als mit Beispielen aus den Naturwissenschaften schmückte P. Abraham seine Predigten mit solchen aus der Geschichte und Sage und



es ist erstaunlich, wie genau er auf diesem Gebiete Bescheid wußte. Besonders gern erinnerte er an die vaterländische Geschichte, aus der zahllose Anekdoten sich in seinen Werken verstreut finden; ebenso ist kaum eine der heute noch im Volksmunde lebenden deutschen Sagen von ihm unerwähnt geblieben. Sein bewundernswertes Gedächtnis und die Gabe, alles Gelesene und Gehörte am rechten Orte anzubringen, verraten sich sowohl auf diesem Gebiete als auch bei der Verwertung seiner ausgebreiteten literarischen Kenntnisse. Er interessierte sich für alle Zweige der Literatur und gab seinem Respekt vor der literarischen Arbeit wiederholt Ausdruck. „Gebenedeiet ist die Hand, welche Bücher beschreibt," ruft er einmal aus, „und gebenedeiet die Finger, so sich in diesem Werk brauchen lassen!" Außer den deutschen Schriftstellern aller Zeiten kannte er die Autoren der alten Welt sowie englische, italienische und französische Werke, wie er außer der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache auch der französischen und italienischen mächtig war, in der letzteren gelegentlich auch predigte.

Wohl mehr als die aus den Wissenschaften und der Literatur geschöpften Beispiele werden jene, die P. Abraham dem Alltagsleben abgelauscht hatte, ihn zum Lieblingsprediger der Wiener gemacht haben. Zeigte er sich doch als ein Mann, der von Jugend auf Art und Gewohnheit seiner Mitmenschen genau zu beobachten verstanden hatte und dem nicht fremd war, was seine Zuhörer beschäftigte, was ihnen am Herzen lag oder was ihnen schaden konnte. Er sprach zu ihnen von Musik und Gesang, von Karten-, Schach- und Würfelspiel, von fröhlichen Festen und einem guten Trunk; er kannte den Wein gar wohl, der „ein fröhliches Herz gibt, wenn er mit Manier getrunken wird," und wußte seine Vorzüge ebenso zu schätzen wie er seine Nachteile tadelte: „Nußdorfer trinken mit Fröhlichkeit ist schon erlaubt," predigt er einmal („Abrahamisches Bescheidessen"), „aber nicht zuviel, sonst bringt einem der Nußdorfer eine Nuß, die heißt Ärgernus; Brunner trinken mit einem guten Freund ist nicht unlöblich, aber nicht zu viel, sonst wenn er den Krug seines Kopfes zu viel zu diesem Brunnen tragt, so zerbricht er, wird also ein Narr darauf; Gumpoldskirchner trinken mit annehmlicher Gesellschaft ist nicht unrecht, aber desselben nicht so viel trinken, daß von dem Umdrehen ein Trunkenbold herauskommt, öfters zum Wein fahren macht endlich zum Narren; Maurer bei einem rötlichen Kapaun trinken ist Gott nicht zuwider, aber nicht zu viel, nicht zu viel, bis einer von Mauer fällt an die Wand. Auf solche Weis macht einen der Maurer zu einem Laurer, auf die Letzt gar zu einem Narren. Kahlenberger trinken und damit Fasching halten ist nicht sträflich, aber nicht so viel, bis einen der Kahlenberger zu einem Kahlkopf macht, daß die Haar gar geschwellen. Petersdorfer trinken ist nicht wider das Gebot Gottes, noch Gebot der Kirchen, noch Gebot der Natur, sondern gar recht, aber nicht gar zu viel, sonst schlagt einem dieser Peter zum Kopf wie dem Malcho ans Ohr, daß er nicht weiß, was er tut, und also ein Narr ist." Auch die Leckerbissen, die am häufigsten auf den Tischen der Wiener erschienen, waren P. Abraham nicht unbekannt; außer einer ganzen Liste von Zuckerbäckerwaren finden sich in seinen Schriften aufgezählt: „Westphälischer Schunken, österreichische Lerchen, tirolischer Gemsenschlegel, böhmische Gollatschen, bayrische Kirchtag-Brein, schweizerischer Zieger, spanische Chokolada, ein Reb-

hühnl mit Linsen, ein Spargelsalat," auch das häufige Essen von Austern wird vermerkt.

Köstliche Bilder und Vergleiche wußte P. Abraham in seine Predigten einzuweben; so kommt ihm ein Stolzer so vor, „als wenn er wollt' dem babylonischen Turme den Kopf aufsetzen," ein anderer „spreizt sich wie ein nagelneues Paar Schweizerhosen"; der Betrunkene „stolpert, als wollt' er mit den Beinen hebräisch schreiben", oder er liegt in der Gosse wie ein Schwein, „daß einem möcht' einfallen, sein Vater sei ein Buchbinder gewesen, der ihn habe in Sauleder gebunden". Auch manch lustiges altes Volks- oder Scholarensprüchlein muß zur Belebung seiner Rede herhalten, wie: „Arme Leut', arme Leut' haben nit viel, Springen wohl gar nit weit, Schweigen fein still!" oder „Kamilla, Ludmilla, Sibilla, seid stilla!" — „Beatus vir qui habet multum Silberg'schirr!" — „Sicut ferrum trahit magnes, ita Ferdinandum trahit Agnes." — „Semper lustig, nunquam traurig." Denn Wehleidigkeit und schlechte Laune waren durchaus nicht nach dem Sinne des energischen, mutigen, zufriedenen Paters. Melancholische Leute waren bei ihm „Sauertöpfe, Angsthasen, Ofenscherben, Wandschatten, Holzäpfelkrämer, Spitalgrillen, Essigkrüg, Quinta-Essentia des Unlusts, gestumpfte Bartbürsten, Bruthennnen elephantischer Grasmucken" und schließlich gar „des Todes nächste Schwäger, denn die Melancholei ist des Todes Schwester". „Und was das mehrste, die melancholische Leut seind Gott zuwider;" die Fröhlichkeit der Menschen aber sei „ein gewisses Anzeichen, daß Gott bei ihnen und in ihnen". Es sei ja auch gar kein Grund vorhanden, weshalb wir trauern sollten, da der Vater im Himmel für uns alle sorge: „Ein mancher sieht so sauer aus wie ein Essigkrug; er kratzt hinter den Ohren wie ein Pudel im Juli; er seufzt die ganze Zeit wie ein alter Schanzkarren, der nicht geschmiert ist; er ist so maulhenkolisch, daß man in dem Kalender seiner Stirne nichts als trübes Wetter liest . . . Was muß ich anfangen? sagt er, fragt er, klagt er; es ist kein Geld in der Taschen, es ist kein Wein in der Flaschen, es ist kein Getreid in der Scheuer, es ist kein Hafen beim Feuer, es ist kein Brod im Haus, es ist alles aus! Was soll ich anfangen? Ich bin ganz verlassen! — O Narr, verlassen? Freilich bist verlassen, aber nicht von Gott, sondern von deinem Verstand. Kannst du beten? — Ja. — Wie betest du? — Vater unser. — So hast du deinen Vater im Himmel. Für was machst du denn solche unnötige Mucken? Du hast einen Vater, der der reichste ist; du hast einen Vater, der der mächtigste ist; du hast einen Vater, der der gütigste ist, der wird dich nicht verlassen, laß ihm die Sorgen über; du bist ja mehr als ein Spatz oder Rab und dennoch erhält Gott diese, warum sollt er dich verlassen, der doch dein Vater und du sein Kind, der doch dein Erschaffer und du sein Ebenbild, der doch dein Hirt und du sein Lämmlein."

Waren ihm schon die „maulhenkolischen" Leute verhaßt, so war das noch weit mehr mit den Lügnern der Fall. Gegen diese wetterte er in gar mancher seiner Predigten in hellem Zorn, das Schwinden der Wahrheit und Aufrichtigkeit von dieser Welt wehmütig beklagend. So heißt es in seinem „Abt Anselm": „Ich armer Tropf bin auch auf eine Zeit so müd worden, daß mir sogar die Füß das weitere Gehen und Stehen rund haben abge-



schlagen. Die Ursach meiner Mattigkeit war, weilen ich etwas gesucht, nicht gefunden . . . ich habe die Wahrheit gesuchet!" Diese Klage wird in verschiedenen Variationen wiederholt, denn immer und überall herrschen die „Lugen" auf Erden. „Gestern Lugen, heunt Lugen, morgen Lugen, geredte Lugen, geschriebene Lugen, gedruckte Lugen, kleine Lugen, große Lugen, dünne Lugen, dicke Lugen, kurze Lugen, lange Lugen, deutsche Lugen, welsche Lugen, französische Lugen, Männerlugen, Weiberlugen, Bubenlugen, Kinderlugen, Dienstbotenlugen, Staatslugen, Kaufleutelugen, Handwerksleutelugen, Burgerlugen, Bauerlugen, Hauerlugen!" Besonders sei das in den „neuen Zeitungen" zu spüren, denn die Zeitungsschreiber „verstehen sich in ihrer Rechenkunst stattlich auf das Multiplizieren, und wenn sie von einer feindlichen Niederlag schreiben, setzen sie anstatt vierhundert — sechs-, sieben- oder wohl auch mehr tausend! In ihre Extrablättlein mischen sie soviel Fabeln, abenteuerliche Gedicht, welche meistenteils in des Zeitungsschreibers seinem Kopf geboren und solche Mißgeburten sind, daß man sie mit Händen greifen kann, wenn man die Zeitung in der Hand hat." („Abrahamisches Gehab dich wohl.") Wenn sich die Lüge gar mit Heuchelei und Scheinheiligkeit verband, kannte P. Abrahams Zorn keine Grenzen mehr. „Verflucht ist, der sein Herz weit von dem Munde führet, bei dem Herz und Mund nicht einig wird verkläret!" ruft er einmal aus. Mit besonderer Trauer erfüllt es ihn, daß auch „einige Geistliche eines geistlichen Interesses halber mit der Wahrheit nit heraus wollen, sondern den Fuchszepter für einen Fliegenwadel brauchen . . . Sie leinen den Stab Wehe hinter die Tür des Schafstalls und bedienen sich nur des Stabes Sanft. Da geht's ganz sachte daher, daß man ja keinem Schäflein das Aureum vellus verwirren oder einen Beulen schlagen möge." („Totenkapelle".) Nur wenige Prediger gebe es, sagt er im „Bescheidessen", die so mutig gegen öffentliche Sünden reden wie jener Hofprediger eines Fürsten, der den vornehmen Herrn „wegen seines üblen Lebens durch verdeckte Gleichnussen gestrafet, also, daß er es wohl merken konnte. Nach gehaltener Predigt ließ ihn der Fürst zur Tafel berufen. Wie sie nun im besten Essen waren, sprach der Fürst: ‚Herr Hofprediger, Ihr habt mich heut ziemlich auf den Pelz geschossen!' Der Hofprediger antwortete: ‚Gnädigster Herr, es ist mir herzlich leid, ich hab auf's Herz gezielt, nun aber vernimm ich, daß ich nur den Pelz getroffen.'" — Dem verstockten Sünder mutig die Wahrheit sagen, dem reuigen milde und sanftmütig entgegenkommen, sei die Pflicht des Seelsorgers, der vor allem ungerechte Härte im Beichtstuhl vermeiden müsse, denn: „Wann man das Beichtkind glimpflich und manierlich traktiert, selbiges ganz väterlich ermahnet, so folget meistens eine große Besserung; dafern man aber mit rauhen und groben Worten hervorbricht und ihme überträgliche Bues auf den Rucken ladet, so wird durch solche unartige Manier das Beichtkind weniger auf den rechten Weg gebracht werden." („Gemisch-Gemasch".)

Milde und Sanftmut empfahl P. Abraham auch im Verkehr mit Andersgläubigen, die es „nicht falsch, sondern recht aufrichtig meinen"; er selbst hatte häufig mit Konvertiten zu tun und pflegte sich ihrer in jeder Beziehung freundlich anzunehmen. Umso härter trat er gegen von der Mutterkirche Abgefallene auf, die er „böser und verruchter als der höllische Satan selbst" nannte, und auch „die neidhafte, boshafte, schalkhafte, sündhafte



Juden, die gottlose, heillose, treulose, ehrlose, gewissenlose Hebräer" waren ihm ein Dorn im Auge, ja er beschuldigte sie gar, die Pest über Wien heraufbeschworen zu haben, nannte sie Bestien, die ärgsten Feinde der Christen, Gotteslästerer, ein verruchtes Gesindel usw. Nicht viel besser kamen bei ihm die Mohammedaner weg, „dieses Höllenziefer, das anno Christi 1300 wiederumb hervorgekrochen". Aber er war gerecht genug, den Glaubenseifer der Verhaßten anzuerkennen und sogar seinen Zuhörern, deren „schläferiger Eifer zu ihrem Heiland schamrot werden" müsse, als nachahmenswert hinzustellen.

Der Adel seiner Zeit stand bei P. Abraham nicht besonders in Gunst; er warf ihm Hochmut und Hartherzigkeit, Dummheit und Verschwendungssucht vor und nahm den Bauernstand vor ihm in Schutz: „Pfui, pfui und abermal pfui und hundertmal pfui sag' ich zu einem solchen Edelmann, der ein Kern soll sein von schönen Tugenden, von herrlichen Taten, von adeligen Sitten, und ist daneben nur ein Wurm, der da nagen und plagen tut seine Untertanen!" („Judas".) Am schlimmsten trieben es seiner Ansicht nach die adeligen Damen und in seiner urwüchsigen Art schildert er im „Gehab dich wohl" den Tageslauf einer „Hochadeligen" wie folgt: am Samstag ist sie spät von einer Soiree heimgekehrt, sie schläft daher am Sonntagmorgen bis 10 Uhr, dann setzt sie sich vor den Spiegel, „zwinget die Haar durch die Pomade in die Höhe, putzt, stutzt, ziert, schmiert sich, umsteckt sich mit kostbaristen Haar- und Zitternadeln, es glänzet alles von Schmuck, Silber und Gold; endlich kommt sie wie ein gestirnter Himmel gegen 12 Uhr in die Kirchen, setzt sich vornen in den großen Stuhl, damit sie jedermann sehe und von allen möchte gesehen werden. Der Lakai trägt einen rotsammetnen, mit Gold reich bordierten Büchersack und legt eine halbe Bibliothek von Betbüchern aus, unterdessen ist der Kaplan schon informiert, daß er soll eine geschwinde Meß lesen, trifft man dann die nächste beste Jäger-Meß an, ist die Sach desto besser. Während der Meß blättert sie zwar in denen Büchern ein wenig um, gedenkt aber mehr, wie sie den Sonntag zubringen werde? wo selbigen Tag die Gesellschaft sei? was man vor eine Komödie spielen werde? was Nachmittag vor Visiten abzulegen? 2c. Mithin ist die Meß vorbei und Gott hat nicht den mindesten Anteil auch in seiner geheiligten Kirchen an dieser scheinheiligen Andacht." Hierauf folgt eine ebenso detaillierte Schilderung des opulenten Mittagmahles, der Siesta und des Kartenspiels am Abend.

Aber nicht die adeligen Damen allein zogen sich den Unmut P. Abrahams zu, — er war überhaupt auf das „Weibergeschlecht" nicht gut zu sprechen. Immer wieder klagte er die Frauen der Falschheit, der Bosheit und der Gefallsucht an, und zwar in Ausdrücken, die an Derbheit alles übertreffen, was er sich sonst in dieser Hinsicht leistete. Daß er eine geputzte Frau ein „Totengeripp, mit Schweinsleder überzogen," oder einen „aufgeputzten teuflischen Höllvogel" nennt, erscheint im Vergleich zu manchen anderen nicht wiederzugebenden Bezeichnungen noch überaus höflich.

„Es haben sich viele bemühet," läßt Faßmann P. Abraham von sich selber sagen (a. a. O.), „das Geheimnis zu ergründen, wie es käme, daß alle Leute auch zum öftern die wiederholte Darstellung ihrer Laster von mir hören wollten. Es kam aber bloß daher, weil ich nicht allein die Schädlichkeit



der Sünden strafete, sondern auch ihre Häßlichkeit verlachete und die Ernsthaftigkeit des strafenden Catonis mit der Freudigkeit des weltverlachenden Demokriti zu verknüpfen wußte." Er verstand aber die Wiener, die er kannte und liebte, als wäre er von Geburt an einer der Ihren, auch noch auf andere Weise zu versöhnen: wenn er ihnen den Spiegel ihrer Sünden vorgehalten hatte, wobei kein Stand, kein Alter, kein Beruf verschont blieb, erkannte er auch willig an, was sie Gutes an sich hatten, und verteidigte sie gegen ungerechte Angriffe. So schreibt er zum Beispiel einmal: „Weil die schöne Residenzstadt Wien volkshalber mehr einem Land gleicht, daher findet man neben einer ziemlichen Anzahl Wirtshäuser auch viel herrliche Gotteshäuser, deren an der Zahl samt den öffentlichen Kapellen in und vor der Stadt fünfundfünfzig gezählt werden, in denen die eifrige Priesterschaft dem allerhöchsten Gott das heilige Altaropfer mit auferbaulicher Andacht täglich ableget. Gehe nun der Klang der ungezamten Mäuler von der Wienstadt, wie er will; quacksen doch auch die grünhoseten Frösch mit aufgespannter Pfundgoschen den Himmel an, so sie nur ein trübes Wölkel daran ergaffen: was ist Wunder, daß etliche mißgönnende Schlangenzungen gedachte Hauptstadt gar zu heftig verschwärzen, als sei zu Wien fast ein jeder Pflasterstein ein Lasterstein. Ich kann's zwar nicht gänzlich verneinen, daß nicht solcher Ort des Patriarchen Jakobs Lämmln ähnlich sei, die da nicht ganz weiß waren, sondern mit schwarzen Flecken untersprengt. Wo ist denn ein Baum, auf dem nicht auch wurmstichiges Obst wächst? Wo ist eine Summa Geld, wo man nicht auch bleierne Fünfzehner antrifft? Warum soll denn Wien allein einen Schein tragen? Sind doch wohl andere Städte auch nicht kanonisiert, und zudem kann man's nicht leugnen, daß der Samen des Unkrautes, so zu Wien etwan aufsprießet, mehrstenteils anderswoher kommt und also fremde Länder der Wienerstadt die Laster leihen. Viel Übeltaten, ja große Untaten, ja viel Schandtaten findet man, hört man, sieht man zu Wien, so muß man auch das Gute mit neidiger Verschwiegenheit nicht verhüllen, sondern zu wissen ist, daß nicht bald eine Stadt in Deutschland zu finden, allwo so große Andachten und andächtige Solemnitäten in den Tempeln und Gotteshäusern gehalten worden als wie in Wien." („Merk's, Wien!")

Daß es nicht an Spöttern fehlte, denen P. Abrahams Predigten Gelegenheit gaben, ihren Witz leuchten zu lassen, beweist unter anderem ein Spottverslein, welches der Verleger von Abrahams nachgelassenem Werke „Gehab dich wohl" in die Vorrede des 1729 erschienenen Buches setzte:

„Ertz-Vatter Abraham! es lachet deine Sara,
Statt daß sie Gott dem Herrn aus wahrem Hertzen danckt;
So lacht auch jederman bey Abraham a Clara,
Wann er ein Predig macht bey Augustinus Sanct!"

„Dergleichen Schmähschriften", meint der Herausgeber mit einem Vergleiche, den er P. Abraham abgelauscht, „kommen mir eben vor wie der stinkende Knoblauch gegen der Purpur-Rosen; dann die Erfahrnuß gibt es, daß die Rosen niemahlen einen köstlicheren und annehmlicheren Geruch haben, als bey dem stinkenden Knoblauch." — Im allgemeinen aber scheint P. Abraham nicht nur in Wien viel mehr Freunde und Bewunderer als Gegner gehabt zu haben, sondern auch weit über die Grenzen der Stadt hinaus



als Kanzelredner berühmt gewesen zu sein; im Anhang zu „Gack Gack" heißt es, er habe „ein ungemeines Auditorium und Zulauf des Volks durch seine wunderbarliche und angenehme Red-Art an sich gezogen, allermaßen Mund und Feder übereinstimmeten, mit Lust und Ernst gleich wie seine Bücher untermengt zu sehen. Seind auch in und außer Wien wenig hohe und vornehme Kanzeln, welche er nicht öfters betreten hat." Bei Gelegenheit solcher Gastpredigten in der näheren und weiteren Umgebung Wiens entstanden denn auch einige der hervorragendsten Reden P. Abrahams, so die unter dem wunderlichen Titel gedruckte: „Astriacus Austriacus, Himmelreichischer Österreicher Der Hochheilige Marggraff Leopoldus Vor der gesambten Kayserlichen Hofstadt, in dem von Ihme fundirten Hochlöblichen Stifft, und zur Ehr der Allerseeligsten Mutter Gottes erbauten Gottshauß zu Closter-Neuburg: In Gegenwart seiner H. Reliquien in einer Lob-Predig vorgestellt", eine Festpredigt, die er am Leopolditage des Jahres 1673 in der Klosterneuburger Stiftskirche vor Kaiser Leopold I., dessen zweiter Gemahlin Claudia Felicitas und dem gesamten Hofstaate hielt.

Im Frühling 1675 fand in Wien eine Reihe von kirchlichen Festlichkeiten zu Ehren des hl. Joseph, des neuerwählten Landespatrons von Österreich, statt. Bei dieser Gelegenheit wurde P. Abraham infolge der persönlichen Gegnerschaft eines kirchlichen Würdenträgers, des Offizials der Wiener Diözese, nicht in die Zahl der Festredner, die im Stephansdome predigen sollten, aufgenommen. Doch grade diese Zurücksetzung sollte für seine Zukunft entscheidend werden: er ließ die Predigt, die er nicht vortragen durfte, drucken und überreichte sie gleich am ersten Festtage persönlich dem Kaiser. Die Hauschronik seines Klosters*) berichtet darüber mit den Worten: „Damit nun des Herrn Officialis merckliche Passion in etwas erkennet werden möchte, liesse P. Abraham in der geheimb ein schöne Lob-predig von St. Joseph in Truck außgehen, die er den ersten Tag der Solemnen Procession dem Kayser, Cavalirn, vornehmbsten von Adl, Thum- vnd Chor Herrn alhier in vnser Kirchen außgethailt vnd auf dise weiß die erste predig gemacht, darburch auch ein grosses Lab daruon getragen."

Nach etwa zwei Jahren fand sich abermals Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf P. Abrahams Rednergabe zu lenken. Am 14. Dezember 1676 feierte Leopold I. zu Passau seine Vermählung mit seiner dritten Gemahlin, Eleonora Magdalena Theresia von Pfalz-Neuburg. Am selben Tage hielt P. Abraham in der damals noch zur Passauer Diözese gehörenden Kirche Maria-Stiegen in Wien eine Festpredigt, die er unter dem Titel „Prophetischer Willkomm, das ist: Ein Weissagung von Glück ohne Tück" drucken ließ und dem Kaiserpaare bei dessen Einzuge in die Residenzstadt in der Augustinerkirche überreichte. Die oben erwähnte Klosterchronik beschreibt den kaiserlichen Einzug wie folgt: „P. Abraham hat in der Passawer Kirchen, Maria Stiegen genannt, an disem Tag [14. Dezember 1776] geprediget, die Predig dem Kayser vnd Kayserin dedicirt vnd den Prophetischen Willkomb intitulirt, selbe auch den 17. Jenner, anno 1677, alß anderten Sontag nach H. 3 König, wie der Einzug Beeder Majestätten geschehen, vnter der

*) Aufbewahrt in der Handschriftenabteilung der k. k. Hofbibliothek.



Kirchenthür bey uns eingehändiget. Von danen gegen der Loretha-Capellen ware ein Kniepanck vor den Kayser vnd Kayserin, darauf Sie Beyde kniender daß silberne Cruzifix vom hiesigen Bischoff Wilderico*) zu küssen bekommen; in der Loretha alßdann dem Te Deum laudamus beygewohnet, worunter daß andere mal die Stuck gelöst, dan das erste mahl war es geschehen, wie der Kayser von Schönbrunn aufgebrochen, durch daß Stubenthor vnd über den Graben, wo alles mit Latern, wie nit weniger auch vnser Kloster erleichtet, seinen Einzug angestelt. Daß dritte mahl hörte man die Stuck, wie sie bey der verwittibten Kayserin Tafel saßen. Dieser einzug ist Abents vmb 7 Uhr nit gar prächtig gewesen, weil ihne der den gantzen Tag fallende Schnee verhindert. — In vnsern Fenstern des vntern Dormitorij waren Latern mit denen wappen der Kays. Erbländern. An denen oberen Fenstern waren lauter Hertz mit einem weißen strich vnd Buchstaben A. Umb das Hertz giengen grüne Kräntz."

Ob der Kaiser außer der Klosterneuburger Predigt und den beiden überreichten gedruckten Festreden noch andere Proben von P. Abrahams Rednertalent erhalten hatte, läßt sich nicht nachweisen, trotzdem konnte der Chronist des Klosters wenige Monate nach dem Einzuge des Kaiserpaares die folgende Notiz verzeichnen: „Anno 1677 den 28. Aprilis ist P. Abraham a S. Clara, Ordinari-Prediger allhier in vnserer Kirchen, von Ihro Mayestät dem Kaiser Leopoldo I. zu einen Kays. Hoff-Prediger zu vnserer größeren Ehr vnd Ziehr declarirt worden."

Durch seine Ernennung zum kaiserlichen Hofprediger kam P. Abraham nun, im Alter von 33 Jahren, mit Kreisen in Berührung, mit denen er bisher wenig zu tun gehabt hatte. Auf Wunsch des Kaisers sollte er — wie es in der Vorrede zur „Totenkapelle" heißt — „die Laster dem Hofe ohne Maske vorstellen". Dieser Wunsch konnte dem Pater, als seiner ganzen Art und Veranlagung zusagend, nur sehr gelegen kommen und blieb nicht unerfüllt: er wußte dem Kaiser „mit seinen aufgeweckten Einfällen dergestalt die Fehler des Hofes vorzurucken, daß es manchmal ziemlich beißend herauskam", schreibt Rinck,**) der Kaiser aber sei damit ganz zufrieden gewesen.

Eine Folge dieser Zufriedenheit war die Gewährung zahlreicher Audienzen, welche P. Abraham zum Besten seines Klosters und seiner vielen Schützlinge ausnützte; wie ausgebreitet die Zahl der letzteren war und wie weit sein Einfluß reichte, beweist unter anderem eine Notiz in Marian Fiedlers „Geschichte der ganzen österreichischen Klerisey", wo es heißt, die Stadt Zistersdorf in Österreich unter der Enns verdanke ihren Gemeindewald „ganz der Fürbitte des damaligen berühmten Hofpredigers unterm großen Kaiser Leopold, des witzigen Abrahams, Augustiner-Barfüßers". — Der Hofstaat des Kaisers freilich teilte dessen Vorliebe für P. Abraham keineswegs und schreckte auch nicht davor zurück, den wegen seiner Aufrichtigkeit und Geradheit unbequemen „Bettelmönch" gelegentlich beim Herrscher anzuschwärzen, zum Glück ohne Erfolg. David Faßmann bietet hiefür ein Beispiel, indem er P. Abraham erzählen läßt: „Gedenken muß ich anoch, daß, obgleich ich bei vielen Tausend Menschen über alle Maßen beliebt gewesen, es mir dennoch

*) Frh. von Walderdorf, gewesener Dompropst zu Speyer.

**) E. G. Rinck, „Leben und Taten Leopolds des Großen." 1713.



auch an einigen Feinden nicht ermangelt, welches daraus erhellet: Ich befand mich einmal in einem Zimmer der kaiserlichen Burg, allwo von Fürsten und Grafen in der Karte gespielt wurde. An einem Tische trischackete man und ein gewisser, in diesem Spiel engagierter Graf stund auf, gab vor, er habe eine kleine Verrichtung, und bat mich, ich möchte indessen anstatt seiner vor sein Geld spielen. Ich excusierte mich zwar anfangs, es zu tun, war aber endlich dennoch so kompläsant und nahm die Kommission auf mich. Kaum hatte ich mich gesetzt, so wurde dem Kaiser schon hinterbracht, daß ich in einem seiner Zimmer säße und spielete. Hierüber betrübete sich der fromme Kaiser zwar anfangs gar sehr, sprach auch, daß er mir die Begehung eines solchen Exzesses nimmermehr zugetrauet hätte, gab sich aber endlich wieder zufrieden, als er wußte, daß es aus purer Kompläsanz vor einen seiner hohen Bedienten geschehen war und auch nur eine kleine Weile gewähret hatte." („Gespräche im Reiche der Toten.")

P. Abraham hat an vielen Stellen in seinen Werken dem Mißbehagen, das ihm das Leben und Treiben am Hofe einflößte, Ausdruck gegeben: „Der, welcher sich nach Hof will wagen, muß haben einen Straußenmagen, der gar viel Hartes verdaut," singt er in einem längeren Liede, das den in Hofkreisen herrschenden Neid zum Thema hat. Ein andermal spricht er von „Hofkatzen, die vorne lecken und hinten kratzen", von den Hoflügen, die „in der Ante-Camera herumbfliegen, wie die Heuschrecken in Ägypten zur Zeit Pharaonis"; wer bei Hofe vorwärtskommen will, müsse sein „wie ein Hund, der fast einem jeden die Pratzen gibt; er muß sein wie ein Katz, so ein ganze Nacht vor dem Mausloch Schildwach stehet; er muß sein wie ein Hahn auf dem Turm, so sich auf alle Seiten zu wenden weiß; er muß sein wie ein Passauer Kling, die durch lauter Bucken und Biegen ihr Prob zeigt," und so fort eine ganze Reihe von Vergleichen, welche die Geschmeidigkeit und Verstellungskunst der Höflinge dartun sollen („Etwas für alle"). Ihn selbst aber konnte dies Heucheln und Schmeicheln nicht beirren, er blieb, der er war, und rief seinen vornehmen Zuhörern ein wenig spöttisch zu: „Verzeiht mir's, ihr Hofherren, Hofleut, Hofbeamte, Hofdiener, daß ich euch keinen Hofmann abgib und fein die Wahrheit als ein edles Bissel auf eure Teller lege; bin schon vergwißt, daß ihr euch daran und darin kein' Zahn werd't ausbeißen, weilen euch die Zähn nit so sehr darnach wässern!" („Judas.")

Unter Kaiser Leopolds Nachfolger scheint sich P. Abrahams Stellung übrigens in mancher Hinsicht verschlechtert zu haben; Joseph I. war ihm schon als Kronprinz nicht besonders wohlgesinnt, wie aus einigen Bemerkungen in der Klosterchronik aus dem Jahre 1699 hervorgeht. Es wird da erzählt, daß Kaiser Leopold anläßlich der Vermählung des Kronprinzen alle Mendikantenklöster der Stadt habe speisen lassen; „Sonsten", heißt es weiter, „ist vns wegen aller gehabten müh vnd arbeith, auch gemachten Vnkosten bey dieser königl. Hochzeitlichen Festivitet nicht ein kreutzer geldts oder geldes werth zu einer ergötzung gereicht worden, vnangesehen, daß R. P. Abraham a S. Clara Definitor Provincialis bey Ihro Mayestät dem Röm. König sich anmelden lassen vnd vmb dero Brauthkleid gebetten, darauf Ihme der König heraus sagen lassen [P. Abraham war also nicht einmal zur Audienz vorgelassen worden], daß er solches denen Carmeliterinen zur

Newstatt schon vor 4 wochen versprochen hatte, Er will aber vns mit einem anderen regal begnaden. Ist aber nichts erfolget."

Das Jahr 1679 war eines der schwersten Unglücksjahre, die je über Wien gekommen: durch elf lange Monate wütete die Pest in der Kaiserstadt. P. Abraham verdanken wir eine ganze Reihe kulturgeschichtlich wertvoller Einzelheiten über die Zustände vor und während der Epidemie, beschäftigt sich doch sein Werk „Merk's, Wien!", eines seiner bekanntesten und charakteristischesten Werke (1680 bei P. P. Vivian in Wien gedruckt), ausschließlich mit den Verheerungen, welche die furchtbare Seuche angerichtet hatte. Während der ersten sechs Monate war er unzählige Male Augenzeuge all der Schrecken, die Einzug gehalten in Häuser und Straßen der bis dahin so fröhlichen, „in höchster Glorie und kostbarer Pracht" stehenden Stadt; an wieviel Sterbelagern mag er da geweilt, zu wieviel plötzlich auf der Straße oder in der Kirche zusammengebrochenen Kranken Trostworte geredet haben! Er selbst verrät zwar nichts über das eigene Wirken, denn das Prahlen war seine Sache nicht; aber schon die Tatsache, daß er so genau über das ringsum herrschende Elend unterrichtet war, beweist, daß er nicht zu denen gehörte, die, um das eigene Leben zitternd, Augen und Ohren und Herzen vor dem Jammer ihrer Mitmenschen verschlossen und tatenlos hinter sicheren Mauern verharrten. Als dann während des Sommers die Epidemie immer weiter um sich griff und aus den Vorstädten in die bisher verschonte innere Stadt herüberkam, folgte P. Abraham der Aufforderung des damaligen Landmarschalls Grafen Hoyos, zu ihm ins Landhaus zu ziehen und der gräflichen Familie als Hauskaplan und Seelenführer in der schweren Zeit zur Seite zu stehen; wagte man sich doch nicht einmal mehr bis zur nächsten Kirche, um seinen religiösen Pflichten nachzukommen. In der aufgezwungenen Ruhe und Abgeschiedenheit der nun folgenden fünf Monate schrieb P. Abraham das oben erwähnte Werk, das er somit in der Tat, wie auf dem Titel zu lesen steht, „zusammengetragen mitten in der bedrängten Stadt und Zeit". — Als am 11. April 1680 der kaiserliche Hof von der Flucht vor der Pest wieder nach Wien zurückgekehrt war, wurde ein feierliches Dankfest zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit veranstaltet. In der Oktav dieses Festes hielt P. Abraham „mitten in der Stadt Wien auf öffentlichem Platz, bei einer unglaublichen Menge Volkes" und festlicher Beleuchtung der benachbarten Gebäude eine Dankpredigt; dasselbe geschah auch am 17. Juni vor der neuerrichteten provisorischen Dreifaltigkeitssäule, die von den niederösterreichischen Landständen „wegen gnädiger Abwendung der Pest" gestiftet worden war und 1693 durch die heute noch auf dem Graben stehende, im Volksmunde „Pestsäule" genannte, ersetzt wurde.

Zu Ende 1679 oder zu Anfang 1680 ward P. Abraham zum Prior seines Klosters erwählt und im selben Jahre verzeichnet die Hauschronik den von ihm veranlaßten Bau eines schönen Brunnens im Klostergarten, während im nächsten Jahr die Errichtung des oberen, bis in die Gegenwart erhaltenen Stockwerks des Klostergebäudes gemeldet wird. Zu diesen und manchen anderen Bauten und Renovierungen wußte P. Abraham sich das Geld teils von Gönnern zu verschaffen, teils verwandte er dazu die Honorare für seine Bücher; verging doch kaum ein Jahr, ohne daß er einen neuen Band seiner



Predigten oder seiner religiösen und moralischen Betrachtungen drucken ließ, und da seine Werke guten Absatz fanden, werden sie ihm wohl eine für damalige Zeiten ganz ansehnliche Einnahme gesichert haben. — Nach dreijährigem Priorat übersiedelte P. Abraham von Wien nach Graz, um in dem dortigen neugegründeten Kloster seines Ordens und in der Umgebung als Sonntagsprediger zu wirken,*) zuerst unter dem Prior Elias a S. Januario, dann als dessen Nachfolger. Auch für das Grazer Kloster nahm er die Hilfe seines kaiserlichen Herrn in Anspruch: so erbat und erhielt er einmal „Geld auf Hüte für zwei Münzgrabenbuben", womit er die beiden Türme der im Münzgraben gelegenen Klosterkirche meinte. — Erst im Jahre 1689 kehrte er wieder in das Mutterhaus zurück, um bald darauf zum Provinzial ernannt zu werden. Somit war er — trotz mancher gegenteiligen Behauptungen — während des „Türkenjahres" 1683 von Wien abwesend, was schon daraus hervorgeht, daß die Klosterchronik zwar seine Abreise und seine Heimkehr meldet, während der dazwischenliegenden Zeit jedoch seinen Namen nicht erwähnt; auch fehlt dieser auf der Liste der siebzehn Priester und zehn Laienbrüder, die nach Angabe des Chronisten die Türkenbelagerung mitmachten. Doch auch aus der Ferne nahm P. Abraham von Herzen teil an den Bedrängnissen seiner geliebten Wiener, wie seine Schrift „Auf, auf, ihr Christen!" beweist, die er zur „beweglichen Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Blutegel" verfaßte und die zu den frischesten und lebensvollsten seiner Gelegenheitsschriften gerechnet werden muß.

Von Graz aus unternahm P. Abraham — wahrscheinlich in den Jahren 1687/88 — in Angelegenheiten seines Ordens eine Reise nach Rom, wo er „vielmalen gepredigt und auf dem Generalkapitel von Ihro Päpstlicher Heiligkeit Innocentio XI. mit einem hochbenedizierten Kreuz beschenket worden" (Anhang zu „Gack Gack"). Dieser ersten Romreise folgte 1692 eine zweite, während welcher es ihm mit Hilfe des kaiserlichen Legaten Fürsten Anton von Liechtenstein durchzusetzen gelang, „daß der Pabst Innocentius 12. ein Bullam hat außfolgen lassen, die Capitula Provincialia in Teutschlandt zu halten vnd in denenselben die Obrigkeiten zu erwöhlen, welches dan 1694 daß erstemahl zu Wienn den 1. May, alß dem 3. Sontag nach Ostern, geschehen" (Klosterchronik). Noch vor dieser zweiten Reise war er zum Definitor Quartus gewählt worden, während wir ihn 1698 als Definitor Secundus, vom Jahre 1702 an aber kurzweg als Definitor Provinciae bezeichnet finden. Mit den Würden wuchsen auch die Bürden. Zu den häufigen Predigten bei Hofe und in verschiedenen Gotteshäusern Wiens und der Umgegend — wo irgendein Kirchenfest gefeiert wurde, mußte P. Abraham die Predigt halten — gesellten sich die Sorgen um Ordensangelegenheiten, um Ausbau und Erhaltung des Mutterhauses, so daß, nach seinem eigenen Ausspruch, die „obliegenden Amtsverrichtungen der Feder manchen Feiertag angekündet". Außerdem lud der tätige Mann sich in jenen Jahren noch eine neue Arbeit auf, die seinen künstlerischen Sinn verrät: er kümmerte sich persönlich um die

*) Während Karajan (a. a. O. S. 279) diese Tatsache „rätselhaft" findet, erklärt Strigl („Abrahams a Sancta Claras Werke", Wien, 1904; Bd. I, S. XIX) sie dadurch, daß der Prior bei den Augustiner-Barfüßern nie auf mehr als drei Jahre gewählt werde und nach dieser Zeit wieder „der einfache P. x." werden müsse.

würdige Ausstattung der üblichen Zeremonien und Darstellungen in der Weihnachtszeit und der Charwoche. So berichtet die Hauschronik zum Beispiel aus dem Jahre 1700: „Daß H. Grab bestunde in einem kostbahren Saal, dessen Scenas R. P. Abraham, p. t. Definitor Provincialis, von Hoff auf widerrestituirung entlehnet vnd dem Comoedi-Zimmermann 2 fl. trinckgeld geben. In mitten dises Saals stunde ein bloßes aufgerichtes Creutz. Am Fueß desselben lagen alle Passionsinstrumenten. Daß Hochwürdige aber ist in der mitte vor dem Creutz auf der Gaißlungs-Säulen gestanden. Zu beeden seythen knüeten 6 Engel mit schildteln, in welchen vnterschidliche Ordens Creutz zu sehen waren. Ob des Portall ware in einem schildt folgende schrifft zu lesen: Nos autem gloriari oportet in cruce Domini nostri Jesu Christi. Ad Galat. c. 6." — Galt es aus Anlaß irgend einer Hoffestlichkeit die Fenster des Klosters zu erleuchten, so war es P. Abraham, der die „Emblemata" entwarf und die Transparente nach seiner Anweisung und auf seine Kosten anfertigen ließ; die Hauschronik enthält die Aufzählung und genaue Beschreibung einer ganzen Reihe solcher Fensterausschmückungen, zählte das Klostergebäude doch 45 Gassenfenster, deren jedes sein eigenes, von den andern verschiedenes Transparent erhalten mußte, um dem sich in den Straßen drängenden Volk „ein sattsameß wohlgefahlen" zu verschaffen.

In das Jahr 1709, dessen Ende P. Abraham nicht erleben sollte, fällt die Vollendung einer ganzen Anzahl seiner Werke, deren einige erst kürzere oder längere Zeit nach seinem Tode herausgegeben wurden, so die „Besonders meublirt und gezierte Todten-Capelle Oder Allgemeiner Todten-Spiegel", eine Art Totentanz, den P. Abraham nach Angabe der Approbation des Generalvikars zu Bamberg »morti proximo« verfaßt hat; dann der „Wohl angefüllte Wein-Keller, In welchem manche durstige Seel sich mit einem Geistlichen Gesang-Gott erquicken kann", von dem es heißt, er sei während der Unpäßlichkeit des Verfassers zusammengetragen »ipso anno, quo erat ex hoc mundo transiturus ad Patrem«, und das „Gehab dich wohl", das als letztes Werk des unermüdlichen Mannes gilt, obgleich es bereits 1706 begonnen worden war.

Auf der Kanzel stand P. Abraham zum letztenmal am Samstag, den 16. März 1709; drei Wochen später stattete er dem Kaiser in der Kirche den üblichen Osterglückwunsch ab. Den Sommer über scheint er gekränkelt zu haben, denn im September äußerte er zum Abte des Schottenstiftes: „Ich habe reiflich überlegt, daß allgemach meine Leibskräften abnehmen und ich in das Grab werde treten." Im November nahmen Schwäche und Müdigkeit so sehr zu, daß der Kranke sich mit den hl. Sakramenten versehen ließ. Sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag und am Sonntag, den 1. Dezember, wurde P. Abraham „zum allerschwächsten", heißt es im Anhang zu „Gack Gack", „also zwar, daß er Vormittag mehrmalen ihme das Hochheiligste Altarsakrament, als das allerbeste Viaticum ad Coelum, samt der letzten Oelung reichen und geben lassen, wie er auch ihme noch zuguterletzt den Titel I. N. R. I. von dem Kreuz hat abnehmen lassen und solchen mit einem großen Eifer in seine Hand genommen, daß man ihme diesen kaum hat mehr nach seinem Tod können herausbringen. Ware also solcher Titel ihme ein Schild seines ewigen Heils. Um 12 Uhr Mittags darauf,

als man jetzt den Englischen Gruß läutete, hat er . . . ohne einige ungestalte und entsetzliche Sterbensmiene seinen Geist in die Hände seines Schöpfers aufgegeben."

Aus dem Fenster seiner im oberen Stockwerk des Klosters gelegenen Zelle konnte P. Abraham auf die im Hofe befindliche Totenkapelle hinabsehen; unter dieser Kapelle liegt die „geistliche Gruft", für die verstorbenen Mitglieder des Hauses bestimmt. In ihr fand P. Abraham seine letzte Ruhestätte. Kurz und trocken meldet die „Wiener Zeitung" vom 2. Dezember 1709: „Heute wurde allhier in der Kayserl. Hofkirchen derer VV. EE. PP. Augustiner-Baarfüßern, bey St. Maria von Loreto, der durch seine gehaltenen Predigten sowol, als außgegangene viele Schrifften berühmte Pater Abraham a S. Clara, Ord. Erem S. P. A. und Provinciae Definitor, wie auch Kayserl. Prediger, nachdeme er gestern in Gott seelig dahier verschieden, bey einer Menge derer Geist- und Weltlichen zur Erden bestattet." — Etwas genauer berichtet der Anhang zu „Gack Gack" über das Leichenbegängnis: „Desselben Tags noch [nämlich am Todestage] wurde der Leichnam, wie gebräuchig, in der Kirchen vor dem Hochaltar öffentlich ausgesetzt. Darauf des anderten Tages, als den 2. Dezember, um Mittagszeit nach gehaltenen Exequien in Begleitung des ganzen löblichen Konvents, vieler anwesenden Geistlichen und Weltlichen, auch in höchster Gegenwart Ihro Majestät Eleonora Magdalena Theresia, verwittibten Kaiserin, um die Loreta-Kapellen herum folgends in die geistliche Gruften getragen und beigeleget worden." — In der Gruft ruhen P. Abrahams irdische Überreste bis auf den heutigen Tag ungestört, denn die Gruft ist schon seit langer Zeit vermauert, somit in ihrem Innern wohl alles noch im alten Stande. Aber kein Grabmonument, keine Inschrift an den Wänden der Augustinerkirche verrät die Stelle, wo die Gebeine des „Bettelmönchs", dem Kloster und Stadt so viel Dank schulden und der sich der Nachwelt durch seine Werke unvergeßlich gemacht hat, bestattet sind. Und doch war er „des H. Augustini Ordens Glanz" und »Nullum erat religionis officium«, besagt der alte handschriftliche Katalog der Klosterbibliothek, »cui non prudenter praeerat, nulla onerosa dignitas, cui non humiles humeros subjecit«.

Fast scheint es, als habe das Geburtsdörfchen P. Abrahams, das er doch schon als Knabe verlassen, ihm ein treueres Gedenken bewahrt als die Kaiserstadt, der seine Lebensarbeit gegolten: im weltentlegenen Kreenheinstetten soll anläßlich des 200. Todestages P. Abrahams ein Denkmal errichtet werden, zu dem die Mittel durch eine Sammlung in der Umgebung beigebracht wurden — Beiträge aus Wien sind bisher leider fast gänzlich ausgeblieben — und das das Andenken eines der größten und eigenartigsten Volksredner aller Zeiten in der Nachwelt wach erhalten soll.





Englische Renaissancelyrik am Hofe Heinrichs VIII.

Von Dr. **Roman Dyboski.**

Ein trauriges Bild fürwahr hatte sich den Augen William Caxtons, des ersten englischen Buchdruckers, geboten, als er, mit der Erfahrung seiner flandrischen Lehrjahre ausgerüstet, wieder den Fuß auf heimatlichen Boden setzte und sich im Lande und in der Literatur umsah. Ausgezehrt, verwüstet und verarmt durch die Greuel der Rosenkriege lag das Vaterland vor ihm, verödet und alles Glanzes bar sah er den Hof und alle anderen einstigen Pflegestätten geistiger und ästhetischer Kultur; längst verklungen waren die Nachtigallentöne Chaucers und untergegangen die Blüte der Frührenaissance, deren Reis er auf den heimischen Stamm gepfropft hatte; das Land hallte nur von den eintönigen Strophen langausgesponnener allegorischer, didaktischer und religiöser Gesänge wieder, in denen der Mönch John Lydgate und seine Nachtreter Stoffkreis und Form der Chaucerschen Poesie vergeblich neu zu beleben und durch starres Festhalten an traditionellen Metren mit den hereinbrechenden großen Umwandlungen der Sprache ehrlich zu ringen suchten. Diese Sprache selbst aber, Chaucers gebieterisch einigender Hand entglitten, schien auf dem besten Wege, wieder — wie einst im französischen Zeitalter — völlig in Dialekte zu zerfallen. Hier lag Caxtons Hauptschwierigkeit; in welchem der Dialekte sollte er drucken, um in ganz England Absatz zu finden? Sein praktischer Sinn gab die einzig richtige Antwort: er wählte als verhältnismäßig gemeinverständlichste die Londoner Urkundensprache, das in London selbst gesprochene und der Literatursprache Chaucers nächststehende Ostmittelländisch; und dadurch, daß er in dieser Sprache in rastloser, vieljähriger Tätigkeit die lange Reihe seiner ehrwürdigen Quartbände in die Welt setzte, hat er seinem Volke den unvergänglichen Dienst geleistet, ihm eine Schriftsprache als Grundlage einer gemeinenglischen nationalen Literatur zu geben. Doch diese Literatur selbst zu schaffen, dazu war mehr nötig als die geschäftliche Geschicklichkeit und Klugheit eines bürgerlichen Buchhändlers, selbst seine unbestreitbare Federgewandtheit, welche uns aus den leben- und witzsprühenden Vorreden, Mustern einer neugeschaffenen Prosa, entgegenleuchtet, selbst sein richtiges ästhetisch-literarisches Urteil, wie er es durch den Druck von Chaucers „Canterbury Tales" bewährt hat. Caxtons Bestrebungen waren auch — offenkundig und ganz berechtigterweise — mehr enzyklopädischer als literarischer Art. Vor allem war er genötigt, dem Geschmacke seiner zahlreichen und opferwilligen aristokratischen Gönner Rechnung zu tragen und Denkmäler einer untergehenden Gesellschaftsordnung durch seine Presse zu fixieren: so die Lehrbücher von Ritterlichkeit, Schachspiel und feiner Sitte, die chronikalischen



Geschichtsklitterungen („Brut“ und „Polychronicon“), die populäre Moralphilosophie (Boëthius und „Cato“) und insbesondere die reichen Schätze mittelalterlicher hagiographischer, fabulistischer und romantischer Erzählungstradition, von denen Caxton mit dankenswert glücklichem Griff drei der umfassendsten Kompendien, den „Roman du Renard“, die „Legenda Aurea“ des Jacobus a Voragine und die „Morte d'Arthur“ von Sir Thomas Malory in den Bereich seiner Popularisiertätigkeit gezogen hat. Denn populär wurden diese kuriösen Abenteuergeschichten wegen ihrer Neuheit unter dem neuen bürgerlichen Leserkreise, und die vielen dickleibigen Übersetzungen aus dem Französischen, an welchen sich Caxton redlich abmühte (z. B. die „Troja-Geschichten“), sind die Stammväter jener zahllosen volkstümlichen Ritterbücher, wie sie die ganze frühneuenglische Literatur unsicher machten und durch ihren Erfolg noch im elisabethanischen Zeitalter einen Anthony Munday zum Riesenwerk der Übersetzungen von Amadis und Palmerin veranlassen konnten.

Eine andere Zeit aber mußte kommen, ein anderes Milieu und andere Männer, damit auf dem Boden von Caxtons Sprache eine neuenglische Literatur erwachse. Und siehe da, keine geringere Stätte als der Königshof selbst bot alsbald in neu erwachter Pracht den schönen Künsten das sorgenfreie, vornehme Heim, dessen sie bedürfen. In den heißblütigen Adern des jungen Königs Heinrich VIII. brausten alle Leidenschaften seiner großen Zeit: er polemisiert mit Luther, schützt mit starker Hand die Oxforder Humanisten, gefällt sich in glanzvollen Turnierfesten neuer Fasson, wetteifert in ausschweifender Prunkliebe wie in verschwenderischer Förderung von Malerei und Musik mit den italienischen Fürsten und dem französischen König. An diesem Hofe also, wo das Rinascimento in seinen ruhmreichsten wie monströsesten Formen bacchantisch residiert, begegnen wir denn auch den beiden hochadeligen Kavalieren, welche auf diplomatisch-schöngeistigen Reisen wie einst Geoffrey Chaucer mit der romanischen Dichtung des Kontinents in lebendige Berührung kommen, mit einem Caxtons Scharfsinn gleichen praktischen Verständnis das zweite große Erfordernis sehnsüchtig herausfühlen und nun nach der Sprache, welche der Drucker geboten, ihrer Literatur jene neuen metrischen Formen geben, welche seither bis auf den heutigen Tag in den unvergänglichen Werken der größten neuenglischen Dichter zu immer neuem Leben erwacht sind: das Sonett und den Blankvers.

Betrachten wir zunächst in Kürze die wechselvollen Lebensschicksale der beiden Dichter; denn sie bilden den farben- und ereignisreichen zeitgeschichtlichen Hintergrund ihres literarischen Schaffens.

Thomas Wyatt hat im Jahre 1503 in Kent auf dem Schloß eines vornehmen Vaters, welcher zu den Vormündern des jugendlichen Königs Heinrich VIII. gehörte, das Licht der Welt erblickt. Frühzeitig, wie es damals Sitte war (schon mit 12 Jahren), kam er an das St. Johns College der Universität Cambridge, wo er im Jahre 1518 als Baccalaureus und im Jahre 1520 als Magister Artium graduierte. In diesem Jahre sehen wir ihn auch schon als Gemahl der Tochter Lord Cobhams, Elisabeth Brooke, und bald darauf, 1524, gehört er bereits als Esquire of the Royal Body zum glänzenden Hofstaat Heinrichs VIII., wo er sich auch schon im folgenden Jahre die ritterliche Auszeichnung eines Turnierpreises erringt. Im Jahre 1526

ging Wyatt mit einer diplomatischen Mission an den kunst- und prachtliebenden Hof Franz' I. von Frankreich und legte hier zum erstenmal, durch persönliche Bekanntschaft mit Melin de St. Gelais und anderen Hofdichtern, seine jugendliche Hand auf den stürmisch erwachenden Pulsschlag jenes unvergeßlichen Sangesfrühlings, in welchem die alte Kunst der Troubadours und der Trouvères zu neuem Leben erstanden war.

Noch wichtiger und folgenreicher wurde eine zweite Reise: nach England zurückgekehrt, begegnete Wyatt von ungefähr in einem Boot auf der Themse dem als Gesandten an den päpstlichen Hof befohlenen Sir John Russel. Rasch entschlossen, wie ein Engländer es zu Reisen immer ist, schloß sich ihm Wyatt an und lernte Leben und Kunst in Venedig, Ferrara, Bologna, Florenz und Rom kennen. Wenn je zu einer irgendwie bestimmten Zeit, so wird damals der begeisterte Jüngling den Entschluß gefaßt haben, den göttlichen Funken südländischer Melodie in seine nebelumwallte Heimat zu tragen, und wir dürfen wohl annehmen, daß die folgenden Jahre, im Genuß hoher Würden und Ehren teils am Hofe zu Windsor, teils auf seinen Provinzgütern zugebracht, die glorreiche Zeit lebhaftester poetischer Produktion gewesen sind. Doch nur allzubald war dieses glitzernden Lebens Höhepunkt überschritten; im Jahre 1536 wurde Wyatt urplötzlich im Tower gefangen gesetzt und erst auf Fürbitte seines Vaters beim allmächtigen Kanzler Cromwell wieder freigelassen. Die Ungnade des Königs war nur vorübergehend und Wyatt bekleidete alsbald wieder hohe diplomatische Vertrauensposten; aber die Ursache jener Verhaftung bleibt unaufgeklärt. Es hat sich frühzeitig auf Grund von anekdotischem Hofklatsch der Zeit sowie von chronikalischen Berichten, die aber nicht früher als 1550 entstanden, die Behauptung ausgebildet, daß unerlaubte Beziehungen Wyatts zu Anna Boleyn, die er noch aus seiner Knabenzeit kannte, zur Kenntnis des Königs gelangt seien; aber alle Beweise, die man dafür in Wyatts Poesie hat finden wollen, beruhen auf willkürlicher Interpretation von Gedichten, für die inzwischen zum Teil italienische Vorlagen erwiesen sind, und alle neueren Biographen Wyatts haben sich übereinstimmend gegen diese Theorie erklärt.

Alsbald stand Wyatt wieder in Ehren: am 18. März 1536 (nach unserer Jahreseinteilung 1537)*) in den Ritterstand erhoben, brachte er die folgenden Jahre im auswärtigen diplomatischen Dienste, meist in Spanien, zu und erfreute sich trotz verschiedener Intrigen seiner Feinde der unwandelbaren Gunst des Kanzlers Thomas Cromwell; erst als dieser im Jahre 1540 gestürzt wurde, — Wyatt hat seinen Fall und Tod in einer Nachbildung von Petrarcas Klagesonett um seinen Freund Colonna beweint, — wurde Wyatt zusammen mit Wallop, einem anderen Anhänger Cromwells, wieder im Tower eingekerkert, verteidigte sich in einer stilistisch ganz ausgezeichneten Zuschrift an seine Richter und erlangte des Königs Gnade wieder. Er hielt sich nach dieser zweiten bösen Erfahrung längere Zeit vom Hofe fern und dürfte damals in ländlicher Ruhe seine satirischen Episteln über das Hofleben

*) In der damals in England üblichen Zählung nach sogenannten „Marienjahren" wurde das neue Jahr mit dem 25. März (Mariä Verkündigung, Lady Day) begonnen, und wir müssen daher in allen überlieferten Daten, die zwischen einem 1. Januar und 24. März liegen, die Jahreszahl um eins vermehren.



verfaßt haben. Doch schon 1542 wurde er ins Parlament gewählt, und im Sommer desselben Jahres fiel er seinem diplomatischen Beruf zum Opfer: einem spanischen Gesandten entgegengeschickt, erkrankte er unterwegs infolge der Hitze und Ermüdung und starb zu Sherborne in Dorsetshire.

Ist schon diese durch die verdreifachte Intensität eines Lebens als Hofmann, Dichter und Diplomat so früh verbrauchte Existenz eine treffliche Illustration der fieberhaften Lebensfülle des Rinascimento, so treten diese kulturgeschichtlichen Farben und Konturen noch viel plastischer und schärfer hervor in dem tragisch abgerissenen Lebenslauf des jüngeren der beiden „Häupter der neuen höfischen Sängerschar", wie sie George Puttenham 1589 in einem vielzitierten Abschnitt seiner Poetik genannt hat.

Henry Howard, Earl of Surrey, um etwa 14 Jahre jünger als Wyatt, genoß auf Schlössern seines Vaters, des dritten Herzogs von Norfolk, eine sorgfältige Ausbildung in klassischen und modernen Sprachen und kam schon im Jahre 1529 auf Wunsch des Königs an den Hof, um in Windsor als Gefährte von Heinrichs natürlichem Sohn Henry Fitzroy, Herzog von Richmond, zwei seiner glücklichsten Jugendjahre zuzubringen, welche die jungen Männer zu Freunden fürs Leben machten. Mit Richmond und dem König reiste Surrey 1532 zu einem Besuche Franz' I. nach Boulogne und brachte ein Jahr in Frankreich in Gesellschaft der Söhne des französischen Königs zu. Die folgenden zwei Jahre verlebte Surrey am Hofe zu Windsor in glücklicher Gemeinschaft mit dem inzwischen seiner Schwester Mary Howard vermählten Freunde Richmond. In diese sorgenlose, vom Druck militärischer und politischer Ämter noch freie Zeit fallen wohl auch die meisten von Surreys leichten Liebessonetten, welche Warton, Nott und andere Kritiker hartnäckig und sehr mit Unrecht, weil entgegen den Entstehungsbedingungen und dem traditionellen Charakter dieser Art galanter Poesie überhaupt, auf die damals erst im Kindesalter stehende Lady Elisabeth Fitzgerald als ausschließlichen Gegenstand haben beziehen wollen. Diese noch im elisabethanischen Zeitalter von Thomas Nashe in „Jack of Wilton" und von Michael Drayton in einer seiner „Heroical Epistles" literarisch verwertete Tradition stützt sich auf ein tatsächlich an die schöne „Geraldine" gerichtetes Sonett, welches aber als Frucht einer augenblicklichen Geberlaune des Dichters natürlich ebensowenig zu solchen Schlüssen ausgebeutet werden darf, wie etwa die Dedikation von Byrons „Childe Harold" an die zwölfjährige Janthe.

Surrey wurde schon im 15. Jahre mit Lady Frances Vere, der Tochter des Earls von Oxford, verheiratet und lebte mit ihr von 1535 an (zum Unterschied von Wyatt, welcher sich von seiner Frau frühzeitig geschieden und nur seinem Sohne väterliche Zuneigung bewahrt hatte) in ungetrübt glücklicher Ehe. Ein Denkmal dieses Glücks hat uns der Dichter selbst in einem lyrischen Monolog hinterlassen, welcher in den sehnsüchtigen Klagen einer Frau über die lange Abwesenheit ihres Mannes die Gefühle der Gemahlin für ihren in Frankreich abwesenden Gatten jedenfalls getreulich widerspiegelt. Die Quelle der eigenartigen Fassung dieses Gedichtes ergibt sich aus einem anderen gleichen Inhalts, welches sich als gelungene Nach-



dichtung der fünften Epistel von Serafino del Aquilo erweist; ihrerseits geht diese wieder auf Phyllis' Klage um Demophoon in Ovids Heroiden zurück.

Der Tod Richmonds im Jahre 1536 bedeutet einen tiefen Wandel in Surreys Leben. Welchen erschütternden Eindruck das traurige Ereignis lange Zeit hinterließ, beweist eine Threnodie, welche Surrey noch ein Jahr später verfaßt hat: der Dichter hat einen frechen Höfling im Park von Hampton Court geohrfeigt, muß das mit kurzer Haft in den Mauern von Windsor büßen und ergeht sich in wehmütigen Erinnerungen an die Herrlichkeit der schönen Jünglingszeit, welche er in eben diesem Schloß in Jagd und Liebelei, Turnier und Ballspiel, Tanz und Poesie mit dem Freunde verlebt hat.

Nun war es anders geworden: Surrey trat in das tätige Leben ein, eine ebenso glänzende wie ruhelose militärisch-diplomatische Laufbahn war begonnen und Höhen und Tiefen wechseln wie immer bei Hof, besonders aber bei einem temperamentvollen Grandseigneur wie Surrey, welcher sich aller glänzenden Früchte einer wirklich hervorragenden staatsmännischen Begabung und Gewandtheit immer wieder durch rücksichtslose Unvorsichtigkeiten und leichtsinnige Mißachtung der allseits erstehenden Gegner selbst beraubt. So hat er kaum seine ersten Lorbeeren geerntet, indem er gemeinsam mit seinem Vater eine im Norden des Landes gegen Cromwells Herrschaft ausgebrochene, durch die Aufhebung der Klöster veranlaßte agrarische Revolte (The Pilgrimage of Grace) erfolgreich unterdrückt: da sitzt er auch schon, wie vorhin erwähnt, im Windsorer Gefängnis für Züchtigung eines Verleumders, welcher ihn der geheimen Teilnahme mit den Rebellen beschuldigt. Über den Fall des allmächtigen Emporkömmlings Cromwell, von dessen Ämtern ihm selbst das eines Steward of Cambridge University übertragen wird, zeigt Surrey ganz offenkundige Freude, und ebensowenig wird er seine Mißbilligung verhohlen haben, als er im Jahre 1542 bei der Hinrichtung seiner Base Catherine Howard, einer der Frauen Heinrichs VIII., anwesend sein mußte; in einem Sonett findet sein Ekel über den gekrönten Blaubart entrüsteten Ausdruck. Ja mit zunehmendem Alter scheinen sich die Escapaden noch zu mehren. Zweimal kurz nacheinander sitzt Surrey wieder im Gefängnis: einmal hat er wieder einen Hofmann geohrfeigt, ein andermal das Fastengebot gebrochen und überdies mit Thomas Wyatt, dem Sohne des älteren Dichters, in den Straßen Londons tolle nächtliche Streiche begangen: er wurde ertappt, wie er aus einer Schleuder die Fenster ehrsamer Bürger mit Steinen einschlug. Diesen Konflikt mit dem Philisterium ließ sich Surrey nicht entgehen, zum Gegenstand einer scherzhaften Dichtung zu machen: es ist eine in leidenschaftlichen Terzinen gehaltene hochpathetische Predigt, worin er, wie einst Jonas der Stadt Ninive, dem Londoner Bürgertum über seine sieben Todsünden und trägen Wohlstand und unersättliche Geldgier als deren Quelle ein paar bittere Wahrheiten sagt und in Donnerworten ein furchtbares Strafgericht Gottes prophezeit, von welchem seine Steinwürfe gegen die „schuldlosen Fenster" nur als ein mahnendes Vorspiel gedacht gewesen wären.

Allen diesen Abenteuern steht eine glänzende Reihe von Ehrungen und Auszeichnungen in denselben Jahren gegenüber und diese werden wohl auch Surrey so vertrauensselig gemacht haben; wie Wyatt, gewann auch er einen



Turnierpreis, und zwar im Jahre 1540 bei der Hochzeit Heinrichs mit Anna von Cleve; und schon im folgenden Jahre erhielt er den Hosenband-Orden; im Jahre 1543 schließt er sich der in Frankreich kämpfenden Armee an und erntet bei der Belagerung von Landrecy das Lob Kaiser Karls V.; während der kurzen Friedensperiode bewirtet er bei sich in England einen der kaiserlichen Generäle, den Herzog von Najera, und baut sich einen Palast Mount Surrey bei Norwich. 1544 zum Marschall der Armee ernannt, welche Montreuil belagert, kämpft er vor dessen Mauern mit bravouröser Todesverachtung und wird verwundet; im folgenden Jahre erhält er nach William Lord Grey of Wilton den hohen Posten eines „königlichen Generalstatthalters zu Land und zur See" in allen englischen Besitzungen auf dem Kontinent. Damit war ein Höhepunkt erreicht, welchem der Fall unausbleiblich folgen mußte; ein kleiner Mißerfolg bei St. Etienne bot seinen persönlichen Feinden am Hofe den willkommenen Anlaß, seine Abberufung durchzusetzen, und der Hauptfeind seiner Familie, Eduard Seymour, Lord Hertford, erhielt an seiner statt das Kommando. Mit diesem Seymour trat auch des Dichters Vater in die Schranken, als angesichts der zunehmenden Kränklichkeit König Heinrichs ein heißer Kampf um das Protektorat über den minderjährigen Nachfolger Eduard (VI.) entbrannte. Und gerade in diesem kritischen Moment, als ihm seine Geringachtung der Gegner beim reizbaren alten König schon genug geschadet hatte, läßt sich die poetische Magnatennatur zu einer letzten Reihe imposanter Unvorsichtigkeiten hinreißen: um die Überlegenheit der Ansprüche seines Hauses gegen die Seymours zu demonstrieren, bringt er jetzt auf einem Felde seines Wappenschildes das Wappen König Eduards des Bekenners an, wozu zwar sein Vorfahr Thomas Mowbray von Richard II. die Erlaubnis erhalten hatte, wozu aber dieser Zeitpunkt wahrlich nicht geeignet war. Dem Hofbeamten Southwell, welcher ihn nun offen anklagte, schleuderte Surrey eine Herausforderung zum Zweikampf hin. Die Gegner schürten das Feuer durch kleinliche Beschuldigungen: Surrey, hieß es, habe durch seine Schwester Einfluß auf den König gewinnen wollen; er kleide sich und lebe nach ausländischer Mode, halte sich einen italienischen Hofnarren, und als krönende Zutat: er neige zur alten römischen Religion hin. Gegen die von Heinrich selbst verfaßte Anklage auf Hochverrat verteidigt sich der Dichter vor dem Lordkanzler mit entrüstetem männlichen Freimut, und so kam denn das unvermeidliche Ende: am 21. Januar 1547 fiel sein Haupt unter dem Henkersbeil auf der Richtstätte Tower Hill. — In demselben Jahre starben die beiden Könige Heinrich VIII. und Franz I., deren Höfe die glänzendsten Zentren der Renaissancebewegung außerhalb Italiens gewesen waren.

Wenden wir uns nun der Dichtung der beiden Kavaliere zu, so ist zunächst über die Überlieferung folgendes zu sagen: als Hauptquelle unserer Kenntnis ihrer Gedichte hatte bisher der (1869 und 1897 von Arber im Neudruck veröffentlichte) Sammelband von 1557 gegolten, welcher als „Tottel's Miscellany" bekannt ist und Poesien sämtlicher Hofdichter von den noch Lydgate nachahmenden Jugendgedichten des Thomas More bis zu den Anfängen der kommenden elisabethanischen Literaturperiode vereinigt hatte. Auf dieser Sammlung beruhte auch im wesentlichen die Ausgabe der Werke Wyatts und Surreys von Nott (1816). In neuester Zeit nun ist durch



einen Aufsatz von Ewald Flügel im 17. und 18. Bande der „Anglia" und dadurch angeregte Forschungen seines Schülers F. M. Padelford die Wichtigkeit einer großen Anzahl von Manuskripten hervorgehoben worden (darunter eines „Egerton" 2711, von Wyatts eigener Hand geschrieben), welche den Text bei Tottel als vielfach einem späteren Geschmack angepaßt und geglättet erweisen. Systematisch verwertet erscheinen diese neuen Textquellen zuerst in einer Anthologie, welche Padelford unter dem Titel „Early Sixteenth Century Lyrics" im Jahre 1907 als Band der „Belles-Lettres Series" herausgegeben hat. (Boston, D. C. Heath u. Co.)

Unter den 32 überlieferten Sonetten Wyatts sind 15 Übersetzungen und 7 Umdichtungen aus Petrarca; für andere sind die „Rime" von Petrarcas Nachahmern Romanello, Serafino Aquilano und Gabriel Sannazaro zum Teil als Vorlagen erwiesen.

In Petrarcas Dichtung war an Stelle des spiritualistischen Liebesbegriffes und der symbolischen Naturauffassung Dantes die physische Schönheitsbegeisterung und sinnliche Naturfreude der Renaissance getreten; die mystischen Allegorien des scholastischen Geistes ersetzten nicht minder unnatürliche und gekünstelte, an den Stil mancher Troubadours erinnernde Antithesen und Concetti; statt der republikanischen Kraft und Einfachheit Dantes herrscht vornehme Schwermut und schmachtende Müdigkeit des Gefühls. Was ist nun aus diesem Material in der Hand des Engländers geworden?

Was zunächst die Form betrifft, so ist ja bekannt, daß Surrey den Grund zu einer charakteristisch englischen Sonettform gelegt hat, deren Kennzeichen das Reimpaar am Schlusse ist, welches uns dann auch bei Daniel, Shakespeare und den meisten anderen Elisabethanern vorwiegend begegnet und sich auch nach der Wiederherstellung des italienischen Typus durch Milton neben der strengeren Richtung behauptet hat.

Wyatt hielt sich (wiewohl auch bei ihm das Schlußreimpaar meistens vorkommt) im allgemeinen enger an die italienische Form und ihm sind von den Elisabethanern Sidney und Donne gefolgt. Zu erwähnen ist ferner, daß in den ältesten Dichtungen Wyatts, welcher ja die ersten englischen Sonette geschrieben hat, das Schwanken zwischen altnationaler Vierhebigkeit und taktierendem Rhythmus sich vielfach noch ebenso deutlich beobachten läßt wie die Unentschlossenheit in der Behandlung der Endsilben, welche im wesentlichen schon die neuenglische Schwundstufe erreicht haben, aber manchmal noch in ältere Vollmessung zurückfallen.

Bei dem metrisch bereits geschulten und gewandteren Nachfolger Surrey verdient noch eine aus seiner Sonettenform durch Erweiterung geschaffene Abart Erwähnung, welche aus mehreren Quatrinen mit einem Schlußreimpaar besteht. Er hat sich ihrer zum Beispiel in der schon erwähnten Elegie auf Richmond bedient und ist von Sidney darin nachgeahmt worden.

Was nun Auswahl und Ausdruck der paraphrasierten Sonette Petrarcas betrifft, so hat Wyatt nach dem übereinstimmenden Urteil der modernen Kritik die gefährlichsten Manierismen und affektiertesten Fehler des Italieners nicht zu vermeiden vermocht. Er hat eine kindische Freude an den haarsträubendsten Concetti und ahmt den kaleidoskopischen Wechsel in Situationen und Metaphern ohne die Grazie und Wortgewandtheit des Originals



nach, wodurch er natürlich immer wieder den Fluch der Lächerlichkeit auf sich lädt. Den Mißbrauch rhetorischer Antithesen hat er noch übertroffen, die feinen Wirkungen einer Wortwahl, welche oft in einem einzigen Ausdruck die sinnliche und bildliche Intensität einer ganzen Situation konzentriert, hat er nicht erreichen können. Die merklichste Schwäche im Vergleich zu Petrarca aber ist der bei einem Erben Chaucers und der anonymen Vagantenlyrik des englischen Mittelalters überraschende Mangel an Natursinn, welchem bei Petrarca eine ehrliche, realistische und nur durch mythologische Terminologie stellenweise verdunkelte Freude an aller sinnfälligen Schönheit gegenübersteht.

Schwierig ist bei manchen lyrischen, besonders den in ihren typischen Motiven einander überall so ähnlichen Liebesgedichten die Entscheidung, ob sie auf italienischer oder französischer Vorlage beruhen; man ist oft nur auf die subjektive Unterscheidung zwischen der subtilen Dialektik der italienischen und dem idealistisch-deklamatorischen Stil der feudal-ritterlichen französischen Tradition angewiesen. Immerhin gibt es gewisse charakteristische Motive, welche als Kriterien französischen Ursprungs gelten können; zu diesen gehören vor allem: die Auffassung der Liebe als Dienst, wie sie uns etwa in einem Neujahrsgedichte Wyatts entgegentritt, worin er seiner Dame in Ermanglung reicher Geschenke sein treues Herz zum Opfer bringt; weiter die Regel, den Gegenstand seiner Liebe mit Geheimnis zu umgeben, was das häufige Auftreten insbesondere der allegorischen Nachtigall in französischer und englischer Liebeslyrik erklärt; drittens endlich das Motiv des Scheidens, das bekannte Thema der „Taglieder“ (aubades) und zahlreicher anderer Typen, welche wir sämtlich bei Wyatt und seinen Zeitgenossen vertreten finden.

Eine mehr formelle Klassifikation liegt der Unterscheidung einiger anderer lyrischer Dichtungsgattungen zugrunde, welche in England besonders häufig nachgeahmt wurden; da wäre zunächst die chanson à personnages, in ihren je nach den auftretenden Personen sehr mannigfaltigen Variationen schon in den älteren anonymen Liederhandschriften zahlreich vertreten; bei Wyatt findet sich als krönendes Beispiel einer später aus diesem Typus entwickelten Abart die Klage des liebenden Dichters an seine Leier, die ihm allein noch Trost gewährt und traute Gesellschaft ersetzt, ein in sechszeiligen Strophen von zweitaktigen Versen melodiös dahinfließendes Gedicht.

Ein anderer Typus, die pastorelle, findet sich bei Wyatt in einem geradezu volkstümliche Frische und Natürlichkeit atmenden Dialog zwischen dem glücklich und dem unglücklich liebenden Schäfer; im zeitgenössischen Dichterkreise auch noch in einem berühmten Liedchen König Heinrichs VIII. und seiner lustigen Jugendgefährten: der Inhalt ist die Abweisung eines zudringlichen vornehmen Kavaliers durch ein bäuerliches Milchmädchen, der trällernde Refrain besonders reizvoll:

„Hey troly loly lo; made, whether go you?“ —
„I go to the medowe to mylke my cowe.“
(„Holla ho! schönes Mädchen, wohin eilest du?“ —
„Zur Wiese hin geh' ich, zu melken die Kuh.“)

Auch die nordfranzösische sirventois finden wir in Wyatts Kreise wieder, in einem Liede vom Hofmusiker William Cornysh auf die Herrscher- und Rittertugenden, die gesellschaftlichen und persönlichen Vorzüge seines

Königs. Heinrich war, wie zur Erklärung beigefügt sei, durch seinen musikalischen Sinn ausgezeichnet (er soll mehrere Instrumente gespielt haben) und wie gegen alle Künstler, so auch gegen Musiker maßlos freigebig.

Die zierliche Form des Rondeau hat Wyatt in die englische Poesie eingeführt, mit Erfolg aber nicht in jenen Gedichten verwendet, worin er den geistreichen Flitterkram erotischer Tändelei ungeschickt nachzubilden versucht, sondern in einer anderen Gruppe, worin die männliche Entrüstung eines stolzen englischen Liebhabers die Flatterkünste unbeständiger weiblicher Gefallsucht in nachdrücklicher Weise verurteilt, so in einem Gedicht mit dem bezeichnenden Refrain „What? No, perdy!“ und einem noch drastischeren, in welchem angeblich an die alternde Anne Boleyn die Worte gerichtet werden:

„Ye old mule! that thinck your self so fayre!“
(„Du altes Maultier, glaubst noch schön zu sein!“)

In diesen Gedichten tritt auch am deutlichsten ein Vorzug zutage, welcher Wyatts Poesien trotz der Ungeschicklichkeit, Unbeholfenheit und ästhetischen Unberatenheit eines Anfängers und Bahnbrechers auf neuem Gebiete dennoch dauernden Wert verleiht und ihn über alle folgenden Generationen höfischer Madrigalisten hinweg mit dem Sonettendichter Shakespeare verbindet: es ist die Tiefe und Leidenschaft persönlicher Empfindung, wie sie sich in manchen Gedichten Wyatts in kraftvoll-unmittelbarem Ausdruck über alle konventionellen Geschmacklosigkeiten in Form und Inhalt erhebt:

Die Lyrik Surreys bedeutet einen sichtlichen Fortschritt auf dem von Wyatt angebahnten Wege zu künstlerischer Läuterung und Vollendung. Auch er hat seine Vorbilder in Italien; zwar sind nur drei seiner Gedichte direkte Übertragungen; eine ganze Anzahl anderer aber setzt sich in einer höchst eigenartigen und für sein Verfahren charakteristischen Weise in kunstvoller Mosaik aus Versen und Gedanken verschiedener Sonette Petrarcas zusammen; so fügen sich Bilder und Vergleiche aus elf Sonetten Petrarcas zu einem 32zeiligen Gedicht zusammen über den Eindruck der Schönheit der Geliebten. Was neben der selbstverständlich schon größeren Gewandtheit in Vers und Ausdruck die künstlerische Überlegenheit Surreys besonders kennzeichnet, ist zunächst ein feineres Verständnis für Auswahl der mythologischen und stilistischen Redeornamente, weiter konsequente logische Durchführung der Allegorien und Metaphern, vor allem aber nicht nur ein lebendigerer Sinn für physische Schönheit als bei Wyatt (der uns zum Beispiel seinen Idealtypus eines schönen Antlitzes nur einmal in sehr nüchterner Weise entwickelt und die persönlichen Reize seiner Geliebten nie geschildert hat), sondern insbesondere eine rege Sympathie mit dem ganzen Leben der Natur, wie sie Surrey nicht von Wyatt, wohl aber von Chaucer lernen konnte und selbst innig empfunden hat. Die Natur bildet überall den ausführlich geschilderten Hintergrund seiner lyrischen Erlebnisse; bezeichnenderweise verliert er sich in einem aus Petrarca paraphrasierten und aus dessen mythologischer Redeweise ganz in realistisches englisches Milieu übertragenen Frühlingssonett so gänzlich in den Bildern von der neuerwachten Lebenslust der Tiere in Wald und Flur, Luft und Wasser, daß er zum Schluß nicht wie Petrarca sechs, sondern nur zwei Zeilen für seinen eigenen Liebesgram übrig hat. Das

Gedicht sei als Probe von Surreys Naturschilderungskunst und gewandter Formglätte angeführt; es klingt wie modernisierter Chaucer:

Die süße Zeit, die Knosp' und Blüte bringt,
Hat grün geschmückt den Hügel und das Tal.
Der Turteltaube Plauderlied erklingt
Und neubefiedert singt die Nachtigall.
Der Sommer kam: wie's aus den Zweigen dringt!
Den alten Kopfschmuck ließ der Hirsch am Pfahl,
Der Rehbock aus dem Winterkleid sich schwingt
Und frischbeschuppt sind Fischlein allzumal;
Von ihrer Haut die Natter los sich ringt,
Die Schwalbe sucht sich Fliegen für ihr Mahl,
Die Biene nascht den Honig leichtbeschwingt —
Der Winter schwand, der holden Blumen Qual.
So seh' ich, was der Welt Vergessen bringt
Des Grams — und meinen Kummer mir verjüngt.

(Übersetzt von B. ten Brink.)

Ein anderer Vorzug Surreys, die zierliche Anmut seiner höfischen Komplimentierkunst, tritt besonders in einer Art von Gedichten zutage, für welche er außerordentlich glücklich veranlagt war: in den zahlreichen Gelegenheitsgedichten, von denen einige schon vorhin im Zusammenhang mit seinen Lebensschicksalen erwähnt worden sind. Ein solches Gelegenheitsgedicht, aber durchaus nicht komplimentärer Art, gewährt uns in Form einer allegorischen Tierfabel interessanten Einblick in den beständigen Kleinkrieg adeliger Familienambitionen am Hofe. Bei einem von Surrey selbst veranstalteten Tanzfest hatte ihm Lady Hertford, die Gemahlin des Todfeindes der Howards Eduard Seymour, die Bitte um einen Tanz abgeschlagen. Surrey legt nun seiner allegorischen Entgegnung auf diesen Insult die Tatsache zugrunde, daß die Stanhopes (die Familie der Dame) in ihrem Wappen Wölfe hatten, der Wappenschild der Howards aber von Löwen gestützt wird, und erzählt uns in seiner Fabel von einem Löwen, dessen Liebeswerbung von einer Wölfin mit Verachtung zurückgewiesen wird; daraufhin erinnert sie der Löwe daran, wie treu die Löwen zu lieben wüßten, wie ja unlängst ein Löwe als Opfer treuer Liebe gestorben sei: das bezieht sich auf die Einkerkerung Thomas Howards wegen seiner ohne Erlaubnis des Königs eingegangenen Verlobung mit dessen Nichte. In weiterer Fortsetzung seiner bitteren Replik stellt der Löwe den edlen Eigenschaften seines Geschlechtes die niedrige Raubgier der Wölfe gegenüber und schwört, seine Kränkung an Schuldigen und Unschuldigen schwer zu rächen.

Wie Surrey endlich, im Gegensatz zu dem durchaus italianisierenden Neuerer Wyatt, auch im heimischen Boden und in der literarischen Tradition des englischen Mittelalters Wurzel zu fassen nicht verschmäht hat, beweist neben den schon erwähnten echt Chaucerschen Tönen seiner Naturbilder etwa noch ein Gedicht, welches in der jahrhundertelang so beliebten Form einer allegorischen Traumvision dem Dichter Personifikationen der verschiedenen Lebensalter erscheinen läßt und an ihnen die Lehre durchführt, der Mensch wünsche in jedem Stadium seiner Lebenswanderung das nächste herbei und sei nie zufrieden; die glücklichsten aller Menschen, die Kinder, wüßten nicht, was sie besäßen. Den Zusammenhang dieser Dichtungsart mit den „Morali-



täten" der beginnenden dramatischen Poesie zeigt uns der Monolog, in welchem das Alter seine traurigen Gebrechen besonders eingehend schildert; die direkte Herleitung aber von den zahllosen didaktischen Ergüssen gleichen Inhalts in der spätmittelenglischen Literatur vermitteln uns mit konkreter Deutlichkeit die offenbar noch an Lydgate modellierten Jugendgedichte von Surreys berühmtem Zeitgenossen Sir Thomas More (dem Autor der „Utopia"), darunter insbesondere eines, worin „Kindheit, Mannesalter, Liebe, Greisenalter, Tod, Ruhm, Zeit und Ewigkeit" der Reihe nach ihre Verslein hersagen, die ursprünglich als Umschriften zu Darstellungen dieser allegorischen Gestalten auf Vorhängen (Tapeten) im Londoner Hause von Mores Vater gedichtet waren.

Wir wenden uns nun einigen anderen von Wyatt und Surrey gepflegten Dichtungsarten zu. Bei Wyatt stehen hier seine ausgezeichneten drei satirischen Episteln obenan. Die erste darunter, „Of the meane and sure estate" („Vom sicheren Glück des Mittelstandslebens", ebenso wie die zweite an einen gewissen John Poins gerichtet), beginnt mit der ehrwürdigen, in Englands Dichtungen von Henryson bis Prior in hundertfachen Formen wiederkehrenden horazischen Fabel von Landmaus und Stadtmaus und stellt Leidenschaftslosigkeit und Zufriedenheit als Grundlagen des „geruhigen Lebens" (quyete liff) dar, welches die Menschen so blind und vergeblich im Streben nach Reichtum suchen. — Die zweite Satire, „Of the courtiers life" („Vom Leben der Höflinge"), beruht, wie Nott entdeckt hat, auf einer italienischen von Luigi Alamanni. Der Dichter gibt zu, wie andere den Funken des Ehrgeizes in seiner Brust zu fühlen; er könne es aber nicht über sich bringen, Ruhm und Ehre auf dem üblichen Wege der höfischen Künste von Heuchelei, Lüge und Verstellung zu erstreben, von deren Übung er die ergötzlichsten Beispiele aus dem alltäglichen Leben der hohen Gesellschaft anführt; diesem Treiben stellt er zum Schluß ein idyllisches Bild seiner winterlichen Jagdvergnügungen und ländlich-einfachen Freuden gegenüber, die er auf seinem Landgut in Kent behaglich genießt und woran er Freund Poins teilzunehmen einlädt. — Den Gegenstand des Hoflebens behandelt auch die dritte Satire, eine Nachdichtung aus Horaz, aber in geistvoll variierter Form; es sind Ratschläge, wie man es machen soll, um bei Hofe zu Ehren zu kommen: „How to vse the court and him selfe therin" („Wie man sich zum und am Hofe verhalten soll", gerichtet an einen gewissen Syr Fraunces Bryan). Einem unermüdlich geschäftigen Hofmann, der sich in rastlosem, aber anscheinend ehrlichem Streben vergeblich abmüht, werden hier bequemere Wege zu Ehre und Reichtum empfohlen: „Flieh die Wahrheit; sei tugendhaft, aber nur in Worten; leihe nicht (was ja auch Polonius im Hamlet empfiehlt); suche die Gunst alter reicher Leute; auch vor der Heirat mit einer begüterten alten Witwe scheue nicht zurück; gewinn durch schöne Schwestern und Basen die Gunst der Großen (eine an Heinrichs Hof gewiß bewährte Praxis); wenn du das alles aber verschmähst, nun dann begnüge dich wie ich mit Armut und ehrlichem Namen (honest povertie) und genieß dafür die Freiheit, was dir nicht gefällt, zu tadeln, wie ich es hier getan."

Auf diesem Gebiete moralisierender Poesie hat sich auch Surrey, wiewohl weniger hervorragend, betätigt: er hat Martials bekanntes Epigramm „Ad Se Ipsum" übersetzt, dessen lebensklug-genügsame aurea mediocritas



zum leidenschafterfüllten Leben des heißblütigen Renaissance-Magnaten in seltsamem Widerspruch steht; ein anderes didaktisches Gedicht, „Praise of meane and constant estates“ („Lob des sicheren Lebens in mittleren Ständen“), beruht auf der bekannten Ode von Horaz (II, 10): „Rectius vives Licini, neque altum“ etc. — Surrey hat auch an den Sohn Wyatts, mit welchem er, wie schon erwähnt, wenig moralische Streiche beging, eine moralische Epistel gerichtet. Übrigens hat auch Wyatt selbst an seinen Sohn zwei rührende Briefe geschrieben, worin er ihn durch ein freimütiges Bekenntnis eigener Jugendsünden vor den gleichen Verirrungen warnt.

Ein anderes, gleichfalls von beiden Dichtern gepflegtes Gebiet war die religiöse Lyrik.

Durch seine metrische Übersetzung der sieben Bußpsalmen (gedruckt 1539) hat Wyatt das Verdienst, die italienische Terzine in die neuenglische Poesie eingeführt zu haben.*) Auch seine vorhin besprochenen drei Satiren sind in diesem Metrum geschrieben, dessen sich dann auch Surrey in einem Gedicht, spätere englische Dichter jedoch nur recht vereinzelt bedient haben. Jedem der Psalmen schickt Wyatt einen Prolog in ottave rime voraus. Surrey hat dieser Psalmenübersetzung in einem Sonett begeistertes Lob gespendet, worin er an die Plutarchische Anekdote von dem Goldkästchen anknüpft, welches Alexander der Große zur Aufbewahrung von Homers Werken bestimmte, und Wyatts Psalmen noch herrlicherer Einfassung für würdig erklärt; das Gedicht enthält nebenbei in einer Anspielung auf David und Urias einen recht unzweideutigen, wie immer bei Surrey grandios unvorsichtigen Ausdruck der Entrüstung über König Heinrichs Blaubart-Moral. — Ein zweites Sonett, in welchem Surrey den toten Wyatt auch vor allem als religiösen Dichter preist, vergleicht ihn als Lehrer christlichen Geistes mit Zeus, der in seiner Jugend die Bewohner Kretas in den schönen Künsten unterwies.

Der Einfluß von Wyatts Beispiel wird es denn auch gewesen sein, der Surrey bewog, gleichfalls einige Psalmen poetisch zu paraphrasieren. Als Metrum wählte er die damals recht beliebten, in Tottels „Miscellany“ ziemlich stark vertretenen alexandrinisch-septenarischen Reimpaare (später als poulters measure bekannt). Auch eine Paraphrase des Buches Ecclesiastes hat Surrey versucht, ist aber über fünf Kapitel nicht hinausgekommen.

Von einer in Bales „Catalogus“ erwähnten Übersetzung gewisser Episteln Boccaccios ist uns nichts erhalten und so erübrigt es nur noch, Surreys literarhistorisch denkwürdigste und folgenreichste Leistung zu erwähnen: die 1557 zuerst gedruckte Übersetzung des zweiten und vierten Buches von Vergils Aeneis, die erste englische Blankversdichtung. Der Blankvers ist nur durch Reimlosigkeit vom mittelenglischen Fünftakter Chaucers unterschieden und dürfte daher bei der bereits gekennzeichneten Abhängigkeit Surreys von Chaucer direkt auf diesen und mit ihm auf den zehnsilbigen französischen Vers zurückgehen; ein eigentümlicher Zufall bleibt es aber, daß gerade das zweite Buch der Aeneis im Jahre 1539 zu Castello in einer vom Dichter Francesco Maria Molza für den Kardinal Ippolito de' Medici verfaßten Übersetzung erschien, welche

*) Allerdings hatte sich ihrer in mittelenglischer Zeit schon Chaucer in einigen kleineren Gedichten bedient.



eines der ersten Beispiele der sogenannten endecasillabi sciolti, der bisher nur in Reimpaaren verwendeten und hier vom Reim befreiten Elfsilbler, darstellt; gleich im folgenden Jahre war dann eine Übersetzung der ersten sechs Bücher von verschiedenen Autoren in Venedig erschienen, und diese Innovation in der italienischen Metrik mag wohl mit Anstoß zu Surreys epochemachender Tat für die englische Verskunst gegeben haben, deren weitere glorreiche Folgen dann die ganze schier unübersehbare Entwicklungsgeschichte dieses Metrums in der dramatischen und epischen Literatur in Namen wie Marlowe, Shakespeare, Milton; Thomson, Young, Cowper; Coleridge, Shelley, Keats; Wordsworth, Tennyson, Browning mit unvergänglicher Beredsamkeit verkündet.

Daß an einer Stätte wie der Hof Heinrichs VIII. das ganze tägliche Leben vom Frühlingshauch der neuen Poesie durchweht war und die edle Kunst mehr als diese zwei glänzendsten Vertreter fand, daß vielmehr Wyatt und Surrey, wie schon Puttenham treffend sagt, eine ganze company of courtly makers um sich scharten, ist natürlich. König Heinrich selbst ist den mittelalterlichen Gebräuchen, welche er in seinen Turnieren und Hoffesten so glänzend nachahmte, auch darin gefolgt, daß er wie so viele Monarchen früherer Jahrhunderte gelegentlich die Leier nicht verschmähte. Er hat einige leichte Liebeslieder hinterlassen, von denen eines das alte volkstümliche Motiv des Kampfes zwischen Epheu und Stecheiche, den Sinnbildern von Winter und Sommer, anmutig variiert. Anderer, zum Teil sonst ganz unbekannter Namen bietet Tottels „Miscellany“ eine Fülle. Nicholas Grimoald, welcher dort mit 40 Gedichten vertreten ist, dürfte die editoriale Arbeit für Tottel besorgt haben. Der Hofmusiker William Cornysh, der als Dramatiker und Epigrammatist besser bekannte John Heywood, Wyatts Schwager Anthony Lee, der spätere Protektor Eduard Sommerset, viri obscuri wie Sir Thomas Phillips und Richard Hatfield erweisen sich in ihrer Lyrik als Schüler der beiden größten Dichter dieses Zirkels. Genannt sei auch noch George Boleyn, welcher seiner Schwester, Königin Anna, aufs Schaffot folgen mußte und in dem kurz vorher im Tower verfaßten Gedichte „O Death! rock me asleep“ („Komm, Tod, wieg' mich in Schlaf“) ein erschütterndes Seitenstück zu den 82 Jahre später an demselben Orte entstandenen düsteren Strophen „The Lie“ („Lüge“) bietet, welche der große Seefahrer und Historiker Walter Raleigh vor seiner Hinrichtung der gleißnerischen Welt und ihrer Heuchelei als Abschiedsgruß hingeworfen hat.

Endlich sei betont, daß eine Anzahl zum Teil anonymer Lieder aus diesem höfischen Dichterkreise sich durch die Frische ihrer Naturfreude und durch charakteristisch volkstümliche Motive als unmittelbar verwandt und verflochten mit einer Menge lyrischer Poesie erweisen, welche gleichzeitig in den mittleren und unteren Ständen neben der aristokratischen einhergeht und in einer großen Anzahl handschriftlicher Liederbücher niedergelegt ist, die von ehrsamen Bürgern jener Zeit geführt wurden, jetzt durch den Entdeckerfleiß Ewald Flügels und anderer Editoren eine fröhliche Auferweckung erleben und uns in dankenswerter Weise ein vielfach noch ins spätere Mittelalter zurückreichendes Bild der später durch den Puritanismus so grausam ertöteten Sangesfreude des alten England erstehen lassen.





Die Versicherungen.

Von **E. Schwiedland.**

Leben, Gesundheit, Besitz und Erwerbsfähigkeit des Menschen sind Störungen und Schäden ausgesetzt. Zu ihrer Abwehr wie Einschränkung dient manche Vorkehrung: Unfallverhütungsmaßnahmen in Fabriken, Leuchttürme, Warnungs- und Rettungssignale, Dämme, ein gutes Schloß, ein Stacheldrahtzaun, ein bissiger Hund wollen Gefährdungen vorbeugen, das Wirken der Feuerwehr, der Eingriff des Chirurgen unvermeidlich gewordene Schäden nach Möglichkeit einschränken.

Vorbeugung und Einschränkung hindern jedoch nicht den Eintritt von Schäden; ihre Fernhaltung ist oft schlechterdings unmöglich*) und die Eindämmung kann nur die Ausdehnung des Schadens begrenzen. Daher ist neben technischen Sicherungen gegen widrige Zufälle auch Vorbeugung gegen ihre wirtschaftlichen Folgen geboten.

Materiellen Ersatz für eingetretene Schäden, „Entschädigung", leistet nun die Versicherung. Sie tritt zur Vermeidung und zur Unterdrückung von Schädlichkeiten hinzu als Vorsorge für einen Schadenersatz, als Sicherung gegen wirtschaftliche Schäden.

Solche Versicherung erfolgt in zwei Formen. In dem einen Fall wird die Last des Schadens auf eine Mehrheit von Wirtschaften aufgeteilt, die zu seinem Ersatze beitragen. So wenn alle vom analogen Schaden Bedrohten in Anbetracht der Gefahr Rücklagen oder Einlagen machen, woraus denen Entschädigung geleistet wird, die der Schaden tatsächlich ereilt. Zu solchem Zweck begründen die Gefährdeten eine Gefahrengemeinschaft, schließen untereinander einen Vertrag, der die Last des erfolgten Schadens auf Kosten aller vom einzelnen nimmt. Im anderen Falle kommen die der Gefahr ausgesetzten Wirtschaften mit einem Unternehmer überein, der Rücklagen von allen Gefährdeten einhebt und dafür selbst die jeweils Geschädigten entschädigt. Hier gewährt Versicherung eine Unternehmung, die dabei Gewinn sucht und aus diesem Grunde einschlägige Geschäfte abschließt. In beiden Formen erfolgt die Verteilung eines an sich ungewissen oder im Zeitpunkt seines Eintretens unbestimmten Bedarfes auf eine Mehrheit von Wirtschaften, ein Organisieren von Ansammlungen zum Zweck der Verteilung auf Geschädigte, nur trägt das Risiko des Versicherers in einem Falle die Gesamtheit der Versicherten selbst, im anderen Falle eine außerhalb ihres Kreises stehende Wirtschaft.

---

*) Schäffle („Soziologie", S. 41) bemerkt, alles Geschehene sei ein Produkt aus der Macht und aus dem Zufall, und meint, daß selbst die Ausdrücke Verhängnis, Schicksal, Los, Zufall darauf hinweisen, daß die Macht gegenüber den Verkettungen beschränkt ist.

Die ältere Form der Versicherung ist die gegenseitige oder genossenschaftliche. Angehörige einer bestimmten sozialen Gruppe unterstützten in Not geratene Gruppenangehörige aus zurückgelegten gemeinsamen Mitteln. Ihre Einlagen gewährten Genossen Ersatz im Falle eines Schadens oder eines bestimmten besonderen Bedarfes. So gewährten: geistliche Bruderschaften Krankenunterstützung und Begräbnishilfe, Knappschaften der Bergleute sowie Gildekassen der Handwerksmeister und der Gesellen bestimmte Hilfen, Vereine von Standesgenossen Begräbnisgelder und Unterstützungen; städtische Hausbesitzer bildeten Brandgilden, ländliche Gutsbesitzer Kassen zur Aushilfe nach Bränden, Ernte- und Viehschäden.

In Deutschland entstehen im 18. Jahrhundert Feuerkassen durch Verfügung der Regierung, also auf Grund ihrer Zwangsgewalt und mit Zwangsgewalt der Kasse selbst. Damit beginnt die Versicherung als öffentlich-rechtliche Organisation, der Angehörige durch öffentliche Verfügung zugewiesen werden. Wir haben sonach freie und gezwungene genossenschaftliche Versicherungen.

Anderseits tritt ein außerhalb des Kreises der Versicherten stehender Unternehmer als gewinnsuchender Versicherer auf. So gewähren im späteren Mittelalter Stadtkassen gegen Hingabe eines Kapitals Renten auf Lebenszeit oder zahlen der Witwe des Einzahlers lebenslänglich 10 Prozent des hingegebenen Kapitals. Dies sicherte den Berechtigten jährlich eine Rente, ob sie lang oder kurz lebten; die Kasse aber hatte gegenüber sogenannten Ewigrenten, die früher üblich waren, den Vorzug einer Beendigung ihrer Verpflichtung. In den Mittelmeerländern entstand schon im 14. Jahrhundert in Verbindung mit dem Darlehen gegen Verbodmung die Seeversicherung mit unternehmerischem Charakter. Bei der Verbodmung nahm der Reeder ein Darlehen auf, verpfändete dagegen das Schiff und eventuell auch dessen Ladung und zahlte dabei hohe Schuldzinsen; der Darleiher trug aber die Gefahr eines Verlustes von Schiff und Ladung, denn er verlor jeden Anspruch auf Rückzahlung oder weitere Zinsung, wenn sein Pfand unterging. Kehrt das Schiff zurück, so haftet es ihm für die Rückzahlung des Darlehens, geht es verloren, so ist die Schuld erloschen mit der Vernichtung des Pfandes. Im 14. und 15. Jahrhundert begannen nun Kaufleute, diese Darleiher für eine bestimmte Prämie gegen die Gefahr eines Verlustes zu versichern. Kehrte das Schiff heim, so haftete es selbst für den dargeliehenen Betrag, ging es unter, so schuldete der Versicherer Ersatz. Der Reeder zahlte so hohe Schuldzinsen, daß man daraus die Versicherungsprämien bestreiten und noch eine Verzinsung des Darlehens erübrigen konnte; der Versicherer hingegen entrichtete aus den Versicherungsbeiträgen die Entschädigung. Da er zahlreiche Verträge schloß, glichen sich für ihn die Zufälle aus; einer Anzahl von Seeunfällen stand stets eine Zahl gedeihlicher Fahrten gegenüber; die Praxis kannte die Gefahren der Meere und der einzelnen Schiffskategorien und berechnete danach die Höhe der Beiträge. Dennoch wurden diese einzelnen Versicherer häufig bankrott und dann gingen die Versicherten ihrer Entschädigung verlustig. Daher entstanden neben einzelnen Versicherern im 17. und 18. Jahrhundert mehr und mehr große Kompanien für solche Geschäfte, in den Nordseehäfen teilweise mit ausschließender Be-

rechtigung (Privileg). Diesem ersten kapitalistischen Vorbilde folgen Unternehmungen für die Versicherung von Hauseigentümern gegen den Brand ihrer Häuser, später auch von Hauseinrichtungen; dann gewähren Versicherungsunternehmungen Witwengehalte, Waisengelder, Alterspensionen und Kapitalleistungen bei bestimmten Ereignissen.

Auf dem europäischen Festlande bilden sich namhafte Versicherungsbetriebe seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, zum Teil Gegenseitigkeitsvereine, wobei alle Genossen versichert und zugleich in ihrer Gesamtheit selbst Versicherer sind. Das ist die genossenschaftliche Einrichtung nach altem Vorbild; alle zahlen ein zugunsten dessen, den das Unglück trifft. Gab es zuviele Verluste und konnte die Kasse nicht für alle Entschädigung leisten, so mußten die Genossen nachzahlen, bis der Schaden der Betroffenen gedeckt war; ein Ueberschuß dagegen wurde verteilt. Die Unternehmerversicherung aber trat nun in der Form der Aktiengesellschaft auf. Sie hob von den Versicherten feste Beträge ein, haftete mit ihrem Aktienkapital für die Erfüllung des zugesicherten Ersatzes und führte den Ueberschuß als Gewinn (Dividende) ihren Aktionären zu. — Einzelne Versicherer bestehen aber noch in England, Holland, Belgien, Hamburg und Bremen für die See- und sonstige Transportversicherung.

Die Kompliziertheit des neuzeitlichen Lebens, die Unsicherheit der Geschäfte, Familien und Personen begünstigte das Entstehen solcher großer Betriebe. In England trug dazu die rechtliche Übung bei, daß den Grundbesitz der Familie nur der älteste Sohn erbt, daher die jüngeren einem Erwerbe nachgehen und ihre Familien anderweitig sicherstellen müssen. Unternehmer, die Kapitalien gewinnbringend anzulegen suchten, schufen daher Versicherungs-Aktiengesellschaften. Mit namhaften Kapitalien ausgerüstet übernahmen sie die Gewähr eines Ersatzes beim Verluste von Sachgütern (Brand von Häusern und Fahrnissen, Untergang von Schiffen) oder beim Aufhören der Erwerbsfähigkeit (Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter), bei der Unterbrechung der Sparfähigkeit (Alter, Tod) oder bei der Nötigung zu einer bestimmten Ausgabe (Aussteuer, Militärpflicht).

Wird die Leistung zugesichert beim Erleben eines bestimmten Alters oder beim Ableben einer Person, so spricht man von Erlebens- beziehungsweise Todesfalls-Versicherung. Dabei ist eine Kapitals- oder eine Rentenzusicherung möglich. Bei der ersteren erfolgt eine einmalige Auszahlung; die Rentenversicherung dagegen begründet regelmäßig wiederkehrende Zahlungen. So kann ein Kapital fällig werden beim Tode des Versicherten oder beim Eintritt eines sonstigen Ereignisses: etwa des 60. Lebensjahres, der Verheiratung einer Tochter, des Militärjahres des Sohnes. Ebenso kann die Rentenversicherung einsetzen beim Ableben des Versicherten oder aus Anlaß eines erlebten Ereignisses; in beiden Fällen begründet sie ratenweise Zahlungen zugunsten des Versicherten.

Beginnt die Leistung der versichernden Unternehmung mit dem Tode einer Person, so ist ein frühes Ableben dieser gegen das Interesse des Versicherers; daher findet in solchen Fällen eine ärztliche Untersuchung des Gesundheitszustandes des Subjektes statt. Soll aber die Rente beim Tode des Versicherten aufhören, so findet eine solche Untersuchung nicht statt;

je früher der Tod hier eintritt, um so besser ist ja die Anstalt daran. Es gibt aber auch doppelt befristete Versicherungen: Leistung beim Tode des Versicherten, spätestens aber in einem festgesetzten Alter (beispielsweise in seinem 60. Lebensjahre). Das ist eine Todes- und Erlebensversicherung.

Eine Hauptgrundlage der Versicherung ist, daß durch eine möglichst große Zahl von Versicherungsverhältnissen das jedem einzelnen Versicherungsfall anhaftende Moment der Unsicherheit zu einem gewissen Ausgleiche kommt, da in der großen Zahl die allgemeinen Verhältnisse zum Ausdruck gelangen und so an die Stelle des Zufalles in den Beziehungen des einzelnen eine gewisse Regelmäßigkeit tritt.

Ein Versicherungsbetrieb, dessen Leistungen mit der Lebensdauer von Personen zusammenhängen (Erlebens- oder Todesfallversicherung), ist nun viel schwieriger zu führen als etwa ein Feuerversicherungsgeschäft. Dieses braucht nur soviele Beiträge zu erheben, daß es die Jahresschäden decken kann und noch Reserven für ungewöhnliche Brandjahre behält, hebt von vielen Zahlern Prämien ein und hat jährlich nur wenigen Beitragenden Schaden zu vergüten; deren Mehrzahl erhält nie eine Gegenleistung, weil nicht alle abbrennen. Die Todesfallversicherung dagegen hat für alle Prämienzahler einmal Summen zu leisten, unbestimmt ist nur der Zeitpunkt ihrer Fälligkeit. Daher stellt sich hier die Aufgabe, für jeden einzelnen Versicherten einen Fonds anzusammeln. Die Feuerversicherung hat ferner über die Häufigkeit der Brände und die Höhe der Schäden eine ziemliche Erfahrung, die Todesfallversicherung aber besitzt nur allgemeine Absterbeordnungen und hat mit den Schwankungen des Zinsfußes ihrer angelegten Kapitalien für Zeiträume von 10 bis 60 Jahren zu rechnen. Und ebenso schwierig ist die Schaffung einer rechnerischen Unterlage für Erlebens- (Alters-) und Witwenrenten, für Krankheitsgelder und dgl. Diese Schwierigkeiten haben viele Lebensversicherungsgesellschaften verleitet, Klauseln zu schaffen, angesichts derer man den Vorwurf erheben konnte, sie strebten, ihre Verbindlichkeiten durch schikanöse Nebenbestimmungen loszuwerden. Eine Fülle von Klauseln setzte „grundsätzlich den Verfall aller Prämien und den Verlust des Anspruches auf jede Gegenleistung" fest, falls der Versicherte diese oder jene Vorschrift verletzte, dieses oder jenes Verbot überschritt.*) In neuerer Zeit hat denn auch der Staat Einfluß auf die Lebensversicherungsbedingungen genommen, indem er dem Treiben der Unternehmungen Grenzen setzt und es der Kontrolle unterstellt. „Zur Sicherung der steten Erfüllbarkeit" der von den Anstalten übernommenen Verpflichtungen, mithin „zur Wahrung der Interessen der Versicherten" stellt auch in Österreich das sog. Versicherungsregulativ (eine Ministerialverordnung vom 5. März 1896, R.-G.-Bl. 31) eine Reihe von Bestimmungen auf. Danach werden Statuten von Lebensversicherungsanstalten nur dann genehmigt, wenn ihre allgemeinen Versicherungsbedingnisse folgende Grundsätze enthalten: Versicherungsverträge (Polizzen), die mindestens drei Jahre in Kraft sind, dürfen wegen Einstellung der Prämienzahlungen nicht ohne Entgelt rückgängig gemacht werden. Das Entgelt hat in einem Rückkaufsbetrage zu bestehen oder in einer unentgeltlichen neuen Polizze, die

*) Manes, „Grundzüge des Versicherungswesens"; 1906, S. 69.

auf eine reduzierte Versicherungssumme oder Rente lautet, entsprechend den geleisteten Einzahlungen. Anderseits haben die Gesellschaften ihre Geschäfte mit einem zureichenden Kapital zu beginnen, dürfen keine schwindelhaften Versprechungen machen, um Versicherte anzulocken, und müssen die eingezahlten Prämien mit entsprechender Vorsicht verwalten.

Die Ansprüche des Versicherten gegen den Versicherer sind in der Polizze verkörpert und lassen sich verpfänden, zum Beispiel bei der versichernden Unternehmung selbst; dadurch kann man die Beiträge für die eigene Versicherung auch bei eintretenden Zahlungsschwierigkeiten beschaffen. Bei der künftigen Auszahlung der Versicherungssumme erfolgt dann der Abzug des geliehenen Betrages, sofern dieser nicht inzwischen abgezahlt wurde.

In England und in den Vereinigten Staaten verbreitete sich die sogenannte Volksversicherung. Sie besteht darin, daß man kleine Leute für den Todesfall mit geringen Summen (bis zu 500 Kronen) ohne Gesundheitsuntersuchung versichert und ihre Einzahlungen (Beitragsprämien) wöchentlich abholen läßt. In Amerika sollen in einzelnen Industriebezirken drei Viertel der Bevölkerung versichert sein, und eine einzige Gesellschaft, welche dieses Geschäft betreibt, erhält 10.000 Beamte und Agenten. Diese Versicherung kostet daher viel: geringe Beiträge erheischen im Verhältnis hohe Einhebungskosten. Hierin liegt die Kehrseite der Einrichtung. Die Agenten wirken als Überreder zur Sparsamkeit; werden aber infolge Unterlassung der Prämienzahlung viele Polizzen nichtig, so ist dies ein Verlust der nur vorübergehend Versicherten zugunsten der Gesellschaft und ihrer Leute. Für einen hochstehenden Arbeiterstand hat diese Volksversicherung in Staaten, die nicht eine soziale Versicherung zwangsweise durchführen, besondere Bedeutung, so in England und in Nordamerika. Die Londoner „Prudential" hatte Ende 1904 über 15½ Millionen Polizzen in Kraft, das heißt es war ungefähr ein Drittel der englischen Bevölkerung bei ihr versichert.*)

In unseren Ländern hingegen besteht eine Unzahl kleiner Sterbekassen für Beerdigungskosten und Sterbegelder. Den Angehörigen der untern Stände entspricht es oft, für ein wohlanständiges Begräbnis vorzusorgen. Die Gebarung dieser Kassen ist aber primitiv und ungenügend überwacht; man hat sie seinerzeit in Österreich als freie Vereine bilden lassen und kann ihnen diese Rechtsgrundlage nicht wieder nehmen. Bei solchen kleinen Versicherungsvereinen wird eine Schadensdeckung nur nach Maß der eben vorhandenen Mittel gewährt; von einer versicherungstechnischen, rechnerischen Fundierung der Leistungen und Ansprüche ist da oft keine Rede.

In Deutschland war der Staat der Schöpfer der modernen Feuerversicherung der Immobilien. 1677 errichtete Hamburg eine öffentliche Feuerkasse für die Versicherung von Häusern, 1718 wurde in Berlin eine einschlägige „Sozietät" gegründet. Jetzt gibt es deren 234 in Deutschland. Sie beruhen zum Teil auf Beitrittszwang (jeder Hauseigentümer des Bezirkes muß bei ihnen sein Haus versichern). Anderseits besteht für manche Sozietäten die Verpflichtung zur Annahme aller Häuser in Versicherung. Durch Abstufung der Beitragssätze wird auf die Qualität der Objekte eingewirkt; werden besser aus-

*) Moldenhauer: „Das Versicherungswesen"; 1905, S. 127.



gerüstete Häuser wohlfeiler versichert, so bildet das einen Anreiz für die Besitzer und dadurch wird zugleich indirekt Schadensverhütung bewirkt. Ähnlich wirkt das Verbot der Anstalt, Benzin-, Gasstoff- oder sonstige gefährliche Beleuchtungsarten in Fabriks-, Pack- und Lagerräumen anzuwenden.

Auf dem Lande ist die Versicherung der Bauten, Ernten und Viehbestände gegen Feuer wichtig. Die Versicherung von Fahrnissen gegen Brand betrieben früher kleine gegenseitige Vereine, neben die große Versicherungsgesellschaften traten. Die Feuerversicherung deckt auch Schäden durch Blitzschlag und Gasexplosion, durch Hitze und Rauch des Brandes, Schäden durch Niederreißen, Löschen, Zerbrechen beim Ausräumen der Lokale, selbst indirekte Schäden, wie zum Beispiel Zuckerrübenentwertung, wenn die Fabrikation durch Brand unterbrochen wird.

Was den Schutz und die Versicherung der Viehbestände angeht, so trachtet der Staat durch veterinär-polizeiliche Maßregeln die Einschleppung und Verbreitung von Viehseuchen zu verhüten, und wenn eine Seuche verbreitet ist, ihre weitere Ausbreitung durch Keulen der erkrankten Tiere zu unterdrücken, wobei für sie ein Ersatz geleistet wird, den der Staat zahlt oder den er auf die Viehbesitzer verteilt, — eine Art roher Zwangsversicherung. Daneben ersetzt die **Viehversicherung** Schäden infolge anderer Ursachen: infolge Umstehens und Notschlachtung (Viehlebensversicherung). Die Gemeinden bildeten schon vor Jahrhunderten Kuhgilden; Friedrich der Große ordnete eine Zwangsversicherung der Rinder auf Gegenseitigkeit der Eigentümer an. Diese Versicherung hat aber besondere Schwierigkeiten, weil bei der Viehhaltung auch das Verhalten des Besitzers in Betracht kommt, der vorsichtig oder leichtfertig sein kann; die Kontrolle aber ist schwer; auch wechselt der Wert der Viehbestände, so daß man nicht genau erheben kann, welche Werte jeweils vernichtet worden sind.

Eine weitere Versicherung bezieht sich auf Schäden beim Transport von Tieren, eine Rennversicherung auf die Beschädigung von Pferden aus Anlaß von Wettrennen, eine Operationsversicherung im wesentlichen auf Verluste infolge von Beschneidung (Kastrierung) der männlichen Tiere. Seit der Verschärfung der Fleischbeschau hat die besondere Schlachtviehversicherung Bedeutung: sie ersetzt den Handelswert von Tieren, deren Fleisch nach der Schlachtung, als zum Genuß ungeeignet, konfisziert wurde. Eine Abart dieser Versicherung (die man in Deutschland im Interesse der Viehbesitzer obligatorisch machen wollte), ist die besondere Trichinenversicherung (bei Schweinen) oder die Finnenversicherung (bei Rindern). Sachsen hat die **Zwangs**versicherung für Rinder und Schweine eingeführt, deren Fleisch nach der Schlachtung ungenießbar oder minderwertig befunden wird, wobei 80 Prozent des Schadens vergütet werden.

Viehversicherungsgesellschaften beruhen, auch wenn sie sich über engere lokale Kreise hinaus erstrecken, auf Gegenseitigkeit; Aktiengesellschaften betreiben diese Geschäfte nicht, wegen der Risken, die sich aus dem Verhalten der Eigentümer und aus der Schwierigkeit der Kontrollen ergeben. Da aber kleinere Vereine keine genügende Sicherheit bieten, weil die Werte, die in Betracht kommen, hoch sind, hat man Verbände solcher Vereine gegründet. Dies ist zum Teil auf staatliche Veranlassung geschehen. Die Entschädigungen werden zur Hälfte vom betroffenen Verein, zur Hälfte vom Verbande getragen. Das ist also eine Art Rückversicherung der Vereine.



In Bayern hat der Staat zwei Verbänden, die das ganze Land (und zwar der eine die Rinder-, der andere die Pferdeversicherung) umfassen, je eine halbe Million Mark Gründungskapital und jährliche Kostenbeiträge erteilt.

Hagelversicherung entschädigt für Früchte, die der Hagel verwüstet hat. Zur Einbürgerung dieser Versicherung wurden mannigfache Anregungen gegeben. Eine bayrische Anstalt wurde 1884 auf dem Prinzip der Freiwilligkeit gegründet, erhält aber einen jährlichen staatlichen Zuschuß (200.000 Mark), damit sie ihre Leistungen erhöhe und dadurch zur Versicherung anreize. Dieses Geschäft betreiben sowohl Aktiengesellschaften als große Gegenseitigkeitsunternehmungen, da man die Hagelgefährlichkeit der einzelnen Gebiete und die Hagelempfindlichkeit der einzelnen Früchte kennt. Überdies vergütet man nur den Schaden, der einen gewissen Prozentsatz (z. B. 6 oder 8 Prozent der vom Hagel betroffenen Fläche) übersteigt; dadurch trägt der Versicherte gewisse Schäden allein; will er diese Quote noch erhöhen, so ermäßigt sich die Prämie, welche die Gesellschaft von ihm einhebt.

Die Transportversicherung macht Beschädigungen von Transportmitteln und von beförderten Gütern wett. Elementarereignisse, verbrecherische Anschläge, feindliche Gewalten, Diebstahl, Beschädigung einer Ware durch eine andere, die zum Beispiel ausrinnt oder Feuer fängt, kommen da in Betracht. Die Seeversicherung ist die älteste und unentbehrlichste, am allgemeinsten verbreitete und seit langem gesetzlich geregelte Versicherungsart. Versicherbar ist da jedes in Geld schätzbare Interesse, sogar der von der Ankunft der Güter am Bestimmungsorte erhoffte Gewinn. Auf die Höhe der zu zahlenden Prämie wirken ein die Transportmittel, die Art der Güter, die Gefährlichkeit des Weges, der Jahreszeit und sonstige Umstände wie Kriegsgefahr oder allgemeine Unsicherheit des Eigentums. Bei Versicherungen nach Rußland oder nach der Levante wird vielfach die Diebsgefahr ausgeschlossen, es sei denn, daß man sich dafür zu einer besonderen Prämienzulage versteht. Besondere Formen der Versicherung beim Landtransport sind die Valoren- oder Wertsendungs-, die Reiseeffekten- und die Musterkofferversicherung.

Größere Entwicklung nahm die Unfallversicherung: als Einzelversicherung (z. B. Reise-, Radfahr-, sportliche Unfallversicherung) sowie als Kollektivunfallversicherung, wie die der Mitglieder von Feuerwehren oder der Chemiestudierenden einer Hochschule. Die Beiträge regeln sich nach der Gefährlichkeit des Berufes; Seiltänzer oder Tierbändiger werden sogar von der Lebensversicherung ausgeschlossen. In Ländern, wo keine Zwangsversicherung der Arbeiter gegen Unfall besteht, kann der Unternehmer die Gesamtheit seiner Arbeiter auf diesem Wege bei privaten Anstalten versichern. Ähnlich kann ein Unternehmer auch die Mittel sichern für einen Schadenersatz, den er auf Grund einer Haftpflicht zu leisten hat. Die Haftpflichtversicherung gewährt somit Ersatz für einen Schadenersatz, den man selbst schuldet (auf Grund beruflicher Tätigkeit, allgemeiner Verpflichtung oder eines Vertrages, zum Beispiel bei Nichterfüllung bedungener Leistungen). Kaum geht durch die Zeitungen die Nachricht von einem neuen Haftpflichtfalle, wo die Gerichte auf Schadenersatz erkannt haben, so entsteht auch schon ein neuer Zweig der Haftpflichtversicherung, der findigsten aller Versicherungsarten. Sanatorien



versichern zum Beispiel auf diese Weise ihr Wartepersonal und die bei ihnen zu operierenden Kranken. Wird einer durch Außerachtlassung pflichtgemäßer Obsorge oder ärztlicher Kunstfehler ruiniert, so erhält der Unternehmer von der Versicherungsanstalt den Betrag, den er als Schadenersatz zu leisten hat. In Deutschland trägt bei der Beamten-Haftpflichtversicherung der Versicherte 25 Prozent des Schadens, den er veranlaßt; diese seine Mithaftung liegt auch im öffentlichen Interesse, damit der Beamte sich hüte, haftpflichtig zu werden.

Eine Reihe anderer Versicherungen bezeichnet man als *kleine Zweige*. Davon ist von Interesse die Glasversicherung, die seit der zunehmenden Verwendung großer Spiegelscheiben von einer größeren Anzahl von Unternehmungen betrieben wird; die Gesellschaft behält sich vor, dem Versicherten Glas von gleicher Größe und Güte zu liefern oder den Schaden durch Barzahlung zu begleichen. Hieher gehört auch die Versicherung von Glasmalereien wie von Glasgeschirr. Zu erwähnen sind ferner die Versicherung gegen Wasserleitungsschäden an Gebäuden, Waren, Hauseinrichtungen, gegen Sturmschäden, gegen Diebstahl (Einbruch, Fahrraddiebstahl, Rockmarder, Beraubung von Kassenboten) und Unterschlagung, gegen Kursverlust, Auslosung und Kreditverlust (das ist Zahlungsunfähigkeit von Schuldnern), gegen Beschädigung maschineller Einrichtungen, — Versicherung der Maschinen: wo rasch maschineller Ersatz geleistet wird, falls sie durch Unfälle (infolge Sturm, Wolkenbruch, Eisgang, Kurzschluß, Bosheit oder Fahrlässigkeit) Schaden nehmen; hiedurch wird auch die Arbeiterschaft gegen eine längere Unterbrechung ihrer Tätigkeit infolge der Störung im Betrieb geschützt. Endlich gibt es Versicherungen gegen Verlust infolge von Arbeitsstreitigkeiten: Streik wie Verrufserklärung (Boykottversicherung).

So mannigfaltig diese Versicherungen sind, wäre doch ihre Ausbildung und namentlich ihre weitere Verbreitung in Anbetracht ihrer Nützlichkeit noch sehr zu fördern. Durch die Versicherung sorgt der einzelne für sich wie für Dritte; sie erleichtert die Tragung elementarer Ereignisse; dem Tode der Ernährer nimmt sie seine furchtbare wirtschaftliche Schärfe, verhindert das Hinabgleiten des vom Unglück Betroffenen auf eine tiefe soziale Stufe, gibt ihm ein Recht, wo er früher auf Almosen angewiesen war, befördert Sparsamkeit, Fleiß, Voraussicht, gibt Ruhe und Vertrauen in die Zukunft, ein Gefühl der Sicherheit, aber auch den rein wirtschaftlichen Vorteil, daß der Versicherte nicht mehr mit der Möglichkeit eines sehr hohen Bedarfes rechnen muß, wenn ihn eine Vermögensgefahr bedroht, zum Beispiel ein Brand seine Fabrik oder sein Warenlager zerstört, sondern nur mit der feststehenden, verhältnismäßig geringen Prämie, die er für die Versicherung ständig zu entrichten hat. Diese größere Sicherheit steigert die Unternehmungslust, erhöht den Kredit.*) Beim Verkauf einer schwimmenden Ladung wird mit dem Frachtdokument (dem Konossement) auch die Seeversicherungspolizze übergeben, um Verluste aus einem Untergange der Waren auszuschließen. Ein Schuldner, dessen Sicherheit nur in seiner persönlichen Arbeitsfähigkeit liegt, verpfändet dem Gläubiger seine Lebensversicherungspolizze,

*) Versicherungen der Gebäude und des Warenlagers erhöhen die Kreditfähigkeit des Landwirtes wie des Kaufmannes. Vgl. *Wagner*, „Versicherungswesen", in Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie", 4. Aufl., II. Bd., 2. Teil, S. 376f.

ein Kassier hinterlegt sie als Kaution. Aus den Prämien, die sich die Versicherten absparen, bilden sich aber gewaltige Summen, die nutzbringend angelegt werden. Die Versicherungsunternehmungen treten hiebei, indem sie ihre Gelder auf Hypotheken auslegen, als Darleiher in Konkurrenz mit den Sparkassen und Hypothekenbanken. Schließlich fördert die Versicherung auch die Verhütung und die Unterdrückung von Gefahren: die Abstufung der Prämien nach der Feuergefährlichkeit bewirkt eine Verbesserung der Ausrüstung; Unfallversicherungsgenossenschaften fördern die Unfallverhütung; Invalidenversicherungsanstalten wenden große Beträge an die Bekämpfung von Volkskrankheiten, deren Folgen sie belasten.

Auch ist bei der Erlebens- und Todesfallversicherung im Auge zu behalten, daß es ein Übel des Kapitalismus ist, den Leuten zuzumuten, in heutiger Zeit in dreißigjähriger Tätigkeit soviel an Vermögen zu erraffen, daß man von den drei- oder vierprozentigen Zinsen dieses Betrages einen Unterhalt für die alten Tage schöpfen könne. Dieser Zumutung können auch die Mittelstände in ihrer Mehrheit heute nicht nachkommen, und daher sind sie auf eine Lebensversicherung oder auf Pensionsansprüche angewiesen.

Freilich kann mit der Versicherung auch Mißbrauch getrieben werden. Die Moral wird untergraben, wenn Leute ihre Bauten hoch versichern, um sie dann anzuzünden (wie man das dem Glasschleiferland in Böhmen nachgesagt hat), oder wenn Reeder schlechte Schiffe hoch versichern, um sie dann trotz ihres untüchtigen Zustandes Seegefahren auszusetzen. („Die Hoffnung auf Segen" von Heyermans zeigt, wie die Fischerbevölkerung dadurch zum Opfer der Versicherung wird; desgleichen Ibsens „Stützen der Gesellschaft".) Auch Nachlässigkeit wird durch die Versicherung gefördert. Der Anreiz für den Versicherten, sich auf Kosten der Versicherungsunternehmung einen Vorteil zu verschaffen, führt ihn dazu, einen Verlust zu erheucheln oder eine Krankheit zu simulieren und hiedurch eine bestimmte Ersatzsumme zu erschwindeln. *) Diese Täuschungen finden ein Gegenstück darin, daß anderseits Versicherungsunternehmungen Beiträge einsammeln und unzweckmäßig verwalten oder die Interessen der Versicherten sonstwie außeracht lassen.

Eine Überwachung der Gesellschaften findet in den meisten Kulturstaaten statt. Doch ist die Intensität der Aufsicht sehr verschieden. In Österreich haben wir ein Konzessionssystem bei der Gründung von Gesellschaften, und Normativbestimmungen, denen sich ihr Betrieb zu fügen hat. Eine Überwachung nach ähnlichen Grundsätzen findet sich auch in Deutschland und in der Schweiz; in den nordamerikanischen Freistaaten wurde die staatliche Aufsicht (durch die 1906 beschlossene Armstrongbill) neu geregelt. Die Länder, in denen ausländische Gesellschaften Geschäfte treiben, unterwerfen sie zumeist ihren eigenen Vorschriften und Ausweisleistungen.

Bemerkenswert ist der internationale Betrieb vieler Versicherungsgesellschaften. Englische Gesellschaften betreiben ihr Geschäft auf

*) Frankreich und Belgien erklären als nichtig Verträge zur Versicherung von Kindern (unter 3 Jahren in Belgien, unter 12 Jahren in Frankreich), so daß nach deren Tode versicherte Beträge fällig würden; ferner die Versicherung von Todgeburten. Diese Verbote sind auch ein Kulturbild, sie verraten die Befürchtung der Engelmacherei. In Belgien werden die am Abschlusse solcher nichtiger Verträge teilnehmenden Versicherungsorgane mit einer Geldstrafe bis zu 500 Francs bestraft.

dem Festlande, nordamerikanische überall in Europa, deutsche treiben Transportversicherung in der ganzen Welt. In Rußland sind bei den Sparkassen staatliche Versicherungskassen eingerichtet worden.

Eine Vergesellschaftung der Betriebe erfolgt, wenn die Unternehmungen Verbände schließen zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen: zur Beschaffung einer gemeinsamen Statistik, zur Schaffung von Rückversicherungen und zum Abschlusse von Kartellen zur gemeinsamen Festsetzung gleicher Versicherungsbedingungen.

In Deutschland werden auf Grund der privaten Versicherungsverträge jährlich 500 Millionen Mark eingezahlt; Feuerversicherung betreiben dort 350 Vereinigungen, in England 53 Anstalten, in Österreich 32. In England bestehen 125 Lebensversicherungsanstalten, in Holland 50, in Österreich 32; Schweden hat 20 Transportversicherungen.

Die Arbeiterklasse hat seit 60 Jahren freie Kassen — Hilfs- und Gewerkschaftskassen — auf Grund der Selbsthilfe gegründet; daneben hat Bismarck das große Prinzip der staatlichen Arbeiter-Zwangsversicherung verwirklicht; sie besteht in Deutschland als Betriebsunfall-, Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung und ihr Ausbau als ausgiebige Sterbegelder-, Witwen- und Waisenversicherung, eventuell auch als Arbeitslosigkeitsversicherung, wird angestrebt. Einige belgische Gemeinden haben diese letztere Art bereits durchgeführt. In Österreich besteht eine Zwangsversicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfall und gegen Krankheit, bei Privatangestellten gegen Invalidität, bei Bergleuten gegen Unfälle aller Art sowie gegen Krankheit und Invalidität, wobei auch eine geringfügige Witwen-, Waisen- und Begräbnisgelderversicherung gewährt wird. — In Italien wird eine staatliche Mutterschaftskasse geplant, um Wöchnerinnen während der vier Wochen zu versorgen, während deren sie nach ihrer Niederkunft von der Arbeit für Unternehmer ausgeschlossen sind. Diese Vorsorge läßt sich aber im Rahmen des Krankenversicherungsgesetzes treffen, nur daß da die größeren Risken, welche die weiblichen Mitglieder begründen, auf die Gesamtheit der Arbeiter verteilt sind. Die Einführung einer zwangsweisen Altersversicherung für die kleinen Gewerbetreibenden und Landwirte ist in Österreich im Zuge. So ist die zwangsweise Versicherung im Begriffe, sich auszubreiten.

Von großer Wichtigkeit auf dem Gebiete der privaten Versicherung ist die Rückversicherung. Diese arbeitet nicht mit einzelnen Versicherten, sondern mit Versicherern und besteht darin, daß die verschiedenen Anstalten ihre Risken teilen, indem sie gegen die Gefahr einer Ersatzleistung selbst wieder Versicherung nehmen. Das ist eine Rückendeckung rücksichtlich bestimmter Quoten aller Versicherungen, die sie eingehen, oder rücksichtlich der über ein gewisses Maximum hinausgehenden Werte, bezüglich deren sie eine Versicherung übernommen haben. Diese Überwälzung der übernommenen Gefahr erfolgt gleichfalls auf Gegenseitigkeit oder durch Rückversicherung bei eigenen Erwerbsunternehmungen. Sie ermöglicht die Übernahme größerer Risken, so die Versicherung eines großen Ozeandampfers mit einer Ladung von besonderem Wert, einer Fabrik, die Millionen gekostet hat usw.; nun kann jede Anstalt gegen die größten Gefahren versichern, da sie rückversichert ist, und jeder Versicherte hat zugleich die Gewähr, daß der Versicherer in der

Lage sein wird, seiner Verpflichtung nachzukommen. Neuerdings suchen sich die Versicherungsanstalten eine dauernde Klientel dadurch zu erwerben, daß sie „direkt arbeitende“ Versicherungsgesellschaften gründen und diesen erhebliche Mittel gegen die Zusicherung der dauernden Rückversicherung gewähren, oder indem sie Anstalten unter der nämlichen Bedingung Fonds zu ihrer Sanierung zuführen. — Diese Anstalten ordnen ihre Rückversicherung ohne Kenntnis der Öffentlichkeit; Streitigkeiten aus Rückversicherungen entziehen sich dem ordentlichen Rechtswege und werden durch Schiedsrichter erledigt. Die Staatsaufsicht aber erweist sich bei diesen Körperschaften als überflüssig; der Rückversicherer steht ja einer durchaus sachkundigen Klientel gegenüber, die sich selbst besser zu schützen vermag als eine Aufsichtsbehörde; ferner muß aber ein starkes Rückversicherungsunternehmen völlig international sein und kann demnach nicht der Gesetzgebung eines bestimmten Landes unterliegen. Auch kann eine Gesellschaft Rückversicherungen auf einem anderen Gebiete abschließen, als das, in dem sie arbeitet, zum Beispiel eine Transportversicherungsanstalt Feuerrückversicherung betreiben. Besondere Anstalten betreiben bloß Rückversicherung. Die größte derartige Anstalt der Welt ist die Münchener, die vor 25 Jahren entstand und in einem der letzten Jahre 143 Millionen Mark an Prämien einnahm, wovon sie 3½ Millionen als Gewinn verbuchen konnte. In Österreich sind 22 Rückversicherungs-Unternehmungen tätig. Jede Versicherungsart nimmt heute in der einen oder andern Weise Rückversicherung in Anspruch. In Deutschland haben die neuesten Versicherungszweige wie die Sturmschäden- oder die Maschinenversicherung nur dank der Rückversicherung sich entwickeln können.

* * *

Nach dieser beschreibenden Übersicht einige analytische Bemerkungen.

Man spricht von Selbstversicherung, wenn große, vielverzweigte Vermögen und Unternehmungen es vorteilhafter finden, anstatt einen Vertrag zur Versicherung zu schließen, fortlaufend bestimmte Beträge in eine eigene Reserve zu hinterlegen und einen allfälligen Schaden aus diesen Rücklagen zu decken. So bestimmen Eisenbahnverwaltungen oder Schiffahrtsgesellschaften gewisse Vermögensteile für die Deckung etwaiger Verluste und nehmen dadurch eine bloß zeitliche Aufteilung der Schäden vor. Das ist eine andere Art der Riskenverteilung, Ersparnis zu Zwecken der Schadensdeckung, und keine Versicherung. Bei jeder Versicherung wird der Schaden auf eine Vielheit von Wirtschaften verteilt, die von ähnlichen Ereignissen bedroht werden.

Unternehmerversicherung ist jene durch einen Versicherer, der als Unternehmer verspricht, einen Schaden im Falle seines Eintrittes zu ersetzen, und die Verschiedenheit der Gefahren durch die große Zahl von Versicherungen, die er abschließt, auf seine eigene Rechnung ausgleicht. Gewinn und Verlust trägt er als Einzelversicherer oder Versicherungsunternehmer. — Die Gegenseitigkeitsversicherung dagegen gleicht die Risken auf Rechnung der Gefährdeten aus, die den Schaden selbst den unter ihnen jeweils Geschädigten ersetzen. Überschüsse werden hier der Gesamtheit der Versicherten zugute gebracht und Verluste treffen sie, indem sie Nachschüsse leisten oder Leistungen, die ihnen gebühren, verkürzt werden. Diese Form der Versicherung kann sich vollziehen als private und als öffentliche Gegenseitigkeitsvereinigung, wobei

die letztere von Trägern der öffentlichen Gewalt — zum Teil mit Zwangsrecht — errichtet wird.

Einzelunternehmer (Privatassekurateure) bestehen nur mehr bei der Seeversicherung in England (die sogenannten Lloyds) oder in Hamburg, wo noch einige Reedereien als Versicherer tätig sind, dann in Nordamerika bei der Feuerversicherung und in Deutschland in einigen kleineren Versicherungszweigen, so bei der Schlachtvieh- und bei der Auslosungsversicherung. Überall sonst herrschen als Unternehmerversicherungen Aktiengesellschaften, die große Sicherheit bieten durch das haftende Aktienkapital und dadurch, daß sie ausreichende Beiträge fordern.

Bei Gegenseitigkeitsunternehmungen müssen die Genossen selbst ein Garantiekapital, den Sicherheitsfonds, aufbringen und Verluste tragen. Auch sind diese Anstalten umständlicher, konservativer und entschließen sich, eben wegen der Nachschußpflicht, nicht leicht zu Änderungen, deren Tragweite sie nicht genau überschauen.

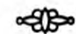
Versicherungsgenossenschaften von Angehörigen eines Berufes, zum Beispiel Fabriken einer bestimmten Art, sind eine Form der Gegenseitigkeitsvereine. Ist ihre Mitgliederzahl nicht groß, das Risiko aber erheblich, so entlasten sie sich vermöge der Rückversicherung. Auch die öffentlichen Versicherungsorganisationen, von Staat und Land, mit Beitrittszwang oder Betriebsmonopol, sind auf Gegenseitigkeit aufgebaut. Es gibt aber auch Mischformen: so wenn eine Genossenschaft auch Nichtmitgliedern Versicherung gewährt oder mit einer Aktiengesellschaft übereinkommt, daß diese gegen eine feste Leistung für allfällige Nachschüsse aufkomme. Oder umgekehrt, wenn eine Aktiengesellschaft für bestimmte Gruppen von Versicherten (z. B. bei anormalem Leben) rücksichtlich dieser eine Gegenseitigkeitsversicherung durchführt.

Nach den Geschäftszweigen oder Objekten unterscheidet man Versicherung gegen Sach- und gegen Personenbeschädigung. Die letztere versichert gegen Ereignisse, die mit dem Menschen, seinem Leben oder seiner Arbeitsfähigkeit in Beziehung stehen, die erstere gegen Schäden an Sachen. Während hinsichtlich der am Menschen sich vollziehenden Ereignisse feste, vorausbestimmte Summen versichert werden, kommt bei der Sachversicherung der jeweilige Wert des Schadens zur Auszahlung. Der Sachversicherung kann man auch die Vermögensversicherung zuzählen, die dagegen sichert, daß man an seinem Vermögen Einbuße erleide, z. B. durch eine Haftpflicht, eine Auslosung oder durch Zahlungsunfähigkeit von Schuldnern.

Findet es der Staat notwendig, bestimmte Personen oder Sachgüter zwangsweise zu versichern, so kommt es gar nicht zum Abschluß eines Versicherungsvertrages (so bei der Arbeiterversicherung oder bei einer obligatorischen Hagel- und Feuerversicherung), sondern da wird der Zustand der Versichertheit durch das Gesetz ausgesprochen. Dabei kann den Leuten freigestellt sein, der Zwangsversicherung dadurch Genüge zu tun, daß sie sich unter entsprechenden Bedingungen bei privaten Unternehmungen versichern, so daß da wohl Zwangsversicherung, aber kein Kassenzwang besteht. Die Leute sind dann gezwungen, sich zu versichern, die Wahl der Kasse steht ihnen aber frei.

Vielfach ist angesichts der großen wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung der Versicherung und zur absoluten Sicherheit der Versicherten die Ver-

staatlichung der privaten Assekuranzen empfohlen worden. Für gewisse Zweige kann aber eine staatliche Anstalt nicht in Frage kommen, so für die Transportversicherung. Ihr internationaler, sich an die Entwicklung des Verkehres eng anschmiegender Betrieb eignet sich nur für eine mit aller Bewegungsfreiheit ausgestattete private Gesellschaft. In Deutschland dreht sich die Erörterung der Verstaatlichung um drei Zweige: um die Feuer-, Hagel- und Viehversicherung. Im allgemeinen läßt sich ferner sagen, daß staatliche oder sonstige öffentliche Anstalten voraussichtlich schwerfällig und bureaukratisch verwaltet würden, während die privaten durch ihre gegenseitige Konkurrenz zur Regsamkeit angehalten sind. Freilich fallen bei monopolistischen öffentlichen Anstalten die Anwerbungskosten weg, — dafür treiben sie aber keine genügende Propaganda. (In Neuseeland bestehen allerdings Staatsanstalten, die sich Agenten bedienen.) Man wird daher das Nebeneinander öffentlicher und privater Organisationen für günstig erklären, wo die Konkurrenz der privaten Anstalten die staatlichen vor Verknöcherung schützt, und diese anderseits die Privatgesellschaften verhindern, ihre Ansprüche allzuhoch zu spannen, und die öffentlichrechtliche Versicherung mit Monopolsrecht kommt so nur dort in Betracht, wo sie erforderlich ist, um bestimmte Kreise zur Versicherung zu bringen, die sonst nicht vollständig einbezogen würden, deren Versicherung aber im allgemeinen Interesse liegt. Aber auch bei dieser Zwangsversicherung gibt es, wie wir sahen, eine Form, die einen Kassenzwang bedingt, und eine Form ohne Nötigung, sich öffentlicher Organisationen zu bedienen (Zwangsversicherung mit und ohne Kassenzwang). Die Sozialisierung der Versicherung, das ist die Auffassung des Versicherungswesens als eines öffentlichen Dienstes, ist also nur auf manchen Gebieten im Vorschreiten begriffen, und die Erfahrungen hiebei werden wohl für die künftige Ausdehnung der öffentlichen Versicherung bestimmend sein.



Herbstnebel.

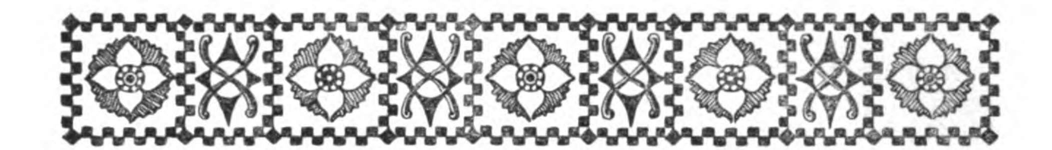
Von Ella Graf.

Fahlgelb schimmern die Wiesen,
Die Eisdecke gleißt überm Moor;
Kahl streben der Waldesriesen
Wildknorrige Äste empor.

Regungslos ruhen die Teiche
In mattem Silbergrün;
Über die Heide bleiche,
Gespenstige Nebel zieh'n.

Sie umfangen wie weiche Arme
Den müden, sterbenden Hain, —
O spännen mein Herz auch, voll Harme,
In ewig Vergessen sie ein!





Bucholtz' Tagebuch aus dem Jahre 1814.

Mitgeteilt von **Ferd. Menčik.**

Nach der Schlacht bei Leipzig (1813) bemächtigte sich der deutschen Jugend eine freudige Erregung, welche sich vielfach auch in literarischen Unternehmungen abspiegelte. Die gehobene Stimmung dauerte auch in dem nächsten Jahre an und wurde noch dadurch gesteigert, daß man von dem Kongresse, der gegen Ende des Jahres 1814 in Wien tagen sollte, das Zustandekommen der Einigung Deutschlands erwartete. Von gleicher Hoffnung erfaßt, begann damals ein junger Mann, der von reiner Lebensauffassung erfüllt war, seine täglichen Erlebnisse in einem Tagebuche niederzuschreiben. Es war der österreichische Geschichtschreiber Franz Bernhard v. Bucholtz.

Er war in seiner Vaterstadt Münster in der Frömmigkeit, welche dort der Kreis der Fürstin Gallitzin erweckt hatte, auferzogen und behielt seine religiöse Überzeugung nicht nur während der Studienjahre in Münster, sondern blieb ihr sein ganzes Leben lang treu. Im Jahre 1813 kam er von Göttingen, wo er seine Studien beendet hatte, nach Wien, trat bei dem auswärtigen Ministerium ein und wurde dem österreichischen Generalgouvernement in Frankfurt zugeteilt. Hier knüpfte er Beziehungen mit Friedrich von Schlegel an, die für seine spätere Tätigkeit von Bedeutung waren.

Die Ankunft Bucholtz' in Frankfurt fiel mit dem Besuche zusammen, den Goethe nach fast zwanzigjähriger Abwesenheit seiner Vaterstadt machte, wo er mit aller Aufmerksamkeit empfangen wurde.*) Den Tag, an welchem Bucholtz zum erstenmal mit dem Dichter im Hause des Historikers Christian Schlosser zusammentraf, nahm er zum Ausgangspunkt seines Tagebuches, in welches er nicht nur die Begebenheiten dieser Tage einzeichnete, sondern auch manche Betrachtungen über das gesellschaftliche Leben einflocht, aus denen man wohl die Höhe der festlichen Empfindungen erkennen kann, welche besonders der Jahrestag der berühmten Schlacht in ihm erweckt hatte.

Bucholtz betrat damals die politische Laufbahn und wurde mit einigen Aufträgen zu dem Baron Klemens Maria von Hügel gesendet, der hier an der Spitze des österreichischen Gouvernements stand. Er hatte auch in diesem Hause Gelegenheit, mit Goethe zusammenzutreffen, und wohnte dem Gespräche bei, das Goethe mit einer Dame, welche im Tagebuche Nanny genannt wird, führte. Wahrscheinlich ist damit Marianne von Willemer gemeint. Goethe verblieb bis zum 18. Oktober in Frankfurt und war dabei ein stiller Zuschauer des jubelvollen Bürgerfestes, welches an diesem Tage begangen wurde. Dieses Nationalfestes tut auch Bucholtz Erwähnung und stellt dabei

*) Vgl. Jügel: „Puppenhaus", S. 176.



Betrachtungen über die von dem Frauenvereine angeregte nationale deutsche Frauentracht an. In seinen mit philosophischen Exkursen durchflochtenen Notizen tritt sein religiöses Gefühl zutage und wir sehen, wie schon damals die Grundideen zu seinen späteren Arbeiten gelegt wurden. Die eine heißt „Geschichte des germanischen Völkerstammes in seinen Werken der Baukunst" und die andere, wahrscheinlich ein Ergebnis seiner politischen Denkweise, sollte den Titel führen „Die Grundlinien zur germanischen Republik". Mit dieser Arbeit wollte er einen Beitrag zur Festsetzung der Einrichtung des deutschen Bundesstaates liefern. Tatsächlich erschien von ihm noch im selben Jahre die Abhandlung „Unser Volk und Ideen zu einer Magna charta für die inneren Verhältnisse der deutschen Staaten".

Bucholtz wendete sich nur ungern der Diplomatie zu, denn sie lähmte seine Phantasie, so daß er sich nicht glücklich fühlte. Seine Stellung in der Gesellschaft entschädigte ihn jedoch für manche Unannehmlichkeiten des Berufes.

Das Tagebuch reicht nur bis zum 16. Dezember 1814.*) Ob Bucholtz es noch weiter fortgesetzt hat oder ob es für immer Bruchstück geblieben ist, läßt sich nicht mehr ermitteln, da wir nicht wissen, wohin der Nachlaß nach dem Tode des Schriftstellers gekommen ist. Aber jedenfalls verdient auch dieses Fragment bekannt zu werden, da sich daraus ein Bild über des österreichischen Historikers anfängliche Tätigkeit ergibt, das Wurzbachs kurze Nachrichten über ihn einigermaßen ergänzt.

Bucholtz kehrte von Frankfurt im Jahre 1818 nach Wien zurück und unternahm dann eine Reise nach Rom und Neapel (1819). Nach der Rückkehr lebte er ununterbrochen in Wien, mit Ausnahme des Jahres 1824, das er in Paris verbrachte. In dieser Zeit redigierte er die Wiener „Jahrbücher der Literatur" (1821—1825), für welche er einige Abhandlungen schrieb. Er verblieb dabei im Ministerium, wo er die Würde eines Hofsekretärs und vom Jahre 1837 an die eines Staatskanzleirates bekleidete. Dabei widmete er seine freie Zeit geschichtlichen Arbeiten. Ein verdienstvolles Werk, welches noch durch kein besseres ersetzt wurde, ist die neunbändige „Geschichte der Regierung Kaiser Ferdinands I." (Wien, 1830—1839). Bucholtz starb am 4. Februar 1838 in Wien. Er war ein treuer Diener des Kaisers, ein gottergebener Christ, ein werktätiger Menschenfreund und ein sittenreiner Charakter.**)

* * *

Oktober 1814.

12. — Goethe bei Schlossers.***) Seine Art, die liebenswürdig ist. Seine Wendung des Gesprächs gegen und für mich. Bemerkung über die Diplomaten. Was er sagte: Italien. Die Engländer. Der Entemann. Madame Dies (?)

13. — Goethe bei Bar(on H(ü)g(e)l. Eigentümlicher, genialer, ernstheiterer, angenehm schwebender Ausdruck. Die Böhmen. Wirkung Rudolphs II. und Josephs II. — Boisserées Sammlung. Merkwürdiges Gespräch, das beschrieben zu werden verdient, zwischen Nanny und ihm: über das Ergriffen-

*) Autographensammlung der k. k. Hofbibliothek.

**) Vgl.: Neuer Nekrolog der Deutschen. Jhrg. 16. (1838), I. S. 155—157.

***) Goethes Tagebücher, III. Abteil., Bd. V. S. 134.

werden und den Kunstgenus nach genossenem Schönsten. Er sagte: er wäre der unglücklichste Mensch, wenn dies bei ihm wäre. Auch Andere seien hübsche Menschen, haben schöne Talente und seien anders; wie wenn bei einer Galerie nicht blos ein oder anderes Gemälde sehen würde, wie andere usw. ergriffen werden, müsse man nicht. Wir Andern nämlich, Nanny versuchte das „wir Anderen" zu erklären. Aber sie blieb ad extra, und ad intra wollte Goethe nicht. Es sei gefährlich. — Nanny hatte auch gesagt, ein Fehler an ihrem Ideal bemerkt hindere ihren Genus. Und Goethe hatte hier einige Erklärung, das „Wir Andern" daß könne nur eine so reine, gute Seele ꝛc. — Die Sache löst sich auf durch Folgendes: Nur eines ist vonnöten. Getrennt kann werden die Freude an dem Werk von der Freude durch die Bewunderung des Künstlers. Mannigfaltigkeit in der Natur, auch in der rein geistigen, unbefleckten, göttlichen Natur. — Hineintragen ins mindere, verschieden geartete, schöne aus dem eignen durch höhere Schöne ergriffenen und gehobenen. Gottesdienst den 18. Oktober zu Frankfurt und tiefes Raisonement darüber.

Arm machende, verzehrende, austrocknende Diplomatik, dir soll ich mich weihen? Schwerer ist es unter deinem Joche gebückt mit ruhiger Freude einen Korb mit Frühlingsblumen zu füllen. — Hemmende, beschränkende, verheimlichende Diplomatik, dein Schüler soll ich sein? Gönnest du deinem Diener ein durch Herzlichkeit gewürztes Mahl? — Aber freilich belehrst und erhebst du auch und führst zur wirkungsreichen Handlung. Ich folge dir, aber wenn gleich du nur Ernst kennest ohne Heiterkeit, so will ich doch nicht, obwohl denselben ganz aufnehmend, ihn ohne Heiterkeit in mir bestehen lassen, dein Ernst und die Heiterkeit der Natur und Kunst sollen in meiner Seele sich verbinden. Brennte in mir der Begierde Feuer; fesselte mein Auge der angenehmsten Sonnen und der blendigsten Farben tief anziehender Reiz; thäte mir die zum Kuß einladende Clelie Gewalt an, dennoch wollte ich Gott geheiligt bleiben! Herr! rette meine sich der Empfindung entziehende Jugend!

Du kannst Clelia dich nahen und dann dich wenden zu des Himmels reiner Jungfrau und empfinden, wie viel schöner Sie ist als jene. Besser möchtest du thun, wenn du dich weg wendest gleich anfangs von der Clelia und deinen Blick im reinen Beschauen höherer Vollkommenheiten stärktest.

Den 14. — Verstörter Nachmittag. Aus kleinen Eindrücken schaffte meine fortwirkende, hastende, immer zurückkehrende Phantasie mir immer eine große Plage. Und welche Leidenschaft setzte meine Phantasie in Bewegung? Früher oft Furcht, gegenwärtig großentheils Geschlechtstrieb.

An den Wirkungen erkenne man die Wurzeln, was zum guten, tüchtigen macht, war gut; was unzufrieden mit sich, unangenehm Andern, unfähig zur Erfüllung der Berufspflichten und Erzeigungen der Liebe macht, kann nicht wohlgemessen, muß auch wohl zum Theil unrein und böse gewesen sein. Geringe Frucht eines neuen, ganzen Tages! Die Bemerkung des Baron Hügl.

Die Augsburger Gärten und die reinen und im größten Reichtum reinen und lieblichen Töchter der vornehmen Familien, wie sie Wesel beschreibt, mögen dich doch freuen. Aber mit dem Ernst der entflohenen Jahre ruf es zu dir: Du mußt Gott mehr lieben als sie, du darfst dich nicht an ihnen erfreuen so, daß sie von der Liebe Gottes dich abziehen. Heilige Maria! der sinnliche Mensch denkt sich dich in jenem milden und einnehmenden Glanze, den er an einer schönen, guten und reichen deiner irdischen Schwestern sah. Aber anders bist du, auf andere Weise herrlich und strahlend. Du bist in einem Meer von Herrlichkeit, in einer Sternenwelt von Glanz. Das Himmlische, das Reine, das Unsterbliche, das Blühte der Erde und Absterben durchdringende, das Leben und Tod beherrschende Schöne strahlet von dir



hernieder! Öffne mein Herz diesem Schönen, das mir in der Verwesung noch entgegenstrahlt, das mich lehre unter dem ringsum mir blühenden Schönen der Erde nur das achten, was einem Erlösten achtungswerth ist, und das in Entäußerung von aller irdischen Herrlichkeit meinen Geist mit mildem Licht und Ruhe erfülle.

15. — Etwas besser bin ich heute mit mir zufrieden als gestern. Aber neue Erfahrung für die Regel, daß man mit vollem Bewußtsein handeln solle auch in den unfruchtbarsten Geschäften des Lebens. Welches Geschäft kann unfruchtbarer sein als suchen? Suche aber so, daß du mit Gewißheit sagen kannst, die Sache ist nicht da oder sie ist da! oder, in dem durchsuchten Theil ist sie nicht. — Auf gleiche Weise fasse jedes Geschäft so auf, daß du Rechenschaft ablegen könnest, das hab ich davon aufgefaßt. Aus dem kämpfenden oder wachsamen Beschauen des sinnlich Angenehmen und Schönen, welches eine gewisse Gränze des Haftens, des Anklebens, des heftigen Wohlgefallens nie überschreiten darf (licet tibi oculos jacere, sed non figere), entwickeln sich manche nutzbare Gedanken. Stehe dir eine Scheidung: was an der einen Seite liegt, beleidigt Gott, hasse es und fliehe es auch wie einen Ort, wo die Erde bebt und sich spalten will, oder wo eine Bestie lauert oder eine giftige Schlange verborgen ist oder Geschosse blind und ungewiß fliegen. Es sei diese Scheidung immerhin die des Erlaubten, was diesseits liegt, magst du ansehen als Gabe Gottes, als Bild und Zeichen des ewig Schönen. Zulässig ist eine Liebe des gesammten weiblichen Geschlechts, der ihnen eigenen Tugend und dieser Tugend holdseligen Gestalt in Vereinigung mit schönen Sonnen und Beiwerk. Der Blick verweile aber nicht blind so lange beim Beiwerk, daß er die Tugend selbst nicht sehe. So wäre ja thöricht, einen gelehrten und geliebten Fürsten deswegen nicht sehen, weil eine goldne Verzierung des Wagens den Blick fesselte. Zulässig ist die auszeichnende, näher sich hinneigende, ausschließende Liebe einer Einzigen. Aber dann erkenne dich immer als einen schwachen, blinden, befangenen, sinnlichen Mann, der eines matten Spiegels bedarf, weil er den glänzenden Gegenstand nicht selbst ins Auge fassen kann, so wie das matte Auge den Widerschein der Sonne im Teich liebt, da es geblendet von der Sonne selbst zurückprallt — ihr fliegt der Adler entgegen!

Jedes Weib sollte einen oder zwei recht schöne Anzüge haben — nicht öffnende, herausstellende, ausgeschnittene, sondern abschließende, gestalthebende würdegebende und zugleich freundliche. Der Stoff sei fein, nach Unterschied kostbar und glänzend oder unscheinbar, nach Verschiedenheit des Geschmacks. Ein halbes Jahr lang wenigstens werde der Anzug nicht gewechselt. Die Kleidung werde selbst etwas stetiges, in das Bild der Eigenthümlichkeit mit herübergehendes.

16. — Gestern und heute wurde mir namentlich bei Schlosser (aus) einem Briefe und durch direkte Äußerungen klar, das Baron Hügl mit dem, was ich zu Wien gethan, nicht zufrieden war. Im 25ten Jahre haben andere ausgezeichnete Männer Aufträge ausgerichtet, die entscheidend für ihr ganzes Leben waren. Bei mir hat allmähliges Wachsen statt.

Ich hätte mit einem gewissen Hochgefühl so viel in meine Thätigkeit zu herstellen als mir irgend vergönnt war. Ich mußte vor jedem Gespräch mir die Punkte etwas kühn zeichnen, die ich zu betreiben hatte; und nachher darüber nachdenken. Ich mußte eigens darauf sinnen, wie ich das mir anvertraute benützen könnte, ohne es zu eröffnen.

Ich kam hin als ein Courier, der blos Organ ist — als ein Betreiber der Sache meines Vaterlandes — des Inhalts meiner Depeschen — meiner

selbst. Letzteres mußte nicht versäumt werden, aber jenes sollte ich thun und dieses nicht lassen.

Als Courier hab ich meine Pflicht getan. Als Betreiber der Sache meines Vaterlandes war ich eifrig, doch wußte ich auch in meinem Plan nach vorgefundenen Umständen nicht gewandt genug zu ändern, sonst hätte ich müssen:

1. den Fürst Metternich unmittelbar reden und Floret die Sache empfehlen,

2. auf ein allgemeines Concordat im Namen von Münster arbeiten;

3. die Bekanntschaft des Cardinal Gonsalvi machen.

Als Betreiber des Inhalts meiner Depeschen habe ich vielfach auf Antwort gedrungen; habe auch Floret in Baden die Sache namens des Barons von Hügl in Erinnerung gebracht; mehrmals geäußert, daß es schwer sei, Antworten zu haben, daß man es auf dem Wege könne ꝛc.

Ich hatte einige Scheu als noch gar nicht Angestellter bei der obersten Behörde etwas in Erinnerung zu bringen, doch habe ich das nicht versäumt. Außerdem hätte ich müssen:

1. Dem Fürsten selbst sagen, ich wisse den Inhalt der Depeschen; ich erwarte also seine Befehle über meine etwaige Thätigkeit in Sachen, und äußere meine persönlichen Wünsche.

2. Floret das nämliche sagen.

3. Gudeliß die Sache in Betreff von Frankfurt sagen.

4. Rademacher auch in der letzten Zusammenkunft von der Sache sprechen, da ihm einige Mitteilungen gemacht waren.

Da man mir sagte, die Sache der Constitution werde auf den Congreß verwiesen und es solle fortdauernd nichts in der Sache geschehen, sah ich die Sache gleichsam als cessirend an und die öffentliche Stimmung fand ich gleich anfangs hinreichend bekannt.

Von dem mir bekannten Verhältnisse der Sache hätte ich bei Floret Gebrauch machen müssen, um wenigstens Äußerungen zu haben. Ich hätte mit dem Pfunde wuchern sollen, das ich vergrub aus Furcht, es nicht zu mißbrauchen. So bei Floret und Gudeliß, und auch in der letzten Zusammenkunft bei Rademacher. Ich hätte beredter und dringender die Empörung schildern sollen, die Möglichkeit, welche ich zurückgeschoben hätte, hervorbringen müßte ꝛc.

Beim verzögerten Aufenthalt mußte ich mir den anfänglichen Zweck noch frisch im Gedächtnis bewahren.

Mich selbst betreffend mußte ich den Fürsten vollständiger reden. Die Grenze, welche ich mir setzte, konnte ich zur Not rechtfertigen, aber das ist nicht genug, man muß die Gelegenheit mit Wärme und Fülle benützen, und weil nicht alle Gelegenheiten gleich gut benutzt werden können, so muß man die wichtigsten am wärmsten ergreifen, freilich auch mit der nötigen Geistesfreiheit. Man muß sie umarmen wie eine Braut.

Mittagstisch bei Guaita.*) Frau Jordis. Die kleine Guaita. Goethe in größerer Gesellschaft von Frankfurtern. Sein Erwiedern der Gesundheit. Hätte ich ihn mehr sprechen können?

17. — Bilder für eine germanische Republik als Gegenstück der Platonischen. Großes hervorgebracht. Durch gemeinschaftliches Bemühen dreier unabhängigen Männer. Sie teilen unter sich die Gegenstände der Sorgen — die einen sorgen für die gemeinschaftlichen Mahle, andere für Gebäude,

*) Geheimer Rat.

andere für Kleider und Hausrathe. Sie bilden zusammen eine Helikia der vornehmsten Männer der Stadt. Nach Amt und Würdigkeit treten Andere hinein. Alle zusammen sorgen für die Armen der Stadt, jedoch einige in vorzüglicherem Grade. Alle auch für die Kirchen, einige jedoch auch wieder in vorzüglicherem Grade. Die Geschlechter sind getrennt, jedoch vereinigt zu glänzenden Festen und zum Gottesdienste. In den Außenformen und Stoffen herrscht Schönheit, Einfachkeit, Gediegenheit. Jeder wohnt und gewinnet allein. Ein Drama im großen Sinne ist ihre Art und Leben. Die die Kirche verwalten, sind in naher Verbindung mit den Priestern und allen, welche der stillen Betrachtung und Lehre geweihet abgesondert leben. Doch wohnen auch die der Lehre angehören zerstreut unter den Andern, aber sie versammeln sich gemeinschaftlich, um der Lehre Gewicht zu geben und ihren großartigen Ernst darzustellen. Es ist ein Fest. In den gemeinschaftlichen Sälen, Gärten, Palästen versammelt man sich in voller Pracht und die Herrlichkeit der Künste, die schönsten der drei- oder fünfjährigen Kleider werden angelegt. Malerei, Musik werden benützt; ein frisches und glänzendes Mahl gehalten. Nachmittags wird ein Waffenspiel der Jungen, ein fröhliches Spiel oder Reigen sein; die schönsten und großartigsten Gegenden der Nachbarschaft gefeiert, wo dann die schönste und holdseligste Verbindung der Natur und Kunst erscheinen muß. Der (unleserlich) Gottes in der Natur, der Herr der Schöpfung da, ausgerüstet mit der Kraft des Gedankens, mit dem leuchtenden Blick der Empfindung, mit des Wortes heerer Gabe, angethan mit Herrlichkeit.

Am andern Morgen versammelt sich die Gesellschaft in den Sälen im ernsten, dunkeln Gewande. Unter ernstem Stillschweigen beginnt der Zug, abgesondert Männer und Frauen. Sie treten ein in das prachtvolle Münster: in den todten, festen, ewigen Stein ist nachgebildet das mannigfache, vereinzelte Leben der Natur; und zugleich bildet er sich in großen Gestalten, die im Ewigen sich aufschließen. Zu Ahndungen einer höheren Welt erhebt der Eintritt in das gewaltige Gebäude.

Alle Priester, alle Beschauende, alle Lehrende, alle Lernende stehen in Reihen geordnet hoch die Stufen und die verschiedenen Theile des Doms herab; ernste Verkünder der ewigen Wahrheit. Eine feierliche, ergreifende, die Tiefe des Gemüts erfassende Musik öffnet die Seele der Ewigkeit, der Wahrheit entsprechenden Gefühlen. Die Geheimnisse der Religion vollenden die Feier der ewigen Wahrheit. Alle knien, die Musik schweigt, der anbetende Geist berührt die Ewigkeit.

Die Todten werden in einer kühlen Halle beigesetzt und am Ende des Monats feierlich beerdigt. Alles ist auf gleiche Weise. Die ganze Kirche ist ihres Schmuckes entkleidet; schwarz ist alles bekleidet. Ergreifend ernst, klagend, dumpf, ermahnend, aufschreckend ist die Musik. Nach dem Gottesdienst ist die Beerdigung; da ertönt die Musik sanft und feierlich zugleich, tröstend und lieblich. Alle schließen einen Kreis um die Gräber, Gebet und Gesang wird fortgesetzt bei angezündeten Kerzen und alle scheiden nach dem Gruße: Ruhe in Frieden. Erhaben durch festliche Feier oder durch ernste Erinnerungen bewegt, gehen dann in einem wie in dem andern Falle alle vereinigt dem Palaste der Geistlichkeit und des Lehrstandes zu. Hier wird der Tag zugebracht unter den einfachsten Genüssen: Erbauliche Gespräche, Unterredungen mit den Lehrenden und Lernenden, Anhörung mancher Vorlesungen, alles in getrennten Sälen, füllen den Tag aus; nach dem Mahle vertheilen sich alle familienweise in ihre Häuser, nachdem noch vorher die Armenpfleger mehrere Familien zusammen in die Hütten der Armen geführt hatten, wo sie ihr Dasein mit milder Gabe segneten.

Am dritten Tage ist wiederum religiöse Feier, wozu jeder für sich theilnimmt und ein Theil desselben dem freudigen, aber nicht sich sehr auszeichnenden Gastmahle bestimmt.

Vielfachen Antheil nimmt das Volk an diesen Festen. Die Natur und was über die Natur ist, werden ihm hier anschaulich und sichtbar dargestellt, und jeder geht heim, nach diesem Erkenntnis, um sein Eigenes vollkommener oder unvollkommener nach unendlicher Mannigfaltigkeit auszubilden.

Bei jener Feier des zweiten Tags erhebt sich ihr Geist, genährt und angefüllt mit Bildern sichtbarer Schönheit zur Betrachtung und zum Glauben an jene Schönheit, die eine fromme, gottesgefällige Seele besitzt und wogegen jene verschwindet wie ein schimmerndes Kerzenlicht gegen das Licht der allerleuchtenden Sonne. Auf diesem Wege erheben sie sich höher und höher bis zu der Gottheit.

Die höhere Schönheit ist der Inhalt ihrer Gespräche. Wenn sie bei den Festen des ersten Tages die Weiber ehrten als Darsteller der Schönheit neben der Kraft (Wahrheit) und sich das Verhältnis als Vehikel der Liebe (Güte) dienen ließen, — so wurden sie ihnen heute in der Maria die Darstellerinnen der Gnade. Jenes konnten sie insofern sie erlöset waren; dies insofern sie der Maria ähnlich werden.

18. — Wahrhaft hübscher und erfreulicher Tag. Sowie die ganze Woche das Bildnis eines Nazionalfestes gab, das durch Neuheit, Heiterkeit, Würde und das Eigenthümliche, was die Verhältnisse einer freien Stadt geben, sehr anziehend war. — Mittwoch glänzende Illumination, Theater 2c. Donnerstag wahrhaft glänzender Ball auf dem Cassino; alte Kostüme; die Metzler'schen von Sammt, die Goldschimmernden, die schwedische Kleidung 2c. Samstag: Bethmann's Fest. Eigener, erfreulicher Charakter desselben. Der Tanz, Kleidungen 2c. Schönheit des Atlasses.

23. — Sonntag. Realisirung bei mir selbst der Idee über die Begehung der Feste. Nachdem der sinnliche Mensch sich der körperlichen, sichtbaren Schönheit, wie die Natur sie gibt und die Kunst sie erhöht, erfreut hat, heiligt er diese Eindrücke und Vorstellungen, die er durch Buße von allem Unerlaubten, das sich einschleicht, zu reinigen sucht, indem er sie zu Stufenleitern benutzt zur höheren Schönheit. Hier mag Täuschung leicht sein, daß man am Schönen ein nicht lauteres Wohlgefallen hat, während man es als Grundlage höherer Erhebungen benutzen will; ist aber Ernst in jenem Herübergehen und Wegwenden vom Ersteren, ein Erheben über das Erstere, dauert diese Erhebung und verbreitet sie beim Zurückgehen in die Beschäftigungen des Lebens ein wahres und wohlthätiges Licht über die vorkommenden Schönheiten, so ist alles recht und in der Ordnung. Möchte Gott in diesen neu bewegten Kräften eines großen Volks recht viel gute Samen keimen lassen. Die Frömmigkeit wohne in den Hütten und Furcht des Herrn in den Palästen der Großen, daß viel gewirkt werde für das Ewige, daß belebte Geister und regsame Hände der Güter viele sammeln und Kenntnis herrsche, Gefühl bewahre und kindlich erhalte, Schönheit blühe, Wohlstand erfreue, Not und drückender Mangel weiche, aber auch jene Erkenntnis und Liebe der allein bestehenden ewigen Schönheit in Vielen herrsche, die, indem sie über alle jene Güter sich erhebt, davon trennt und sie benützen lehrt, ihnen erst einen wahren Wert gibt! Wie viel fehlt noch an diesem Zustande! Wird das Gesetz Gottes in einem Punkte wissentlich und dauernd übertreten, so öffnet sich eine furchtbare Aussicht auf ein schreckliches Gefolge von Lastern, die daraus entstehen und mit denen wir in Verbindung gleichsam treten. Du liebst die Wollust und umarmst wie eine Braut die Eitelkeit; was ist, was



sich nicht miteindrängt von schwarzen und entehrenden Lastern in die Vorstellung, dieses Eine. Durch sie wurde der heilige David in kurzer Zeit ein Ehebrecher und Mörder — um ihretwillen hat mancher bestechliche Geschäftsmann die Unschuld gebeugt und der jammernden Verzweiflung gegeben; mancher römische Triumphator aus den mit rauchenden blutbefleckten Ruinen zerstörter Städte die verderbenbringenden Schätze zusammengeführt. — Sie hat zerstört, was Herrliches hervorgegangen war aus der weisen Thätigkeit des Geistes. Sie untergräbt Gesundheit, Kräfte, Arbeitsamkeit, schöne Erfolge, rühmliche Thaten, die Liebe zu Gott und den Nächsten. Fliehe hinweg, Furie, von mir und bleibe ewig fern von mir!

24. — Benütze die Zeit deiner schönsten Jugend, ein je weiteres Feld mit jungen Bäumen angepflanzt wird, ein desto herrlicherer Wald wird erblühen. Kein Winkel soll leer bleiben. Die Diplomatik soll mich nicht morden. Wird mein Verhältnis zu H(ügel) immer dauern? Mein Leben und Jahre darf es nicht verschlingen. Wenigstens muß ich in irgend eine neue Ordnung, Geschäft mit eigner Bildung theilen. Er aber hat mit Güte und Ernst mir eine neue fruchtbare und glänzende Seite des Lebens geöffnet, dafür bin ich ihm einen ausgezeichneten Dank schuldig.

25. — Schon ist fast zur Hälfte das 25-te Jahr meines Lebens vergangen, ohne Tanz und Saitenspiel, ohne Scherz und Neckerei, ohne die Freuden, die dem einfachen oder den verschlungenen Verhältnissen zu jungen, selbstständig gewordenen Frauenzimmern entblühen, ohne des jugendlichen Mädchen- und Jünglingskreises abwechselnde Anmuth! Vergangen ist mir das ganze bisherige Jünglingsalter in mehr oder minder fruchtbarem Ernst, der nur zuweilen durch unedle Affektionen ohne bestimmten Gegenstand gehindert wurde, zuweilen auch durch kindisches Bedauern eines Verlustes, den ich mir selbst zugezogen. — Noch ein paar Jahre, so ist das gerühmte Jünglingsalter vorüber. Die Lücke im Leben ist gelassen.

Vor der andern (Seite) ist es etwas erhebendes, eine starke und rege Jugend Gott aufzuopfern. Dies will ich thun und jenes nicht lassen. Auch glaub ich, daß mein Jünglingsalter länger dauern wird, weil es später begonnen.

26. — Geistlicher Rath Marx. Mademoiselle Demant bei Vogt. Professors Schlosser gelehrte Arbeiten. Seine Belegung der Weltgeschichte mit Stellen. Art, wie er recensirt. Michaud, Heeren, Neander über Kreuzzüge.

27. — Saalhausen. Cordiales, freundliches Wesen. Art, wie er meine Bekanntschaft aufnahm. Unpassendes Wort des Baron von Hügl. Soll ich ihm auf feinere Weise mein Verhältnis näher bekannt machen? Dies ist im ganzen schon geschehen, eine gute Gelegenheit dazu soll nicht aus falscher Bescheidenheit unterlassen werden, die Sache ist aber als geringfügig zu betrachten. Furcht, kleinlich zu werden. Sollte eine vorübergehende irrige Ansicht mich auch nur wenig gegen einen Mann verstimmen, der es aufrichtig gut mit mir meint?

H. von Natzmer. Anekdote von Staffens — vom Kurfürst von Hessen.

28. — Ich fiel ab, als Graf Hardegg mit den Damen zurückgieng. Das war falsche Bescheidenheit, halb Trägheit, halb Feigheit. Feigheit, indem man, falls man unwürdig behandelt wird, nicht den Muth hat, es zu zeigen, oder indem man fürchtet, sich mehr als würdig zuzuerkennen als der Andere dafür halten möchte. Wo dich Trägheit und Furcht drücken, da nimm dir etwas heraus.

Gespräch und Verständigung mit Professor Jaup. Die Liebe ist verborgen, lauter, beweglich thätig, vergißt ihrer selbst — stellt Schönes her —



duldet, erträgt, stimmt ein, ist meistreine aller Verhältnisse, ist allen freundlich, macht Freude, verabscheuet das Böse; ist unaufhaltsam, gewaltig, unermüdlich, unerschrocken, beharrlich, strebt unaufhörlich, rastet nicht, zieht alles an sich, dürstet nach der Schönheit, verfolgt sie unaufläßlich, greifet nach ihr unwiderstehlich — ihr Feuer ist durchdringend, allzeit bewegt und unauslöschlich, ungesättigt.

29. Oktober — 2. November. Dürre Zeit von Seiten meines Berufsgeschäftes. Ritterliche Vertheidigung der Frauenvereine. — Man soll nicht nach Streit eine geheime Begierde haben, Kampflust soll nur aus einem Abscheu gegen das Böse hervorgehen. — Darf sie mit körperlicher Furcht bestehen.

Ich ermangele noch einer freien Höflichkeit im Umgange. Zu träge Jedem immer das zu sein, was angemessen ist, zu geringschätzend aus zu voreilig angewandtem allgemeinem Begriff, zu eingenommen von mir selbst, um ebenso gerne Anderer Ansichtsweise zu würdigen, als die eigene: Etwas disputirsüchtig.

Hamlet. Tiefe, reiche, herrliche Dichtung. Man sollte es auswendig wissen! Frohes Gefühl des Weitergekommenseins beim Rückblick auf jene Zeit, da es eines mühevollen Durcharbeitens bedurfte, um einige Seiten zu erfassen. Mademoiselle Molitor.

Ernste Erinnerungen des Tags. Nicht unter die leidende Kirche versetzt unser Glaube die Geliebten, welche im Herren starben, uns aber öffnet sich der Blick in ihr Grab, in die Verwesung, in das Dunkel der Läuterung. Mein Vater. Heilige Erinnerung! Möge sie mich heben und tragen, wo die Welt verführerisch, um meine leicht zu bethörenden Sinne spielt. Nicht was sein kranker, vom Körper gebundener Wille, wollte und nicht wollte, will ich und will ich nicht, was sein edler, geeinigter, verklärter, vom Anschauen Gottes verklärter Geist wollte, das sei mir ehrwürdig.

3.—6. November. Krieg mit der Central-Hospitalverwaltung. Das Thema des widerlegenden Aufsatzes war: Es besteht keine Noth, die nicht auf einem andern als dem gewählten, die Wichtigkeit hiesiger Stadt unverdient in ein zweifelhaftes Licht stellenden Wege hätte abgeholfen werden können. Dies war bloß vertheidigend. Auf die Gründe, warum man dennoch diesen gewählt, läßt der Artikel sich keineswegs ein. Man kann leicht bemerken, daß hier die weitläufigen Defensionen und Angrife der Lazarethsverwaltung am allerschwächsten sind. Benehmen des Grafen Hardegg.

Domdechant Graf Kesselstadt. Nothwendig war wahrlich eine Reform der Kirche. H. Veindel von Wien. Sein Wesen. Werdenholz's Erzählungen der Kapuziner mit seinem fünfzigsten Missethäter. W. in der Porte-chaise. Der sich unter dem Tisch in Olmütz erschießende Spieler. Kaiser Franz nach der Schlacht bei Aspern.

Frau von Helwig, Schwester Bethmanns.*) — Sollte wohl, wenn der Wiener Kongreß anders entscheidet, als das innige Bedürfnis der Nazion erheischt, sein Gewicht dem leise fortwirkenden, dem dumpfen, zerreißenden, hemmenden Mißvergnügen des Volkes das Gegengewicht halten? Ich glaube nicht. Es werden neue Beschickungen, neue Vereinigungen stattfinden. Es wird auch das nur Übergangszustand sein.

7. November. Gemähldesammlung des Herrn Städel.**) Wandgemälde von Schütz.***) Isola Bella und der Rheinfall. Der Gichtbrüchige von

*) Moritz von Bethmann, russischer Konsul und Mitglied der Theaterdirektion.

**) Johann Martin, † 1802; seine Gemahlin Rose war Tochter des Willemer. In der Sammlung befanden sich Landschaften und alte Bilder; aus ihr entstand das Städelsche Museum.

***) Christian Georg Schütz (1718—1791).

Rubens. Meisterhaft; die Länge des Leidens, der tiefe Dank, Verlangen liegt in dem Auge. Maria mit dem Kind und ein aufwärts zum Kreuz sehender Johanneskopf von oder nach Vandaik. Herrliches Kopfgemälde von Vandeik. Die Versuchung des H. Dominikus. Schöne Landschaften von Schütz, Ruysdal Potter, nach Claud Lorrain, Blömen. (Ruinen aus Egypten. Rom, Germanien: schönes, friedliches Vieh.) Die Kirche in Aachen. Der Kirchthurm im Gehölz. Dunkle Manier nach Art des Elsheimer bei ganz verschiedenem Stil. Blumen von Mignon. Adler und Katzen von Schreyers. Der Judaskuß von Elsheimer. Zwei italienische Madonnen: eine sehr liebliche, sie sieht liebevoll, ernst, tiefsinnig vom Kinde weg (nach Titian). Der H. Franziskus, dem Engel erscheinen und das Kreuz zeigen. Ein deutscher Maler und seine Frau sehen in den Wellen Kreuz und Kelch vor sich, auf einem Stein ist die Schlange und das Gesetz: neues und altes Testament. Schöne Porträts aus der Schule von Rubens und Rembrandt. Skizze zu zwei Plafondgemälden von Rubens. Sehr schön. Meisterpinsel.

Abends bei Guaita. Die Kompensationsforderung der Domaenenkäufer von anderen Gründen unterstützt. Meine Stellung und wie ich sie behauptete.

8. — Gespräch mit Freiherrn von Hügl über den Gegenstand. Ich überzeugte mich, daß er die Sache billig und nicht für entschieden ungerecht hält. Daß er übrigens die Sache, die schon seit Monaten unmittelbar mit Herren von Stein eingeleitet war, ihren Gang fortgehen läßt und sich keineswegs berufen fühlt, hinterher noch die Vertheidigung derselben contra fiscum zu übernehmen. Interessant war mir, ihn zu beobachten am Abend, seine aus Selbstgefühl herrührende Heiterkeit; seine Hervorhebung des Resultats seiner finanziellen Staatsverwaltung; er wolle sich nicht zum Verdienst rechnen, aber auch nicht getadelt sein; bei Gelegenheit der neuen Münze 2c. Die Mühle auf der Brücke — die 61-ger 2c. — Wenn er es entschieden nicht wollte, so geschähe es nicht. Aber nicht zu verkennen ist die Wahrheit des Satzes Maximilians: Gegen die Türken will Niemand helfen; wenn aber ein Kaufmann seinen Pfeffersack verliert, so soll das ganze Reich auf! Bei Tisch entspinnt sich mit Nanny ein philosophisches Gespräch über glückliches und unglückliches Leben. Es war gesagt: Die Vorsicht ordne immer Alles am besten, so könne man über den Ausgang großer Entwicklungen sich beruhigen. Hier sagte ich: das Glück bestehe in dem überwiegenden Verhältnis des Angenehmen über das Unangenehme. Gott habe an Abweichung vom Schönen und Gerechten unabwendbare Strafe, Leiden geknüpft; wolle der Mensch nicht hören, so müsse er fühlen. Darum müsse jeder Böse unglücklich sein. Ein Augenblick von Leiden, das das zehnfache an Intensivität hat, ist nämlich mit einer langen Folge von Augenblicken lauen, geringen Genusses überwiegend. — Wegen des Leidens der Liebe aber, indem die wenigsten Menschen und in den wenigsten Handlungen thun, was sie sollen, und also des Übels sehr viel entstehen muß, und in solchen Augenblicken, wo die Handlungen in ihren Folgen vorzüglich entscheidend und verderblich sind — und dann wegen der Folgen, die die thörichte Handlung des Schlechteren auch für den Besseren hat: aus diesen beiden Gründen muß das ewige Leben mit hinzugenommen werden. Es ist für den Edeln ein drückendes, schmerzliches Gefühl zu sehen, daß viel Gutes hätte geschehen können, und viel Böses gestiftet wurde. Die Geschichte lehrt nicht, daß Entwicklungen, die gleichzeitige Güte verwünschen mußten, in ihren Folgen segenreich geworden wären. Wohl aber, daß Gutes daraus entstand. Hiemit soll man sich trösten, nicht aber die lebendige Liebe für Ausführung und Verwirklichung großer Ideen und umfassender Ordnung im mindesten erkalten zu lassen.

Die Nanny bemerkte: es komme darauf an, daß man das wahre Glück für ein solches halte, sonst würde immer die Strafe nachfolgen. Sie hätte den Nachsatz weglassen müssen, den ich zu meinem Vorteil wenden könnte; so führte sie auf denjenigen Unterschied zwischen Vergnügen, die es nur durch Täuschung sind und den wahren, welchen Plato durch das Gleichnis von ἄνω und κάτω so meisterhaft darstellt. Alle andere Triebe nämlich gehen nur auf das Abwenden eines unangenehmen Zustandes als des unbefriedigten Begehrens; nur der Vervollkommnungs- und Beschauungstrieb gehen auf ein eigentliches Glück.

Den 9. — Abend bei Baron Hügl. Frau von Steinberg. Sanfte, freundliche, gescheidte Frau. Wie ihr die Marie gefiel! Frau von Löw.*) Ist diese Art der Freundlichkeit urtheilend und erkennend genug. Sie ist sehr wohlthätig, das eigene feine Urteil verbirgt sie unter der verstimmenden Menschenfreundlichkeit, womit es zugleich ihr wahrhaft Ernst ist.

Heell's Musik vergleiche ich mit der eines Engels: sie ist ganz still für sich, voll lieblichem Licht; es erhebt und erfüllt die Seele auf eine, in sich abgeschlossene, bescheiden auf ihr eigenes Arbeiten sich begrenzende Weise. Der alte Schwager der Frau von Löwe und zwei andere junge Herren. Jener erste hat ganz die Freundlichkeit der Familie (Ähnlichkeit trägt sie mit der Weidmannischen).

In der Kunst gibt den wahren Genuß: Vollendung. Mit inniger Liebe zum Schönen kann ich es dahin bringen, etwas Vollendetes zu liefern. Das wirkt sicher, und lang und fein. Mühe will ich mir das gern kosten lassen.

Zwei Entwürfe zu Werken entstanden heute in mir. Eins sehr schwer ausführbar: Geschichte des germanischen Volksstammes in seinen Werken der Baukunst. Und dann einer, der mich mit Liebe und Ernst beschäftigte: Einige nähere Grundlinien zur germanischen Republik.

10. — Baron Hügl erzählt die Dienstlaufbahn Metternichs. Krieg von 1805. Hügls Sendung nach Franken zum König von Preußen 2c. Cobenzl. Jetzige Lage der deutschen Geschäfte. Wenn man mit den Preußen zu tun hat, so muß man wissen, was man will. Man muß eine begründete und befestigte Basis haben.

11. — Angenehmer Vorleseabend. Vergegenwärtigte Zeit von 70 bis 80. Friede und Wohlstand richteten den fessellosen Geist auf Betrachtung aller Erscheinungen der Seele und des Lebens.

Schöne, heitre, menschenfreundliche Zeit. Höchst interessant in ihren mannigfachen Entwicklungen. Die vorzüglichen Männer jener Zeit teilen sich in Geschäftsmänner und Forschende. Letztere verwirrten sich auf vielfach verschiedene Art, weil die Zeit weder belehrend, noch weckend, noch zurechtführend sie erfaßte auf verschiedene Abwege, und in den dadurch veranlaßten Kämpfen bildeten sich zum Theil jene, übrigens aus der reinen Quelle eigentümlicher Vortrefflichkeit entstandenen Werke ihres Geistes. Aber wie viel Keime blieben unbenutzt und unentwickelt! Was hätten diese edeln und vortrefflichen Männer leisten können, wenn eine hohe Ordnung zu der Freiheit und Eigenthümlichkeit ihres Geistes sich gesellt hätte!

Mir bekannt gewordene Geschäftsmänner aus jener Zeit: Fürstenberg, Hügel, Lamenszahn, Drüssel. Forschende: Mein Vater, Goethe, Stolberg (durch Geschäfte gemäßigt), die Gallitzin; Sprinkmann; Assers. Drüssel. Lorman. Brabek. Beroldingen (katholische Nüanzen). Knebel. Jakobi. Asmus (hatte nebst Stollberg von Allen die meiste Ordnung). Wieland.

*) Ihr Gemahl war Oberjägermeister von Weilburg.



Solche, die ich nicht kennen gelernt, wie viele, — eine ganze Galerie in Goethens Leben.

Hügels vortreffliche Erzählung von seinen Verhältnissen mit der Oesterischen Familie zu Vallendar. Die ihm geneigte Tochter, die an Meen verheiratet wurde. Abschiedsszene, warum sie es ihm ungeberdig und weinend sagt. — Verhältnisse zu der La-Rochischen Familie: die zweite Tochter, die ihm ebenfalls geneigt gewesen, wurde an einen abscheulichen Coblenzer — vermählt (sowie die älteste später an Brentano*) in Frankfurt. Alles Arbeit des Canonikus D. in Frankfurt.) Lenohsenring, Vertreter von Hohenfeld 2c. Dies und andere Eindrücke hielten ihn vom Hause ab, wohin anfang die —

Bis zum 21. November. General Wenringerode. Sehr interessanter Mann. Was er von Napoleon sagte: Große Verachtung der Menschheit, daß daher sehr begreiflich ist, daß er sich nicht erhenkt hat 2c. Je vous trouve partout, qu'est-ce que vous faites ici? Auch noch beim letzten Agiren in Frankreich hat er als Feldherr alle Ehre; wir haben die Schlacht bei Laon gewonnen, aber wir hätten uns alle müssen hängen lassen, wenn wir es nicht getan hätten. Große Übermacht. Sein Bruder.

Thee bei Bar. Hügl. Der Amerikaner und seine Frau, die Schwester der Frau von Holzhausen. Eine gescheidte Frau, wie es scheint. Sprache des alten von Hohenfeld über das, was wegen der Kirche geschehen könnte. Passives System. Urtheile desselben und des Herrn von Kolbom (durch Schlosser) über die Ideen zur Organisation.

Lektionen mit Schlosser bei Fräulein Nanny. Ich bekomme einen Begriff von der Hendelschen Musik. Thema: Subjekt. Kontrasubjekt. Antwort: Sie kann völlig in Gedanken übersetzt werden. Jede Musik sollte das. Vergleich mit der Gluck'ischen.

Mittagessen bei Bethman. Glänzende Gesellschaft bei Bethmann. Fräulein Tölpel: sanftes, taubenartiges Gesicht. Was von solch einer Gesellschaft zu halten. Die Bethmann hat mir wohl gefallen. Zu einer so geputzten Frau (Papier und Gold; weißer Atlas mit voller ausfüllenden Verzierung) sollte man nur in Versen oder in witzreichen oder in glänzenden Distichen reden. Was von dem Glanz solcher Gesellschaften zu halten, auch wenn der Eindruck davon, wie er es ja ist, kaum subjektiv rein und unschuldig aufgenommen wird. Einer doppelten Selbsttäuschung muß man vorbeugen und sich wohl dafür wahren: daß man nicht unerlaubte Reize mit unschuldiger Stirn aufzunehmen sich einbilde, wobei man aber leicht zu ängstig sein kann. Haftendes Verweilen ist mehr abzuraten, als völliges Auffassen.) — Und dann, daß man das Urtheil wohl bewahre von dem, was jenem Eindruck mangelhaftes, nichtiges, schlechtes oder schmeichelhaftes zum Grunde liege oder sein eigentliches Spiel treibe.

Die ganze Gesellschaft, diese oder eine weit prächtigere, vollkommenere, worin aller Schmuck geschmackreich und züchtig wäre und im schönsten Kreise das herrliche Fest auf die glänzendste Weise begangen würde — wie wenn sie mit einemmahl des Glanzes entkleidet würden, würden sie dann weniger schön sein? Wenn sie es ist, so scheine sie ja wohl nur schöner, selbst wo von körperlicher Schönheit die Rede ist. Und ekelhaft ist ein Geschöpf, das vortrefflich scheinen will und es nicht ist. Ist es dasselbe aber, so mag meinetwegen der Schein hinzukommen und die Demuth, die bei der Schönheit blieb, kann auch beim Scheine der Schönheit bleiben.

Mademoiselle Lessing.

---

*) Bankier in Frankfurt, Vater von Klemens und Bettine Brentano.



Dienstag bis Freitag. Verlauf der Geschichte wegen der Domänen. Mittagessen mit den Brentanoischen Damen. Konzert des Herrn Schmidt. Schöne Gesellschaft. Alterthümlichkeit, Eigenthümlichkeit, mehr Solidität in den Kostümen. In einer solchen Hervorkehrung des Glanzes fehlt in unserem öffentlichen Zusammenkünften jeder adelnde und rechtfertigende Zweck.

Verhältnis der Reformierten in Frankfurt.

Samstag, Sonntag 26. 27. — Herr von Steinberg (?) Nassau. Weilburg'scher Hofmarschall. Der junge Herr von Gagern. Sehr guter Eindruck, den er macht. Er sprach vom Hof und höheren gesellschaftlichen Verhältnissen mit einer so liebenswürdigen Natürlichkeit und hatte selbst etwas körperlich Ungebildes. Offen, freundlich, zutraulich! Eine recht deutsche Natur.

Mittagessen in der Woche. Zwack. Beust. — Dermwall (schwedisches Nationallied ꝛc.)

2. December. Abendgesellschaft. Fräulein von Anstedten mit ihrer Mutter. Jene recht schön, fein, artig, gute, etwas affektirte Sonne. Graf Paar, Schwager von Graf Mercy. Sein Erzählen aus der Kampagne. Grausamkeit der deutschen Truppen. Druck Böhmens.

3. December. Abend bei Paneiß. Fürstin Oktavie Stolberg. Frau von Paneiß. Die zwei Engländer, wovon der Eine viel spricht. Die kleine Negerin. Herr von Paneiß.

4. December. Mittagessen bei Baron Hügl. Tetteborn. Seine freie und galante Art. Herr von Donop aus dem Coburgischen. Graf Drux, der schon zwei Feldzüge mitgemacht hat und erst fünfzehn Jahre zählt. Unterredung mit Bethmann. Herr von Jauer. Abend bei Bethmann. Gut eingerichtete Zimmer. Kleidung der Frauen. Zuweilen setzte ich mich durch Langsamkeit, Scheu, Unbehilflichkeit noch einem kleinen Spott der Damen aus, der meistens zurückgehalten wird, zuweilen auch wohl sich äußerte. Sei ungezwungen und gebiete zugleich der Trägheit, über alles andere bekümmere dich nicht. Unterhaltung mit der Madame — (Schwester von Bethmann und Mademoiselle Piataz am Kamin).

16. December. Der alte Gontard*) und seine Frau aus alter Zeit. Frau Lörs. Fräulein von Egloffstein, sehr schön und freundlich, unbefangen zugleich. Frau von Bol', aus Weimar nach Schweden verheirathet, schön und verständig; die beiden Mlles. Gontard. Fräulein Rabenau. Fürstin von Wied — liebe Dame.

*) Eine alte Frankfurter Familie.





Houston Stewart Chamberlain als Pädagoge.

Essay von Bruno Binder.

Der starke Enthusiasmus für Chamberlains Schriften beginnt allmählich nachzulassen. Die oberflächliche und flüchtige Kritik der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ muß einer gründlichen Beurteilung von seiten der Gelehrten den Platz räumen, die mehr und mehr diesem Werke ihre Aufmerksamkeit schenken, um mit ruhigem Blicke zu sehen, ob es des großen Anklanges, den es gefunden hatte, wert ist oder ob es nur ein Sensationsbuch war, das durch seine Sprache und Darstellung sich einen so großen Leserkreis erobert hat. So haben sich bereits Theologen, Philosophen, Musikästhetiker und noch andere diesem modernen „Evangelium“ genaht, um Chamberlain von ihrem Standpunkte aus zu beurteilen. — Wenn wir in dem Werke nach Pädagogik suchen, so wird uns schon das Register zeigen, daß dieser Wissenschaft wenig Raum geschenkt ist, obgleich sie, wie Baumgartner ganz zutreffend sagt, „der Gradmesser der Kultur eines Volkes“ ist; und über Kultur hat doch Chamberlain in diesem Werke genug gesprochen. Was mag ihn nun bewogen haben, über dieses so wichtige Gebiet des Lebens sowohl des einzelnen Menschen als auch des Staates so wortkarg hinwegzugehen? Er, der so viel zu sagen wußte über gar manches andere, was den Grundlagen des XIX. Jahrhunderts gewiß ferner steht als Erziehung, soll von dieser, der „Quintessenz der ganzen philosophischen Weltauffassung, angewandt auf die menschliche Natur“ (Frohschammer), fast nichts für seine Leser übrig gehabt haben?

Ehe ich an die Darstellung der einzelnen Erziehungs- und Unterrichtsmomente, die Chamberlain in den „Grundlagen“*) behandelt hat, herantrete, dürfte es zweckmäßig sein, einen Überblick zu gewinnen, welches Bildungsideal ihm vorschwebt, denn aus dessen Fassung ergeben sich erst die methodischen Forderungen, die zu diesem Ziele führen.

Chamberlains Erziehungssystem gründet sich ganz und gar auf die Idee des Determinismus. Diese bezweckt vor allem, dem zu Erziehenden Vorstellungen beizubringen, die als Richtschnur für sein späteres Leben maßgebend sind; er fordert nicht jene harmonische Bildung, für die bereits Goethe und in neuester Zeit Eduard Bertz mit seinem Werke „Harmonische Bildung“ eingetreten ist, die vor allem die Ausbildung der sittlichen Intelligenz fordert, welche den jungen Menschen in Stand setzen soll, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Durch die Überschätzung des Bildungswertes der Kunst strebt er einer zu einseitigen, nämlich einer rein künstlerischen Erziehung zu. Dadurch stellt er sich in Gegensatz zur modernen Erziehungsbewegung, denn „künstlerisch“ ist noch nicht „harmonisch“, da letzteres Erziehungsmomente in sich schließt,

*) Bei der Abfassung dieses Aufsatzes bediente ich mich der bekannten Volksausgabe. Erschienen 1907 bei F. Bruckmann, München. (VIII. Auflage.)



die mit einem rein künstlerischen Bildungsgange unvereinbar sind. Daß Chamberlain die künstlerische Erziehung so über alle anderen stellt, liegt, wie bereits gesagt, in einer zu hohen Bewertung des Bildungsmomentes der Kunst. Nur sie ist es, die nach seiner Ansicht den Menschen erst zum Menschen bildet. Als warmer Freund des Hellenismus ist er auch ein begeisterter Anhänger ihrer Erziehung, denn diese liegt seinem Gebiete noch am nächsten. Er hätte ganz ruhig die Worte Sir Frederick Pollocks („Kurze Geschichte der Staatslehre") in seinem Werke aufnehmen können, denn auf diesen hat er ja seine Theorien höchst wahrscheinlich aufgebaut. Pollock sagt: „Der Ruhm Athens besteht darin, daß ihr Ideal besser ist als das anderer; Athen hat den höchsten Gipfel bisheriger Kultur erklommen und ist eine Schule für ganz Hellas geworden, welche es erstrebt, einen besseren Typus des Menschen hervorzubringen als andere Städte, und es sind, wenn man die Gleichheit der natürlichen Anlage aller voraussetzt, die menschlichen Fähigkeiten in Athen besser und vielseitiger entwickelt als anderwärts. Und das geschah nicht durch pedantischen, verdrießlichen Unterricht wie im feindlichen Sparta, sondern durch eine freie und groß angelegte Erziehung zu einem edlen Leben." Das sind die Grundgedanken des Chamberlainschen Bildungsideals, die er zwar in keine so präzise Form geprägt hat, die man aber zwischen den Zeilen herauslesen kann.

Etwas deutlicher spricht er über den Erziehungszweck bei den Erziehungsmitteln. So ist es die Musik, welcher er eine bedeutsame Rolle in der Erziehungstätigkeit beimißt. Auf Seite 101 heißt es nämlich: „Welche Bedeutung der Tonkunst für die Erziehung beigelegt wurde, ist bekannt; selbst in dem rauhen Sparta wurde Musik hochgeehrt und gepflegt." Das ist aber ein Irrtum Chamberlains; in Sparta nämlich von einer Pflege der Musik in des Wortes richtiger Bedeutung zu sprechen, ginge zu weit. Dort wurde sie im Gegensatze zu Athen einzig und allein aus rein praktischen Gründen, die in der Sorge um die Wohlfahrt des Staates gelegen waren, betrieben; sie sollte zur Tapferkeit und Vaterlandsliebe begeistern, vor Ausschweifungen bewahren und zur Verherrlichung der Götter dienen. Eine künstlerische Pflege der Tonkunst, wie sie Chamberlain im Auge hat, hat es in Sparta nie gegeben. Ebenso unzutreffend ist der Ausspruch: „Die unendliche Sorgfalt, welche auf die Ausbildung schöner, kräftiger Körper verwendet wurde, gehorchte künstlerischen Normen." Hier verfällt er in einen Trugschluß unserer Zeit, wo wir alles, was in Griechenland geschah, lediglich für einen Ausfluß künstlerischen Schaffensdranges halten. Wenngleich die künstlerische Gestaltung und Ausschmückung des Lebens in Hellas zur höchsten Blüte gelangte, so ist es zweifellos, daß bei vielen Handlungen und Veranstaltungen das praktische Moment, ja oft nur die individuellen Anschauungen der maßgebenden Kreise ausschlaggebend waren. Die Staatsideen Platos und Aristoteles', die doch nur ein Ausdruck der im Griechenvolke lebenden Staatsgedanken waren, legen Zeugnis ab, daß der junge Athener zuerst zum Staatsbürger und dann erst zum Künstler erzogen werden mußte. Wenn die Jonier wirklich nur nach Künstlern gerufen hätten, so wäre das Aussetzen der Kinder eine überflüssige Institution gewesen, an der ein Solon gewiß nicht achtlos vorübergegangen wäre. Daß der Ausdruck „künstlerische Normen" hier in

einem bestimmten Sinne genommen richtig ist, ist ein Zufall, da eben ein schöner, gesunder Körper auch den ästhetischen Anforderungen genügt.

Chamberlain hat diese zwei Tatsachen berührt, damit sie zur Nachahmung reizen. Wir müssen nach seiner Ansicht eben Hellenen werden, um unsere germanische Kultur verstehen zu können. So paradox dies auch klingen mag, so liefert uns Chamberlain doch selbst den Beweis dafür, wenn er sagt: „Bisher habe ich fast nur von einer positiv förderlichen Erbschaft geredet." (S. 103.) Wenngleich er nun die Erwägung folgen läßt, daß all dies hellenistische Erbe infolge einiger Mängel, die ihm anhaften und die einer germanischen Nationalkulturentwicklung gefährlich werden könnten, doch nicht so ohneweiters in unsere Tage versetzt werden dürfe, so lesen wir doch von einem Mißgriff der Hellenen in ihrem Erziehungssystem nichts mehr. Es bleibt demnach die griechische Erziehung, wahrscheinlich ihrer „künstlerischen Normen" wegen, das Muster einer richtigen germanischen Ausbildung.

So unklar und verworren Chamberlain den Begriff des Erziehungszweckes behandelt, der nach einer Darlegung alle denkbaren Auslegungen zuläßt, geradeso unzureichend bespricht er auch die Methode der Erziehung. Als Beispiel dafür möchte ich nur die Beobachtung anführen, der im modernen Schul- und Bildungsprinzipe eine hervorragende Stellung eingeräumt wird. Darüber begegnen wir in den „Grundlagen" nicht nur einer gewissen Unsicherheit in der Fixierung des Begriffes „Beobachtung", sondern tatsächlich falschen Behauptungen, die aber mit solcher Sicherheit ausgesprochen werden, daß sie von oberflächlichen Lesern gar nicht in ihrer wahren Gestalt erkannt werden.

Bevor ich Chamberlain selbst über diesen Punkt sprechen lasse, will ich vorher Kant, seinen Meister, anführen. Als Einleitung in seine transzendentale Ästhetik spricht dieser von der Anschauung, der Grundbedingung aller unserer Erkenntnisse. Dort heißt es: „Auf welche Art und durch welche Mittel sich auch immer eine Erkenntnis auf Gegenstände beziehen mag, so ist doch diejenige, wodurch sie sich auf dieselben unmittelbar bezieht und worauf alles Denken als Mittel abzweckt, die Anschauung." Chamberlain geht einen Schritt weiter, indem er als Vorstufe der Anschauung die „Beobachtung" ansetzt. Darunter versteht er aber nicht die Tätigkeit des Beobachtens, das Erkennen eines Gegenstandes, sondern nimmt das Wort im übertragenen Sinne in der Bedeutung „Sehen und Verarbeiten des Gesehenen". Zugleich führt er die moralischen Folgen, gleichsam den Nutzen einer richtigen Beobachtung an. „Die Beobachtung", so heißt es auf Seite 907, „ist eine hohe Schule der Charakterbildung; sie übt die Ausdauer, sie bändigt den Eigenwillen, sie lehrt unbedingte Wahrhaftigkeit," und einige Seiten später (913 f.): „Erst wenn wir unsere Erziehungsmethoden so gänzlich umgewälzt haben, daß die Heranbildung des einzelnen vom Anfange an einem Entdecken gleicht und nicht lediglich in der Überlieferung einer fertigen Weisheit besteht, erst dann werden wir auf diesem grundlegenden Gebiete des Wissens das fremde Joch in der Tat abgeschüttelt haben und der vollen Entfaltung unserer besten Kräfte entgegensehen." — Welche Menge von pädagogisch-didaktischen Behauptungen liegt in diesen Zeilen, denen freilich der empfindliche Mangel anhaftet, daß sie durchwegs sehr angezweifelt werden müssen. Was heißt zum Beispiel „die Beobachtung erzieht zur unbedingten Wahrhaftigkeit"? Welche Assoziations-



prozesse sind hier im Spiele gewesen, die zu diesem Schlusse führten? Wie kann eine rein physische Tatsache, der sich im günstigen Falle eine Empfindung oder eine Gefühlsäußerung anschließt, neue Erziehungsdispositionen schaffen, eventuell die Gegendisposition umgestalten? Liebe zur Wahrheit ist doch entweder angeboren oder ein Produkt jahrelanger mühevoller Erziehung. Ganz sicher ist es, daß derjenige, der die Liebe zur Wahrheit nicht besitzt, auch niemals durch Beobachtung zu ihr gelangen wird, auch wenn er sich dieses Erziehungsmittels bis zu seinen letzten Konsequenzen und Modifikationen bedient.

Ein zweiter Punkt, der allzuviel auf hypothetischer Basis steht und daher eine Realisierung in der praktischen Pädagogik bei unseren jetzigen Erziehungszuständen schwerlich erwarten läßt, wäre die von Chamberlain vorgeschlagene Umgestaltung unseres gesamten Erziehungssystems in der Art, daß dieses „vom Anfange an einem Entdecken gleicht". Darüber viel zu sprechen und das Pro und Kontra zu erläutern, hieße Eulen nach Athen tragen. Der große Abstand zwischen der Schule der Gegenwart und dem Kulturideale einer Schule ist in unseren Tagen doch noch zu groß, als daß man solche Fragen der Öffentlichkeit vorlegen könnte, denn hier bleibt noch lange der Wunsch der Vater des Gedankens. Ja selbst in dem Zeitalter, in welchem wir alle unsere erzieherischen Hoffnungen erfüllt sehen, also bei Erreichung einer möglichen Individualerziehung, wird die Forderung der Entdeckung als Bildungsmittel sehr angreifbar bleiben, denn welch enorm langen Bildungsweg müßte jeder einzelne durchlaufen, wenn seine Ausbildung lediglich dem Entdecken überlassen bliebe, ohne die Überlieferung einer bereits fertigen Wissenschaft? Unsere ganze Kultur- und Zivilisationsfrage würde in ein anderes Licht gerückt werden, wenn wir die Erziehung der folgenden Generationen nach diesem Muster gestalteten. Chamberlain hätte damit die Zuchtwahl vom physischen auf das psychische Gebiet übertragen, denn der geistig Schwächere ginge auf diese Art zugrunde.

Ebenso interessant schildert Chamberlain auch die Geschichte dieses Erziehungsmittels und seine Zukunft. „Diese Rolle" (nämlich der Charakterbildung) „hat die Naturbeobachtung in der Geschichte des Germanentums gespielt; diese Rolle würde sie morgen in den Schulen spielen, wenn endlich einmal die Nacht mittelalterlicher Superstitionen sich lichtete und wir zur Einsicht gelangten, daß nicht das Nachplappern veralteter Weisheit in toten, unverstandenen Sprachen, auch nicht das Wissen angeblicher Tatsachen" und noch weniger die Wissenschaft, sondern die Methode der Erwerbung alles Wissens — nämlich die Beobachtung — die Grundlage aller Erziehung sein würde, „als einzige Disziplin, welche zugleich den Geist und den Charakter formt, Freiheit und doch nicht Ungebundenheit schenkt, und einem jeden die Quelle aller Wahrheit und aller Originalität zugänglich macht." (S. 907.)

Wenn hier Chamberlain für die Naturbeobachtung in unserem Schulleben eintritt, so werden wir uns gewiß nicht dagegen stemmen, denn wir verkennen niemals den erzieherischen Wert einer richtig und vernünftig gehandhabten Naturbeobachtung, die sich innerhalb gewisser Grenzen bewegt. Schon der Studienplan der Jesuiten, von ihrem Ordensgeneral Aquaviva im Jahre 1599 verfaßt, mißt der Beobachtung im Unterrichte große Bedeutung bei. Dieses Erziehungsmittel aber derart zu verzerren, ist bis heute noch keinem Pädagogen außer Chamberlain — wenn er als solcher gelten will — eingefallen. Denn



gerade mit der Beobachtung muß man bei der Erziehung sehr vorsichtig zu Werke gehen, da sie gar leicht der Gedankenträgheit und Gedankenlosigkeit Tor und Tür öffnet. So ein junger „Entdecker“ glaubt gar bald, alles müsse durch die Sinne gehen, der Verstand hätte als solcher nichts zu tun.

Daß Chamberlain hier so weit vom Wege abwich, dürfte wohl die falsche Auffassung des Goetheschen Ausspruches: „Die Natur allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler“, verschuldet haben. Daß Goethe hier Recht behält, ist zweifellos, denn der Künstler, gleichgültig welcher immer, muß das Reich des rein abstrakten Denkens verlassen, in die freie Natur ziehen und diese auf sich einwirken lassen, wenn er schöpferisch tätig sein will. Aber das Kind, das der Natur entfremdet ist, das erst für sie herangezogen werden soll, das benötigt keine Künstlernahrung, sondern die Muttermilch ist für ihn die gesündeste Kost, die Geist und Körper für die spätere Selbsterziehung tauglich macht, wo dann die Beobachtung im Chamberlainschen Sinne „des Sehens, sowie des Aufspeicherns und Verarbeitens des Gesehenen“ platzgreifen wird. Für die Schule wird „Beobachtung“ ein Schauen, ein Erkennen bleiben; wir können zufrieden sein, wenn unsere Jugend am Schlusse ihrer Studienzeit richtig schauen gelernt hat, auf daß sie nicht blindlings in die Welt renne und über jeden Stein im Wege stolpere.

Noch einmal hat Chamberlain das Gebiet der empirischen Psychologie betreten. Shakespeares Worte haben ihn dazu verleitet:

> „As imagination bodies forth
> The forms of things unknown, the poet's pen
> Turns them to shapes.“

Dem Sinne nach: „Während die Phantasie die Vorstellung unerforschlicher Dinge hinausprojiziert, bildet sie des Dichters Griffel zu Gestalten um.“ — Gewiß wahre Worte für Dichter, die aber noch lange keine psychologische Tatsache in sich schließen, wie Chamberlain „hineinprojiziert“, wenn er sagt, daß nur „jene Vorstellungen allein, welche zu Gestalten umgebildet werden, einen dauernden Besitz des menschlichen Bewußtseins ausmachen.“ (S. 85.) Was soll „Gestalten“ hier alles besagen? Was sind sie, woher kommen sie?

Im zweiten Kapitel seines Werkes berührt Chamberlain ein in unseren Tagen sehr aktuelles Thema: das ist die lateinische Sprache in unseren Mittelschulen. Als begeisterter Anhänger hellenischer Kultur und Kunst muß er selbstverständlich die Sprache der Barbaren des Altertums verwerfen. Sie widerspricht einerseits seinem Erziehungszwecke, der künstlerischen Bildung, anderseits aber ist die Methode, nach welcher wir sie bis heute in unseren Schulen lehren, eine veraltete und somit nur ein unnützer Ballast, den wir seit Jahrhunderten mit uns schleppen und der nur einer freien Geistesbildung hinderlich ist. Daß die lateinische Sprache die „unpoetischeste aller Sprachen“ ist (S. 215), genügt ihm, sie aus der Schule zu entfernen. Trotzdem er also das Latein verpönt und an dessen Stelle das Griechische gesetzt wissen will, so gibt er doch die Vorzüge zu, welche auch dieser „unpoetischen Sprache“ anhaften. Noch stärker als die Sprache selbst greift er die Methode des lateinischen Unterrichtes an. „Will man aber die lateinische Sprache als allgemeines Bildungsmittel durchaus beibehalten, so

zeige man sie dort am Werke, wo sie Unvergleichliches leistet, wo sie in Uebereinstimmung mit der besonderen Anlage des römischen Volkes und mit seiner historischen Entwicklung das vollbringt, was nie eine andere Sprache gekonnt hat, noch können wird: beim plastischen Ausbau rechtlicher Begriffe." (S. 215.) — So gewiß in manchen Punkten hiebei Chamberlain nicht Unrecht gegeben werden kann, so ist doch mit all dem der Methodik als solcher wenig genützt. Was sollen wir mit „rechtlichen Begriffen" im Gymnasium anfangen? Also bleibt auch dieser Satz nur ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung nicht unsere Schulverhältnisse entgegenstehen, sondern der junge Geist allein, an den wir mit solchen Anforderungen unmöglich herantreten können.

Weiter heißt es: „Man sagt, die lateinische Sprache bilde den logischen Sinn; ich will es glauben; wenn ich auch nicht umhin kann zu bemerken, daß man gerade in dieser Sprache während der scholastischen Jahrhunderte trotz aller Logik mehr Unsinn geschrieben hat, als je in einer anderen." Darauf läßt sich wohl nur die eine Antwort geben, daß auch in unseren Tagen „trotz aller Logik" mehr als genug Unsinn niedergeschrieben wird. — Nach Chamberlains Ansicht gehört die lateinische Sprache nur in die Rechtswissenschaft, denn nur in dieser Disziplin sei sie ihrer philologischen Eigentümlichkeit nach in der Lage, ihre Größe zu entfalten. Dort habe sie Unvergängliches geleistet und einem Cicero zu seinem Weltruhme verholfen. — Sehr kühn ist der folgende Anwurf Chamberlains gegen die lateinische Sprache. Er zeigt ihn in seiner wahren Art als Denker und Schriftsteller, der eben, wenn alle anderen Mittel versagen, zu wohlziselierten Stilblüten greift, um seine Sache zu verfechten. Wie weit er sich dabei in „Geschichtslügen" verirrt, darnach fragt er nicht. „Die lateinische Sprache", so schreibt er, „ist wie ein hoher Damm, der das geistige Gebiet trocken legt und das Element der Metaphysik ausschließt: ihr ist die Ahnung des Geheimnisvollen, das Wandeln auf der Grenze der beiden Reiche des Erforschlichen und des Unerforschlichen nicht gegeben; sie ist eine juristische, unreligiöse Sprache." (S. 1067.) Wer nur je ein wenig von Philosophie gehört hat, der wird sich darauf nur die eine Frage vorlegen können, wie es wohl kommen konnte, daß in dieser unreligiösen und unphilosophischen Sprache zuerst die Kirchenväter und später die Mystiker soviele metaphysische und religiöse Fragen mit solcher Geistesschärfe behandelt haben, die heute noch unsere Bewunderung erregt? Oder — um auch Männer anzuführen, vor deren Geist sich auch ein Chamberlain beugt, — wie Spinoza und Leibnitz ihre Werke fast durchwegs in lateinischer Sprache verfassen konnten, ohne daß diese Unklarheit und Verworrenheit aufweisen? Um die Gegenprobe dafür zu machen, genügt es, diese Werke in der Übersetzung mit der Originalausgabe zu vergleichen, und wir werden sehen, daß die beste Übersetzung noch lange nicht jenen Grad der Genauigkeit in der Ausdrucksweise und der Präzision in der Begriffsfassung erreicht hat, wie der lateinische Text.

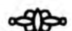
Wie widerspruchsreich die „Grundlagen" sind, beweisen auch die Zeilen, in denen Chamberlain über die lateinische Literatur herfällt. „Was sollen unsere unseligen Knaben denken, wenn ihnen früh die Ilias des größten dichterischen Schöpfers aller Zeiten erklärt wird, nachmittags die auf kaiserlichen Befehl ausgearbeitete Tendenzepopöe, die Aeneis: beide als klassische Muster? Das



Echte und das Unechte, das glorreiche, freie Schaffen aus höchster schöpferischer Not und die feingebildete Technik im Dienste des Geldes und des Dilettantismus, das Genie und das Talent: vorgeführt als zwei auf demselben Stocke gewachsene Blumen, nur wenig unterschieden! Solange jenes blasse Gedankenunding, der Begriff der klassischen Literatur, unter uns als Dogma weiterlebt, solange umfängt uns noch die Nacht des Völkerchaos, solange sind unsere Schulen Sterilisierungsanstalten zur Vertilgung schöpferischer Regung." (S. 212 u. 213). Es sei mir nur gestattet, auf die Tatsache hinzuweisen, daß es nicht gut angeht, die Ilias gar so hoch zu stellen. Trotz der Schönheiten, die sie unbestreitbar in sich birgt, erreicht sie in künstlerischer Hinsicht unser deutsches „Nibelungenlied" wohl kaum. Es bleibt nur verwunderlich, wie es möglich war, daß auf solcher Grundlage von Sprache und Literatur wenige Jahrhunderte später einem Petrarca, „dem Vollender der italienischen poetischen Sprache" (S. 1066) es gelingen konnte, ein solches Italienisch zu vollenden.

Während Chamberlain auf der einen Seite der lateinischen Sprache Unreligiösität und Poesielosigkeit vorwirft, begeistert er sich auf den nächsten Blättern an der Sprache Papinians, eines der bedeutendsten Rechtslehrer unter Marc Aurel, denn „ein Verkehr mit derartigen Menschen wäre wirklich ein kostbarer Beitrag zu unserer Bildung." (S. 216.) Woher sollen wir nun einen Papinian bekommen, wenn wir das Lateinische und seine Klassiker aus der Schule räumen?

Noch manches ließe sich über Chamberlains pädagogische Ansichten sprechen, denn dies Thema ist mit den vorliegenden Zeilen noch lange nicht erschöpft. Aber ich glaube, daß ich mit dem Gesagten das erreicht habe, was ich anstrebte, nämlich zu zeigen, daß Chamberlain seiner „Grundlagen" wegen noch lange nicht den Pädagogen beigezählt werden darf. Der schonungslosen Kritik, mit welcher er über die bestehenden Einrichtungen herfällt, fehlt leider eine richtige und brauchbare positive Ergänzung. Gewiß ist es, daß er bei der Bewertung unserer modernen praktischen Pädagogik manchen Fehler wieder aufgedeckt hat, nur sind die Mittel, die er zur Abhilfe vorschlägt, durchwegs verfehlt, weil er von oben herab beginnt, anstatt von unten nach oben in wohlbegründeter Induktion zu folgern und an den Grenzpunkten des menschlichen Wissens vorsichtig halt zu machen.



Auf der Höhe.

Von Otto von der Mülb .

Der Abend geht hernieder
Mit seinem Gold und seiner Ruh
Und deckt mit Rosenschleiern
Die dunklen Täler zu.

Menschlein, falte nun die Hände,
Wiege, wiege dich in Ruh',
Decke mit dem Gold der Liebe
Deiner Feindschaft Täler zu.





Das ungelöste Problem der künstlichen internationalen Hilfssprache.

Weltsprachliche Plaudereien von **Austriacus.**

Die Idee der leichterlernbaren künstlichen Universalsprache kann sich rühmen, bis jetzt bereits an die 60 Lösungsversuche ans Tageslicht gefördert zu haben. Schon die im Jahre 1903 von den französischen Doktoren Couturat und Leau herausgegebene „Geschichte der Universalsprache"*) behandelt mehr als 50 Versuche, die sich irgendwie mit unserer Sache beschäftigen. Und seither sind noch einige neu zugewachsen. Gelöst indes ist die Frage, wie es scheint, noch lange nicht, trotzdem eine „Delegation"**), die sich im Jahre 1900 zu Paris konstituiert hat mit der Aufgabe, sozusagen oberstes Tribunal zu sein in der Frage der Weltsprache (die Gänsefüßchen bei diesem Worte will ich sowohl hier, als im folgenden meinen freundlichen Lesern und mir selbst ersparen), in vielleicht etwas ungeduldiger und übereilter Weise ihr ganzes Ansehen zugunsten des in neuester Zeit vielgenannten Esperanto in die Schanze schlug.

Weite Wellen also hat die Weltsprachebewegung schon geworfen. In neuerer Zeit war die Sache besonders durch Joh. Martin Schleyer, den Erfinder des Volapük, in Fluß geraten. Aus der gärenden Masse aber hat sich bis heute noch kein einigermaßen erträgliches Gebilde herauskristallisiert und wir können einstweilen nur die allerdings erfreuliche Tatsache registrieren, daß das Bedürfnis einer leicht erlernbaren künstlichen, internationalen Hilfssprache immer allgemeiner und immer lebhafter empfunden wird, — freilich mehr der Idee nach überhaupt; denn die einzelnen konkreten Lösungsversuche begegnen sehr skeptischen und pessimistischen Strömungen. Man hat eben schon vielfach in etwas kindischer und marktschreierischer Weise Propaganda zu machen gesucht, so daß im großen Publikum die Meinung gezeitigt ward, die ersehnte Sprache der Zukunft müsse so eine Art Nürnberger Trichter sein, der die Menschen des Denkens und natürlich erst gar des Lernens überhebt. — Die Formenlehre freilich ist ja in den künstlichen Sprachen meist von großer Einfachheit. Aber minder einfach sind dann fast selbstverständlich die übrigen Elemente der Sprache: Vokabular, Phraseologie, Syntax. Beinahe muß man sagen: je einfacher die Formenlehre, desto komplizierter, ja geradezu desto konfuser gewöhnlich alles übrige.

A. Leskien***) beschließt eine Kritik des Esperanto mit folgenden Worten: „Eins möchte ich noch hinzufügen. Ich habe mehrmals gesagt, das Esperanto

---

*) „Histoire de langue universelle." Paris, Hachette.

**) „Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale." Sie verfügt über viele und sehr einflußreiche Verbindungen.

***) Brugmann und Leskien (Professoren der Universität Leipzig): „Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen". Straßburg, Trübner, 1907.

sei schwierig. Seine Anhänger und die Verfasser behaupten das Gegenteil. Schwer und leicht sind ja relative Begriffe, und wer das Esperanto leicht nennt, kann dies nur aus seiner persönlichen Erfahrung tun. Da darf ich dann wohl auch von meiner Erfahrung sprechen. Ich habe in meinem Leben recht viele Sprachen gelernt, darunter auch slawische, die ja für sehr schwierig gelten, und beherrsche diese in hohem Grade, spreche sie auch. Daß ich die Fähigkeit, solche Sprachen zu erlernen, auch jetzt noch besitze, habe ich erst vor einigen Jahren an einer für schwer geltenden Sprache erprobt. Nun habe ich den Versuch auch an Esperanto gemacht und zu meiner eigenen Überraschung gefunden, daß diese künstliche Sprache mir schwer wurde, obwohl ich wahrscheinlich ebensoviel Latein, Französisch, Italienisch verstehe wie die meisten Esperantisten, also dieselbe Erleichterung bei der Aneignung des Wortschatzes habe. Von einer Beherrschung des Esperanto in einigen Monaten oder gar Wochen könnte bei mir keine Rede sein. Damit will ich nicht bezweifeln, daß Leute, die zum Sprachenlernen begabter sind, das wirklich fertig bringen. Um darüber aber sicher zu urteilen, müßte man erst von denen, die Esperanto beherrschen, genaue Mitteilung haben, wie viel Zeit sie wirklich dazu gebraucht haben. Unter ‚beherrschen' verstehe ich aber, daß sie das Esperanto ganz oder annähernd handhaben können wie ihre Muttersprache. Daß man mit Hilfe eines Esperantolehrbuches in kurzer Zeit einen Brief in Esperanto verfassen oder für einen öffentlichen Vortrag ein paar Sätze zusammenstoppeln kann, beweist nichts und allgemeine Redensarten von begeisterten Anhängern des Esperanto sind ganz wertlos."

Für die Leichterlernbarkeit der Sprache darf die Einfachheit der Formenlehre also auch wieder nicht überschätzt werden. Selbstverständlich wird man ja eine künstliche Sprache so einrichten wollen, daß sie mit möglichst wenig Formen möglichst große Ausdrucksfähigkeit verbinde. Dieses Streben darf aber nicht dahin ausarten, daß z. B. „Panroman" sich rühmt, einen verhältnismäßig kurzen Satz um 50 Buchstaben kürzer geben zu können, als selbst Esperanto dies vermag. — Übertriebene Kürze und Einfachheit wird zum mindesten stets auf Kosten der Deutlichkeit gehen, wenn wir von ästhetischen sprachlichen Rücksichten hier schon gar nicht reden wollen. Es mag ja zum Beispiel sehr einfach sein, im Esperanto den Wortton stets an die vorletzte Silbe zu binden. „Der Erfinder", so sagt Leskien (a. a. O.) „hat aber dabei nicht bedacht, daß er auf diese Weise eine Menge unbetonter Endsilben schafft, die, wenn sie deutlich hörbar sein sollen, mit stark im Klang verschiedenen und darum leicht unterscheidbaren Vokalen versehen sein müssen. Er tut aber gerade das Gegenteil, z. B. es heißt: ich liebe, mi ámas, ich werde lieben, mi ámos, ich würde lieben, mi ámus. Man lasse das einmal einen Deutschen oder Engländer auch nur mit der gewöhnlichen Sprechgeschwindigkeit aussprechen, und man wird sofort merken, daß die Endsilben -as, -os, -us mit einem dumpfen unterschiedslosen Vokal gesprochen werden, so daß die Bedeutungsunterschiede der Formen verschwinden. Alle Vorschriften der Esperantolehrbücher oder Esperantolehrer werden dagegen nichts ausrichten."

Wenn nun trotzdem die eingangs erwähnte Weltsprachedelegation gerade für Esperanto sich aussprach, so geschah dies in der zuversichtlichen Hoffnung, es werde ihr gelingen, durch geeignete Verbesserungen Esperanto nach allen



Richtungen hin dem Publikum annehmbar machen zu können. Es waren durchwegs illustre Persönlichkeiten, die, funktionierend als außerordentliches Sprachkomitee der Delegation, im Herbst 1907 nach einer längeren mündlichen Tagung (15.—24. Oktober) zu Paris das entscheidende Wort zu sprechen hatten. Das Komitee bestand nämlich aus den Universitätsprofessoren: Manuel C. Barrios-Lima (Präsident des Senates von Peru), J. Baudouin de Courtenay-Petersburg, Rektor Emile Boirac-Dijon, Ch. Bouchard-Paris (Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften), R. Eötvös-Budapest (Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften), Geheimrat W. Förster-Berlin, Otto Jespersen-Kopenhagen (Mitglied der dänischen Akademie der Wissenschaften), S. Lambros-Athen, C. le Paige-Lüttich (Direktor der Klasse der Wissenschaften der königlich belgischen Akademie), Geheimrat W. Ostwald-Leipzig (Mitglied der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften), Peano-Turin, Hugo Schuchardt-Graz (Mitglied der Wiener kaiserlichen Akademie der Wissenschaften), L. Leau-Paris und L. Couturat-Paris sowie dem Herausgeber der North-American Review, G. Harvey-New-York.

Eine Reihe ausgezeichneter Männer hat auch seither ihr bestes Können in den Dienst der Esperantobewegung gestellt. — Doch das Unglück schreitet schnell. Die Delegation geriet mit ihren Verbesserungsvorschlägen in argen Konflikt mit dem Erfinder des Esperanto (Dr. Samenhof, Augenarzt in Warschau), und die Welt der Esperantisten ist nun gespalten in zwei große feindliche Lager: hie Samenhof mit seinen zahlreichen Anhängern, — hie die Delegation mit ihren einflußreichen Konnexionen. Der große Esperantistentag zu Dresden 1908 hat die Kluft womöglich noch erweitert. — Weil der Delegation von Samenhof sogar das Recht bestritten wurde, ihr „Reform-Esperanto" mit dem Namen Esperanto in Verbindung zu bringen, so wählte man für ihr verbessertes System die Bezeichnung „Ido" und später „Ilo", gebildet aus den beiden Anfangsbuchstaben des Ausdruckes Internaciona Linguo unter Beifügung der Substantivendung -o.*)

Die Altesperantisten treiben nach wie vor lebhaft Propaganda. Momenterfolge mag das schon abgeben; aber die Ernüchterung kann nicht ausbleiben. Auch das Übertragen von Dichtwerken in das Esperanto täuscht einsichtige Leute nicht. Daß künstliche Sprache und Poesie auf einigermaßen gespanntem Fuße zu einander stehen würden, begreift man ohnehin nicht allzu schwer, — aber die Kritik, die Dr. Borgius **) bringt, speziell über das Dichten im Esperanto, ist geradezu vernichtend.

Die schreckliche Schablonenhaftigkeit des Esperanto ist ja überhaupt das Grab aller sprachlich ästhetischen Rücksichten. Mit dem Esperanto der Delegation (dem Ido also) sieht es in dieser Beziehung auch kaum besser aus. Es hat zwar bis jetzt bereits eine Reihe der größten Härten des ursprünglichen Systems — und allerdings, wie es scheint, glücklich — abgestreift, aber für Poesie und poetische Prosa ist auch Ido einfach unbrauchbar. Die Idisten ihrerseits gestehen das unumwunden zu und wären zufrieden, wenn

*) Inzwischen ist man wieder allgemein zum Namen „Ido" zurückgekehrt.

**) S. den Anhang zu einer Schrift des genannten Autors, die den Titel führt: „Warum ich Esperanto verließ" (Berlin, Liebheit und Thiesen, 1908).

es ihnen nur gelänge, ihre Sprache allseitig für den Dienst der Wissenschaft*) brauchbar zu machen. — Wie aber nun, wenn die Sache dem Durchschnittspublikum (und notabene: dieses braucht ja heutzutage die internationale Hilfssprache noch viel notwendiger als gerade die Wissenschaft) doch zu trocken und zu langweilig ist?

Es ist nicht möglich, auf die verschiedenen Weltspracheversuche hier des näheren einzugehen. Von größerer Bedeutung ist heute neben dem Esperanto vielleicht nur das „Idiom neutral", für dessen weitere Ausbildung und Propaganda eine „Academi internasional de lingu universal" (mit der Zentralstelle, wie es scheint, zu Macedon bei Rochester, New-York) tätig ist.

Ist nun aber gerade Esperanto wirklich das Beste, was mit Bezug auf das Weltspracheproblem bis heute geleistet wurde — und nach dem Urteil der Delegation ist es uns ja fast verwehrt, daran zu zweifeln —, so steht es einstweilen noch recht schlecht um die Verwirklichung dieser Idee. Es geht eben auch hier, wie bei so vielen Errungenschaften der Neuzeit: vielfach erst nach langen Irrfahrten winkt dem Glücklichen das heißersehnte Ziel. Aber vielleicht hätte die Delegation doch klug daran getan, dieses Ziel nicht als schon beinahe erreicht hinzustellen. Ueberhaupt mag es sehr die Frage sein, ob man der Menschheit die Weltsprache kraft irgend einer Autorität aufzwingen kann. „Die neue Sprache", so meint selbst Pfaundler,**) „muß sich selbst einführen durch die Werbekraft ihrer Vorzüge, als da sind: größerer Wohlklang, leichtere Erlernbarkeit infolge größerer Einfachheit der Grammatik, größere Internationalität ihres Wortschatzes und logischere Wortbildung. Man braucht die neue Sprache niemandem aufzunötigen, man braucht niemand durch Bekehrungseifer zu belästigen; nur eines ist notwendig: die Bahn muß frei sein für die freie Konkurrenz."

Auch bezüglich der Sprache wurzelt die Menschheit mit tausend Fasern in der Vergangenheit. An dieser Tatsache darf selbst die künstliche Sprache nicht einfach und vornehm vorübergehen. Man hat nun allerdings Wörterbücher verfaßt, in denen wir oft ungezählten alten Bekannten begegnen, was nützt das aber, wenn ein solches Vokabularium des übrigen gänzlich losgelöst ist von der Geschichte der einzelnen Wörter? Was nützt es, wenn z. B. neben je einem deutschen Worte je ein weltsprachliches steht? Das ist ein Wörterbuch und ist keines. Das Leben der Sprache liegt in der Phraseologie, und ohne diese ist es unmöglich, die Hilfssprache von vornherein so unverrückbar fertig- und festzustellen, daß jedes Volk sofort das rechte Verhältnis zu ihr zu gewinnen und sie im Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen recht Wurzel zu fassen vermag. Gewiß dürfte man es nicht jedem Volk überlassen, seine zahlreichen verblaßten bildlichen Ausdrücke, die andere Völker nicht kennen, in die gemeinsame Sprache hineinzuwerfen.) Man kann die Phraseologie der künstlichen Sprache

---

*) Vgl. „Weltsprache und Wissenschaft, Gedanken über die Einführung der internationalen Hilfssprache in die Wissenschaft", Jena, Gustav Fischer, 1909. (Herausgegeben von mehreren Größen der Delegation.)

**) „Die Weltsprache. Eine Studie zur Frage ihrer Reform." Von Prof. Dr. Pfaundler, wirkl. Mitgliede der Wiener Kaiserl. Akademie und der Delegation. Stuttgart, Frankh.

nicht einfach einer zufälligen Entwicklung überlassen, widrigenfalls eine solche Sprache kaum jemals auch nur den primitivsten Bedürfnissen des Alltagslebens gewachsen sein könnte. Denn wenn auch zum Beispiel die Sprachen der arischen Völker (etwa 750 Millionen Menschen) untereinander viele Ähnlichkeiten haben, so sind doch selbst hier die Verschiedenheiten wieder viel zu groß, als daß der geplanten Hilfssprache eine einheitliche Entwicklung sozusagen von selbst garantiert wäre. — Noch weniger kann man aber die ganze Phraseologie von vornherein künstlich schaffen. Daraus folgt, daß sich das System der künstlichen internationalen Hilfssprache möglichst enge an eine schon bestehende Natursprache anschließen muß. Denn anders wird sie voraussichtlich niemals zu einer brauchbaren Phraseologie gelangen.

Es möge mir erlaubt sein, an dieses zunächst sich ergebende positive Resultat der bisherigen kritischen Erörterungen nun eine Reihe weiterer Richtlinien anzuknüpfen, die ich einem System entnehme, das glücklicherweise noch nicht durch die Öffentlichkeit gezerrt worden ist. Die Motivierung für diese Richtlinien wird teils begleitend, teils nachträglich folgen.

1. Vor allem sei Hauptgrundlage der künstlichen Hilfssprache das gewöhnliche lateinische Wörterbuch (selbstverständlich samt Phraseologie).*)

2. Die Formenlehre dazu ist so zu vereinfachen, daß sie spielend leicht zu erlernen ist. — Man halte das nicht für undurchführbar: die Etablierung einer wunderbar einfachen Formenlehre ist gewöhnlich der Weltsprachefabrikation leichtester Teil.

3. Die Unterscheidung der drei grammatikalischen Geschlechter ist fallen zu lassen. Sie ist eines der größten Hindernisse für die Leichterlernbarkeit, anderseits läßt es sich ganz gut auskommen mit einem einzigen grammatikalischen Geschlecht, wie ja die englische Sprache beweist.

4. Die Deklination werde hergestellt durch Präpositionen, u. zw., um den Sprachgebrauch der alten Präpositionen nicht zu schädigen, durch künstliche. Der Objektsakkusativ kann meist gleich sein dem Nominativ. (Vgl. die Analogien in den modernen romanischen Sprachen.) — Selbstverständlich zeigt dann dabei der Ausgang eines Nomens niemals einen Kasus an.

5. Das Nomen (Substantiv, Adjektiv, Zahlwort, Fürwort) sei nicht an und für sich gebunden an eine bestimmte Form des Ausgangs, jedoch kann so viel wie möglich vokalische Endung angestrebt werden (ungefähr nach der Manier der italienischen Sprache). Z. B. fronte, die Stirn, monte, der Berg, virŏ, der Mann, sorore, die Schwester; tardŏ, langsam, cento, hundert, amábili, liebenswürdig; pater, der Vater, mater, die Mutter.

6. Sollen die Nomina selbst einen Plural ausdrücken, so geschehe es stets dadurch, daß sie dem Singular ein s beifügen. Z. B.: frontes, montes, virŏs, sorores; paters, maters; tardŏs, langsame, amábilis, liebenswürdige.

7. Die Ableitung von Adverbien aus den Adjektiven geschehe zunächst analog dem Latein; z. B. alte, hoch (vom Adjektiv alto), celériter, schnell (vom Adjektiv céleri); — jedoch möge es erlaubt sein (ähnlich wie im Deutschen) das Adjektiv selbst oft als Adverbium zu benützen; z. B. raro, selten, súbito,

*) Damit das Kind auch einen Namen habe, so nennen wir das neue System vielleicht „Semilatin" (Halblatein), welcher Name besonders auch stimmen würde zu den folgenden Punkten 2, 16 und 17.

30*



plötzlich; — auch ein an das Adjektiv gehängtes -mod kann dienen; z. B. felícimod, auf glückliche Weise, célerimod, auf schnelle Art (vgl. dazu die Adverbialbildung durch -mente, beziehungsweise -ment, in der italienischen, spanischen und französischen Sprache). — Sonstige Adverbia sind gänzlich unverändert aus dem Latein herüberzunehmen; z. B. heri, gestern, cras, morgen, multum, viel, hucusque, bis dahin, prorsus, durchaus.

8. Die Präpositionen und Konjunktionen bleiben in der Regel gleichfalls unverändert.

9. Das schwerfällige alte Zahlwort ist etwas zu modernisieren.

10. Die Konjugation des Zeitwortes geschehe zumeist durch zwei Hilfszeitwörter (eines für Aktiv, eines für Passiv); z. B. mi dice toso, ich werde sagen (wörtlich etwa: ich sagen tun werde, — dice stellt dabei den um die Silbe -re verkürzten Infinitiv vor); mi dice ten, ich habe gesagt (wörtlich: ich sagen getan habe); mi laudá dje (sprich: dsche), ich werde gelobt (wörtlich etwa: ich loben leide).

11. Der Ausdruck der Person am Zeitwort hat fortzufallen. Z. B. pater dice, der Vater sagt; (les) paters dice, (die) Väter sagen; mi dice, ich sage, vos dice, ihr sagt, bes dice, sie sagen; — lo dice toso, er wird sagen, nos dice toso, wir werden sagen.

12. Der oben (Punkt 10) erwähnte verkürzte Infinitiv dient nur dem Zusammenwirken mit dem Hilfszeitwort. Soweit aber die Hilfssprache des eigentlichen Infinitivs des Präsens bedarf, ist dafür vor allem der unverkürzte Infinitiv heranzuziehen, der für das Präsens (Aktiv sowohl als Passiv) stets unverändert eben aus dem Latein beizubehalten sein wird. Z. B. vocare, rufen, monere, mahnen, dicere, sagen, audire, hören; vocari, gerufen werden, prótegi, beschützt werden; mori, sterben.

13. Auch die übrige Konjugation (die Partizipia aller Zeiten, die Infinitive des Perfekt und des Futur, der Imperativ) ist ganz auf den Boden des Präsensstammes des Hauptverbs zu stellen (der alte Perfekt- beziehungsweise Supinstamm also für die Konjugation gänzlich auszuschalten).

14. Insoferne kann jedoch der Perfekt- beziehungsweise Supinstamm der lateinischen Sprache auch noch weiter aufscheinen, als es sich um Substantiva, Adjektiva und Adverbia handelt, die von Zeitwörtern abgeleitet sind, falls nur eben solche Substantiva 2c. schon vom alten Wörterbuch registriert werden. Z. B. lectore, auditore, monitione, traditione, restauratione; debito, irato, mortuo, praedito, tuto (mehr Adjektiva als Partizipien); merito (etwa Adverbium).

15. Zu den alten Verbalsubstantiven sollen parallel laufende neue Formen geschaffen werden, die nur auf dem Präsensstamme fußen, z. B. legēro, der Leser, audino, der Hörer; monezza die Mahnung; trádisa, restaurazza (vgl. dazu die eben früher angezogenen Beispiele). Diese Maßregel diene einerseits der fakultativen Kürze, anderseits der Möglichkeit einer Differenzierung solcher Wörter, die zwar lateinischen Ursprungs sind und uns als Fremdwörter geläufig, aber im modernen Sprachgebrauch etwa eine ganz eng umschriebene Bedeutung haben. Es können dann zum Beispiel ganz leicht einander gegenübergestellt werden die Ausdrücke: legēro, der Leser, trádisa, die Auslieferung,

restaurazza, die Erneuerung, einerseits, und: lectore, der Lektor, traditione, die Tradition, restauratione, die Restauration = Gastwirtschaft, anderseits.

16. Selbstverständlich kann die Aufnahme neuer Wörter überhaupt nicht umgangen werden und die Sammlung solcher neuer Ausdrücke in ein handliches Buch würde ungefähr das vorstellen, was uns Deutschen zum Beispiel das Fremdwörterbuch ist, ohne welches ja heute auch ein gebildeter Mensch nicht leicht auskommt. — Nach den bisher entwickelten Grundsätzen hätte der Gebrauch von Fremdwörtern für die Hilfssprache so gut wie keine Schwierigkeit, weil in ihr weder der Akzent allzu sehr fixiert — Esperanto und Volapük fixieren dagegen zum Beispiel den Wortton in der Weise, daß das eine stets die vorletzte, das andere stets die letzte Silbe des Wortes betont*) —, noch auch das Nomen unbedingt an einen bestimmten Ausgang gebunden sein soll. — Den Völkern der europäischen Kulturwelt (das ist etwa 500 Millionen Menschen) sind beiläufig 10.000 Weltwörter gemeinsam, von denen etwa 7000 romanischen Ursprungs sind.**) Darunter befinden sich an die 1500 Zeitwörter, die wir im Deutschen mit dem Ausgang -ieren gebrauchen. Es ist klar, daß man diesen gemeinsamen Wortschatz möglichst unverändert beibehalten muß.

17. Weil nun, wie gesagt, sehr viele dieser Wörter romanischen Ursprung haben und oft selbst auf das alte Latein zurückgehen, dabei aber gar nicht selten mit einer Bedeutung, die sich nur sehr mangelhaft deckt mit der alten lateinischen, so wird es bisweilen zu einer gewissen Differenzierung kommen müssen. Wir haben diesbezüglich bereits oben (im vorletzten Punkte) einige Beispiele einer solchen kennen gelernt. Sie läßt sich überhaupt ganz leicht und besonders ohne dem Aussehen der Wörter viel Gewalt anzutun, herstellen. Es kann dabei aber stets nur der Ausgang des Wortes in Betracht kommen. Eine der Hauptschattenseiten des Volapük zum Beispiel war ja die Entstellung von Wortanfängen. — Man kann zum Beispiel etwa ganz leicht die Unterscheidung machen: université, Universität, Hochschule, — und daneben universitá, Gesamtheit, Welt, Weltall (das heißt im vollen Umfang das universitas des alten Wörterbuchs); ebenso studire, studieren, neben studere, mit Eifer obliegen; protestire, protestieren, neben protestari, beweisen, dartun; generál, der General, neben generali, allgemein, die Gattung betreffend. Und so vieles andere.

18. Da auch ein höher gebildeter Mensch selbst heutzutage kaum mehr als 3000 bis 4000 Wörter überhaupt verwendet, so kann die Abfassung eines weltsprachlichen Handwörterbuches (als notwendiger Ergänzung des eigentlichen Lateinlexikons) keine allzugroßen Schwierigkeiten haben. — Die riesige Menge all der technischen Bezeichnungen freilich müssen wir teilweise der Zukunft anheimstellen, und die 350.000 englischen und anglisierten Ausdrücke, die zum Beispiel das Standard Dictionary aufweist, überlassen wir zunächst ruhig diesem selbst. Erst bei einer sehr großen Verbreitung der Hilfssprache

---

*) Was Volapük und Esperanto auf diese Art erreichen wollen, nämlich Leichtigkeit in der Handhabung des Worttones, das läßt sich fast ebensogut durch eine teilweise Anwendung des geschriebenen Akzentes erzielen.

**) Nach Dr. Molenaar: „Esperanto oder Panroman".

könnte man anfangen, mit dem Wörterbuch bis in die allerkleinsten Details zu gehen. Ein Handwörterbuch tut ja solches überhaupt kaum je.

19. Eine leicht faßliche Kodifizierung der wichtigsten Regeln der Syntax könnte auch kaum großen Hindernissen begegnen. Sagt man ja doch, daß die Völker der abendländischen Kulturwelt die Syntax ihrer eigenen Sprachen ohnehin vom mittelalterlichen Latein bekommen haben, und es wird darum sicherlich genügen, durch die Syntax unserer künstlichen Sprache den einfachen Stil der Spätlateiner und Neulateiner zum Ausdruck zu bringen. Doch wäre hier besonders (wie ja überhaupt in der ganzen Sache) die ernste Mitwirkung von Berufsphilologen anzustreben.

20. Als die eigentliche Schule für die weitesten Kreise der Durchschnittsgebildeten aber hätte dann besonders zu gelten die zu schaffende Literatur, um welche die humanistisch gebildete Welt zunächst sich große Verdienste erwerben könnte.

Das wäre also sozusagen mein Weltspracherezept. Nur weniges zur weiteren Motivierung.

Ich habe oben gesagt, daß ungefähr 7000 Weltwörter romanischen Ursprungs seien. Selbstverständlich ist das kein bloßer Zufall. Die Völker der europäischen Kulturwelt — und diesen zu allernächst hätte ja, selbst nach dem Plane der Delegation, die internationale Hilfssprache besonders zu dienen — stehen eben vorwiegend auf dem Boden der alten römischen Kultur. Die lateinische Sprache ist schon von diesem Gesichtspunkte aus ein Kulturelement ersten Ranges und sie ist es durch die Bedeutung sowohl des großen Volkes, in dem sie einst gelebt hat, als wie nicht minder der späteren Kulturwelt, der sie in der Tat, und das bis in die neueste Zeit herein, als internationale Hilfssprache gedient hat. Durch die providentielle Weltmacht der alten Römer mit ihrer hochentwickelten Kultur sowie durch die ebenso providentielle Bedeutung des großen mittelalterlichen Kaisertums im Abendlande hat ja diese Sprache einen so einflußreichen Wirkungskreis erlangt wie kaum eine je zuvor. — Eine gerade aus dem Latein hervorwachsende und damit in innigster Beziehung stehende künstliche Sprache würde ohne Zweifel sehr viel beitragen können zur intensiveren Pflege des eigentlichen Latein selbst, und das hätte gewiß auch seine nicht zu unterschätzenden Vorteile. — Vor allem aber ist klar, daß eine künstliche Sprache, die auf allen Linien Berührungspunkte hätte eben mit der lateinischen, die befruchtende Wirkung hievon auch ihrerseits im ausgiebigsten Maße erfahren würde. — Ich kann mir nicht denken, daß irgendeine andere, sei es alte, sei es moderne Natursprache dem Weltspracheproblem bessere Anknüpfungspunkte bieten könne, als sie eben Latein bietet.

Couturat*) — und mit ihm, wie es scheint, die Delegation überhaupt — bezweifelt allerdings die Möglichkeit einer praktischen Vereinfachung des alten Latein. Man darf die Sache aber nur nicht allzusehr unter dem Gesichtswinkel des Esperanto betrachten. Ja freilich, mit einer Esperantogrammatik als Voraussetzung muß Latein verstummen. Ob aber, früher

*) Vgl. den Anfang dieser Abhandlung sowie eine vom genannten Verfasser herausgegebene Broschüre: „Die internationale Hilfssprache".



oder später, nicht vielleicht Esperanto selbst auch? Des gewesenen Volapük Glück und Ende ist hier ja sehr lehrreich, — in mehr als einer Richtung!

Über die Idee, direkt eine der modernen Sprachen selbst zur allgemeinen internationalen Hilfssprache zu machen, ist schon viel geschrieben worden. Es sei mir erlaubt, diesbezüglich nur folgendes zu bemerken.

Der gesunde Nationalismus (vom exzentrischen brauchen wir da gar nicht einmal zu reden) wird sich kaum irgendwo mit dieser Idee befreunden, höchstens könnte etwa der Chauvinismus derjenigen Nation, die es anstreben würde, der Welt die eigene Sprache aufzudrängen, damit zufrieden sein.

Neben der Muttersprache noch eine andere moderne Sprache vollkommen beherrschen, das ist überdies ein Ding, das aus tausenden kaum einer fertig bringt. Kann man das aber nicht, dann weicht man der Konversation in der fremden Sprache auch schon von ferne aus. Das ist ja auch der tiefere psychologische Grund dafür, warum zum Beispiel der Tscheche nicht gerne deutsch, der Deutsche nicht gerne tschechisch spricht, selbst dann nämlich nicht, wenn solches sonst ganz gut im Bereich der Möglichkeit läge, — und man darf für diese Erscheinung zum mindesten nicht immer nationale Unduldsamkeit verantwortlich machen. Es ist eben schwer, die fremde Sprache in allen ihren feinen Nuancen — der eigenartigen Wortstellung oder der Phraseologie zum Beispiel — gehörig inne zu haben. Anders aber verfällt man sofort dem Fluche der Lächerlichkeit, sobald man sich an die Konversation in einer solchen Sprache heranwagt. Da hat es eben schon die künstliche Sprache leichter, den Bedürfnissen der internationalen Hilfssprache gerecht zu werden, weil sie naturgemäß etwas größere Freiheit der Bewegung haben kann, wenn nur nicht völlige Anarchie in Phraseologie und Syntax bei ihr die eigentliche Regel ist. (Letzteres kann man freilich von so manchen künstlichen Sprachen mit vollem Recht behaupten.)

Schließlich noch ein Wort an jene weltsprachlich naiven Gemüter, welche glauben, man könne etwa die Pflege des alten Latein selbst wieder so recht zur Blüte bringen, derart nämlich, daß die allgemeine internationale Hilfssprache wie von selbst gegeben wäre. Es ist wahr, anderthalb Jahrtausende hat Latein der Welt in ähnlicher Weise gedient. Heute aber tut hier die humanistisch gebildete Welt nicht mit. Ohne diese Kreise jedoch wird überhaupt niemals eine Weltsprache, sei es welche immer, nennenswerte Erfolge haben. Es versteht sich doch von selbst, daß wir uns in betreff des Weltspracheproblems nicht bescheiden können mit dem Niveau der Krämersprache, was uns allerdings Brugmann nicht ohne malitiösen Spott zuzumuten scheint! — Wir müssen eben bedenken, daß gerade der Humanismus es war, der uns Latein zur toten Sprache gemacht hat. Das klingt zwar etwas paradox, ist aber doch so. Denn seit seinem Auftreten und der intensiveren, liebevollen Pflege des alten Klassizismus wagte man es immer weniger, „minderwertiges“ Latein zu schreiben. Die humanistisch gebildete Welt von heute nun kann unmöglich ihren Traditionen untreu werden, und gerade sie wird für Latein als „Weltsprache“ am allerwenigsten zu haben sein.

Anders aber liegt die Sache, wenn wir nach den angegebenen Prinzipien aus dem Latein heraus ein neues romanisches Idiom bilden, das sich übrigens schon in Wortschatz, Phraseologie und Syntax möglichst enge, jedoch



nicht gerade sklavisch, an das alte Latein anschließen würde. Hier kann die humanistisch gebildete Welt mittun. Denn gesetzt auch, es würde nun allüberall ein großes Radebrechen in der neuen romanischen Sprache anheben, so müßte doch darob kein Mensch auf der ganzen Welt die Empfindung haben, daß eine ihm teure Sache ungeschickt und rücksichtslos behandelt wird.

Ich habe gesagt, da **kann** die humanistisch gebildete Welt mittun. **Will** sie es, so wird ihr selbstverständlich in der ganzen Bewegung auch die Führung zufallen. Es sei vor allem also gerade nach dieser Richtung hin unsere Sache wohlwollender Prüfung und Förderung empfohlen.

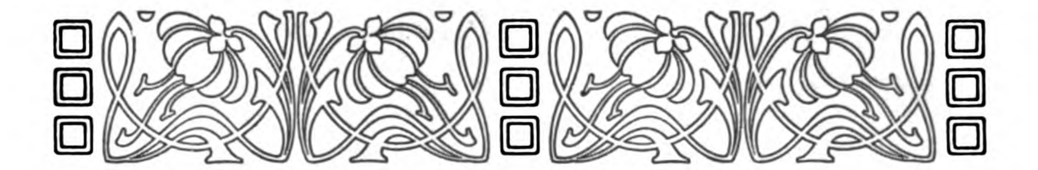
Zum Schluß folge der Versuch einer „semilatinischen" Übertragung der ersten Strophe der österreichischen Volkshymne.

(Das Metrum mehr akzentuierend als quantitierend.)

Deo ta salvá tuēque
Regnadór ac patria!
Mite, fortiter piēque
Lo vinós ta gubernà!
Nos clamá to uni sono
Contra hoste quilibet:
Firme con ma Habsburg throno
Austria sta iunginét! *)

*) Dazu die folgenden Erläuterungen: ta, Hilfszeitwort des Präsens, Aktiv, Konjunktiv, wörtlich etwa: „tun mögen"; salvá, tué, gubernà, clamá, sta sind verkürzte Infinitive (meist auftretend in Verbindung mit Hilfszeitwörtern); regnadór ist neues Verbalsubstantiv zu regnare, herrschen; lo ist Personalpronomen der 3. Pers. Sing., falls es sich handelt um eine physisch männliche Person; vinós = nos mit dem (übrigens bloß fakultativen) Akkusativzeichen vi; to ist Ablativzeichen; contra hoste quilibet: nach den Präpositionen braucht in der Regel kein Kasus markiert zu werden; con gehört zu throno; ma Habsburg = dem deutschen Genitiv „Habsburgs"; iunginét ist Partizipium des Perfekts, Passiv, von iungere, vereinigen, verbinden. — In beiläufiger Rückübersetzung würde die Strophe lauten: Gott mög' erhalten und beschützen Herrscher und Vaterland! Milde, stark und fromm er uns möge lenken! Wir rufen mit Einer Stimme gegen jeden Feind: Fest mit Habsburgs Throne Österreich steht vereint.





Das Kirchenjahr.

Ein Liederstrauß von Ella Graf.

Kanon: Natur und Gott, Gott und Natur
Groß und herrlich die beiden nur.

Advent.

Graue Nebel durch die Täler wallen,
Welke Blätter von den Bäumen fallen,
Schaurig streicht der Nordwind durch den Wald;
Unter Eis zieht's Bächlein durch die Heide,
Sehnend ruft die Welt im Trauerkleide:
„Frühling, schöner Frühling, kommst du bald?"

Also rief vor vielen hundert Jahren
Juda nach dem Gotteslamm, dem wahren;
Trübe war das Leben, trüb und kalt;
Aus den traur'gen, sehnsuchtsvollen Herzen
Klang's viel tausendmal in tiefen Schmerzen:
„Heiland, Welterlöser, kommst Du bald?"

Sieh, o Herr, nach Dir geht all mein Streben;
Nimm mich hin, nimm hin mein Seelenleben,
Das der Weltsturm angriff, rauh und kalt!
Höre mich in meinem schweren Leide,
Hör' mein Rufen, Jesus, Herzensfreude:
„Jesus, süßer Heiland, kommst Du bald?"

Weihnacht.

Unter weißer Decke rings die Lande —
Die Gewässer ruh'n in Eisesbande,
Lautlos, scheu tritt durch den Schnee das Reh.
Alles still; doch horch! vom Waldessaume
Welche Klänge? Wie vom Himmelsraume
Tönt es: „Gott sei Ehre in der Höh'!"

„Heil ist allen Menschen widerfahren!"
Also riefen vor zweitausend Jahren
Froh die Hirten in des Heilands Näh';
Ausgetilgt sind alle ihre Schmerzen,
Widerhallend scholl's in ihren Herzen
Jubelnd: „Gott sei Ehre in der Höh'!"

Himmlisch Glück strahlt heut' noch von der Krippe,
Andachtsvoll bewegt sich jede Lippe,
Aller Herzen klopfen frei von Weh.
Auch in meinem Busen herrscht nun Friede,
Klingt der Nachhall von dem heil'gen Liede
Leise: „Gott sei Ehre in der Höh'!"

'Επιφανια.

Durch die Winternacht weh'n rauhe Stürme,
An dem Himmel ziehen Wolkentürme,
Schnee bedeckt die Erde nah und fern;
Tobend schlägt das Meer an seine Küste
Und der Schiffer irrt' in dieser Wüste,
Blitzte nicht am Himmel auf sein Stern.

„Wo, o göttlich Kind, wo weilst Du?" Also frugen
Einst drei Weise, welche Sehnsucht trugen
Nach dem Sohne ihres ew'gen Herrn.
„Leit' uns", fleh'n sie, „Herr, zum rechten Wege!"
Sieh! Da teilen sich die Wolken träge
Und die Wand'rer weiset Gottes Stern.

Zweifelnd irrt die Seele durch das Leben,
Dunkel ist ihr Weg oft und ihr Streben
Nach dem Guten, nach der lichten Fern'.
Doch verzag' nicht, Herz! Denn sieh, am Himmel
Schwebet über all dem Weltgetümmel
Leuchtend, leitend, tröstend Gottes Stern!

Fastenzeit.

Hört den Märzwind durch die Lande schauern,
Die in Winters harten Ketten trauern,
Jauchzen seine Botschaft in die Welt:
„Wald und Wiese, wollt aufs neu' euch schmücken!
Sprengt die Eisesbande, die euch drücken:
Mein Gebieter Frühling Einzug hält!"



Der Jahrwochen siebte geht zur Rüste;
Hört das Wort des Rufers in der Wüste:
„Ihr, die Sünde noch gefangen hält!
Auf aus eurem gottvergess'nen Träumen,
Reinigt euer Herz! Auf ohne Säumen!
Jesus naht, der Heiland dieser Welt!"

Zweimal tausend Jahr' sind fast verflossen, —
Hat denn Gott umsonst sein Blut vergossen?
Gier nur herrscht nach Ruhm, Genuß und Geld.
Herr, erbarme dich der Erde wieder,
Sende von dem Himmelsthron' hernieder
Deinen Geisterfrühling in die Welt!

Ostern.

Wie der Föhn vom Berg herniederwettert
Und die Schneelawine talwärts schmettert,
Daß der stolze Forst zusammenbricht!
Doch die Erde neuert sich im Grauen:
Frisches Grün schmückt Felder, Wald und Auen,
Holde Blumen dringen an das Licht.

Christus haucht, den Qualen hingegeben,
Für die Menschheit aus sein heilig' Leben
Und sein Herz im Kreuzestode bricht;
Doch ihr gramgebeugte Frau'ngestalten,
Tröstet euch: das Grab kann ihn nicht halten.
Seht, er wandelt in der Sonne Licht!

All ihr Seelen, die ihr kleinlich zaget,
Blickt auf ihn, der hoch am Kreuze raget!
Sein Leid macht das eurige zunicht'.
Eure Drangsal, sie ist nicht vergebens,
Harrt getrosten Muts des ew'gen Lebens:
Nur durch Nacht dringt ihr empor zum Licht.

Christi Himmelfahrt.

Leise streicht durchs grünende Gefilde
Der Zephyr, umspielt die Knospen milde,
Treibt mit Heckenröslein seinen Scherz;
Aus dem Korn, wo Raden und Zyanen
Lieblich uns an Gottes Güte mahnen,
Steigt die Lerche jubelnd himmelwärts.

Christus ist vom Grabe auferstanden,
Hat gesprengt des Todes harte Banden,
Ausgerungen ist der bitt're Schmerz;
Mit dem wärmsten, liebevollsten Segen
Für die, welche geh'n auf seinen Wegen,
Schwebt verklärt der Heiland himmelwärts.

Will die Welt mit ihrer argen Tücke
Dir verwirren deine reinen Blicke
Und umgarnen dein vertrauend Herz:
Dann bedenk' der Erde trüglich Wesen
Und aus den Verlockungen des Bösen
Hebe frei dein Geist sich himmelwärts!

Pfingsten.

Ringsum prangt Natur in voller Schöne,
Wundersam verschmelzen Farben, Töne,
Wie kein Sterblicher genug sie preist;
Bunte Blumen fügen sich zum Kranze,
Alle Vögel singen und die ganze
Welt belebt der Liebe süßer Geist.

Betend in des Hauses stiller Halle,
Trauern die Apostel Christi alle,
Durch des Meisters Himmelfahrt verwaist;
Plötzlich leuchten glüh'nde Feuerzungen
Ob der Schar, von Himmelsluft durchdrungen,
Und hernieder schwebt der heil'ge Geist.

Sei, o Mensch, gedenk all der Gefahren,
Welche deiner im Getriebe harren
Dieser Welt, die ewig wechselnd kreist;
Wahre dich vor sündigen Gedanken
Und in deines Herzens stillen Schranken
Herrsche leuchtend stets der heil'ge Geist!

Trinitas.

Ob der Au zieh'n laue Sommerlüfte,
Führen mit sich holde Blumendüfte,
Freude herrscht und Jubel weit und breit;
Keins, das sich im Dunkel einsam härme,
Alles fühlt des Lichts, der Luft, der Wärme
Allbelebende Dreieinigkeit.

Und den Herrn des Lebens, den Dreieinen,
Den Allmächtigen, Allweisen, Reinen,
Feiert heut' die ganze Christenheit;
Weihrauchwolken schweben und der Menge
Fromme, andachtsvolle Lobgesänge
Auf zur heiligen Dreieinigkeit.

Doch, o Herz, welch Opfer wird vor allen
Deinem Herrn und Heiland wohlgefallen?
Dies: ein fester Glaube allezeit,
Hoffnung, daß dein Gott getreu dir bliebe,
Und die keusche Glut der Himmelsliebe,
Höchster Tugenden Dreieinigkeit.



Jüdische Erzählung über Jonas.

Aus der hebräischen Sammlung Kol Aggadoth Israel.

Übertragen von Dr. **Jar. Sedláček.**

Und es ward das Wort Jahve zu Jonas, dem Sohne des Amittai, also: „Stehe auf, gehe nach Ninive, der großen Stadt, und warne deren Bewohner vor mir, indem du ihnen sagst: Wenn ihr nicht zurückkehret von eurem schlechten Wege und von eurer Gewalttat, die in euren Händen ist, so wird Jahve, der Gott Israels, euch den Garaus machen!" Und es vernahm Jonas die Worte, welche Jahve zu ihm sprach, und sagte: „Es hatte mich Jahve zu den Bewohnern Jerusalems gesendet und ich hatte gesprochen: Eure Bosheit ist zu mir gestiegen; nur noch eine kurze Zeit und Jerusalem wird zerstört werden und ihr werdet abgeführt werden in ein fremdes Land! Und es hörten die Söhne Israels meinen Ruf und sie erschraken vor Jahve und kehrten zu ihm zurück; es hat aber Jahve das Böse, das er ihnen zu tun versprochen hatte, gereut. Und es haben die Söhne Israels dann beobachtet, daß die Worte Jahves nicht eingetroffen sind, und sie haben zu mir gesagt: Eine Lüge hast du im Namen Jahves geweissagt! Denn er hat dich nicht gesandt, daß du uns diese Worte redest, sondern du hast dir diese Worte selbst ausgedacht! — Und nun soll ich nach Ninive gehen und ihnen im Namen Jahves sagen: Es wird euch zuletzt ein Unglück treffen! Und sie werden es beherzigen und werden sich bekehren zu Jahve, und ihn wird das, was er ihnen gesagt hat, wieder reuen, und das fremde Volk wird mir sagen: Ein Lügenprophet ist dieser Mann! — Ist mir denn das nicht genug, daß ich in den Augen meines Volkes verachtet bin, soll ich auch noch von den fremden und fernen Völkern verachtet werden? Ich werde vor Jahve fliehen und nicht nach Ninive gehen, sondern in ein unreines Land, wo man die Weissagungen Jahves nicht fürchtet. [1])

Und Jonas stand auf und wollte nach Tarsis fliehen und ging nach Joppe. Und es geschah, als er in die Stadt kam und zum Meeresufer gegangen war, daß er die Leute frug, die dort standen: „Könnet ihr mir etwa sagen, wann ein Schiff von hier nach Tarsis abgeht?" Und sie antworteten ihm: „Es wird viele Tage brauchen, bevor das Schiff, welches

---

[1]) Um die Handlungsweise Jonas' zu erklären, nahmen der Midrasch und andere an, daß Jonas früher in einer ähnlichen Sendung nach Jerusalem gegangen sei und sich dort den Namen „Lügenprophet" geholt habe. Andere geben als Grund an, daß er nicht das Mittel zur Rettung der Feinde Israels sein wollte. So viele jüdische Erklärer, dann Hieronymus, nach welchem sich Jonas gleichsam opferte wie einst Moses, Ex. 32[32]. (Rahmer, Hieron. Kommentar zu Jonas.) Bei Wolf weigert sich Jonas bloß, sofort nach Ninive zu gehen. (Wolf, „Die Geschichte des Propheten Jona. Nach einer karschunischen Handschrift." 1899.)

vorgestern von hier nach Tarsis abgesegelt ist, wieder zurückkehrt." Und es vernahm Jonas diese Nachricht und es wurde ihm sehr ängstlich zumute. Es erhob aber Jahve einen großen Wind und es entstand ein Sturm, der das Schiff, welches nach Tarsis unterwegs war, wieder nach Joppe zurücktrieb. Als Jonas dieses sah, freute er sich und sprach: „Jetzt weiß ich, daß mein Weg glücklich sein wird!" Und es ging Jonas zum Schiffsverwalter und gab ihm viertausend Golddenare; [1]) und er wählte sich einen Platz im Innern des Schiffes und setzte sich hin.

Und als sich das Schiff vom Ufer entfernt hatte, da geschah es, daß Jahve einen großen und heftigen Wind ausschickte, der große Wellen erhob, so daß das Schiff dem Untergange nahe war. Dabei sahen sie viele andere Schiffe, die in vollster Ruhe vorüberfuhren, da sie von keinem Winde belästigt wurden, und so erkannten sie, daß ihr Schiff allein von Gott heimgesucht werde. [2]) Dies regte sie sehr auf und sie sprachen: „Wir sind Söhne siebzig verschiedener Völker und ein jeglicher ist hier im Namen seines Gottes. [3]) Rufe also ein jeder zu seinen Göttern, und jener Gott, welcher uns in dieser Angst beisteht und das Meer von seinem Wüten abhält, wird unser Gott werden und wir werden ihm dienen und ihn anbeten." Und sie taten, wie sie gesagt hatten, und riefen mit gewaltiger Stimme zu ihren Göttern. Das Meer wich jedoch nicht von seinem Wüten, ja der Sturm wuchs und wurde immer größer.

In dieser allgemeinen Bestürzung und Verwirrung schlief Jonas an seinem Platze und schnarchte. Da kam zu ihm der Schiffsverwalter (Steuermann), weckte ihn auf und sprach zu ihm: „Wir alle sind dem Tode geweiht und du schläfst? Stehe auf und sage mir, von welchem Volke du bist!" Jonas erwiderte: „Ein Hebräer bin ich!" Da sprach der Schiffsverwalter: „Es wurde mir gesagt, daß dein Gott groß und mächtig sei. Rufe zu ihm, vielleicht wird er eines von den Wundern tun, die er am Meere gemacht hat." Jonas aber antwortete: „Dieser große Sturm ist meinetwegen entstanden und ich weiß, daß uns das Meer keine Ruhe geben wird, bis ihr mich hineinwerfet." [4]) Und es befahl der Verwalter das Los zu werfen, und das Los fiel auf Jonas. [5]) Und es beobachteten das alle die Leute und sie sagten: „Jetzt wissen wir, daß dieser Hebräer wahr gesprochen hat! Er möge nur ins Meer geworfen werden, damit wir nicht alle wegen dieses einzigen Menschen verloren gehen." Doch der Schiffsverwalter sprach: „Lasset uns

---

[1]) Im Midrasch 40.000 (nach Rabbi). Diese Summe wird angeführt, um Jonas als wohlhabend hinzustellen.

[2]) Dadurch wurden sie aufmerksam gemacht, daß eine Person ihres Schiffes den Sturm verursacht habe.

[3]) Nach Rabbi Chanina waren 70 Völker auf dem Schiffe, — ein Bild der Welt.

[4]) Bei Wolf drohen die Reisenden, den Führer des Schiffes zu töten, und Jonas bekennt seine eigene Schuld, damit er den Führer rette. In einer anderen Erzählung wird beschrieben, wie die Heiden bei einem Seesturm zu ihren verschiedenen Göttern vergeblich rufen, da der eine Gott in Babel, der andere in Rom usw. ist; ein hebräischer Knabe aber betet zu Jahve und wird erhört, denn Jahve ist überall. Daraufhin erkennen die Heiden Gott Jahve als ihren Gott an. — Nach Hieronymus bedeutet „Hebräer" hier „der Hinübergehende".

[5]) Bei Wolf wurde das Los dreimal geworfen und es fiel jedesmal auf Jonas.



nicht vorschnell Blut vergießen! Werfen wir zuerst alles Schiffsgeräte ins Meer, um das Schiff zu erleichtern und dann das Ufer zu erreichen." Und sie warfen die Geräte ins Meer und bemühten sich, zum Ufer zurückzukehren, was ihnen jedoch nicht gelang, da das Meer sehr stürmisch war. Und Jonas sprach zu ihnen: „Habe ich euch nicht gesagt, daß sich das Meer nicht eher beruhigen wird, als bis ihr mich hineinwerfet?" Da nahmen sie Jonas und tauchten ihn bis zu den Knien ins Wasser. Und das Meer stand ab von seinem Wüten. Und sie freuten sich darüber sehr und zogen Jonas wieder zu sich herauf. Das Meer aber fing von neuem zu wüten an und die Wellen wurden so heftig, daß man abermals den Untergang des Schiffes befürchten mußte. Schnell ließen sie Jonas wieder ins Wasser hinein, und zwar bis zum Gürtel; sofort beruhigten sich die Wellen und der Sturm hörte auf. Als sie jedoch Jonas wieder herausgezogen hatten, fing der Sturm von neuem an und spielte mit dem Schiffe, so daß die Leute in große Angst gerieten. Da nahmen sie Jonas und warfen ihn ins Meer hinein.

Und es bestimmte Jahve einen Fisch und dieser öffnete den Mund und verschlang Jonas. Und da sah Jonas, daß eine Perle an den Eingeweiden des Fisches hing, die wie die Sonne um die Mittagszeit leuchtete. Und es blickte Jonas durch die Augen des Fisches wie durch ein Fenster und sah alles, was im Meere und in seinen Tiefen sich befindet. Und es sagte der Fisch zu ihm: „Ich bin um dich sehr in Sorge, denn heute ist dein Ende gekommen." Jonas erschrak gewaltig und fragte: „Was hast du denn gesehen, daß du so zu mir sprichst?" Der Fisch aber antwortete: „Wisse, daß mich heute der Leviathan verschlingen wird." Es sagte Jonas: „Wohlan denn, bringe mich zum Leviathan und ich werde mich und dich vom Tode erretten!" Und der Fisch brachte ihn schnell zum Leviathan, zu welchem Jonas die Worte sprach: „Ich bin gekommen und heruntergestiegen, um deinen Wohnort zu sehen." Der Leviathan erwiderte: „Was haben wir miteinander?" Und es sprach Jonas: „Ich wollte den Fisch sehen, den Jahve zur Speise der Gerechten bestimmt hat."[1]) Da erschrak der Leviathan und floh vor Jonas zwei Tagereisen weit. Jonas aber sagte zum Fische: „Ich habe dich heute vom Tode errettet, nun habe ich eine Bitte an dich, die du mir erfüllen sollst. Führe mich an jene Stellen, deren Kenntnis der Seele angenehm ist." — „Nur wenn du mir sagst," sprach der Fisch, „was du mit Leviathan gesprochen hast." Jonas versprach dies und erzählte dem Fisch, wie der Leviathan erschaffen wurde und wozu er bestimmt ist.

Während dieser Erzählung kamen sie ins Rote Meer. Dort bemerkte Jonas viele Pfade am Boden des Meeres und der Fisch gab ihm die Erklärung dieser Erscheinung: „Das sind die Wege, welche die Söhne Israels gegangen sind, als sie dieses Schilfmeer trockenen Fußes überschritten."[2])

---

[1]) Nach dem Midrasch sagte Jonas noch, daß er einen Strick in die Zunge des Leviathan legen wolle, um ihn für das Mahl der Gerechten vorzubereiten.

[2]) Nach Midrasch Wajoscha blieb der ägyptische König 50 Tage in den Tiefen des Meeres, damit er so die Stärke des Heiligen erkenne; sodann wurde er König in der großen Stadt Ninive. Die Wasser des Meeres erhoben sich beim Übergange der Hebräer 1600 Meilen. Der Stamm Benjamin stieg zuerst hinab, jeder Stamm hatte seinen eigenen Weg auf dem Meeresboden.

Dann führte er ihn in die Tiefen des Meeres, wo Söhne Korachs für ihren Vater beten.

Und es blieb Jonas im Bauche des Fisches drei Tage und drei Nächte und betete zu Jahve gar nicht. Und Jahve sprach: „Ich habe dem Jonas Gutes erwiesen und habe ihm einen eigenen Fisch vorbereitet, damit er es in dessen Innern bequem habe, und er hat meiner vergessen und dankt mir nicht für meine Gnade! Nun werde ich ihn ins Innere eines andern Fisches bringen, wo er es eng haben soll, da wird er in seiner Not zu mir rufen!" So bereitete Jahve dem Jonas eine Fischmutter, welche mit dreitausend sechshundert und fünfzig Millionen Fischen trächtig war. Und es kam dieser Fisch zu jenem und sagte ihm: „Jahve hat mich gesendet, daß ich den Propheten, der in deinem Bauche ist, verschlinge; wenn du ihn nun ausspeiest, werde ich ihn verschlingen und mich entfernen, — wenn nicht, so tue ich meinen Mund auf und verschlinge dich samt dem Propheten." Und es sagte der erste Fisch: „Was für ein Zeichen kannst du mir geben, daß deine Worte wahr sind?" Der andere sprach: „Komme mit mir zum Leviathan und frage ihn; er wird es dir bezeugen, daß mir Jahve so befohlen hat." Sie kamen zum Leviathan und er erzählte: „Ich spielte am Abend vor Jahve und hörte, wie er diesem Fisch den Befehl gab, er solle den Mann, der sich in deinem Innern befindet, verschlingen." Da spie der erste Fisch den Propheten aus und der andere Fisch verschlang ihn.

Nun befand sich Jonas im Innern des Fisches, wo bereits so viele Millionen kleiner Fischlein eingeengt waren, und es wurde dem Propheten sehr bange und er fing an, zu Jahve zu beten und rief: „Herr des Weltalls! wohin kann ich vor dir fliehen? . . . . Erweise mir deine Gnade und errette mich!"

Da befahl Jahve dem Fische und der spie den Propheten 968 Parasangen weit ins Trockene.[1]) Und es sah sich Jonas in dem Lande um, in dem er sich befand, und er bemerkte, daß es ganz verlassen, ohne Menschen und ohne Tiere war. Er besah seine Kleider und siehe, diese waren von der Hitze, die im Innern des Fisches geherrscht hatte, ganz versengt; er betastete seinen Kopf und fand, daß er haarlos geworden war; seine Haare waren ausgefallen. Da rief er: „Gerecht bist du, Jahve, in allem, was über mich gekommen ist!"

Und es geschah das Wort Jahves zu Jonas ein zweites Mal: „Steh auf!" — Und Ninive war eine sehr große Stadt; es waren dortselbst zwölf Basare (Marktteile) und in jedem Basar 12000 Menschen, und in jedem Basar waren zwölf Eingänge und jeder Eingang (Durchgangshalle)

---

[1]) Im Midrasch werden 965 Parasangen angeführt; die Zahl wird nach der Regel der Buchstabenzählung gewonnen: Wajjaqe-et-Jonah-el-hajjabbašah macht zusammen die Zahl 964 (Jo. 2[11]). — In Pompeji wurden im Jahre 1883 Fresken aufgedeckt, unter welchen eine darstellt, wie Jonas von einem Tiere, einer Amphibie, die dem Nilpferd nicht unähnlich ist, ans Land geworfen wird. Ein anderes Bild stellt den Salomo mitten unter Eacus, Minos und Rhadamantes dar. Die Fresken sind aus der Zeit vor 79 n. Chr. und scheinen antisemitischen oder antichristlichen Charakters zu sein. Pompeji hatte zu jener Zeit eine Synagoge und eine christliche Gemeinde. (Abbildung der Fresken in Leclercq, „Manuel d'Archéologie chrétienne." II., S. 652).

hatte zwölf Höfe und jeder Hof zwölf Häuser und in jedem Hause waren zwölf Männer, lauter starke Männer, und jeder von ihnen hatte zwölf Söhne. Und es kam Jonas auf einen Markt und rief da aus, was Jahve zu ihm gesagt hatte, und man hörte seine Stimme einen Weg von 40 Tagen weit. Und es kam das Wort zu Osnappar,[1]) dem Könige von Ninive, und er stieg von seinem Throne herunter, zerriß seine Kleider, legte ein Bußgewand an und befahl seinem ganzen Volke: „Fastet drei Tage hindurch, ihr und alles, was ihr habet!" Und es fasteten alle, der König und die Bewohner und ihre Frauen und ihre Kinder und ihr Vieh. Am dritten Tage brachten sie auf Befehl des Königs hungrige Säuglinge und ihre Mütter, sie trennten auch die Kälber von den Kühen. Die Säuglinge hoben die Hände zu ihren Müttern und riefen: „Erbarmet euch unser, daß wir nicht vor euren Augen Hungers sterben!" Und es schrien die Kinder und brüllten die Kälber. Es kam dann Osnappar, der König, und hob die Kinder gen Himmel und rief zu Jahve: „Verzeihe uns unsere Missetat wegen dieser Unschuldigen, die nicht gesündigt haben!" Da rief alles um Erbarmung und alle Gewalttat suchte man gutzumachen und alles ungerechte Gut zurückzuerstatten. Und Jahve sah ihr Tun und verzieh ihnen ihre Sünden.

Als nun Jonas dies alles sah, fiel er auf sein Angesicht und betete und sprach: „Herr, verzeihe mir, daß ich fliehen wollte vor deinem Angesicht! Jetzt kenne ich deine Stärke und deine Kraft und sehe, daß es keinen gibt, der dir gleich wäre an Barmherzigkeit und Güte!" Und im selben Augenblick kamen Fliegen und Mücken und Ameisen und Flöhe und fielen über Jonas her, bedeckten seinen kahlen Kopf und stachen ihn heftig, so daß er sich den Tod wünschte. Da ließ Jahve über Nacht eine Rizinusstaude wachsen, die 275 Blätter hatte und ihn gegen die Sonnenglut beschützte. Dann aber kam ein Wurm und verdarb die Wurzeln der Staude und sie verdorrte und Jonas litt gar zu sehr unter der Sonnenhitze; es kamen Mücken und Fliegen und Ameisen das zweite Mal über ihn und plagten ihn, so daß er sich unter Tränen den Tod wünschte. Und Gott frug ihn: „Warum weinst du?" Und er antwortete: „Wegen des Wunderbaumes, der so grün gewesen ist und nun ganz verdorret ist." [2])

* * *

[1]) Osnappar wäre Sardanapal, Assurbanipal, um dessen Person sich viele Sagen gebildet haben (Wolf, „Die Geschichte des Propheten Jona", S. 29). Sonst nahm man auch wohl Tiglath-Pilesar III. (745—727 v. Chr.) als den König des Buches Jonas an. Assurbanipal regierte viel später (667—625) v. Chr.). Nach einigen Angaben ist damals, zu Zeiten Assurdans III., eine große Finsternis über Ninive gekommen, die mit der Sonnenfinsternis vom Jahre 763 v. Chr. in Zusammenhang gebracht wird. Bei Ephräm ist von einer großen Finsternis die Rede, welche während der ganzen Bußzeit gedauert und sich am letzten Tage verdichtet habe; plötzlich sei dann die Sonne zum Zeichen der Vergebung aufgegangen.

[2]) Der Schluß ist wie in der Bibel. In den jüdischen Erzählungen (und bei Ephräm) wird hinzugefügt, daß die Bewohner ihren Retter unter Segenssprüchen geleitet haben. Jonas wäre dann nach 40 Jahren gestorben. Das meiste ist im Midrasch Jona enthalten. Deutsch bei Wünsche, „Aus Israels Lehrhallen", II, S. 38—56. Auch im 10. und 43. Kapitel der Pirke des R. Eli'ezer. Über die geographischen Namen des Buches Jonas erscheint eine Abhandlung des Übersetzers in den „Mélngaes de M. de Voguë", 1909.

Das Buch Jonas wird, wie bekannt, sehr verschiedenartig gedeutet. Viele wollen es zwar als historisch gelten lassen, erklären aber den Fisch als ein Schiff in der Form eines Fisches, als eine Zufluchtsstelle nach einem Schiffbruch, als ein Badehaus unter dem Schilde des Fisches, ja als die Insel Cypern, wo sich der Prophet nach einem Schiffbruche aufgehalten habe. Jonas wäre Manasses, der König, welcher beim lydischen Könige in Sardes Hilfe suchte. Es fehlte nicht an Erklärern, die das ganze als einen Traum betrachteten, um das Wunderbare daraus wegzuschaffen.

Manchen ist es ein reines Lehrbuch. Andere machen auf einige Ähnlichkeiten in den Mythen aufmerksam. Herkules zum Beispiel befreit Hesione, welche an einen Felsen angekettet ist, indem er das Seeungeheuer tötet, das sie verschlingen soll. Perseus befreit Andromeda, die an einen Felsen bei Joppe gefesselt ist, indem er das Ungeheuer zu Stein verwandelt. Semiramis, Tochter der Göttin Derketto (Adergotis), kommt als Fisch von Askalon nach Ninive und wird dann in eine Taube verwandelt.[1]) Nach einem Mythos, den auch Berosus erwähnt, verehrten die Assyrer einen Gott, der täglich dem Meere entstieg, um die Menschen zu lehren. Sein Name ist Dagan, bei Berosus Oannes. Oannes könne das babylonische Hani sein, meint Hrozny. Die Ähnlichkeiten sind jedoch rein äußerlich und zufällig.[2])

In der Schrift „Von Asdod nach Ninive" wird Jonas zum Griechen, der von der im Jahre 711 zerstörten Stadt Asdod nach Ninive flieht, Schiffbruch erleidet, auf Cypern gerettet wird („dem großen Fisch inmitten des Meeres" — nach Sargons Inschrift), dann nach Syrien zurückkehrt usw. Auch mit Arion, der sich auf dem Rücken eines Delphins ans Ufer rettete, ist Jonas verglichen worden, ferner mit Melampus, dem Sohne des Amithaon (Hamath) aus Tyrus (Tarsis).[3])

---

[1]) Hieronymus erwähnt bereits den Mythus von der Andromeda (Rosenmüller, „Scholia in Jonam" zu 1[3]). In seinen Prolegomenis werden auch die verschiedenen Deutungen des Buches berührt.

[2]) A. v. Hoonacker, „Les douze petits prophètes." S. 317—320.

[3]) Es finden sich noch allegorische Deutungen zu Jona vor bei Philo; vgl. auch Baum, „Jona, die biblische Fischsage und der israelitische Versöhnungstag". Das Buch Jonas wird nämlich am Versöhnungstage gelesen.



Im Dom zu Köln.

Von Josef Weingartner.

„Im Rhein, im heiligen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n
Mit seinem großen Dome
Das große, heilige Köln . . ."

Wie die fromme Weise eines Wallfahrerliedes, wie heilige Glockenklänge tönt es in unserem Herzen, wenn wir von Köln, vom heiligen Köln reden hören. Köln gesehen zu haben, gilt als Glück, als Gnade, und am schönsten müßte es sein, mit einem Wallfahrerzuge dort einzuziehen, mit fliegenden Fahnen, unter den Klängen eines frommen Liedes. Oder wenigstens mit einem Rheinschiffe sollte es geschehen! So daß die Türme der heiligen Stadt immer näher kommen, immer höher in den Himmel steigen und endlich der große Dom in den grünen Wellen sich spiegelt, wie auf jenen holdseligen alten Bildern, wo die heilige Ursula mit ihren Jungfrauen auf diese Weise den Rhein hinunterfährt und dem heiligen Köln sich nähert.

Es ist kein Wunder, daß sich heute noch in der Seele des Deutschen eine solche Weihestimmung mit dem Namen dieser Stadt verbindet. Die volltönenden Namen „das heilige Köln", „das deutsche Rom" sind keine müßige Erfindung, sondern sie sind unmittelbar aus der Wirklichkeit, aus dem Leben herausgewachsen. Sie sind die naturgemäße Formel für das Leben, den Geist, die Bedeutung Kölns im Mittelalter. Schon die auffallende Vorliebe, aus der es seine politische Stellung mit dem heidnischen und sein religiöses Leben mit dem christlichen Rom durch Geschichte und Sage in möglichst enge Beziehung zu setzen suchte, beweist deutlich genug, daß man im Mittelalter die damalige Wirklichkeit für groß und inhaltsreich genug hielt, um sie mit Ehren auf die imponierende Grundlage einer großen Tradition stellen zu können.

Und wirklich, Köln war im späteren Mittelalter nicht nur die mächtige Hansastadt, der stolze Sitz eines selbstbewußten und kraftstrotzenden Bürgertums, eifersüchtig gewahrter Freiheit und blühenden Handels, sondern es wies auch ein großartiges religiöses Leben auf und es besaß in seiner Universität und in den blühenden Kunstschulen ein vorzügliches Mittel, auch seine religiöse Bedeutung in der glänzendsten Weise nach außen hervortreten zu lassen.

Nur die erhabenen, großzügigen Tendenzen und Ideen des alten Köln vermochten einen Riesensproß wie den Kölner Dom zu treiben; nur auf einem derartig fruchtbaren, ehrwürdigen und geheiligten Kulturboden konnte der deutsche Schöpfergeist den Adlerflug zu einem so erhabenen Wunderwerke nehmen; nur in Köln, dem geistigen Mittelpunkte des alten deutschen Reiches, war das Nationalheiligtum der Deutschen möglich . . .



Wir stehen am Domplatz. Unmittelbar vor uns auf freier Terrasse steigt der Wunderbau in die Höhe, ein Koloß, den ein armes Menschenauge kaum bewältigen kann. Ruhelos, hilflos schweifen unsere Blicke anfangs auf und nieder, hin und her und suchen sich vergebens an diesen ungeheuren Steinmassen, in diesen unzähligen Bildungen zurechtzufinden. Wo soll man bei dieser Überfülle anfangen? Wie soll da unser Auge einen Ruhepunkt finden, wo doch jeder Stein auf den anderen weist, wo der Blick unwillkürlich immer weiter, immer höher getrieben wird, wo ein einziges, endlos fortzeugendes Leben im Ganzen webt und wirkt und wo dabei doch Tausende von Einzelbildern in unsere Augen quellen, in unserer Vorstellung sich entfalten und sich drängen, sich fliehen und sich fassen?

Und wenn wir nun so dastehen und unsere Augen gehen und schweifen, wohin immer sie wollen, von den Portalen bis zu den Kreuzrosen, von einem Turm zum anderen; wenn sie hinaufklettern an den festen Eckpfeilern und oben in tausend Türmchen, Krappen und Rosen sich verlieren; wenn sie an Fenstern und Wimpergen in den zarten Netzen des Maßwerkes sich verfangen oder mit den acht mächtigen Steinrippen der Turmpyramiden in allgewaltiger Sehnsucht ins Blaue streben; wenn wir uns mit einem Worte so ganz rückhaltslos dem Schauen und Genießen überlassen, — da wird es immer klarer, ruhiger in unserer Seele: die riesenhafte Größe der Steinmassen, die uns anfangs fast erdrücken wollte, zerlegt sich uns in ihre harmonischen Teile, enthüllt uns ihren bis ins kleinste durchgeführten Rhythmus. Das Tausenderlei, die unübersehbare Überfülle der Einzelbildungen aber, die unser Gemüt zuerst verwirrten und nicht zur Ruhe kommen ließen, das alles wächst nun zum geheimnisvollen Ganzen zusammen. In der Masse wirkt die Gliederung, aus den Gliedern strahlt die Einheit. Diese Tausende und Abertausende von Steinen offenbaren nur ein einziges Gesetz, das wirksam ist von den Fundamenten bis zu den Turmrosen, im ganzen wie *im einzelnen*. Und aus dem anfänglichen Widerstreit der Gefühle heraus entwickelt sich eine einzige Empfindung klar, herrlich, überwältigend: das Gefühl der Einheit, die Empfindung des einen Lebens, das überall sich selbst gleich ist und doch in Millionen von Einzeldingen sich spiegelt, das in geschlossener Urkraft aus der Erde bricht und in unzähligen Ästen, Blättern und Blüten sich zum Lichte ringt.

Klar und ruhig wird es nun in uns. Das gewaltige Leben dieses Riesenkörpers flutet auch in unsere Seele über, tränkt sie mit Licht und sättigt sie mit Wonne, gibt ihrem Pulsschlag den eigenen großen Rhythmus und reißt sie mit sich empor ins Reich der Höhe, in die sonnendurchflammten Weiten der Unendlichkeit.

Aber wie steht es dann um die Vorwürfe, die dem Dom zu Köln von vielen Seiten gemacht werden? So sagt man doch, die riesigen Strebepfeiler und -bögen über den vier Seitenschiffen treten gar zu nackt hervor und machen einen skelettmäßigen Eindruck; auch zeige der Dom, speziell seine Fassade, gar zu sehr den Stempel mathematischer Richtigkeit und peinlich abgezirkelter Berechnung; er gleiche mehr einem scharfsinnigen Rechenexempel als einem Kunstwerke, das mit elementarer Gewalt und wie von selber dem halb unbewußten Schauen und Fühlen einer Riesenseele entsprungen ist.



Beiden Einwänden wird man eine gewisse Berechtigung nicht leicht absprechen können. Wer die gewaltige Wucht empfunden hat, die in den geschlossenen Massen etwa des Speierer Domes liegt, dem könnte das aufgelöste Strebesystem in Köln auf den ersten Blick allzu zerrissen, allzu skelettähnlich erscheinen. Aber mit Recht wird dagegen angeführt, daß wir es ja nicht mit nackten, nüchternen Konstruktionsteilen zu tun haben, daß der Grundsatz gotischer Baukunst, alle Glieder, die keine tragende Funktion mehr haben, sofort dekorativ auszubeuten und in leichtes Zierwerk ausklingen zu lassen, daß dieser Grundsatz nirgends ein bloßes Gerippe duldet, sondern alle Teile mit reich sprossendem Leben überhaucht. Was aber den Ausschlag gibt: man darf diese Strebepfeiler nicht für sich allein betrachten, man muß sie ins Gesamtbild einbeziehen, sie in Verbindung mit dem Mittelschiffdach und den Türmen auf sich einwirken lassen. Dann tritt ihre scheinbare oder tatsächliche Zersplitterung in den Hintergrund und wir empfinden nur noch die große Einheit im Organismus und in der Tendenz des ganzen Baukörpers.

Ähnlich verhält es sich mit der schematischen Mathematik, die man besonders der Fassade zum Vorwurfe macht. Niemand wird behaupten wollen, daß sich die unteren Stockwerke etwa mit den entsprechenden Teilen des Straßburger Münsters, oder daß sich die beiden Pyramiden mit dem Freiburger Turm an unmittelbarer Frische, an leichter Eleganz, an rhythmischem Wohllaut messen könnten, — aber diese zwingende Konsequenz, dieses lückenlose Ineinandergehen, diese imponierende Einheit und diese ungeheuere Größe des Aufbaues besitzen doch auch ihre eigenen Werte. Und wenn die Vorzüge Straßburgs und Freiburgs reicheren Stoff für feines Genießen bieten, so geben die starken Seiten Kölns dort den Ausschlag, wo es auf den überwältigenden Gesamteindruck ankommt.

Zur Besichtigung der Außenseite gehört notwendig auch ein Gang über die Galerien und die Besteigung des Turmes. Erst dem, der — ein erbärmlicher Zwerg! — zwischen den Hünengestalten der Strebepfeiler, unter den Riesenarmen der Strebebögen dahinwandelt, die Höhe der Stockwerke, den Umfang all dieser Fialen und Kreuzblumen, die Riesenräder des Helmmaßwerkes aus unmittelbarer Nähe sieht, — erst dem geht das richtige Verständnis auf für die ungeheuere Größe dieses Bauwerkes. Man fühlt sich klein und schwach und ist trotzdem nicht beschämt: denn es waren Menschen, die das vollbracht! Freilich Menschen, die von der Kraft Gottes sich tragen ließen....

Und nun in den Dom selber!

Wir steigen die breiten Stufen hinan; das tiefe Portal wölbt sich mächtig über unserem Haupte, ernst und schweigend sehen uns die steinernen Heiligen an, — eine feierliche Stimmung kommt über uns, ahnungsvolle Erwartung füllt die Seele und das pochende Herz sagt an, daß wir etwas Großem, Erhabenem entgegenschreiten. — — —

Hast du jemals den Zauber einer Sternennacht erlebt? Vielleicht von ungefähr und ganz ahnungslos trittst du aus der bedrückenden Enge des Hauses. Und nun so ganz auf einmal weitet sich um dich die Unendlichkeit. Aus Millionen funkelnder Augen schaut sie dich an — groß, feierlich, bedeutungsvoll; du fühlst ihren geheimnisvollen Herzschlag, du hörst in deiner Seele das mächtige Rauschen ihrer Riesenschwingen. Denn hier ist



nichts Leeres, Totes; alles erwacht und wird quellendes, schwellendes, neigendes, steigendes Leben, das aus den Riesenschalen der Unendlichkeit auch in unser armes Herz überflutet, das Unharmonische in uns dämpft, alle guten Kräfte aber auslöst, so daß auch wir das Glück der großen Harmonie, des heiligen Friedens zu ahnen vermögen.

Ähnlich ergeht es dir beim Betreten des Kölner Domes.

Merkwürdig — die Hallen der Gotik sind verhältnismäßig so eng und doch überkommt's uns darin wie Ahnen der Unendlichkeit. Die schwindelnde Höhe des Hauptteiles, die mannigfaltigen Durchblicke in die vier Seiten- und in die drei Querschiffe, der tief zurücktretende, fast verdämmernde Chor mögen diese Wirkung verursachen. Doch ist es nicht das Gefühl der bloß räumlichen, materiellen Unendlichkeit. Die Materie verflüchtigt sich hier ja überhaupt bis zur äußersten Grenze. Vom Stein ist nur noch soviel da, als unbedingt notwendig ist, um den Bau zu tragen; das konstruktive System ist auf seine knappste Formel reduziert. Die künstlichen Streben der Außenseite entlasten die Wände und so bleiben nur noch die Pfeiler und die ungemein schlanken Dienste, — alles übrige füllen bunte Glasfenster und Maßwerk. Das gibt einen Anblick, so frei, so überirdisch leicht, daß auch vom Herzen des Beschauers alle Erdenschwere abfällt, daß es im mächtigen Drange sich weitet und mit süßen Wonnegefühlen im Meere dieser geistigen Unendlichkeit versinkt. Und nun, wo unsere Seele eins wird mit dem Geiste der erhabenen Riesenhallen, nun ist's auch die gnadenvolle Stunde, wo wir den großen Pulsschlag seines geheimnisvollen Lebens zu empfinden vermögen.

Stundenlang können wir herum wandeln, immer überraschen uns neue Bilder, neue Durchblicke, neue Offenbarungen. Und wenn wir uns dann da und dort in eine Bank setzen und traumverloren, weltentrückt, ohne bestimmtes Ziel und bewußte Absicht, in die Höhe starren, — wann käme wohl der Augenblick, wo unsere Seele sagen wollte: „Nun ist's genug, nun bin ich satt!“ Oder hast du dich jemals am gestirnten Himmel wirklich satt sehen können, so satt, daß nicht nur das müde Auge erlahmte, sondern auch die lichtstrahlende Unendlichkeit deinem Herzen nichts mehr zu sagen hatte? Oder wirst du es müde, am Meeresufer zu stehen und dem Spiel der Wellen zuzuschauen, der wilden Melodie der anstürmenden Wogen zu lauschen? Tausende schon sind verrauscht und auf tausende und abertausende möchtest du noch harren und dir von ihren Donnerweisen die Seele durchbrausen lassen.

So auch hier. Welle auf Welle stürmt auf uns ein und wir können nichts anderes tun, als uns den mächtigen Wogen dieses geistigen Lebens willenlos überlassen. Nur so können wir schließlich zur Ruhe kommen, wird die wallende Bewegung allmählich in träumerisches Wellenkräuseln und in tiefglücklichen Frieden übergehen.

In demselben Jahre 1248, in dem der Grundstein zum Dome gelegt wurde, bestieg Thomas v. Aquin seine Lehrkanzel in Köln. Ein zufälliges Zusammentreffen und doch voll inneren Zusammenhanges! Den scharfen Geist, der die scholastischen Lehrsysteme in Philosophie und Theologie erdachte, finden wir ihn nicht in der großartigen Mathematik, in der strengen Konstruktion der gotischen Architektur wieder? Ist's nicht beidemal dieselbe peinliche Gewissenhaftigkeit, jedes einzelne, auch das kleinste Glied möglichst klar und



bestimmt hinzustellen, und zeigt sich nicht ebensosehr in beiden Fällen dieselbe Weite des Blickes, dieselbe Größe der Auffassung, dieselbe Kühnheit der Gestaltung, um aus den Einzelgliedern ein strenges System, ein monumentales Riesenganzes, ein würdiges Abbild der Kirche Christi zu schaffen?

Aber der Geist des Mittelalters ist durch den logischen Gedanken noch nicht erschöpft. Es eignet ihm auch ein ebenso tiefes Gefühlsleben. Übergehen wir dessen sonstige glänzenden Äußerungen, bleiben wir allein bei der Schwester der Scholastik, bei der deutschen Mystik, die ja gerade auch mit Köln mannigfache Beziehungen unterhielt; das Eins-sein mit Gott, das Aufgehen im Unendlichen, Gott und die Seele, — das ist der Kern der mystischen Idee. Und die gotischen Münster, der Dom zu Köln? Denkt man in ihm nur an das herrlich gelungene Rechenexempel, oder liegt nicht gerade in der Überwältigung des Gemütes seine Hauptwirkung? Im Dom zu Köln erleben wir die Gegenwart Gottes, fühlen wir das Unendliche, versinken wir im Unendlichen.

Aus dem Denken und Fühlen erwächst das Wollen. Das Mittelalter war auch eine Zeit des Wollens, der Tat. Nicht nur mit den Gefühlen und mit dem Liede bewies der Ritter seiner Dame die Minne: die Probe seiner Liebe war die Heldentat! Nur die Tat war im Zeitalter des Heldensanges des höchsten Ruhmes wert! Man wußte nicht nur von der Würde des heiligen Landes, man gab seiner Verehrung für die heiligen Stätten nicht nur durch begeisternde Lieder gefühlvollen Ausdruck: man nahm das Kreuz, man zog gen Osten, man eroberte Jerusalem mit der Kraft des Armes, durch innere Läuterung und äußeres Heldenleben ging der Weg zum heiligen Gral. Und der Kölner Dom? Ist nicht auch er ein Zeuge, ein Produkt dieses Geistes, schon an und für sich, schon als materielle Leistung? Die gläubige Überzeugung, das religiöse Gefühl verlangten nach äußerer Betätigung. So stark, so gewaltig war dies Verlangen, daß es den Plan zu einem Riesenwerk aus sich heraus gebar und, solange der echt mittelalterliche Geist fortlebte, mit ungeheurem Kraftaufwand auch ausführte. Aber das allein tut's noch nicht. Wie die strenge Denkkonsequenz und das tiefe Fühlen jener Zeit im Kölner Dome tatsächlich verkörpert sind und greifbares Leben annehmen, so fand auch der Tatendrang des Mittelalters am Dome nicht nur Gelegenheit, sich auszuwirken, sondern er hauchte dem Werke auch seine Seele ein, er gestaltete sich selber in ihm. Wie das ganze Äußere nur ein einziges Emporringen zu sein scheint, so belebt auch das Innere dieselbe Sehnsucht, derselbe Höhendrang, derselbe Wille zur Tat, zur Vollendung. „Ans Licht!“ rufen die Pfeiler, wo sie in schwerer Wucht aus der Erde wachsen; „Aufwärts!“ jubeln die Dienste, die im engen Verein, in ungehindertem Drange zur Höhe eilen; „O, daß wir noch höher könnten!“ sagen voll Sehnsucht die Gewölberippen, wo sie im treibenden Spitzbogen aufeinander stoßen. Ja, das ganze Raumgefühl findet nicht im behaglichen Sichausbreiten auf der Erde sein Genügen, sondern will die Seele aufwärts zur Höhe tragen.

Der Einigungspunkt aller Kräfte im Mittelalter war aber die religiöse Idee. Die Kirche hatte die Kultur begründet und großgezogen, im Dienste des religiösen Ideals erwuchsen auch ihre herrlichsten Früchte. Gelegentliche Abirrungen vom rechten Wege waren bei der urwüchsigen Naturkraft des germanischen Volkes fast selbstverständlich. Auch trug man für eine blühende

Diesseitskultur ausgiebige Sorge. Aber der Grundpfeiler des Gesamtlebens war doch die Religion. Das Denken und Fühlen, der Tatendrang des Mittelalters, — die Religion begeisterte sie zu den höchsten Leistungen. Gerade Kölns Geschichte erweist diese Tatsache am besten.

Nun war es aber eben dieser religiöse Geist, der sich im Kölner Dom aussprechen, betätigen, verkörpern wollte. Darum finden wir auch in ihm alle Grundkräfte des Mittelalters in so herrlicher Harmonie beisammen und dem einen großen Ziele, der religiösen Idee untergeordnet. Das Denken, Fühlen, Wollen, das in diesem Wunderwerke sich ausspricht, wird durch die Religion geläutert und geadelt. Wir stehen hier in einem Hauptdenkmal religiöser, christlicher Kunst und darum trägt auch seine Wirkung auf uns übernatürlichen Charakter. Überzeugte Glaubensfestigkeit, mystisch-religiöses Gefühlsleben, christliches Wollen und Handeln, — das ist der geistige Inhalt des Domes, das ist auch der Inbegriff dessen, was er uns zu sagen hat. Das Große an ihm ist aber, daß wir uns diesem seinem Geiste gar nicht verschließen können. Die Kunst, die erhabene christliche Kunst ist es eben, die hier den Begriff zum Leben umzaubert, dieses Leben auch in unsere Seele überleitet und uns — ob wir uns dessen bewußt werden oder nicht — mit Allgewalt dorthin zieht, wo sie uns haben will. Eine gewisse gläubige Disposition ist dazu freilich notwendig. Und nicht alle bringen sie mit. Besonders gilt das vom Fremdenstrom, der sich zwischen den Gottesdiensten frei und rücksichtslos durch die heiligen Hallen wälzt. Es wurde eben die Festoktav der Dreikönigsreliquien gefeiert und in einem Seitenschiff war der Schrein hinter einem geschmückten und erleuchteten Fenster zur Verehrung ausgesetzt, derselbe Schrein, der im Mittelalter gewissermaßen der ideale Mittelpunkt des ganzen Dombaues war. Und heute? — Ein paar alte Mütterlein, hie und da ein Priester knien betend davor. Die Hunderte und Tausende aber, die so weit herkommen, um den Dom zu sehen, gehen vorüber und interessieren sich für den Reliquienschrein höchstens insoweit, als auch er der Kunstgeschichte angehört.

Aber es war uns im Kölner Dom doch auch ein Anblick vergönnt, der die Herzen tief ergriff. Zum Schlusse der Festoktav wurden die Reliquien von dem Klerus prozessionsweise aus dem Chor durch die Kirche und wieder zurück in die Sakristei getragen. Bischof und Domherren, Priester, Theologen und Chorknaben, — das alles war ja nichts Neues. Aber hier in den mächtigen Hallen des Kölner Domes gewann es neues Leben. Die Kerzen der Prozession — es war schon dunkel — gaben geheimnisvollen Schein und der Choral, den Knaben- und Männerstimmen abwechselnd sangen, klang bei dieser Gelegenheit doppelt ergreifend.

Wenn heute das Innere des Kölner Domes wieder vor meine Seele tritt, dann sehe ich entweder den gewaltigen Riesenraum ganz leer und ganz still, ruhend in seiner eigenen, tieflebendigen Herrlichkeit, oder ich schaue ihn, wie die gläubige Menge ihn füllt, wie die leuchtende Prozession durch das Dunkel seiner Hallen schreitet, und ich höre wieder in meiner Seele das Orgelrauschen, das mächtig über die Häupter des Volkes dahinbraust . . .





Umschau.

Bismarck und die Entstehung des Norddeutschen Bundes. — In der „Historischen Zeitschrift", Band CIII (1909), Heft 1, Seite 52 ff., hat sich Professor Wilhelm Busch in eingehender Weise mit der Frage befaßt, welche Endziele Bismarck bei der Gründung des Norddeutschen Bundes verfolgte, und ist bei dieser Untersuchung zu dem Ergebnis gelangt, daß der „Entschluß zum Norddeutschen Bunde kein Zurückweichen von dem Reformplan vom 10. Juni 1866, sondern die Etappe zur Erreichung des großen Zieles bedeutete". Busch hat dieses Ergebnis aus einem mühsam zusammengesuchten Material geschöpft, welches die diplomatischen Verhandlungen der Jahre bis 1866 umfaßt, sichtlich bestrebt, in dem Gewoge des politischen Lebens den einheitlichen Leitgedanken des führenden Staatsmannes festzustellen. Wir halten das Ergebnis dieser Untersuchung für vollkommen richtig; überraschend ist uns nur, daß Professor Busch sich der mühevollen Beweisführung aus zerstreuten Quellen unterzog und die nicht nur näher liegende, sondern auch zwingendere Beweisführung aus den Friedensurkunden des Jahres 1866 unterließ. Wir wollen daher den einschlägigen Inhalt dieser Urkunden hier kurz zusammenstellen, aus dem sich unseres Erachtens der von Busch indirekt erbrachte Schluß von selbst ergibt.

Im Artikel II der Nikolsburger Friedenspräliminarien vom 26. Juli 1866 erklärte Österreich von vorneherein seine Anerkennung des zu gründenden Norddeutschen Bundes und sein Einverständnis, „daß die südlich von der Linie des Mains gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleiben" solle.

Dieses Zugeständnis wurde im Artikel IV des Prager Friedens vom 23. August 1866 wiederholt; der in diesem Artikel vorkommende, auf einen Einfluß von dritter Seite hindeutende Zusatz, daß der Verein der süddeutschen Staaten „eine international unabhängige Existenz haben" solle, schuf wohl eine Erschwerung der in Aussicht genommenen nationalen Verbindung beider deutschen Bünde, ließ aber das Ziel doch aufrecht bestehen.

In dem Schlußartikel der norddeutschen Bundesverfassung endlich (Artikel 79) wurde die Ausdehnung des Bundes auf Süddeutschland ausdrücklich als das Ziel der verfassungsmäßigen Entwicklung aufgestellt, denn hiernach sollte „der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund" lediglich im Wege der Bundesgesetzgebung erfolgen.

Wie die Gründung des Norddeutschen Bundes von Bismarck geplant war, scheint uns nach diesen historischen Zeugnissen ersten Ranges keines weiteren Nachweises zu bedürfen; es war ganz richtig nur die Etappe zur Erreichung eines größeren Zieles.



Wohl aber dürfte für den Historiker auch heute noch die Feststellung von Interesse sein, wie Bismarcks Pläne außerhalb des heutigen Deutschen Reiches in den Jahren 1866 bis 1870 aufgefaßt wurden, und zur Beleuchtung der damals in Österreich auftauchenden Urteile möchten wir in nachstehendem einen kleinen Beitrag liefern.

Wer immer jene Zeit in Österreich durchlebt und die politischen Strömungen des Tages daselbst auch nur als Beobachter verfolgt hat, hält in seiner Erinnerung fest, wie damals die Gedanken um die Herrschaft rangen, ob Österreich die Zusammenfassung der außerösterreichischen deutschen Länder zu einer machtvollen Einheit unangefochten lassen solle oder ob es dieselbe zu bekämpfen habe. Aber ebenso sicher hat jeder Zeitgenosse jener Tage das Gedächtnis daran bewahrt, daß in Österreich an den nächsten Zielen von Bismarcks deutscher Politik weder die Freunde noch die Gegner derselben einen Zweifel hatten. Und da muß die interessante Tatsache hervorgehoben werden, daß von den maßgebenden österreichischen Politikern jener Tage der Führer der Alttschechen, Rieger, derjenige war, welcher den voraussichtlichen Gang der Entwicklung in dem außerösterreichischen Deutschland zuerst mit voller Schärfe von einer parlamentarischen Tribüne verkündigt hat.

In der Sitzung des böhmischen Landtages vom 13. April 1867 vertrat Rieger als Berichterstatter der Minorität den Antrag, die Wahlen aus dem Landtag in den Reichsrat abzulehnen, und bei dieser Gelegenheit hielt er jene große Rede, in welcher er die Deutschen Böhmens apostrophierte, sich mit der Selbständigkeit Böhmens zu befreunden, und ihnen in feierlicher Weise, wie einst der Ungarführer Deak den Kroaten, ein „weißes Blatt" anbot, auf dem sie die ihnen nötigen nationalen Garantien einzeichnen sollten. Er beschwor die Deutschen, der Gerechtigkeitsliebe der Tschechen zu vertrauen, und wenn sie schon sonst auf die Ehrlichkeit dieser Beteuerung nicht bauen wollten, so sollten sie es doch jetzt, an die politische Klugheit der Tschechen glaubend. Hiebei sprach Rieger die prophetischen Worte: „Auf dem Schlachtfelde von Sadowa ist die deutsche Einheit erstanden . . . . das deutsche Kaisertum ist seit der Schlacht von Sadowa fertig; wann es proklamiert, wann die Kaiserkrone auf das Haupt des Hohenzollern gesetzt wird, ist nur eine Frage kurzer Zeit." Und hieran knüpfte er die Versicherung, daß in dem Augenblicke, in welchem ein nationales deutsches Reich von 40 Millionen an der Grenze Böhmens entstehe, die einfachste politische Klugheit es den Tschechen verbiete, die deutsche Minorität in Böhmen in ihrer nationalen Eigenart zu bedrücken.

Man kann diese Rede vielleicht verschieden beurteilen; das eine wird sich aber kaum bestreiten lassen, daß Rieger die bei der Gründung des Norddeutschen Bundes treibenden Kräfte sofort klar erkannt hat. Und dies dürfte für die damals in Österreich überhaupt herrschende Auffassung wohl von einiger Bedeutung sein.

Dr. Karl Hugelmann.

* * *

Aus Zeitschriften. — Man berät und studiert heutzutage überall, wie die Armenpflege am zweckentsprechendsten einzurichten wäre. Dabei vergißt man aber leider nur zu oft — so führt Dr. Retzbach in der „Sozialen Revue" aus (1909, 3. Quartalheft) —, daß „Jesus, der große Meister der Caritas", uns auch hiefür Grundsätze und Richtlinien gegeben hat. Bei der Speisung der hungernden Volksmenge am Galiläischen Meer (Markus VIII, 1—9) sprach er zu den Jüngern: „Es erbarmt mich des Volkes." Mitleid mit dem Bedürftigen sei somit das erste und



unentbehrlichste Erfordernis für jeden, der Almosen spendet. Wo das Mitleid fehlt, da erweitere die Gabe nur die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen. „Das ist der tiefste Grund, weshalb unsere offizielle Armenfürsorge, unsere Zwangsarmenpflege, so herzlich wenig in sozialer Hinsicht ausrichtet.“ Daher könne die staatliche Wohltätigkeit auch nie die private ersetzen, — wohlgemerkt, falls diese in rechter Weise geübt wird! — und beide müssen Hand in Hand gehen, wenn sie rechte Frucht tragen sollen. Der zweite zu beachtende Grundsatz für jede Liebestätigkeit heiße im Evangelium: „Und sie aßen und wurden satt.“ Eine gute Armenpflege müsse es sich somit angelegen sein lassen, den Hilfsbedürftigen tatsächliche, ausreichende Hilfe zu gewähren. Da das dem einzelnen Wohltäter in den meisten Fällen unmöglich ist, bedürfe es der Organisation, der Zusammenfassung aller vorhandenen Mittel und Kräfte. „Es sollte darum keine Gemeinde existieren, in welcher die Caritas nicht irgendwie organisiert ist, in welcher nicht an einer Zentrale alle materiellen Mittel zusammenfließen, von welcher aus die Gaben verteilt und die persönliche Arbeit an den Armen dirigiert wird.“ Aber leider sei die organisierte Wohltätigkeit außerhalb der Städte noch viel zu wenig bekannt; das Volk sollte daher bei jeder passenden Gelegenheit auf die caritativen Vereine aufmerksam gemacht und zum Beitritt aufgefordert werden. Da nun die Leibesnot häufig eine Folge der Seelennot sei, — der Verfasser erinnert an jene Fälle, in denen Trunksucht, Arbeitsscheu usw. ganze Familien ins Elend stürzen, — so müsse mit der Armenpflege auch die Seelsorge verbunden werden, woraus sich die notwendige Folgerung ergebe, daß die Organisation der Caritas so viel als möglich eine konfessionelle und kirchliche sein müsse. „Namentlich gilt dies für die gefährdete Jugend. Wir sollten darum alle Hebel in Bewegung setzen, daß katholische Kinder nur in katholischen Familien und Anstalten untergebracht werden, wir müssen aber auch konsequenterweise bemüht sein, solche Anstalten und Familien zur Verfügung zu haben, um den mit der Kinderfürsorge betrauten Organen solide katholische Familien und Anstalten nennen zu können.“ — Für die führenden Persönlichkeiten in der Armenpflege biete das Vorgehen des Heilands bei der wunderbaren Speisung auch noch andere praktische Anregungen: wie er die Apostel gleichsam zu Rate zog und ihre Mithilfe in Anspruch nahm, so bedürfe es auch bei der modernen caritativen Tätigkeit, die an verwickelten Fällen und schwierigen Aufgaben so reich sei, „der gegenseitigen Aussprache unter den Caritasfreunden, des Studiums der Caritasliteratur und vor allem der Veranstaltung und des Besuches von Konferenzen größeren und kleineren Stils mit Vorträgen und Diskussionen über die Armenpflege.“ Und wie der Heiland alle Jünger gleichmäßig zum Dienste der Hungerleidenden verwendete, so sollen auch die Leiter caritativer Vereine alle Mitglieder, ohne Bevorzugung und Zurücksetzung einzelner, zum Liebeswerk heranziehen und alles Eigenmächtige und Herrschsüchtige vermeiden. Auf diese Weise werden sie die nötige Anzahl von Helfern um sich scharen, welche die drei für den Armenpfleger unentbehrlichen Eigenschaften: ein gutes Herz, einen klaren Kopf und einen energischen Willen, gern in den Dienst der Caritas stellen werden.

Aus Anlaß der Heiligsprechung Clemens Maria Hofbauers (20. Mai 1909) zeichnet Martin Spahn im „Hochland“ (1909, Juniheft) ein Lebensbild des Heiligen, der zu einer unter dem Mangel an religiöser Innerlichkeit leidenden Zeit allein imstande gewesen sei, Großes zu vollbringen, ohne daß er eine ihm Einfluß verbürgende oder ihm die Türen öffnende Stellung besessen. „Er hat das Eis gebrochen, Leben geweckt, Leben behütet. Ein Genius religiöser Tatkraft war mit ihm



inmitten der Wiener Kreise erschienen. So wie er sich in der ihn umgebenden, noch ganz von der Aufklärung eingenommenen Welt bewegt, liegt ein Hauch vom Wesen des heiligen Franz von Assissi über ihm." Es sei schwer, seine Persönlichkeit und seinen Einfluß zu charakterisieren: „Die Zeichnung gerät zu naiv und hinterläßt bei den einen den Eindruck, daß nichts Besonderes an ihm, bei den anderen, daß er einfältig gewesen sei." Das, wodurch er sich von seiner Umgebung unterschied und über sie erhob, seien seine Führergaben und das Heroische in seinen Tugenden. Äußerlichkeiten und Einzelheiten bedeuten wenig „in seinem der Tat und der Liebe geweihten Leben, das nur durch die unmittelbaren Ausstrahlungen wirksam wurde, die von ihm auf andere Geister und Seelen ausgingen". Er, der in allem das Gegenstück zu dem herrschenden Zeitgeiste gewesen, der die Eigenschaften eines ganzen Mannes besessen und das Leben eines Heiligen geführt, er habe auch die Saat ausgestreut, die in der Gegenwart von den Christlichsozialen, der „Partei der Wiedergeburt Österreichs", geerntet werde. Aber auch die Katholiken Deutschlands dürften ihn als ihren Heiligen betrachten, denn seine Persönlichkeit symbolisiere die deutsche katholische Bewegung während des letzten Jahrhunderts, die Hauptzüge seiner von Gott gesegneten schlichten Gestalt seien in der Geschichte des Strebens und Wirkens der deutschen Katholiken des 19. Jahrhunderts wiederzuerkennen. „Möge seine Fürbitte den deutschen Katholiken erflehen," so schließt der Verfasser, „daß sie auf den Pfaden weiterwandern, die er gegangen ist — im gleichen Vertrauen auf Gott, im selben Geiste überzeugten Glaubens, christlicher Liebe und männlicher Pflichterfüllung". — Als „Kulturarbeit eines deutschen Heiligen der Neuzeit" schildert auch P. R. Krause in Kausens Wochenschrift „Allgemeine Rundschau" (VI., Heft 21) das Lebenswerk Hofbauers. Der Heilige sei „deutsch seinem Charakter und Wesen nach, nichts Sonderbares, Auffälliges, Übertriebenes, kein Wunderleben, nichts, was wohl angestaunt, aber nicht nachgeahmt werden könnte," habe ihn ausgezeichnet, daher müsse die ganz deutsche Nation ohne Unterschied des Glaubens ihn als einen ihrer edelsten Söhne verehren und die Ziele und Bestrebungen unterstützen, denen er sein arbeitsreiches Leben geweiht hat. (Vgl. auch desselben Verfassers Aufsatz: „Lehr- und Wanderjahre eines Glaubenshelden" im „Schulfreund", 1909, Heft 10, und: „Clemens Maria Hofbauer, der Apostel von Wien", von Dr. Fr. Hofer, in „Christliche Schul- und Elternzeitung", XII., Heft 11/12). — P. Aug. Rösler C. SS. R. erscheint „Der heilige Clemens Maria Hofbauer als Mann der Vorsehung" („Pastor bonus", XXI., Heft 10), dessen feierliche Heiligsprechung als ein Aufruf an die Katholiken der Gegenwart angesehen werden könne, den antichristlichen Geist der Revolution im 20. Jahrhundert mit denselben Waffen und demselben Heldenmute zu bekämpfen, wie er es im Anfang des 19. Jahrhunderts getan. Diese Waffen aber seien gewesen: tiefe Innerlichkeit und Seelenruhe, Reinheit des Glaubens und Mut des Bekennens, inniger Anschluß an die römische Kirche und das Papsttum, — lauter Heilmittel für die Schäden unserer Zeit. — Im „Katholik" (Band XL., Heft 8: „Die Heiligsprechungen vom 20. Mai 1909") erwähnt Dr. Alfons Bellesheim u. a. die literarischen Werke, die sich mit dem Leben und Schaffen des heiligen Clemens Hofbauer beschäftigen, entwirft ein Bild von dessen Lebensgange und schildert die Feier der Heiligsprechung zu St. Peter in Rom. Auch der vollständige lateinische Text der Papst-Homilie über den heiligen Clemens Hofbauer und den am gleichen Tage kanonisierten heiligen Josef Oriol ist dem Aufsatz beigefügt.

Des großen Einflusses, den Hofbauer auf die Herzen und Seelen ausübte, gedenkt der „Deutsche Hausschatz" (XXXV., Heft 20) in einem kleinen Artikel der dem neuen Ordensgeneral der Redemptoristen, „P. Patrik Murray", gewidmet ist. Murray, der 1865 in Jarton in Irland geboren wurde, seine Ausbildung im Diözesanseminar zu Letterkenny und im berühmten Kolleg zu Maynooth erhielt und nach beendeten Studien in die Kongregation des Allerheiligsten Erlösers eintrat, hat 1890 die Priesterweihe empfangen und darnach mehrere Jahre in verschiedenen Klöstern der irischen Provinz als Missionär gewirkt, bis ihm die Leitung der irischen Ordenskleriker übertragen wurde, die er sechs Jahre hindurch behielt. Nachdem er drei Jahre Rektor des Belfaster Kollegs gewesen, ernannte ihn der Ordensgeneral P. Raus zum Provinzial der irischen Ordensprovinz. Im Jahre 1908 sollte er Bischof werden, doch in seiner Bescheidenheit weigerte er sich entschieden, diese Würde anzunehmen. Das Generalkapitel, das sich anläßlich der Heiligsprechung Hofbauers im Mai dieses Jahres in Rom versammelt hatte, erwählte ihn zum Nachfolger des Ordensgenerals Raus, der aus Altersrücksichten sein Amt freiwillig niederlegte.

Bei Besprechung mehrerer Dichtungen mit religiöser Grundidee im „Literarischen Echo" (1909, Heft 19, „Priester-Dramen") macht Hermann Kienzl einige Bemerkungen über die Tendenz im Drama. „Daß die Weltanschauung des Dichters in das gestaltenwahre Drama dringt, gibt dem Werke Linie und Bedeutung," meint er, doch dürfe eine dramatische Schöpfung nicht um der Tendenz willen vergewaltigt werden, die innere Wahrheit der Gestalten müsse stets die erste Forderung bleiben, wenn das Werk seinen Kunstwert nicht verlieren soll. „Die bedeutungsvollsten Dichtungen der Zeitalter, die sozusagen unsterblichen Dramen, spiegeln die Weltanschauungen, die Religionen der Dichter, der Zeiten," aber sie spiegeln sie im Ewig-Menschlichen, ihre Dichter seien Menschenschöpfer gewesen und daher haben jene Werke den Wechsel der Überzeugungen überdauert. Die Weltanschauung für sich allein sei nicht schöpferisch, aber sie beeinflusse die Wahl des Stoffes und der Gestalten und die Art, das Leben zu sehen. Je mächtiger eine Idee im Drama sei, um so größer müsse auch die Gestaltungskraft des Dichters sein, damit „das Blut der Dichtung nicht im Gedanken erstarre", damit die großen ethischen Ideen, welche die heilige Samenfrucht der Dichtung seien, nicht zu Bleigewichten werden, die sich auf die Gestaltungskunst herabsenken, um sie zu erdrücken. Unter Harmonie im Kunstwerk habe man vor allem zu verstehen, „daß die Absichten des Schöpfers unbedingt der Natürlichkeit wahrhafter Gestalten unterworfen werden. Nicht die Idee soll für das Gebilde, das Gebilde muß für die Idee siegen."

Über „Unmoderne Ästhetik" spricht A. J. Peters im „Gral" (III., Heft 9 und 10.) Das Streben des sogenannten modernen Zeitgeistes gehe dahin, den Menschen zu verweltlichen, ihn von Gott loszulösen. Dieser Zeitgeist sei leider auch in gebildete katholische Kreise eingedrungen, denn: „Man will nicht für inferior und rückständig gelten, man fürchtet den Vorwurf konfessioneller Absonderung, man meint sogar, dem Katholizismus selbst einen Dienst zu erweisen, wenn man ihn der modernen Kulturauffassung möglichst anpaßt oder doch wenigstens ihr gegenüber nicht offen geltend macht." Und so stelle man denn auch in manchen katholischen Kreisen die Behauptung auf, daß Kunst und Wissenschaft, Politik und Wirtschaftsleben von der Religion und der auf sie gegründeten Sittlichkeit unabhängig sein müssen, daß zum Beispiel die Stellung, die der „Gral" einnimmt, unhaltbar sei. Peters untersucht nun die Berechtigung dieser Behauptung und der modernen Forderung nach tendenz-



loser Kunst. Gewiß sei die Kunst selbständig und folge eigenen Gesetzen, damit sei aber nicht gesagt, daß sie völlig beziehungslos sei und außer ihrem unmittelbaren Zweck — das Schöne darzustellen und dadurch einen ästhetischen Genuß zu vermitteln — keine weiteren Zwecke habe. Zunächst sei es nicht notwendig, daß der Künstler zur Betätigung seiner Kunst nur allein durch die Kunst an und für sich bestimmt werde: oft genug seien Ehrgeiz, Not, Gewinnsucht oder die Absicht, den Patriotismus zu stärken, Gott und die Religion zu verherrlichen, die Beweggründe, die zur Schaffung eines Kunstwerkes anregen. Da nun die Kunst Einfluß auf die Veredlung des Menschen ausübe und da das menschliche Leben höhere und notwendigere Interessen und Aufgaben kenne als den bloßen Schönheitsgenuß, müsse es dem Künstler unverwehrt bleiben, seiner Kunst den Zweck der Veredlung des Menschen zu geben. Die Behauptung, daß ein solcher Zweck dem Künstler einen Zwang anlege, sei eine Phrase. „Das künstlerische Schaffen als solches vollzieht sich nach künstlerischen Gesetzen mit künstlerischen Mitteln. Und es bleibt seinem nächsten und unmittelbaren Zweck voll und ganz treu." Denn nur dadurch, daß es diesen nächsten Zweck verwirkliche, könne es den weiteren — den der Veredlung des Menschen — erreichen; das hohe Ziel sporne somit den Künstler nur an, sein Bestes und Größtes zu bieten. Die Unhaltbarkeit des modernen Grundsatzes von der Beziehungslosigkeit der Kunst zeige sich besonders deutlich, wenn er in das Licht der christlichen Weltanschauung gerückt werde. „Auch die Kunst ist ein Geschöpf Gottes. Auch der Kunst ist die doppelte Beziehung auf Gott, ihren Urgrund und Endzweck, wesentlich. Auch die Kunst ist Gottes Gesetzen unterworfen und Gottes Verherrlichung dienstpflichtig." Daraus folge, daß auch sie für den Menschen nur ein Mittel zum Erstreben und Erreichen seines ewigen Zieles sein dürfe und daß für den Künstler wie für jeden Christen die Mahnung der heiligen Schrift gelte, alles, was er tut, zur Ehre Gottes zu tun. Ein Künstler, der sein Schaffen mit bewußter Absicht in den Dienst der Verherrlichung Gottes stellt, handle somit nur der Aufgabe der Kunst und seiner eigenen höchsten Bestimmung gemäß. „Denn eben darin offenbart sich die Weisheit und Güte des allmächtigen Schöpfers, daß, indem die einzelnen Geschöpfe, jedes nach seiner eigenartigen Veranlagung, das ihnen Naturgemäße anstreben, alle diese mannigfaltigen Einzelbewegungen zur wunderbaren Harmonie der großen Weltordnung zusammenstimmen, die in der Verherrlichung Gottes ausklingt." — Ähnlich wie mit Kunst und Religion stehe es mit Kunst und Moral, zwischen denen die moderne Welt ebenfalls keine Verbindung anerkennen will. Auch hier sei die Kunst nicht schlechthin selbstherrlich, wenngleich sie die ihr eigentümlichen Gesetze und Regeln nicht der Moral entnehme. Denn wie der Mensch sich und sein Handeln zwar in Widerspruch zum Gesetz der sittlichen Ordnung stellen, nicht aber der grundwesentlichen Beziehung zu diesem Gesetz sich entledigen könne, so könne auch die Darstellung des Menschen und seines Tuns eben diese Beziehung nicht außer acht lassen. Ferner: das Animalische, Sinnliche, das einen wesentlichen, aber niederen Bestandteil der menschlichen Natur bilde, bedürfe der Ergänzung und Leitung durch einen höheren Teil, durch die Vernunft die Ebenmaß und Ordnung in die menschliche Natur bringe. Somit sei nicht das Animalische, sondern das Vernunftgemäße als das einfachhin Natürliche im Menschen anzusehen. „Menschlich im wahren und vollen Sinne des Wortes handelt der Mensch, wenn er die Gesamtenergie seiner geistigen und sinnlichen Kräfte unter der Führung der Vernunft betätigt. Das Vernunftgemäße ist nun eben das Sittliche." Und dieser Eigenart der menschlichen Natur habe auch die Kunst gerecht zu werden. „Hat mithin



der Dichter Handlungen darzustellen, die dem Gesetze der sittlichen Ordnung widerstreiten, so muß die Darstellung den vernunft- und naturwidrigen Gegensatz solcher Handlungen zum Gesetze der sittlichen Ordnung hervortreten lassen." Die moderne Ästhetik schiebe diese Forderung leider ganz beiseite; ihr komme es nur auf die Selbstoffenbarung des Künstlers an, auf das Gepräge der individuellen künstlerischen Persönlichkeit, die in der Tat bei der Schaffung eines Kunstwerkes eine Hauptrolle spiele, aber nicht zu schrankenloser Autonomie ausarten dürfe. Nicht alles, was aus dem Innern einer Künstlerseele geboren werde, sei auch schon ein echtes Kunstwerk; nicht alles, was sich im Künstler dranghaft rege, dürfe von ihm ohne weiters zur Darstellung gebracht werden. Gott werde vom Künstler einst Rechenschaft fordern wie von jedem Menschen, und zwar nicht nach der Norm modern-ästhetischer Ansichten, sondern nach der Norm der von Gott gegebenen Sittengebote, daher habe auch der Künstler die sittliche Pflicht, sein Inneres zu regeln und zu ordnen, und er habe diese Pflicht ganz besonders auch deshalb, weil er für die Wirkungen seines Werkes verantwortlich sei. Das ernste Wort des Erlösers: „Wehe jenem Menschen, durch welchen das Ärgernis kommt!" könne durch keine Kunsttheorie abgeändert oder gemildert werden.

Die Frage, die hier berührt wird, bildet zum Teil auch den Inhalt zweier Broschüren, die gegenwärtig die katholische Literaturwelt — und wohl auch noch weitere Kreise darüber hinaus — bewegen: „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" von Karl Muth und „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart" von Richard v. Kralik. Zu diesen tiefgreifenden prinzipiellen Erörterungen der Wortführer zweier literarischer Richtungen, die sich diametral gegenüberstehen und sich im „Hochland" einer-, im „Gral" andrerseits verkörpern, nimmt eine große Zahl von Artikeln und Referaten Stellung; es seien erwähnt: „Gral" (III, Heft 10), „Zwei Ritter von der schwarzen Brille" vom Herausgeber; (ebd., Heft 11) „Turnierplatz". — „Hochland" (1909, Augustheft), „Glossen zur katholischen Literaturbewegung" von Martin Spahn; (ebd., Septemberheft) „Kralik" von demselben. — „Stimmen aus Maria Laach" (1909, Heft 7), „Die katholische Belletristik und die Moderne" von P. A. Baumgartner S. J. — „Über den Wassern" (II, Heft 14), „Vom literarischen Koalitionsrechte" von P. Expeditus Schmidt; (ebd., Heft 16) „Richard v. Kralik als ‚Redaktor einer Kultur'" von demselben; (ebd., Heft 17) „Preßstimmen zum Kralik-Streite"; „Verwirrung über Verwirrung"; „Zur Erklärung Eicherts". — „Historisch-politische Blätter" (Bd. 144, Heft 3), „Macht seine ‚katholische Tendenz' einen Autor ‚intolerant'?" von Ansgar Albing; (ebd., Heft 5) „Bedenklichkeiten oder Bedenken?" von Msgr. Mathies. — „Allgemeines Literaturblatt" (XVIII, Nr. 16), Besprechung der beiden Broschüren durch Dr. F. Schnürer. — „Allgemeine Rundschau" (VI, Heft 32), „Die fördernden Werte literarischer Selbstbesinnung" von Dr. Max Ettlinger; (ebd., Heft 35) „Wohlmeinende Randbemerkungen zum Literaturstreit" vom Herausgeber; ebd., Heft 37) „Nochmals zum Literaturstreit" von demselben. — „Kölnische Volkszeitung" (1909, Nr. 561), „Die Katholiken und die Literatur" von Viktor Eschbach; (ebd., Nr. 643), „Der Kampf ums Dasein der Dichtung" von Karl Hoeber. — „Literarische Beilage zur Kölnischen Volkszeitung" (1909, Nr. 30), „Schriftsteller und Kritiker." — „Deutsche Wacht" (II, Nr. 29), „Konfessionelle Strömungen in der Literatur". — Literarische Beilage zur Augsburger Postzeitung" (1909, Nr. 20/21), „Wir Katholiken und die deutsche Literatur"; (ebd., Nr. 38) „Der literarische

Kampf" von Josef Bernhart. — „Dichterstimmen der Gegenwart" (XXIII, Heft 12), „In eigener Sache" von L. v. H. — „Schlesische Volkszeitung" (1909, Nr. 345), „Die katholische Literaturbewegung und die Kritik" von F. P. — „Literarische Rundschau, Beilage zum Bayerischen Kurier" (1908, Nr. 13), „Die jüngste katholische Literaturbewegung" von S. Wieser. — „Augsburger Postzeitung" (1909, Nr. 169), „Offener Brief" an R. v. Kralik von Ansgar Albing. — „Reichspost" (1909, Nr. 255), „Wiedergeburt?" von A. J. Peters. — „Literarischer Handweiser" (1909, Nr. 16/17), „Richard von Kralik — Karl Muth" von Franz Faßbaender. — „Magazin" (1909, Juliheft), „Über konfessionelle Literaturkritik" von Gustav Ad. Müller. — „Die Freistatt" (I, Nr. 20), „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart" von Oskar Neumann. — „Jung-Österreich" (X, Heft 3), „Katholizismus und Literatur" von Anton Illinger. — „Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Österreichs" (1909, Nr. 14), „Ein lesenswertes Kapitel". — „Der Türmer" (1909, Augustheft), „Literatur und Katholizismus" von F. Lienhard; (ebd., Septemberheft) „Ästhetik und Konfession" von demselben.

Ein ähnliches Thema behandelt Konsistorialrat Lic. Rogge-Stettin in der protestantischen Monatsschrift „Die Innere Mission im evangelischen Deutschland" (1909, Heft 7 und 8), indem er über „Kunst, Künstler, Christentum" spricht. Die Ansicht, daß die Kunst ein Gebiet für sich sei und mit Religion und Sittlichkeit, mit Lebensauffassung und Weltanschauung nichts zu tun gabe, sei durch und durch ungeschichtlich. Die Kunst einer Zeit wachse heraus aus der sie umgebenden Gesamtatmosphäre und in dem einzelnen Kunstwerk präge sich die ganze Persönlichkeit seines Erzeugers aus, wie in der reifen Frucht die Lebenssäfte des Baumes; folglich sei auch der religiöse und sittliche Charakter des Künstlers mitbestimmend für sein Werk. Aber auch der Genießer des Kunstwerkes sei eine Persönlichkeit und habe das Recht und die Pflicht, sie zu wahren, daher sei das einseitig ästhetische Sichhingeben an ein Kunstwerk, wie es heute von vielen gefordert werde, ein Zeichen unmännlicher Schwäche der eigenen Persönlichkeit. Wohl aber leiden viele von uns unter dem Zwiespalt, daß ihre Freude an manchem Kunstwerk arg getrübt werde durch das Empfinden: es ist aus einem entgegengesetzten Geiste geboren als dem meinen. Daß das Christentum auf Kunst und Künstler einwirke zeige jeder Blick in die Kunstgeschichte, und die ganze mittelalterliche Kunst sei ein sprechender Beweis dafür. Das gute Recht des Christen sei es, dem Wunsche und der Hoffnung offen Ausdruck zu geben, der Geist des Christentums möge wieder eine starke Anziehungskraft auf die Kunst und ihre Träger ausüben. „Durch innige Berührung mit dem Christentum würde unsere Kunst sicher vertieft werden." Und diese Vertiefung käme der Kunst ebenso zugute wie dem Künstler selbst, dessen Persönlichkeitskern der Christ gerne christlich sähe. Der Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht müsse auch den Künstler durchdringen und in seinem Werk zum Ausdruck kommen; es gäbe „mehr aufrechte Naturen, weniger Mitläufer jeder zeitweiligen technischen und ästhetischen Mode unter unseren Künstlern, wenn wir mehr bewußte Christen unter ihnen hätten". Der Künstler habe dasselbe Problem zu lösen, das uns allen im Leben gestellt sei: die Achtung vor dem festen und ewigen Sittengesetz Gottes, das kein Mensch und kein Volk ungestraft verletzt, mit der Freiheit der individuellen Entwicklung zu vereinen. Unser aller Aufgabe aber sei es, daran mitzuarbeiten, „daß die beiden großen Wellen Religion und Kunst sich nicht einander ablösen oder gar

aufheben, sondern mächtig, groß und schön zusammenfließen, daß heißt, daß wir unter unseren Künstlern und Laien viele haben, denen nicht Empfindungen eines Gegensatzes, sondern unzertrennlicher Zusammengehörigkeit ausgelöst werden durch die drei großen Worte: Kunst, Künstler, Christentum."

Daß die Sittlichkeit das Gut ist, das für die Menschheit um jeden Preis gerettet werden muß, stehe für jeden, der die Lebenswerte richtig zu schätzen weiß, fest, führt Dr. Alois Wurm in einem Artikel über „Das Nackte in der Kunst" aus („Der Schulfreund", 1909, Heft 8). Die absoluten, notwendigen, ewigen Werte der Sittlichkeit lassen sich nicht ummünzen, sie stehen unvergleichlich höher als die Kunstwerte, so edel diese auch seien. „Wo also auf der einen Seite ein sittlicher Wert, auf der anderen künstlerische Qualitäten sich befinden, kann es nicht zweifelhaft sein, was geopfert werden muß. Das Gift des Unsittlichen muß verpönt werden, und würde es auch in einer göttlich schönen Schale gereicht." Daran solle man sich nicht durch jene hindern lassen, die über „das Totschlagen der Kunst durch die Moral" spötteln. Schwieriger sei die Stellungnahme zu solchen Nacktdarstellungen, die in sich sittlich unantastbar sind, trotzdem aber für gewisse Menschen zu einer sittlichen Gefahr werden können. In dieser Hinsicht seien vor allem zwei große Klassen von den anderen zu scheiden: die Jugend von den Erwachsenen und das gewöhnliche Volk von der gebildeten Welt. Die Jugend, die noch nicht über die nötige moralische Widerstandskraft gegen schlimme Reize verfüge, außerdem entscheidende Übergangskrisen durchzumachen habe, müsse durch die kluge Vorsicht der Eltern und Lehrer vor Darstellungen des Nackten, die zu ungesunder Neugier oder Erregung reizen könnten (zum Beispiel gewissen Bildern und Ansichtskarten in den Auslagen und Läden), geschützt werden. Es gelte da, das Vorurteil der öffentlichen Meinung zu brechen, die sich an der Gefährdung der Volks- und Jugendsittlichkeit nicht interessiert fühlt, „dagegen wie von der Tarantel gestochen auffährt, sobald irgend ein Kunstinteresse auch nur entfernt in Gefahr zu sein scheint". Andrerseits müsse die Jugend durch die Erziehung gegen die Gefahren, die ihr etwa aus Nacktdarstellungen erwachsen könnten, gewappnet und vorsichtig mit Reproduktionen künstlerisch wertvoller Nacktdarstellungen bekannt gemacht werden, was am besten in den oberen Klassen der höheren Schulen vor sich gehen könnte. Auf diese Weise könnten die berechtigten Interessen der Kunst ebenso aufrichtig gewahrt werden wie die der Sittlichkeit. (Vgl. auch den Aufsatz „Kunst und Moral" in der „Allgemeinen Rundschau", VI., H. 28, wo Franzl Weigl Dr. Wurms kürzlich erschienenes Werk „Moral und bildende Kunst" in sehr anerkennender Weise bespricht und den Wunsch äußert, daß es auch in weite Kreise der Künstlerschaft dringen möge.)

Moderne Schlagwörter wie: Lebensbejahung, Sichausleben, Lebenskunst usw. unterzieht O. Zimmermann S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach" (1909 Heft 5: „Leben") einer verdient scharfen Kritik. Unter Lebensbejahung verstehe man im allgemeinen: das Leben lieben und genießen, ihm abgewinnen, was immer es an Freuden und Erfolgen birgt; sehr oft aber seien mit Lebensbejahern Leute gemeint, die man sonst Lebemänner, Lebedamen, Lebejünglinge zu nennen pflegte, Leute, die nur dem Vergnügen, dem Genuß leben und sich hierin keinerlei Schranken und Grenzen zu ziehen wissen. „Die Modernen meinen, sobald etwas nur Lebensbejahung heiße, sei es jedem Widerspruch entwachsen." Demgegenüber erinnert Zimmermann daran, daß Leben und Lebensbejahung unter ein Gesetz und vor ein Gericht gehören,

wie das Denken unter die Logik, und wie Denken ohne Logik Unsinn sei, so sei Lebensbejahung ohne Sittengesetz Sünde. „Lebensbejahung an und für sich besagt gar nichts; Lebensbejahung, die den Menschen ziert und krönt, dürfte man, wenn man zu dem Schlagwort sich verstehen könnte, allein das gute und vernunftgemäße Leben nennen.“ Einen noch ungünstigeren Eindruck mache das andere Schlagwort „Sichausleben“, welches besage: alle seine Triebe befriedigen. Für den modernen Menschen sei Selbstüberwindung Sünde, denn seiner Meinung nach schwäche und entwürdige sie die Natur. Er vergesse dabei völlig, daß der Mensch ein Geistwesen ist, von dem die Natur erwartet, daß er durch seinen Geist sich selbst regiere. „Sichausleben, ist Sache der Tiere; dem Gesetze des Geistes folgen, ist Sache des Menschen. Das Sittengesetz ist nichts anderes als der folgerichtig zu Ende gedachte Mensch. Tolles Sichausleben aber ist Unsittlichkeit.“ Harmloser stelle sich das Wort „Lebenskunst“ dar, das ja bedeuten könne, verständig, gut, nützlich, fröhlich usw. zu leben verstehen. Leider aber behaupten heutzutage auch die Lebensbejaher und Auslebemenschen in anrüchigem Sinne, sie seien Lebenskünstler, und bei ihnen heiße es dann: möglichst findig sein im Aufspüren von Genüssen und Vergnügungen. Wer im Schlamm der Erde die schmackhaftesten Bissen entdecke, der trage als Lebenskünstler den Lorbeer. Es sei klar, daß somit Lebenskunst im modernen Sinne gleichbedeutend sei mit Unmoral, was von diesen Lebenskünstlern, die sich ihrer „Moralinfreiheit“ sogar rühmen, auch offen zugestanden werde. All diese Lebensbejaher, Lebens- und Auslebekünstler behaupten, das Christentum und vor allem der Katholizismus sei lebens**fremd**, lebensfeindlich. Daß diese Behauptung oft genug widerlegt worden, kümmere sie nicht. Und doch könne man mit weit größerer Berechtigung ihnen selbst Lebensfremdheit vorwerfen, man brauche ja nur zu beobachten, wie die größten ihrer Führer Welt und Wirklichkeit vergessen und sich an Ideen berauschen, die für das praktische Leben keinen Wert haben. Wem sollen zum Beispiel die schönen Reden der Sozialeudämonisten, Fortsetzungstheoretiker, Evolutionisten, Pantheisten usw. Halt und Trost gewähren? „Sie sind erdacht bei gutem Einkommen, auf behaglichem Sopha, in der Stube hinter der Lampe, wenn auch dem modernsten Gasbrenner, von Einsiedlern, wenn auch Einsiedlern der Großstadt. Ihre Urheber sind damit nie an Krankenlagern, bei Sterbenden, bei den verbitterten Enterbten gestanden.“ Sie alle leiden an dem Fehler, daß man nach ihnen nicht leben kann, in blinder Selbsttäuschung aber übersehen sie, daß allein das Christentum die Religion des Lebens ist.

Was mit Ausdauer und Willenskraft ein einziger Missionär zu schaffen vermag, beweist „**Eine interessante Missionsgründung**“, von welcher „**Die katholischen Missionen**“ (37. Jahrgang, Nr. 9) berichten. Vor bald drei Jahren zog der Jesuitenpater Torrend von der Chinkunimission in Ober-Sambesi nach Norden, um sich ein neues Arbeitsgebiet zu suchen. Da er im Laufe seines zwanzigjährigen Aufenthaltes unter den Bantuvölkern die Sprache der Eingeborenen völlig beherrschen gelernt hat und mit den Wegen des Landes wohlvertraut ist, unternahm er die Wanderung ohne die sonst für derartige Reisen übliche Ausrüstung und nur von drei jungen Burschen begleitet, die seine Habseligkeiten trugen. Nachdem er etwa 130 Meilen zurückgelegt hatte, gelangte er eines Abends zu einem Negerkral am Ngwererefluß, wo er zu rasten beschloß. Während seine Begleiter sich am Lagerfeuer mit den Eingeborenen unterhielten, betete P. Torrend sein Brevier. Plötzlich wurde er durch laute Ausrufe und lebhaften Wortwechsel gestört: schreiend und gestikulierend umdrängten die Kralbewohner seine Begleiter. Er trat hinzu und



erfuhr nun auf seine Fragen, daß einer der ihn begleitenden Burschen, der junge Franzisko, soeben als Neffe des Dorfhäuptlings erkannt worden sei. Franzisko hatte von den Eingeborenen den Namen des Häuptlings gehört und geäußert, daß sein Onkel ebenso heiße; nach einigem Hin- und Herreden hatte es sich dann herausgestellt, daß er als fünfjähriger Knabe mit seiner Mutter und mehreren anderen Kralbewohnern durch Sklavenräuber entführt worden war; die Mutter, deren Namen er nennen konnte, war während des Sklaventransportes entflohen und lebte noch in einem Nachbardorf. — Der Umstand, daß P. Torrend somit ein als verloren beklagtes Glied der Häuptlingsfamilie zurückbrachte, verschaffte ihm eine günstige Position, die er sofort auszunützen beschloß. Er sah sich nach einem geeigneten Platz zur Anlage einer Missionsstation um, errichtete dort in wenigen Tagen eine Hütte, bestellte ein Stück Land und kehrte dann zur Chinkunimission zurück, um sich bald darauf endgültig in der neubegründeten Station am Ngwererefluß niederzulassen. Unter den Schwierigkeiten, die sich seiner Gründung anfänglich entgegenstellten, war der Mangel an Geld und sonstigen Hilfsmitteln die am schwersten zu bekämpfende, aber P. Torrend verzagte nicht und entdeckte immer wieder einen Ausweg. Von großem Werte ist ihm die Liebe und das Zutrauen der Eingeborenen, um die er auf mancherlei Weise wirbt. So sitzt er des Abends mit der schwarzen Schar am Feuer und erzählt immer neue Geschichten; oder er wandert meilenweit in die Umgegend hinaus, um die Häuptlinge der benachbarten Krals zu besuchen und mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Jeden ihm zur Verfügung stehenden Pfennig verwendet er darauf, den zu ihm kommenden Eingeborenen Arbeit zu verschaffen. Dabei geht er nach folgendem Modus vor: der Arbeiter erhält einen Zettel, auf dem die zu verrichtende Leistung und der ausbedungene Lohn verzeichnet sind; nach Vollendung der Arbeit wird diese geprüft, und falls sie befriedigend ausgefallen ist, erhält der Mann gegen Rückgabe des Zettels den versprochenen Lohn, der zumeist in Bedarfsgegenständen besteht. Auf diese Art setzt P. Torrend es durch, daß der Schwarze wenigstens das Mindestmaß des von ihm Verlangten leistet, während Farmer, welche die Eingeborenen gegen Monatslohn in Dienst nehmen, beständig über deren Trägheit zu klagen haben. — Bei Sonnenaufgang werden die Arbeiter durch ein Glockenzeichen aufgefordert, sich zum Religionsunterrichte, der etwa eine halbe Stunde währt, einzufinden; doch steht es jedem einzelnen frei, ob er an diesem Unterrichte teilnehmen will oder nicht; die Anstellung hängt davon nicht ab, denn P. Torrend will nicht, daß seine Schwarzen sich nur der materiellen Vorteile wegen dem Christentum zuwenden. Trotzdem pflegt keiner der Arbeiter die Religionsstunde zu versäumen. Sonntags findet Unterricht für die Bewohner der Nachbarkrals statt und da versammeln sich manchmal weit über hundert Zuhörer um den Pater. Jeder Erwachsene muß ein Katechumenat von 3—4 Jahren durchmachen. — Die Missionsstation, die in einer Wildnis begründet wurde, ist heute bereits von zahlreichen Ansiedlungen umgeben und P. Torrend ist gerade dabei, mit Hilfe zweier italienischer Maurer ein neues Wohnhaus, eine Kapelle und einen Schulraum zu bauen; er hofft, daß seine Gründung nach wenigen Jahren dank ihrer günstigen Lage in fruchtbarem Lande und in der Nähe der transafrikanischen Bahn imstande sein werde, sich selbst zu erhalten. Aber um zu erreichen, was er bereits erreicht hat und noch erreichen will, muß der mutige Missionär sich die größten Entbehrungen auferlegen; er muß nicht allein auf den Verkehr mit zivilisierten Menschen, sondern oft genug auch auf manches zum Leben Notwendige verzichten.



Aus den in „Nord und Süd" (Mai- und Juliheft) veröffentlichten weiteren Antworten auf die Umfrage über „Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft" (vgl. die „Kultur", X., Heft 2, S. 249 u. H. 3, S. 374) sei folgendes herausgehoben: Für Dr. Andreas Heusler, Professor an der Universität Berlin, ist Religion gleich der Kunst „der bunte Nebel, den der Phantasiemensch auf dem Wege zum Verstandesmenschen zu durchwandern hat"; und doch muß er gestehen: „Welch urkräftiger Kern von Übernatürlichem, Jenseitigem steckt doch in der Predigt Jesu und in der Gläubigkeit aller Christen bis zur Aufklärungszeit!" — Universitätsprofessor Dr. Alfred Hillebrandt in Breslau erklärt Religion und Wissenschaft für zwei dem menschlichen Geiste eingepflanzte Triebe, die auf Verwirklichung ihrer Wünsche drängen und die menschliche Kultur erzeugen, beide in sich verschieden und doch nach der Höhe strebend, einander ergänzend und doch einander entgegengesetzt. Er betont die Notwendigkeit einer Morallehre; Ethik sei nicht das Ergebnis der wissenschaftlichen Erkenntnis oder des modernen Lebens, sondern der Religion, ohne religiösen Hintergrund entbehre sie der inneren Lebenskraft. „Wollten wir den Versuch machen, die moderne Ethik in feste Sätze zu kleiden, so würde — wenn eine Einigung überhaupt zustande käme — sich alsbald ergeben, daß wir über die zehn Gebote und ihre christliche Erweiterung im wesentlichen .... nicht hinausgekommen sind und an Stelle ihrer ehernen Worte nichts Anderes oder Besseres zu setzen wissen." Glauben und Wissen seien niemals kongruent und würden es nie sein, der Kampf zwischen beiden werde fortdauern, solange das letzte Menschenpaar auf Erden weile; der Gegner des Strenggläubigen werde im Glauben stets Widersprüche mit der modernen Wissenschaft finden, jedoch: „Er mag alle Wunder leugnen, aber er wird vor dem größten aller Wunder, der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und dem Gottesdasein, in den meisten Fällen Halt machen und somit in der Mitte seines Weges stehen bleiben." Und wenn er auch auf Unsterblichkeits- und Gottesglauben verzichten wollte, so bliebe er doch „ohne Antwort gegenüber dem Warum des Seins". — Dr. Strecker, Professor an der Technischen Hochschule Charlottenburg, meint, die Technik mache fast den Eindruck des Religionsfeindlichen, denn sie diene nicht wie die Kunst zur Verherrlichung der Religion. Das Ziel der Technik sei Erhöhung der Bequemlichkeit und des Wohllebens, aber auch die Erlösung der Menschheit von schwerer körperlicher Arbeit. Wenn die Menschheit auf diesem Wege wieder Zeit und Kraft gewonnen, werde sie sich mit erneutem Verlangen der Fortbildung ihrer religiösen Anschauungen widmen. — Der Breslauer Universitätsprofessor Geheimer Justizrat Dr. Rudolf Leonhard findet beachtenswerte Zusammenhänge zwischen der Theologie und der Jurisprudenz, die sich in ihrem Einflusse auf die Gesittung des Volkes ergänzen, und würde es als ein Glück betrachten, wenn sie „in gegenseitigem Verständnisse fortschritten, sowie auch in dem Bestreben, sich untereinander das zuzugestehen, was jeder von beiden zukommt". — Die Verbindung naturwissenschaftlicher Studien mit dem religiösen Gedanken ist für Dr. Paul Sorauer, Professor an der Universität Berlin, keine unbedingte Notwendigkeit. Es sei stets festzuhalten, daß die Naturwissenschaft sich nur auf dem Gebiete des Sinnlich-Wahrnehmbaren zu bewegen habe und daß somit jedermann, welchen Standpunkt inbetreff einer metaphysischen Welt er auch einnehme, sich mit ihr beschäftigen könne. „Daher können wir ebenso korrekte gottgläubige wie gottleugnende Naturforscher haben."

Um zu zeigen, wie kritiklos das Volk Ereignissen gegenüberstehe, die mit über-



irdischen Dingen in Zusammenhang gebracht werden, erzählt Dr. Method Dolenc im „Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik" (Bd. 34) in dem Aufsatz „Eine ‚Heilige'" von einem Mädchen in der Gegend von Loitsch in Krain, das wegen seiner Verzückungszustände in den Ruf der Heiligkeit kam. Es handelt sich um die 1867 geborene Theresia J., die eine schwere Kindheit und Jugend hinter sich hat, mit Handarbeiten ihr Brot verdient und einen frommen, streng sittlichen Lebenswandel führt. Bis zum 16. August des vorigen Jahres war an ihr nie etwas Außergewöhnliches zu bemerken gewesen, seit jenem Tage aber verfiel sie zuerst selten, dann immer häufiger in Verzückungszustände, während welcher sie durch nichts aus ihrer Erstarrung aufzurütteln war und die bis zu anderthalb Stunden anhielten. Nach dem Erwachen erzählte sie mit Predigerstimme den herbeigeeilten Dorfbewohnern, sie sei von Gott in den Himmel gerufen worden, habe den Herrn, die heilige Jungfrau, Engel, Heilige und verstorbene Bekannte gesehen, es sei alles wunderbar strahlend und schön gewesen, sie habe in Gottes Schoß liegen dürfen, der Heiland habe ihr ein weißes Brautgewand angelegt und ihr einen Ring an den Finger gesteckt; auch behauptete sie, die früher täglich bei jeder Witterung zur nächsten, drei Viertelstunden entfernten Kirche zur heiligen Messe gegangen war, sie habe das nun nicht mehr nötig, denn während der Verzückung nehme sie im Himmel an der heiligen Messe teil und Jesus selbst spende ihr die heilige Kommunion. Die Zuhörer, die immer zahlreicher herbeiströmten, starrten das Mädchen bewundernd an, weinten vor Ergriffenheit, beteten und verließen das Haus nie, ohne Theresia und deren alte Mutter beschenkt zu haben. Im Dezember vorigen Jahres mischte sich die Gendarmerie in die Angelegenheit. In einer Anzeige an die Behörden erklärte sie die beiden Frauen für Schwindlerinnen und machte außerdem darauf aufmerksam, daß die Sache auch vom sanitätspolizeilichen Standpunkt aus Beachtung verdiene: in der Stube der Theresia versammelten sich Leute aus den verschiedensten Ortschaften, harrten dort stundenlang trotz der schlechten Luft geduldig aus und beschworen somit die Gefahr der Verbreitung von Krankheitsstoffen herauf. Theresia wurde vor das Bezirksgericht geladen, konnte aber der Kälte wegen den Weg nach Loitsch nicht antreten, denn wenn sie im Freien in den Zustand der Verzückung geraten wäre, hätte sie erfrieren müssen. So mußte das Gericht sich entschließen, eine Untersuchungskommission, die von einem Arzte begleitet war, zu ihr zu senden. Die Herren trafen in der engen Stube etwa fünfzig Leute versammelt, die alle der Meinung Ausdruck gaben, daß man es hier mit einem Wunder Gottes zu tun habe. Sie hatten selbst Gelegenheit, Theresia während eines lange andauernden Verzückungszustandes zu beobachten, befragten sie über das, was sie in der Ekstase gesehen hatte, untersuchten ihren Gesundheitszustand, soweit dies geschehen konnte, ohne bei den Versammelten Erbitterung zu erregen, und kamen schließlich zu der Überzeugung, daß Theresia keine Schwindlerin, sondern eine hysterische Kranke sei, gegen die das gerichtliche Verfahren nicht weitergeführt werden konnte. Um aber dem Zudrange der Bevölkerung zu der „Heiligen", als welche Theresia im Heimatsdorfe galt, Einhalt zu gebieten, wurde auf Veranlassung der Behörden im Februar dieses Jahres verlautbart, das Mädchen sei geisteskrank und die Verzückungszustände seien nur Folgen dieses Leidens. Das Gemeindeamt brachte eine Tafel am Hause Theresias an, auf welcher weitere Besuche der Kranken untersagt wurden. Da änderte sich die öffentliche Meinung mit einemmale: der geheimnisvolle Nimbus, der die Verzückte umgeben hatte, verschwand, man sah in ihr nichts weiter als eine arme

Wahnsinnige, auf deren Reden man nichts geben könne, und nur einige wenige junge Dörflerinnen blieben ihr treu und besuchen sie auch jetzt noch von Zeit zu Zeit. „Die Wahl der Mittel, um einen weiteren Zuzug zur Verzückten im großen Stile hintanzuhalten, war sehr angemessen," schließt der Verfasser seinen Bericht. „Ein sofortiges, energisch betriebenes Eingreifen, etwa eine Fortschaffung oder Internierung der Verzückten in einer Heilanstalt, hätte höchstwahrscheinlich, wenn zu nichts ärgerem, so doch zu Ausschreitungen der ‚gläubigen Gemeinde der Verzückten' geführt, die von gar bedauerlichen Folgen für die Opfer begleitet sein könnte."

Jeder Historiker, der sich mit der Geschichte eines einzelnen Ortes oder einer Gegend beschäftigt, tut, wie P. A. M. Salberg O. S. B. in der „Theologisch-praktischen Monatsschrift" (Band 19, Heft 9: „Der historische Wert der Votivtafeln in unseren Wallfahrtskirchen") ausführt, gut, seine Aufmerksamkeit auf die Votivtafeln in der nächsten Wallfahrtskirche zu lenken. Diese Tafeln und Täfelchen, denen niemand künstlerischen Wert beilegen könne und deren Hauptbedeutung ja auf religiösem Gebiet liege, seien oft unschätzbare Quellen für die Ortsgeschichte der Umgegend, die Familiengeschichte einzelner Bewohner, für Volkskunde und Kulturgeschichte. Aus vielen von ihnen erfahre der Forscher Details über Kriegszüge und Schlachten, unter denen die Einwohnerschaft eines benachbarten Ortes in alter Zeit gelitten, über Epidemien, Überschwemmungen, Feuersbrünste usw.; auf vielen anderen, die von Unglücksfällen in einzelnen Familien berichten, finden sich außer dem Namen und Heimatsort der Votanten alle näheren, für die Lokalgeschichte interessanten Umstände genau verzeichnet; zuweilen seien die Bilder auf den Votivtafeln die einzigen, die sich in einem Ort von dessen früherem Aussehen und von der Tracht seiner Bewohner erhalten haben, ebenso ersehe man aus ihnen oft, wie die Wallfahrtskirche selbst zu bestimmten Zeiten ausgesehen habe, wann und aus welchen Gegenden sie am meisten besucht wurde, wie weit die Leute herkamen und mit welchen Anliegen sie gerade zu diesem Wallfahrtsort pilgerten. Sehr zu bedauern sei es, daß aus so vielen Gnadenkirchen die Votivtafeln entfernt und ganz oder teilweise vernichtet wurden. P. Salberg empfiehlt, selbst wenn infolge Umbaues oder Restaurierung der Kirche die Entfernung der Tafeln notwendig wird, ihnen ein Plätzchen anzuweisen, wo sie der Nachwelt erhalten bleiben können, einen Raum unter der Orgel, im Vorraum der Kirche, in der Sakristei oder auch nur in einer Rumpelkammer.

Das „Regen und Ringen in der katholischen Kirche" beurteilt Chr. Rogge im „Türmer" (1909, Heft 10) nach einigen literarischen Erscheinungen der letzten Jahre. Nach den Antworten der italienischen und der französischen Modernisten auf die gewichtigen Äußerungen des Heiligen Vaters wird Memmingers „Das verhexte Kloster" erwähnt, worin die Akten eines grausigen Hexenprozesses vom Jahre 1749 veröffentlicht sind; „Was sollen diese Schauergeschichten zur Volksaufklärung der Gegenwart beitragen?" fragt Rogge und er fügt hinzu, in Hexenprozessen seien die Konfessionen allzumal Sünder gewesen. „Eindrucksvoller" erscheinen ihm, dem Protestanten, natürlich die von Eckert gesammelten „Stimmen aus vier Jahrhunderten über den Jesuitenorden", die „eine überwältigende Einmütigkeit" in der Ablehnung des Ordens und seiner Tätigkeit zeigen sollen. Bei diesem Werke kommen Rogge, wie es scheint, nicht die geringsten Zweifel an dessen Aufrichtigkeit, Ignis Ardens' „Pius X. und der päpstliche Hof" dagegen liest er „mit dem stillen Argwohn, daß der Verfasser ebenso trefflich — aufzuschneiden versteht, wie seine

von ihm oft wegen ihrer Tatarennachrichten verspotteten Kollegen von der Feder". Hoch über allen Tageslärm stellt er das Buch Karl Sells „Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Kultur und Politik", das „von der landläufigen Polemik mit ihrer beiderseitigen Skandalchronik völlig absehen und die großen Fragen, die zwischen den beiden Konfessionen spielen, rein geschichtlich behandeln" will. Interessant sind ihm auch H. Rosts statistische Untersuchungen „Die Katholiken im Kultur- und Wissenschaftsleben der Gegenwart", die den Nachweis zu liefern suchen, daß die sogenannte Inferiorität der Katholiken nur in zufälligen wirtschaftlichen und politischen Ursachen begründet sei. Alle diese Schriften aber, so meint Rogge zum Schluß, können keinen Einblick in die innerste Seele katholischer Frömmigkeit bieten, darum seien für den aufmerksamen Beobachter der großen Auseinandersetzungen im katholischen Lager Biographien, vor allem ehrliche Selbstbiographien von Katholiken viel wertvoller und interessanter. Als solche nennt er Huysmans' Biographie von Jörgensen und G. Spickers autobiographisches Werk „Vom Kloster ins akademische Lehramt". Der Vergleich, der sich aus diesen beiden Biographien ziehen lasse, sei für die katholische Kirche nicht günstig, denn: „Der Gewinn einer Persönlichkeit wie Huysmans will wenig bedeuten, wenn ein Mann wie Spicker doch innerlich sich seiner Kirche entfremdet." Doch ist Rogge wenigstens gerecht genug, den Zweifel zu äußern, „ob man ein solches Ergebnis mit Recht verallgemeinern kann".

Von einer schmerzlichen Sensation auf kunstgeschichtlichem Gebiet, die um die letzte Jahreswende die Kunsthistoriker überrascht habe, spricht der Münchener Professor Karl Voll in den „Süddeutschen Monatsheften" (VI., Heft 7: „Die Madonna mit der Wickenblüte"). Eines der berühmtesten Gemälde im Kölner Museum, das bisher als ein Hauptwerk der altdeutschen Malerei aus dem 15. Jahrhundert gegolten hatte und von allen deutschen Kunstgelehrten viel bewundert und beschrieben worden war, „Die Madonna mit der Wickenblüte", hat sich als Fälschung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts entpuppt. Voll selbst legte der sensationellen Nachricht anfangs keinen rechten Glauben bei, mußte aber allmählich seine Ansicht ändern, zumal als der verdiente Kölner Restaurator Fridt, dessen Urteil in Fachkreisen große Geltung hat, nach genauer Untersuchung erklärte, daß das Gemälde vorzüglich erhalten und nicht übermalt sei und daß die Malweise aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stamme. So hat denn „die kunstgeschichtliche Forschung ein Fiasko erlitten, das einer fürchterlichen Blamage gleich käme, wenn nicht mancherlei Milderungsgründe doch vorhanden wären". Ein solcher sei unter anderem auch der Umstand, daß die Kunstgeschichte eine noch sehr junge Wissenschaft sei, die ein ungeheures Material zu verarbeiten habe und dazu eine kritische Methode, wie sie zum Beispiel die Philologie und die Archäologie schon besitzen, erst ausbauen müsse. Zweifel an der Echtheit einzelner Teile der „Madonna mit der Wickenblüte" seien ja schon manchem Kunstgelehrten gekommen, doch habe keiner sich entschließen können, gegen das allgemein anerkannte Bild aufzutreten. Jetzt freilich will Voll seine Hörer auffordern, „sich ihres Rechtes auf Kritik nicht zu entschlagen, nicht einmal vor den berühmtesten Bildern und nicht einmal, wenn die größten Autoritäten schon gesprochen haben". Zugleich lenkt er die Aufmerksamkeit auf ein Gemälde in der Alten Pinakothek, einen Christuskopf aus der Sammlung der Brüder Boisserée, der für die Wiederholung eines van Eyckschen Originals gilt. Auch bei diesem Gemälde sei keine Spur von Übermalung zu entdecken, obgleich die Farbe keine Sprünge zeige. Einer der Münchener Restauratoren habe diese Tatsache damit erklärt, daß das Malbrett

genau aus der Mitte eines besonders regelmäßig gewachsenen Baumes genommen sei und daher auf Temperaturschwankungen wenig reagiere; trotzdem meint Professor Voll, wenn er das Bild statt in der Alten Pinakothek zum Beispiel auf einer Auktion angetroffen hätte, so hätte er es ganz sicher schon lange für eine Fälschung erklärt. Durch die Erfahrungen mit der „Madonna mit der Wickenblüte" habe er seine Zweifel zur Gewißheit erheben müssen. Wenn so eine alte Berühmtheit stürze oder ein Irrtum der kunstgeschichtlichen Forschung eingestanden werde, sei darin nur der Sieg der Wahrheit zu erblicken, die ja durch kein Machtwort unterdrückt werden könne.

Dasselbe Heft der „Süddeutschen Monatshefte" bringt einen Vortrag, den Professor] Lujo Brentano in einer öffentlichen Versammlung des bayerischen Landesverbandes der Anti-Duell-Liga „Über die Duellfrage" gehalten hat. Längst schon sei es widerlegt, daß der Zweikampf eine dem Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes entsprungene Einrichtung sei, die sich bis in die Urzeit germanischen Rechtslebens zurückverfolgen lasse. Die unsinnige Sitte, den Zweikampf als Beweismittel vor Gericht gelten zu lassen, habe zu der Zeit, als das eigentliche Duell aufkam, längst der Vergangenheit angehört. Nicht aus einer Rechtsvorstellung, sondern aus anarchischen Zuständen des Mittelalters sei das Duell erwachsen, und zwar nicht auf deutschem, sondern auf spanischem, italienischem und französischem Boden. In Deutschland trete es nachweisbar erst Anfang des 17. Jahrhunderts auf. Auch sei die Tötung im Zweikampf damals noch genau so wie jede andere Tötung behandelt worden. Die Verordnung aber, die den preußischen Offizier, der eine Forderung zurückweist, des Verbleibens im Heere für unwürdig erklärt, sei erst am 2. Mai 1874 erlassen worden. Klar und treffend führt Brentano sodann aus, daß es sich in Duellsachen ausnahmslos um eine Verwechslung der Ehre mit den äußeren Ehren, die man jemandem erweist, handle. „Die Ehre ist die Würde, die jemandem innewohnt auf Grund makelloser Führung des Lebens." Je größer die Leistungen des einzelnen in der Erfüllung seiner Standespflichten, um so strahlender sei seine innere Schönheit, um so vollkommener seine Würde, um so größer seine Ehre. Diese Ehre könne durch niemanden anders als ihren Träger selbst verletzt werden und eben daher könne sie auch da, wo sie von einem andern bestritten wird, nicht durch einen Zweikampf wiederhergestellt werden. Ist die Beschuldigung wahr, so könne ein Duell sie nicht unwahr machen. „Hat jemand seine Pflicht verletzt, so bleibt er schuldig, auch wenn er den, der ihm die Pflichtverletzung vorhält, niederschießt. Ist die Beschuldigung aber unwahr, so hat der Beleidiger durch seine falsche Beschuldigung seine eigene Ehre verletzt und es wird ihm dann durch den Zweikampf nur Gelegenheit gegeben, eine Achtung aufrecht zu erhalten, die ihm nicht zukommt." So sei das Duell im Grunde genommen nur eine Einrichtung zur Wahrung der gesellschaftlichen Achtung frivoler Beleidiger. Man müsse sich fragen, wie es komme, daß das Duell trotz aller überzeugenden Beweise für seine Unsinnigkeit in Deutschland immer noch existiert, während es zum Beispiel in England bereits seit Jahrzehnten (auf Veranlassung des Prinz-Gemahls Albert) abgeschafft sei. Die Antwort darauf findet Brentano in der Schwäche des deutschen Bürgertums, das es nicht verstanden habe, seinen sittlichen Anschauungen allgemeine Geltung zu verschaffen und sich ängstlich bemühe, „es dem Adel in rückständigen Vorstellungen gleichzutun". Überdies habe das Institut des Reserveoffiziers verhängnisvoll auf die Verbreitung des Duells eingewirkt, werde doch auch kein Reserveoffizier im Heere geduldet, der „seine Ehre nicht zu wahren weiß", mit anderen Worten: der nicht bereit wäre, den vom Straf-



gesetzbuch mit Strafe bedrohten Zweikampf einzugehen. Diesem Widerspruch zwischen Duell und Rechtsordnung könnte jedoch ein Ende gemacht werden, wenn sich nur eine ausreichende Zahl von Jünglingen fände, „die den Mut ihrer Überzeugung hätten, die bereit wären, lieber auf die Ernennung zum Reserveoffizier zu verzichten, als sich zum Begehen einer strafrechtlich geahndeten Handlung bereit zu erklären". Vielleicht, meint Brentano, gibt es auch noch ein Mittel zur Abschaffung der Duellunsitte: wenn zum Beispiel streikende Arbeiter ihre abgefallenen Genossen fordern würden, so würden die höheren Stände, die ja auch auf gewisse Moden verzichten, sobald diese vulgär werden, sich wahrscheinlich auch vom Duell abwenden. Doch seien die Arbeiter heute zu aufgeklärt, um diese Unsitte von den höheren Klassen zu übernehmen. So sei es denn vor allem Aufgabe der Jugend, den Idealen einer absterbenden Epoche keine Konzessionen mehr zu machen; „die Kraft der Jugend einer Nation hat von jeher sich darin gezeigt, daß sie es verstanden hat, die Ideale *ihrer* Epoche der absterbenden aufzunötigen. Sollte die heutige Jugend so kraftlos sein, daß sie über Seniles nicht sollte Herr werden können?"

Auch Hans *Nordeck* bietet „*Eine Anregung zur Duellfrage*" („*Allgemeine Rundschau*", VI., Heft 28), indem er ausführt, daß das Duell entbehrlich zu machen wäre, wenn das Einschreiten von Amts wegen weiter ausgedehnt würde, wenigstens auf alle die Fälle, in denen nach den herrschenden Anschauungen sonst eine Forderung stattfinden müßte. „Wo die Beleidigung so schwer ist, daß nach Ehrenratsurteil ein friedlicher Ausgleich unmöglich erscheint, müßte die Staatsanwaltschaft die Sache der Beleidigten führen und *nur* auf empfindliche Gefängnisstrafe, unter Umständen auf Ehrverlust, erkannt werden *dürfen*." Um das Harte dieser Bestimmung teilweise zu mildern und dem christlichen Geist des Verzeihens den Weg offen zu lassen, sollte jedoch dem Beleidigten das Recht zustehen, entweder das behördliche Einschreiten zu untersagen oder „durch seinen Antrag in irgend einer Form den Erlaß der Gefängnisstrafe oder ihre Umwandlung in Geldstrafe herbeizuführen". (Vgl. auch die Notiz „*Zur Geschichte des Kampfes gegen das Duell*" in der „*Österreichischen Rundschau*", XX., Heft 2, eine anerkennende Kritik der „Kurzgefaßten Geschichte der Bildung und Entwicklung der Ligen wider den Zweikampf und zum Schutze der Ehre in den verschiedenen Ländern Europas von Ende November 1900 bis 1908" vom Infanten von Spanien, Don Alfonso von Bourbon und Österreich-Este, dem eigentlichen Begründer der Antiduellbewegung.)

„*Die latente Krisis zwischen Österreich und Ungarn*" wird „*Von einem Reichsdeutschen*" in den „*Historisch-politischen Blättern*" (Bd. 143, Heft 11) ausführlich besprochen. Die politische Krisis dränge zur Vernichtung einer der ehrwürdigsten Großmächte Europas, heißt es da, und verursacht sei diese Gefahr durch die zentralistische Germanisierungspolitik und die kirchlichen „Reformen" Josephs II., durch den politischen Einfluß und die Eigenschaft der in Ungarn dominierenden Rasse, durch die Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Magyaren und durch die Verständnislosigkeit der meisten österreichischen Staatsmänner und Parteiführer für eine dem polyglotten Staate angepaßte Staatsform. Kaiser Josephs Germanisierungspolitik habe jenseits der Leitha die Feindschaft gegen Österreich geweckt; durch seine kirchlichen „Reformen" sei der Kalvinismus, der der katholischen Dynastie stets abgeneigt gewesen, in Ungarn erstarkt. „Ein noch frisch pulsierendes katholisches Leben hätte die österreichische Frage nicht gelöst, weil das nicht die

Aufgabe des Katholizismus gewesen wäre; aber es hätte ihr die gefährliche Spitze abgebrochen." — Kein Volksstamm Europas entwickle heute einen so übertriebenen, die natürlichste politische Klugheit verleugnenden Hypernationalismus wie die Magyaren, die einzig in der Sprache das Wesen der Nation erblicken. Durch ihren Magyarisierungseifer seien die kaisertreuen Kroaten, Rumänen, Slovaken, Ruthenen usw. veranlaßt worden, nach anderen Staaten, vor allem nach Rußland hinüberzugravitieren. Daß die Ungarn durch ihre die österreichische Großmacht zerstörende Politik sich selbst von allen umliegenden Völkern isolieren, werde von ihnen übersehen; ihren angeborenen Übermut aber steigere die Nachgiebigkeit der Krone und ihrer Berater bis zu maßloser Begehrlichkeit. Der Verfasser zählt nun alle die Vorrechte auf, die den Magyaren bereits seit 1835 gewährt worden seien, und erklärt schließlich: „Die größte Konzession wurde seit dem verhängnisvollen ‚Ausgleich' des Jahres 1867 Ungarn durch den ‚Ausgleich' vom Dezember 1907 in den Schoß geworfen. Mit diesem ‚Ausgleich' ist die Handels- und Zolleinheit, die stärkste Klammer des Reiches, vollständig zerrissen, an Stelle des Zollbündnisses ist mit Ungarn, wie mit einem fremden Staate, ein Zollvertrag getreten; vom Jahre 1917 ab ist Ungarn wirtschaftlich frei, es kann seine eigenen Wege gehen." Scharf verurteilt wird das Ministerium Beck, „in das unglücklicherweise und gegen den Wunsch des anerkannten Parteiführers auch zwei Christlichsoziale eintraten"; als einzige Rettung aber aus Österreichs kritischer Lage wird das Ende des Dualismus, die Wiederherstellung der Reichseinheit bezeichnet, eine Lösung, die durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina und durch die südslavische Frage notwendiger geworden sei als je. Andrerseits habe durch die Annexion auch die sogenannte Trias-Idee erhöhte Bedeutung und Aktualität gewonnen. Die Verwirklichung dieser Idee „würde die Umwandlung des Dualismus, der Zweiteilung des Reiches, in eine föderalistische, die Einheit der Monarchie wahrende Dreiteilung zur zwingenden Folge haben".

In derselben Zeitschrift (Bd. 144, Heft 5) findet sich ein Artikel über „Politik und Religion", dessen ungenannter Verfasser, ein Österreicher, nur in dem Durchdringen des politischen Handelns durch die katholischen Grundsätze das Mittel sieht, das der Politik Ansehen verleihen könne. Unter Politik versteht er den Komplex aller politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen, kurz aller Fragen des öffentlichen Lebens, die sich zwar theoretisch, nicht aber praktisch auseinanderhalten lassen. „Wollte man die Gestaltung einer solchen Frage, ihr Entstehen und ihre Entwicklung genauer betrachten, in das Wesen derselben tiefer eindringen, sozusagen ihre Seele erforschen, würde sich nicht nur die Tatsache engen Zusammenhanges mit anderen Lebensfragen zeigen, sondern man würde auf einen tiefsten Grund stoßen, in welchen nicht nur die Grundfragen des öffentlichen, sondern auch des privaten Lebens sich konzentrieren." Dieser tiefste Grund sei die Frage nach dem letzten Ziel und Zweck des Menschen, auf die keine politische Theorie, sondern nur die Religion Antwort geben könne. Schon im instinktiven Gefühl der Heiden sei eine Trennung von Religion und Staat unmöglich gewesen, das Christentum seinerseits stellte durch die Lehre, daß kein Recht ohne Pflicht vorhanden sei, die Religion und mit ihr die Moral über den Staat. Den Anhängern der auf falschem Grunde fußenden sozialistisch-staatsrechtlichen Programme und liberalen Systeme aber „ist die Lehre der katholischen Kirche von Recht und Pflicht, der jenseitigen Vergeltung durch den höchsten Richter ein unbequemes Hindernis ihrer politischen Bestrebungen". Durch sie wurde der

Begriff von Gut und Böse, Recht und Unrecht der Auslegung des einzelnen preisgeben und somit jeder Leidenschaft im öffentlichen wie im privaten Leben Tür und Tor geöffnet, denn der endliche inappellable Richter ist ihnen nicht mehr Gott, sondern das Ich. „Jeder politische Standpunkt aber, der in letzter Konsequenz zum ‚Ich' führt, zertrümmert den Begriff der Sozietät, ist daher destruktiv, unsozial, unpolitisch, ein Widerspruch in sich." Beweise für diesen Satz liefere das moderne Parteileben, das zur Verwechslung des Mittels mit dem Zweck führe; so sei in Österreich das Parlament und in diesem wiederum die Partei Selbstzweck geworden. Der Parteibegriff sei auf einen imaginären Thron erhoben worden, um die Wähler zu täuschen und die persönlichen Bestrebungen der Führer zu decken. Die Parteipolitik setze an Stelle der Sache die Personen und führe zu einer unpolitischen und unsozialen Entwicklung der Dinge. Daher höre man so oft die Ansicht, daß Politik gleichbedeutend sei mit Intrigen. Die Einheit des sogenannten antiklerikalen Blocks freiheitlicher Parteien in allen Fällen, wo es sich um einen Kampf gegen die Kirche handelt, sei ein unfreiwilliger Beweis für den Zusammenhang alles öffentlichen Lebens mit der Religion: diese Parteien seien sich eben klar, daß ihren Tendenzen nichts so gefährlich sei wie die Beeinflussung der Menschheit durch die Religion, die das egoistische System vernichtet. Die Religion allein biete die „Garantie der Gleichartigkeit und Unveränderlichkeit durch ihren göttlichen Charakter und die von Gott selbst gegebene Verfassung; sie allein hält dem Politiker Pflicht und Recht in seinem Ziele Gott vor Augen und bietet ihm so den Halt gegen egoistische Versuchungen. Nur durch das Erheben des geistigen Menschen über seine Leidenschaften, durch Regelung seines Strebens durch das Endziel Gott, wird er für die Lösung der großen politischen Probleme gestählt und befähigt."

Einige Nachrichten über „Die Österreicher in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" bringt Dr. Adolf v. Noé (Chicago) in der „Österreichischen Rundschau" (XX., Heft 2). Darnach hat die österreichisch-ungarische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten sehr zugenommen; während man 1862 nur 111 österreichisch-ungarische Einwanderer zählte, sendet die Monarchie jetzt jährlich rund 200.000 Menschen nach der Union. Meist sind diese Einwanderer junge, unverheiratete Slowaken, Polen, Ruthenen und Kroaten, die in den Kohlenminen von Pennsylvanien Verdienst suchen und nach einigen Jahren mit einem kleinen Kapital in die Heimat zurückkehren. Im Jahre 1907 ist von allen Rückwanderern eine Barsumme von 500 Millionen Kronen aus Amerika mitgenommen worden, und 20% davon kommen auf Österreich-Ungarn. In neuerer Zeit ist festgestellt worden, daß auch viele junge Mädchen aus Österreich nach den großen Städten Amerikas übersiedeln, um dort als Fabriksarbeiterinnen ihr Fortkommen zu suchen, obgleich sie sich als solche schlechter stehen denn als Dienstmädchen. In den Südstaaten herrscht nach Dr. Noés Angaben Mangel an ländlichen Arbeitern, dennoch sei eine Einwanderung dorthin nicht ratsam, weil in den meisten dieser Staaten die Einrichtung der Lohnsklaverei bestehe: „Mittellose, der Sprache und Sitten des Landes unkundige Einwanderer werden von gewissenlosen und unredlichen Unternehmern zu sehr ungünstigen Arbeitsverträgen verleitet und können mit Hilfe einer korrupten lokalen Justizverwaltung, welche unfehlbar die Partei des Unternehmers ergreift, bei Weigerung oder Unfähigkeit der Ausführung des Kontraktes in Ketten gelegt und zur Arbeit gezwungen werden." Infolge der dringenden Vorstellungen der österreichischen und italienischen Vertreter

habe das Washingtoner Justizdepartement eine Untersuchung eingeleitet, die hoffentlich bald zur Abschaffung dieser schmachvollen Zustände führen werde. Auch Angehörige der höheren Stände, besonders Ärzte und Künstler, seien unter den österreichischen Einwanderern zu finden. Leider aber bilden sie nicht, wie zum Beispiel die Reichsdeutschen, Engländer, Franzosen und Schweizer, eine eigene Kolonie, sondern sie schließen sich entweder anderen Kolonien an oder verlieren sich in der amerikanischen Gesellschaft. Noé beklagt die nationale Teilnahmslosigkeit der österreichisch-ungarischen Konsuln, die für die Deutschösterreicher weniger tun als mancher reichsdeutsche Konsul, und äußert den Wunsch, „daß gerade höheren Orts endlich einmal etwas zur wirksameren Vertretung der Monarchie in den Vereinigten Staaten veranlaßt werde". Man könne sich darin an Deutschland ein Beispiel nehmen. Wenn Österreich sich nicht mit Rußland oder der Türkei auf gleiche Stufe stellen wolle, so müsse es sich in Amerika anders als bisher vertreten lassen sowie die Fortschritte, die in der Union auf allen Gebieten zu verzeichnen sind, besser für sich ausnutzen. Viele geistige Anregungen, viele neue Absatzgebiete könnten der Monarchie so erschlossen werden. Im ökonomischen Wettkampf der Völker räche sich die Abgeschlossenheit und Selbstzufriedenheit oft sehr schwer und gerade der Deutschösterreicher bedürfe trefflicher Schulung und kundigen Blickes, um die wirtschaftliche und kulturelle Überlegenheit seines Volksstammes gegen die Mehrzahl der nichtdeutschen Reichsgenossen zu wahren.

In einem Artikel der französischen Zeitschrift „Journal des Sciences Militaires" finden sich — wie C. v. H. in den „Grenzboten" (1909, Heft 22: „Der Rastatter Gesandtenmord am 28. April 1799") berichtet — Angaben, welche an der Hand von Mitteilungen des k. u. k. österreichischen Kriegsarchivs sowie zweier Nachrichten aus französischen Archiven die Unschuld der Szekler Husaren an dem Rastatter Gesandtenmorde nachweisen. Der Verfasser des französischen Aufsatzes führt Tatsachen an, die unbedingt für die Unschuld der Österreicher sprechen und französische Emigranten als des Mordes dringend verdächtig erscheinen lassen. Aus dem Briefe eines ungenannten Emigranten, der zur Zeit des Mordes in Augsburg weilte, gehe hervor, daß vor allem ein gewisser d'André und der Exgeneral Danican als die Urheber des Verbrechens anzusehen seien. „Es scheint, daß Danican Vertraute hatte, die, in die Uniform der Szekler Husaren gekleidet, den Mord an den Gesandten Bonnier und Roberjot ausführten, und daß Danican selbst an dem Morde beteiligt war," heißt es in dem Briefe. Auch ein Bericht des Oberstleutnants Amon von Treuenfest in dessen Geschichte des k. u. k. Husarenregiments Nr. 11, das von 1762 bis 1858 mit den Szekler Husaren verbunden war, bestätige den auf die Emigranten fallenden Verdacht. Treuenfest hat von einem alten Wachtmeister der Szekler Husaren eine Darstellung des Mordes erhalten, die jener wiederum der Erzählung seines Vaters verdankt. Der Erzähler befand sich nämlich unter den Soldaten, die, von einem Rekognoszierungsritt heimkehrend, sofort nach Verübung des Mordes an dem Tatort des Verbrechens anlangten und daher später als des Mordes verdächtig in Untersuchungshaft gerieten. Auch ein anderer dieser Soldaten hat, wie Treuenfest angibt, noch kurz vor seinem Tode bei seiner Seele Seligkeit geschworen, „daß die Szekler Husaren, weit entfernt, das Verbrechen begangen zu haben, im Gegenteil die Mörder in die Flucht gejagt und dadurch das Leben der übrigen Reisenden gerettet hätten".

In Heft 31 derselben Zeitschrift erörtert E. Ruhstrat (Kiukiang) „Die Aussichten der christlichen Religion in China", die er als nicht be-



sonders günstig hinstellt. In China gebe es ungefähr zwanzig Millionen Mohammedaner, die in der Ausübung ihrer Lehre durchaus nicht gehindert werden, während die zirka eine Million katholischer und zirka hunderttausend protestantischer Chinesen immer wieder auf Schwierigkeiten stoßen. Den Grund zu dieser verschiedenartigen Behandlung sieht Ruhstrat unter anderem darin, daß die Mohammedaner den Kaiser ebenso hoch und in derselben Weise verehren wie die Jünger des Konfuzius und des Buddha; in jeder Moschee zum Beispiel sei auf Befehl der Regierung eine Tafel angebracht, die in goldenen Schriftzeichen die Worte trägt: „Möge der Kaiser zehntausend Jahre lang regieren!" und vor der die Mohammedaner das Knie beugen. Natürlich versteht sich keine christliche Gemeinschaft dazu, dem Herrscher in solcher Form zu huldigen. Die Kaiser von China seien zeitweise gar nicht abgeneigt gewesen, dem Christentum ihr Land zu öffnen. So haben die Jesuiten im 17. Jahrhundert bei Kang Hi, vielleicht dem bedeutendsten Herrscher Chinas, in hohem Ansehen gestanden, bis zwischen der Pekinger Regierung und der Kurie in betreff der Ahnenverehrung einige Streitpunkte aufgetaucht seien. Sobald man in Peking merkte, „daß ein im fernen Westen wohnender geistlicher Herrscher in einigen wichtigen Dingen anderer Meinung sein wollte als der nach seiner eigenen Auffassung hoch über allen Königen der Erde stehende Sohn des Himmels auf dem Drachenthrone, verkehrte sich die bisherige Duldung in Unduldsamkeit". Jetzt verdanken die Missionäre es nur der Gewalt der europäischen Waffen, daß sie im Lande wirken dürfen. Ein Beweis für den nur mühsam verhaltenen Haß gegen sie sei die verbürgte Nachricht aus jüngster Zeit, die chinesische Regierung plane, den Zöglingen der Missionsschulen das Wahlrecht für das sehnlichst erwartete Parlament zu versagen, — eine Maßregel, die den Missionsanstalten den Boden unter den Füßen wegziehen würde. Nach des Verfassers Ansicht ist die Missionsfrage in China in absehbarer Zeit nicht zu lösen; der einzig gangbare, aber lange und beschwerliche Weg dazu sei vielleicht der von dem amerikanischen Missionär Dr. Gilbert Reid eingeschlagene: Reid wolle versuchen, dem Christentum Eingang in die leitenden Kreise in Peking zu verschaffen und diese für das Missionswerk zu interessieren. Vor der Boxerzeit habe er in Peking ein „Internationales Institut" eingerichtet, worin Vorträge aller Art für die gebildeten Klassen gehalten wurden; nach Beilegung der Wirren sei dies Institut nach Schanghai verlegt worden, wo Dr. Reid jedoch nicht so erfolgreich wirken könne.

* * *

Erklärung. Die Unterzeichneten glauben im Namen der erheblichen Mehrzahl katholischer Schriftsteller deutscher Zunge zu sprechen, wenn sie es endlich an der Zeit halten, gegen die seit einem Jahrzehnt fortgeführte, nun neuerdings wieder in Angriff genommene Zerstörungsarbeit innerhalb der bisher so hoffnungsvoll aufgeblühten katholischen Literaturbewegung zu protestieren. Seit etwa vier Jahrzehnten ging einem religiösen und einem politischen Aufschwung der deutschen Katholiken auch ein literarischer Aufschwung zur Seite, wie er bisher noch in keinem Jahrhundert seit der Kirchentrennung seinesgleichen hatte. Diesem Aufschwung nun tritt von seiten einer Fraktion — sie nennt sich die fortschrittliche — eine wahrhaft reaktionäre Kritik gegenüber, die bereits erheblichen Schaden angerichtet hat und, wenn sie so weiter fortschreitet, die katholische Literatur zerstören wird.

Jede Kritik, selbst die herbste, die rücksichtsloseste, ist berechtigt und heilsam, sie ist eine willkommene und notwendige Mitarbeit an aller positiven Kulturarbeit, —



wenn sie sachlich ist. Die Kritik aber, wie sie in diesem letzten Jahrzehnt — fragen wir nicht nach dem Warum — von einigen Katholiken gegen Katholiken geübt wurde, ist nicht mehr bloß „rücksichtslos", sie ist tendenziös, von Mißgunst, ja von offener Gehässigkeit erfüllt. Diese Kritik benörgelt, verdächtigt, verkleinert und verunglimpft in leichtfertiger Weise die Lebensarbeit katholischer Schriftsteller, während sie den Schriftwerken akatholischer Autoren zumeist ungleich freundlicher gegenübersteht, ja ihnen nicht selten mit ungeteilter Bewunderung Weihrauch streut. Sie gibt vor, das katholische Geistesleben wecken und heben zu wollen; in Wahrheit ist sie darnach angetan, es in den Boden zu stampfen.

Bisher mutig schaffende Autoren sind dadurch so angeekelt worden, daß sie ihre Feder am liebsten zerbrechen möchten. Andere und besonders die jüngere Generation wagt es kaum mehr, mit charaktervollen, persönlichen Publikationen hervorzutreten, da deren Vernichtung ihnen gewiß erscheint. Wieder andere von unselbständigerem Urteil und durch mannigfache Beziehungen und Interessen verknüpft, haben nicht den Mut, offen ihren Unwillen über dieses selbstmörderische Treiben auszusprechen. Die Zweifelhafteren aber werden dadurch überhaupt aus der katholischen Literaturbewegung hinausgedrängt, aus einer Bewegung, die ihnen infolge dieser unleidlichen Verhältnisse als aussichtslos, als verfahren erscheinen muß.

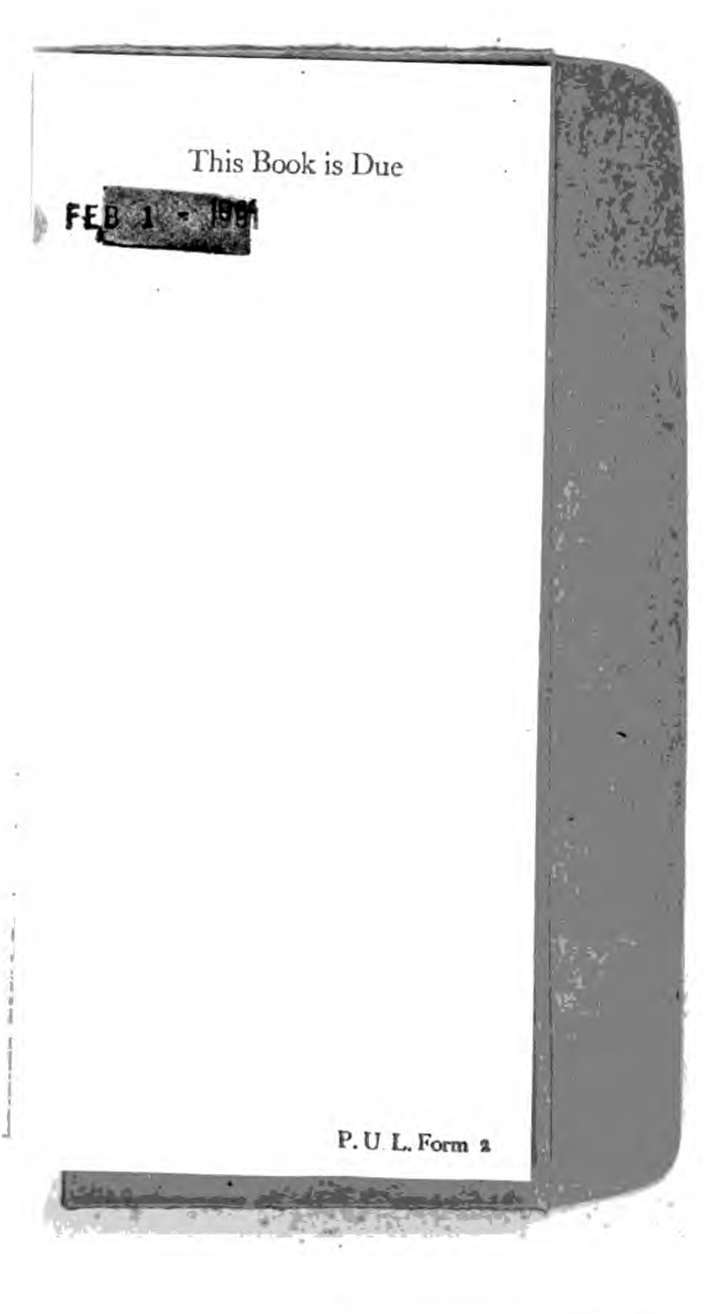
Um so mehr halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, einen Appell an das katholische Publikum zu richten und es von der drohenden Gefahr der Lage in Kenntnis zu setzen, einen Appell an den katholischen Klerus, einen Appell an die katholischen Politiker, an die katholischen Redakteure und Verleger. Nicht etwa nur das Standesinteresse und der Ruf einzelner Autoren steht auf dem Spiele, sondern es handelt sich um das Interesse und die Existenz katholischer Geistesarbeit. Wird unsere katholische Literatur zerstört, so wird die Werbekraft der katholischen Ideen auch auf den Gebieten der Politik und der Gesellschaft sinken; um so mehr muß an Stelle der katholischen die moderne gegnerische Literatur in unserem Volke Eingang finden und damit der Geist der Verneinung immer weiter um sich greifen.

Ansgar Albing. P. Anheier. M. v. Buol. Clara Commer. Monsignore Commer. Dr. Otto Denk (Schaching). Domanig. Eichert. Eschelbach. Anna Esser. Fabri de Fabris. Sophie Görres. M. v. Greiffenstein. E. M. Hamann. G. Harrasser. v. Heemstede. Herbert. Hlatky. Adolf Innerkofler. Gaudentius Koch. Kralik. Krapp. Ant. Müller (Br. Willram). Oehl. Ant. Jos. Peters. Al. Pichler. Schrott-Fiechtl. Seeber. V. Stein. Trabert. Msg. Waitz. Alb. M. Weiß.

Diese Erklärung bildet den Ausgangspunkt zur Gründung eines Katholischen Literaturvereines für Deutschland, Österreich und die Schweiz. Zuschriften und Anmeldungen sind erbeten an Dr. Lorenz Krapp in Bamberg oder an M. Domanig in Klosterneuburg bei Wien.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.


Princeton University Library
32101 064480948


This Book is Due
FEB 1 - 1981
P. U. L. Form 2



